









AC 53-6





Gervinus, Histoire de la  
poésie allemande.

BE 847 / 7

G e s c h i c h t e

der poetischen

# National-Literatur

der

D e u t s c h e n

von

Dr. G. G. G e r v i n u s.



Erster Theil.

Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts.

---

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1835.

1870

1870

1870

1870



1870

1870

1870

1870

1870



## V o r w o r t.

---

Ich übergebe dem Publicum hier den zweiten Theil meiner historischen Schriften, der zwar in einem anderen Verlage erscheint, als der frühere, und in einem Gebiete herumstreift, das himmelweit von dem schon unter sich genug verschiedenen Inhalte des ersten Theiles abliegt, und in einer Art behandelt ist, die gleichfalls eine ganz andere Farbe trägt, der sich aber dennoch an den ersten auch aus anderen Gründen anreihet, als weil der Titel und der Verfasser die nämlichen sind. Jeder, der da weiß, daß man heutzutage nicht bloß für das Leben und das Publicum, sondern auch (leider nicht so sehr für Wissenschaft und Kenner, als) für Gelehrsamkeit und Gelehrte schreiben muß, und der zugleich den Wunsch mit mir theilt, daß dies Muß nicht sein müßte, der wird das Verhältniß meiner verschiedenen Schriften zueinander leicht finden.

Der wird auch leicht finden, warum in die Form derselben nothwendig Manches mit unterließ, was nothwendig hätte unterbleiben müssen, wenn dies leidige Muß

nicht wäre. Dergleichen nothwendigen Ueberfluß hat dieser Band hier mehr als der vorige noch, ja man wird hier und da die historische Form ganz vermissen, und davon werden mich vielleicht Manche zu überzeugen sich bemühen, die nicht halb so überzeugt davon sind, wie ich selbst. Denn ich möchte nicht, daß es mir ein Mensch in der Welt zuvorthäte an Uebung der inneren Sinne für ächte Geschichte und ächte historische Form. Allein hier war mit dem besten Willen nichts zu ändern; wer kann auch gleich in einer Wissenschaft, die zum Theil erst noch begründet werden muß, die strengste Form der Behandlung anwenden? Wenn dies Buch heute eine zweite Auflage erlebte, so würde diese höchst wahrscheinlich das reinste historische Gewand anzulegen streben, das die jetzige fast absichtlich von sich wirft; jene würde aber auch diese durchaus nicht entbehrlich machen.

Ich habe dem Publicum einige Proben aus diesem Bande im Laufe des letzten Jahres mitgetheilt, die man zum Theil wörtlich hier wiederfinden wird. Ich hatte gehofft, eine oder die andere Stimme darüber zu hören, privatim natürlich, denn auf die jetzige Kritik hätte ich noch die erste Hoffnung zu setzen.

Unter dem Drucke der letzten Bogen ist mir nun auch die Ausgabe des Freidank von W. Grimm zugekommen. Es freute mich, aus seiner Einleitung zu sehen, daß mir kein wesentlicher Gesichtspunct entgangen war, und daß Uebereinstimmung in der allgemeinen Ansicht von dem

zweifachen Bestandtheilen des Gedichtes herrscht. Seiner Meinung, daß Walther der Dichter dieser Sprüche sei, hätte ich mich ohnehin nicht angeschlossen. Dieser Dichter ist ein Sammler und borgt; jene Zeit aber fängt gerade jetzt an, sehr unverschämt zu borgen; Sprüche dazu und spruchähnliche Ansprüche lassen sich nicht so vom Worte trennen, daß ein freieres Borgen leicht möglich sei. Wie sehr aber Walther von allen Dichtern benutzt und ausgeschrieben ward, die auf ihn folgten, liegt am Tage; keinem lag er aber näher als dem Freidank. Eine allgemeine Aehnlichkeit der Beurtheilung der Welt setzte auch ich zwischen Freidank und Walther voraus, man nehme hinzu, daß beide in gleicher Zeit lebten und gleiche Schicksale theilten, daß der Eine ein ganz productiver Kopf, der Andere ein ganz leidendes Talent ist, so ist das übergenuß, um die großen und kleinen Aehnlichkeiten zu erklären. Wie könnte sich ein solcher feuriger, unruhig-thätiger Geist wie Walther, der voll von Bildern einer rastlosen Phantasie ist, je in die platte Form solcher Lehrdistichen haben zwingen lassen! Zwischen dem was ein genialer Dichter in seiner besten Zeit und was er in Alter und Abnahme hervorbringt, ist freilich oft ein himmelweiter Unterschied. Allein wir besitzen doch unstreitig manches unter Walthers Gedichten, was aus seinem hohen Alter ist, und was immer toto coelo von diesem Freidank absteht. Auch das Urtheil des Herausgebers über Thomasin wird Niemand theilen mögen, der das Große eines schöpferi-



sehen Kopfes der bloß passiven Empfänglichkeit vorzuziehen weiß.

Da ich nicht am Druckorte wohne, so sind manche Druckfehler, besonders orthographische, stehen geblieben, die aber leicht zu corrigiren sind. Auf p. 300 ist wohl statt Laßbergs Liederfaal der Druck des Koloezaer Codex zu setzen, wenn mich mein Gedächtniß nicht noch einmal trügt; denn es gehen mir im Augenblicke beide Bücher zum Nachschlagen ab.

Gervinus.

Heidelberg, im December 1834.

# G e s c h i c h t e

## Der Deutschen Dichtung.

---

### E i n l e i t u n g.

Ich habe es unternommen, die Geschichte der deutschen Dichtung von der Zeit ihres ersten Entstehens bis zu dem Punkte zu erzählen, wo sie nach mannichfaltigen Schicksalen sich dem allgemeinsten und reinsten Charakter der Poesie, und aller Kunst überhaupt, am meisten und bestimmtesten näherte. Ich mußte ihre Anfänge in Zeiten auffuchen, aus welchen kaum vernehmbare Spuren ihres Daseins übrig geblieben sind; ich mußte sie durch andere Perioden verfolgen, wo sie bald unter dem Drucke des Mönchthums ein unwürdiges Joch duldete, bald unter der Zügellosigkeit des Ritterthums die gefährlichste Richtung einschlug, bald von dem heimischen Gewerbestand in Fesseln gelegt und oft von eindringenden Fremdlingen unterjocht ward, bis sie von allgemeinerer Aufklärung unterstützt sich in Mäßigung frei rang, ihr eigener Herr ward und schnell die zuletzt getragne Unterwerfung mit rächenden Eroberungen vergalt. Welche Schicksale sie litt, welche Hemmungen ihr entgegen traten, wie sie die Einen ertrug, die Anderen überwand, wie sie innerlich erstarkte, was sie äußerlich förderte, was ihr endlich eigen thümlichen Werth, Anerkennung und Herrschaft erwarb, soll ein einziges Gemälde anschaulich zu machen versuchen.

Wenn dieser Versuch vielleicht mehr einer Skizze, ja dem bloßen ersten Entwurf einer Skizze ähnlich sieht, als einem ausgeführten Bilde, so urtheilt wohl jeder darüber schonend, der da weiß, wie unendlich schwer diese Aufgabe von jeder Seite her zu lösen ist, sei nun von Auffassung oder Darstellung oder auch nur der trockensten Sichtung des Stoffes die Rede. Denn wie sollte in

einem Gegenstande, der die vielfältigsten Producte der verschiedensten Zeiten in sich befaßt, der, wenn er irgend erschöpft werden sollte, eine unermessliche Belesenheit nicht nur auf dem vaterländischen Gebiete der Dichtkunst, sondern auch in dem gleichen der andern europäischen und asiatischen Nationen, ja auch in den verwandten Reichen der Künste und Wissenschaften verlangt, wie sollte da ein Einzelner, und besäße er von der Natur im reichlichsten Maaße die Gabe, alle Richtungen des menschlichen Geistes zu verfolgen, je hoffen dürfen, zugleich der strengen und Einen Forderung der Wissenschaft zu genügen und den getheilten Erwartungen der parthei- ten Gelehrten, zugleich das wahre Bedürfniß der Gegenwart zu befriedigen und die irragenden Wünsche der Menge, und wieder die Ansichten der meist bloß sachkundigen Kenner und der meist bloß weiskundigen Laien mit Einem Male, gleich vertraut mit Sachen und Menschen, zu berücksichtigen!

Daß die Ziele, die sich der Schreiber einer Geschichte der deutschen Dichtkunst wählen kann, so weit auseinander, so leicht unterscheidbar liegen, dies erleichterte mir die Wahl; denn eine Wahl war unvermeidlich. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich ein zu weites Ziel ins Auge faßte, daß ich meine Kräfte mifkennend, zurückblieb, daß ich wohl gar thörichterweise für den entferntesten einen Punct nahm, hinter dem schärfere Augen noch andere erblicken; den stärksten Tadel aber werde ich mir wahrscheinlich dadurch zuziehen, daß ich in einem Gebiete, wo die vortrefflichsten Forscher eine bestimmte Bahn vorgezeichnet haben, meinen eigenen Weg einschlug, daß ich mich fast aller Vortheile, die mir ihr Vorgang darböt, begab, daß ich überhaupt die ganze Behandlungsart geschichtlicher Stoffe, wie sie seit mehreren Jahrzehnten in Deutschland herkömmlich ward, verließ, und statt einem forschenden Werke der Gelehrsamkeit ein darstellendes Kunstwerk zu entwerfen unternahm, und dies in einem Felde; auf dem noch so viele Beschäftigung eben für die forschende Geschichte übrig ist. Mir schien es aber, als ob die Geschichte der deutschen Nationalliteratur noch von Niemanden aus einem Gesichtspuncte behandelt worden sei, welcher der Sache selbst würdig, und der Gegenwart und jezigen Lage der Nation angemessen wäre; mir schien es, als ob zu einer solchen würdigeren Auffassung der Sache auch auf dem hergebrachten Wege nur schwer oder gar nicht zu gelangen sei. Ähnlich verhält es

sich auch mit der politischen Geschichte von Deutschland. Man machte zwar die ungeheuersten Anstrengungen, man legte die gewaltigsten Werke an, um der Nation Ehrendenkmale zu setzen, allein je höher man baute, je gleichgültiger ward das erst in Masse versammelte Publicum und verlief sich allgemach. Die Ursache war keine andere, als daß man hier nur der Vorzeit Monumente setzte und sie mit heimlichen oder ausgesprochenen Vorwürfen einer Zeit und einem Geschlechte vorhielt, das, wenn es auch nicht in der Gegenwart großen äußeren Ruhm gegen den seiner Vorfahren zu stellen hatte, doch in seinem inneren Leben ein ersehendes Verdienst kannte, und eben darin vielleicht eine Saat künftiger Thaten keimen wußte, deren süßes Wachsthum es sich nicht verkümmern lassen wollte. Während unter diesen politischen Geschichtschreibern Charaktere fehlten; wie Mösler, dem das ächte Gepräge deutscher Natur aufgedrückt war, mit der er die getrenntesten Eigenschaften seines vieldeutigen Volkes umfaßte und mit gleicher Hingebung und mit jener gesunden Gründlichkeit sich mit dem Ältesten und dem Neuesten, mit den engsten Bedürfnissen seiner nächsten Umgebung, wie mit den großen Problemen eines Welthandels und einer riesenmäßigen Staatsverwaltung beschäftigte; während uns hier Köpfe abgingen, die wie Spittler, statt immer und einzig mit ärgerlichem Weisfall auf unser Alterthum hinzuweisen, dem wir uns bei jeder neuen Beleuchtung aufs neue mehr und mehr entwachsen fühlten, das auf die Zukunft gerichtete Volk mit der Vergangenheit und an der Gegenwart belehrt und ermuthigt hätten; während also die für die Gegenwart fruchtbare Behandlung der vaterländischen Geschichte bei dem Mangel solcher Männer, die für das mitlebende Geschlecht zu wirken verstanden hätten, unterblieb, so war es in der Literaturgeschichte noch ärger. Hier setzten zwar Männer, die das Vaterland unter seinen größten Gelehrten nennen wird und welche die unvergeßlichsten Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen haben und hinterlassen werden, die Arbeit ihres Lebens mit einer nicht genug zu erkennenden Unverdroffenheit und Ausdauer an eben jene Zeiträume, die auch in der politischen Geschichte so viele aufmerksame Beobachter, so viele fleißige Bearbeiter, so viele enthusiastische Bewunderer gefunden hatten; allein für die neuere Literatur der Deutschen geschah nichts. Die Geschichtschreiber der Nationalliteratur nahmen folgericht fast allein Rücksicht auf die alte Zeit, fast

keiner aber erschien, dessen Werk auch selbst in diesen Theilen nur ahnen ließe, wie treffliche Forscher hier vorgearbeitet hatten, geschweige daß man die dichterischen und sonstigen Werke jener Zeit aus unsern Literargeschichten hätte kennen lernen. Die neue deutsche Literatur aber, so reich, so blühend und mannichfaltig, nahm sich meist überall in diesen Geschichtswerken wie ein steriles Feld aus, auf dem nichts zu erbeuten war, denn hier, wo aus den Quellen unmittelbar zu forschen und zu urtheilen war, wo noch kein vermittelnder Forscher die Urtheile an die Hand gab, hier wußte sich Niemand zu helfen. Und doch! wie anders waren hier obendrein die Verhältnisse, als in der politischen Geschichte, die man in der neuesten Zeit ihrer Gehaltlosigkeit wegen eher verschmähen und liegen lassen durfte. Aber hier lag ein ganzes Jahrhundert hinter uns, in dem eine der merkwürdigsten Veränderungen in dem geistigen Reiche einer der geistreichsten Nationen der Erde vorgegangen war, eine Revolution, deren sichtbarste Frucht für uns die Rückkehr aus der häßlichsten Barbarei zu wahren, gesundem Geschmack in Kunst und Leben war, und deren größte Früchte wer weiß wie viele Jahrhunderte erst in ihrem Verlaufe zeitigen und genießen werden. Hier also lag die größte Aufforderung in der Zeit, nicht zum zweiten Male, wie wir es mit der Reformation gethan, eine ewig denkwürdige Epoche unserer Geschichte, die wie jene den ungemessensten Einfluß auf die Geschichte der europäischen Menschheit ausüben wird und bereits auszuüben begann, vorübergehen zu lassen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, eine einigermaßen würdige Erzählung der Begebenheiten jener Zeit der Nachwelt zu hinterlassen. Daß wir dies damals nach der Reformationszeit nicht gethan, daß wir es dieses Mal nach der Blüthe unserer Literatur noch nicht versucht haben, daß wir lediglich den alten Werken unseres Volkes in Staat, in Wissenschaft und Kunst unsre Forschung widmen, dies scheint mir nicht aus Kälte, nicht aus Undank; nicht aus vorherrschender Neigung der Nation zu ihrer Vorzeit, sondern aus der Natur unsrer Geschichte selbst erklärt werden zu müssen und leicht erklärt werden zu können. Die neuere Zeit und ihre Geschichte spielt auf einer so ungeheuren Bühne, daß Uebersicht und Bewältigung der Erscheinungen nur aus sehr weiter Ferne möglich wird. Die schöne Zeit ist nicht mehr, wo ein Thytydides, mit glücklichem Alter gesegnet,

sich erst der noch dauernden Sitten jener ehrenbesten Zeit der Marathonkämpfer erfreuen, dann ein dreißigjähriges Schauspiel der größten Umwälzungen im äußeren und inneren Leben mit unverwandter Aufmerksamkeit verfolgen, und endlich noch eine lange Reihe von Jahren den Nachwirkungen dieser Umstürze zusehen und Alles in Ein großes Werk niederlegen konnte. Die ähnliche Periode, mit ähnlichen Ursachen und Wirkungen, die in der atheuischen Welt in Einem Jahrhundert vorüberging, dehnt sich, nicht eben in jedem neuen Staate, aber in dem neuen Europa, dessen Theile ohne das Ganze nicht zu verstehen sind, in — wir können noch nicht sagen wie viele Jahrhunderte aus, wir, die wir bereits über drei Jahrhunderte zusammenhängender Bewegungen hinter uns sehen. Die alte Zeit unsers Volkes haben wir seit der Auflösung des Reichs mehr als vollkommen vollendet; die Acten sind geschlossen; dies mußte, trotz der Entfremdung der Nation von ihrer älteren Geschichte, für die Historiker Mahnung und Aufforderung genug sein, ihren ganzen Fleiß jenen Zeiten zu widmen, mit denen jetzt voll ins Meine zu kommen ist, deren Nachwirkungen immer mehr verschwinden, deren Zustände uns immer deutlicher werden, je mehr wir uns daraus entfernen. Wer aber sollte im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eine Geschichte der Reformation entwerfen, da jede neue größere Begebenheit, die aus ihr in der äußern Welt folgte, zweifelhaft ließ, wohin alles Geschehene und Geschehende zuletzt führen würde, bis erst das vorige Jahrhundert darüber bestimmtere Auskunft zu geben begann. Und wer sollte in den Jahren 1789 und 1830 Hand an eine Literaturgeschichte der neueren Zeit legen? Raum war nach jener außerordentlichen Gährung unter unseren künstlerischen Genien durch den deutschen Homer Ruhe geschafft und es folgte mit den classischen Werken Göthes eine Art von Niederlegung des Geschmacks und der Sprache, so brachte uns die französische Revolution um sein frischestes Wirken, Schiller starb früh weg, und der grelle Absturz unserer schönen Literatur zur Entartung und Nichtigkeit war im ersten Augenblicke wohl noch viel abschreckender, als die neuesten, politischen Begebenheiten, die uns von der behaglichen Betrachtung unserer inneren Bildungsgeschichte immer mehr abziehen werden.

In den allernüchternsten Verhältnissen also greife ich den

schwierigen Stoff einer Geschichte auf, die theilweise fast eine Zeitgeschichte zu nennen ist; kann irgend etwas dem Leser Zutrauen einflößen, so wird es das sein, daß er sieht, ich kenne die Klippen, die ich vorsichtig vermeiden muß, wenn ich nicht kläglich scheitern will. Und vorsichtig hat mich gewiß die müßliche Aufgabe gemacht, aber abschrecken konnte sie mich nicht. Ich erkenne im ganzen Umfange, wie vergebens wir Neueren, sobald von productiver Thätigkeit die Rede ist, uns mit den Alten zu messen streben, denen Alles nahe lag, Alles lebendig war, Alles die bestimmteste Beziehung hätte, was wir mühselig aus der Ferne und aus Büchern herbeiholen müssen; die keine Beschränkung inneres Verkehrs und geistiger Thätigkeit vom Staate, ja nicht von ihren Göttern duldeten, während es bei uns noch geschehen konnte, daß Grenzlinien dem geistigen Verkehr gesteckt wurden, da die gegen den äußeren fielen, so daß es kein Wunder wäre, wenn jedem, dem es um ächtes Wissen und Bildung wahrer Ernst ist, beim Erwägen der großen Hindernisse, welche die neuen Zeiten aller totalen Durchbildung ohnehin nothwendig entgegenstellen, auch noch durch solche äußere Hemmungen alle Lust des Wirkens verkümmert und verbittert würde. Jener Meister der Geschichte durfte es wagen, der Nachwelt die Geschichte seiner Zeit zur Belehrung und Warnung in wiederkommenden ähnlichen Lagen zu hinterlassen; die kürzeste historische Erfahrung hatte er hinter und um sich, aber ihre Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit, die Offenheit und Unverstecktheit des alten öffentlichen und Privatlebens, die Gesundheit der Beobachtung und die Masse der Begebenheiten, die sich in kurzer Zeit und in kleinem Raume ungeschwemmt, schnell und rasch entfalteten, brachte ihn in Beurtheilung der Natur der Menschheit vielleicht weiter, als uns unsere weitsichtige Gelehrsamkeit und unser fleißiges Forschen nach den Schicksalen der Welt in mehr als zwei Jahrtausenden, die seitdem verflossen sind, gebracht hat. Wer heute nicht versteht den Geist fremder Zeiten und Nationen wie seiner eigenen zu fassen, sich jeder Beschränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergift über dem Buch, und des Buches Geist über dem Wort, wer die Geschichte der Menschheit verkümmert über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit wie Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit Einem Blick über-

schlagen kann, sondern am kleinen Maaß seiner persönlichen oder nationellen, seiner gelehrten oder dogmatischen Beschränktheit die Welt ausmessen will, der darf nicht wagen nach der Palme in der Geschichtschreibung zu ringen. Ehedem aber war das ganz anders. In so ungeheuren Fernen, mit so außerordentlichem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen. Der Geschichtschreiber des peloponnesischen Kriegs durfte diesen Kampf zweier kleiner Staaten eine Welterschütterung nennen, denn sein Volk war damals die Welt; er durfte auf seine einfache Beobachtung bauen, und ihrer Gältigkeit eine stete Dauer verheißten, denn noch war jedes Object des Beobachters unverschleiert, wie sein eignes Auge; während wir mit Vorurtheilen aufwachsen, mit widernatürlichen Bedürfnissen und Genüssen genährt werden und kein Ereigniß in der politischen Welt in seinen Ursachen offen vor uns daliegt. Bei uns muß das Lernen anfangen mit der Rückkehr aus einem verderbten und ungesundem Wesen zu der reinen Quelle der Menschlichkeit, von der der Grieche vertrauensvoll ausgehen durfte. Dann erst werden wir berechtigt sein, über unsere Zeit, ihre Geschichte und ihre Aussichten ein Urtheil zu fällen; und wenn bei solchen Forderungen alle Geschichtschreibung fast ganz bei uns aufhörte und nur Geschichtsforschung übrig blieb; wenn die Wissenschaft sich ganz von dem Leben trennte; so war das freilich traurig, aber wohl natürlich und nicht befremdend. Und doch scheint es auf der anderen Seite wieder, als ob wir, die wir so reich sind an Erfahrungen jeder Art, uns eben dadurch ermutigt fühlen müßten, auch diese Behandlung der Geschichte wieder aufzunehmen und in ihr lebendige Belehrung für uns und unsere Zustände zu suchen. Und unter uns besonders, die wir anzufangen scheinen, in eben dem Maaße unsere Nation zu verachten, wie man im Ausland die lang hergebrachte Verachtung gegen uns ablegte, unter uns scheint es doch endlich einmal Zeit zu sein, der Nation ihren gegenwärtigen Werth begreiflich zu machen, ihr das verkümmerte Vertrauen auf sich selbst zu erfrischen, ihr neben dem Stolz auf ihre ältesten Zeiten Freudigkeit an dem jezigen Augenblick und den gewissten Muth auf die Zukunft einzusößen. Dies aber kann nur erreicht werden, wenn man ihr ihre Geschichte bis auf die neuesten Zeiten vorführt, wenn sie aus ihr und der verglichenen Geschichte anderer Völker sich selbst klar



gemacht wird. Doch nicht jede Seite der Geschichte eignete sich eben hierzu; zu irgend einem Ziele, zu einem Ruhepunkte müssen die Begebenheiten geführt haben, wenn sie lehrreich werden sollen. Keine politische Geschichte, welche Deutschlands Schicksale bis auf den heutigen Tag erzählt, kann je eine rechte Wirkung haben, denn die Geschichte muß, wie die Kunst, zu Ruhe führen, und wir müssen nie von einem geschichtlichen Kunstwerke trostlos weggehen dürfen. Den Geschichtskünstler aber möchte ich doch sehen, der uns von einer Schilderung des gegenwärtigen politischen Zustandes von Deutschland getrostet zu entlassen verstände. Die Geschichte der deutschen Dichtung dagegen schien mir ihrer inneren Beschaffenheit nach eben so wählbar, als ihrem Werthe und unserem Zeitbedürfniß nach wählenswerth. Sie ist, wenn anders aus der Geschichte Wahrheiten zu lernen sind, zu einem Ziele gekommen, von wo aus man mit Erfolg ein Ganzes überblicken, einen beruhigenden, ja einen erhebenden Eindruck empfangen und die größten Belehrungen ziehen kann. Die Wahl eines Geschichtstoffes mit den Forderungen und Bedürfnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen scheint mir aber eine so bedeutende Pflicht des Geschichtschreibers, daß, hätte ich die politische, die religiöse, die gesammlliterarische oder irgend eine andere Seite der Geschichte unsers Volkes für passender und dringender zur Bearbeitung gehalten, ich diese andere ergriffen haben würde, weil auch kein Lieblingsfach den Historiker ausschließlich fesseln soll.

Das Ziel in der Geschichte unserer deutschen Dichtkunst, auf das ich hindeutete, liegt bei der Scheide der letzten Jahrhunderte; bis dorthin mußte also meine Erzählung vordringen. Dieses Ziel ist nicht ein künstlich von mir geschaffenes, ein zu meinen Zwecken zugerichtetes und untergeschobenes, sondern ein in der Natur der Sache begründetes; und mag meine Geschichtserzählung auch allershand besonderen Zwecken dienen, so kann und wird sie, falls auch nur das kleinste Verdienst daran ist, dem Hauptzweck, der Wissenschaft der Literaturgeschichte, vor Allem dienen. Das höchste Ziel irgend einer vollendeten Reihe von Begebenheiten in der Weltgeschichte kann nun nur da sein, wo die Idee, die in ihnen zur Erscheinung zu kommen strebt, wirklich durchdringt, und wo eine wesentliche Förderung der Gesellschaft oder der menschlichen Cultur dadurch erreicht wird. Ist es die getrennte Parthie einer einzelnen

Zeit, eines einzelnen Volkcs, die wir zur Betrachtung wählen, so wird sie in sich wieder einen solchen obersten Vollendungspunct bieten, und dieser wird mit dem Ganzen in irgend einer nicht zu verkennenden Verwandtschaft stehen. Was unsern Gegenstand angeht, so war die Poesie, wie alle Kunst, bei den Griechen allein von keiner Religion und von keinem Stande und keiner Wissenschaft eingeengt, nur da konnte sie ihre edelsten Kräfte im vollsten Maaße entwickeln, nur da Sitten, Glauben und Wissen gestalten und für alles ächte Bestreben in der Kunst späterer Zeiten und Völker gesetzgebend werden. Dieser Höhepunct war erreicht, als die homerischen Gedichte ihre letzte Gestaltung erhalten hatten und die früheren Tragiker in Athen die Reinheit der alten Kunst noch bewahrten. Als die Pythia den Euripides für weiser als den Sophokles erklärte, war die griechische Dichtung auf der gefährlichsten Spitze; von da an gewann der Gedanke an den Werken der Einbildungskraft einen stets überwiegenden Einfluß, den die Einwirkung der philosophischen Schulen und die Verpflanzung der schönen Literatur unter die practischen und materiellen Römer nährte und steigerte. Dies geschah, als das Christenthum gepredigt ward, das, wie schon die griechischen Philosophen gethan hatten, den Menschen eine neue innere Welt des Gemüthes erschloß. Nun fiel das ganze Mittelalter in den schneidendsten Contrast mit der römischen Welt, und es erforderte eine so mächtige und weise Nation, wie die deutsche, um von der unmäßigen Vergeudung aller Gefühle, wie von der einseitigsten Pflege des Verstandes, von den unseeligsten Verirrungen in Religion, in Kunst, in Wissenschaft und Staat zu der alten Besonnenheit, Gesundheit und ruhigen Thätigkeit zurückzuführen. Wie dies die neuern Nationen gethan, was Italien darin den Deutschen vorgearbeitet, warum diesen es vorbehalten blieb, zum Zwecke zu gelangen, läßt sich in jeder Weise vortrefflich darthun: ich versuche es, von diesem Gesichtspuncte aus die deutsche Dichtung in ihrer Geschichte zu entwickeln. Es ist ein einziger großer Gang zu der Quelle der wahrhaften Dichtkunst zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutschen begleiten, oft überholen, am Ende aber Eine nach der Andern zurückbleiben. Wir haben nur Trümmer einer eigentlich streng heimathlichen und nationalen Dichtung; seitdem die Germanen in der Völkerwanderung die lateinische Welt umspannten und ihre Cultur kennen lernten,

stellten sich erst die mündlichen Dichter den christlichen lateinischen Poeten zur Seite oder gegenüber; sobald der historische Volksgefang in Schrift gebracht ward, nahm er die Form vom lateinischen Epos, und zu größern Versuchen kam man scheint's erst durch die Stoffe aus der alten Welt selbst, wie sie griechische und britische Mönche lateinisch zubereitet hatten. Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer blieben in verschiedener Weise bei der griechisch-römischen oder bei der alexandrinischen Bildung haften, und die Deutschen allein setzten den freieren, aber belohnenderen Weg fort und gelangten zur schönsten Blüthezeit griechischer Weisheit und Kunst, wo dann im vorigen und in diesem Jahrhundert jeder große Mann des hellenischen Alterthums seinen Uebersetzer, seinen Schüler oder sein Ebenbild bei uns erhielt. Göthe und Schiller führten zu einem Kunstideal zurück, das seit den Griechen Niemand mehr als geahnt hatte; je weiter sie darin gediehen, desto unverholener ward bei zwar steigender Selbständigkeit ihre Bewunderung für die alte Kunst, bei steigendem Selbstgefühl in ihrer Umgebung ihre ehrfürchtige Bescheidenheit den Alten gegenüber; sie leiteten mit Bewußtsein auf die Vereinigung des modernen Reichthums an Gefühlen und Gedanken mit der antiken Form, und dies eben war der Punkt, nach dessen Erreichung bei den Griechen, wie ich andeutete, die Kunst ansgeartet war. So war dieselbe Nation, die einst die Ideen, welche Sokrates und Christus in das neue Geschlecht zur Bildung der Herzen gestreut hatten, und die Kennt, welche Aristoteles für alle Wissenschaft gelegt, mit den alten Generationen zugleich vertilgen zu wollen schien, diese selbe Nation war bestimmt, zuerst die Lehre des Messias zu reinigen, und dann den Ungeschmack in Kunst und Wissenschaft zu brechen, so daß es nun laut von unsern Nachbarn verkündet wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geister nur bei uns gesucht, wie alle Bekanntschaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann; daß sichtbar unsere Literatur nun so über Europa zu herrschen beginnt, wie einst die italienische und französische vor ihr über Europa geherrscht haben.

Diese ungewöhnlich gefasste Aufgabe konnte ich nicht hoffen, auf dem gewöhnlichen Wege zu lösen: Ich wünschte nicht den Leser zu täuschen über was er in dem Buche finden wird. Es weicht besonders darin von allen literarischen Handbüchern und

Geschichten ab, daß es nichts ist als Geschichte. Ich habe mit der ästhetischen Beurtheilung der Sachen nichts zu thun, ich bin kein Poet und kein belletristischer Kritiker. Der ästhetische Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung aus sich selbst, sein inneres Wachsthum und Vollendung, seinen absoluten Werth, sein Verhältnis zu seiner Gattung und etwa zu der Natur und dem Charakter des Dichters. Der Aesthetiker thut am besten, das Gedicht so wenig als möglich mit anderen und fremden zu vergleichen, dem Historiker ist diese Vergleichung ein Hauptmittel zum Zweck. Er zeigt uns nicht Eines Gedichtes, sondern aller poetischen Producte Entstehung aus der Zeit, aus dem Kreise ihrer Ideen, Thaten und Schicksale, er weist darin nach was diesen entspricht oder widerspricht, er sucht die Ursachen ihres Werdens und ihre Wirkungen nach und beurtheilt ihren Werth hauptsächlich nach diesen, er vergleicht sie mit dem Größten der Kunstgattung gerade dieser Zeit und dieser Nation, in der sie entstanden, oder je nachdem er seinen Gesichtskreis ausdehnt, mit den weiteren analogen Erscheinungen in anderen Zeiten und Völkern. Aesthetischer Geschmac muß bei dem Geschichtschreiber der schönen Literatur vorausgesetzt werden, wie bei dem politischen Historiker politisch gesunder Blick, deshalb aber darf der Eine keine publicistischen Deductionen und der Andere keine ästhetischen Abhandlungen einflechten, falls er auf seinem Felde bleiben will. Bestimmte Ansichten müssen hier und dort zu Grunde liegen; daß dies in meinem Buche der Fall ist, wird jeder Einsichtige finden; leider weiß ich auf kein Lehrbuch der Aesthetik zu verweisen und kann nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Humboldt und Andere nennen. Wären nur erst die Grundsätze für eine innere Geschichte der Künste festgestellt, welch eine herrliche Wissenschaft müßte hier nach und nach aufblühen! Ich bemerke übrigens noch, daß das Endurtheil des ästhetischen und das des historischen Beurtheilers, wenn beide in gleicher Strenge zu Werke gingen, immer übereinstimmen wird; es rechne nur jeder auf seine eigene Weise richtig, die Probe wird die gleiche Summe ausweisen.

Nicht Jedem wird meine Darstellung weit genug, Vielen meine Wahl zu knapp, den Meisten wahrscheinlich mein Urtheil viel zu streng sein. Dies steht nun nicht zu ändern; nur sehe jeder zu, daß er nicht an dem Einzelnen Anstoß nehme, ehe er aus dem

Ganzen erfahren hat, warum jenes Einzelne nicht anders lauten konnte. Es muß der modernen Lesewelt freilich dünken, ich ziehe meine Grenzen gar zu enge; mir aber scheint, man kann bei der Gestaltung unserer Literatur diese Grenzen nie zu enge machen. Wer tausende von Jahren der Cultur hinter sich hat, der darf wohl ekel in der Wahl der Dinge werden, an welchen er Geschmack und Geist zu bilden sucht, der darf nie fürchten, Mangel an wahrhaft trefflichem Stoffe zu haben. Wohin soll es doch endlich mit unserem Wissen und Lesen kommen, wenn wir uns ewig unter der in beängstigenden Verhältnissen steigenden Fluth unserer Literatur theilen sollten, wohin gediehe zuletzt unsere Bildung, wenn stets das Vielwissen bezweckt würde, und nicht das Wissen des Achten und Guten, da es doch in jedem Fache — nicht freilich so gar vieles Vortreffliche giebt, aber doch immer genug, um das Leben eines sinnigen Menschen mit Arbeit und Genüssen zu füllen. Und was die Dichtkunst angeht, so theile ich gerne jene Meinung, die Horaz von ihr ausgesprochen hat, daß das Abweichen vom Höchsten (womit ich nur nicht ausschließlich die höchsten Gattungen verstanden wissen will, sondern nur in jeder Gattung das Beste) hier jählings zum Niedrigsten reißt, ein Sag, der jede historische Erfahrung für sich und keine gegen sich hat. In den Künsten muß man überhaupt am wenigsten toleriren, weil Wenige darüber zu urtheilen wissen, und auf diese Art durch das Mittelmäßige und Schlechte der Seele am verstoßlichsten das Schlechte und Mittelmäßige angebildet wird.

Wenn ich auch namentlich über einzelne Theile und Perioden weniger warm oder weniger kalt urtheile, als Mancher wünschen möchte, so erwäge man ja den Zweck des Ganzen und dränge sich nicht mit Partheiansichten an eine partheilose Geschichte. Den blinden Verächtern der altdeutschen Literatur, so wie ihren blinden Verehrern, genug zu thun, kann ich nicht hoffen und nicht wünschen. Besonders wünschte ich es nicht vergessen zu haben, daß ich bloß eine Geschichte der Dichtung schreibe, nur den poetischen Werth der Dinge im Auge habe und jede andere Eigenschaft nur gelegentlich berühre. Das Kunstwerk eines Dichters kann deren allerhand haben, man könnte namentlich in den Epopöen des Mittelalters die Alterthümer, die Sagen, die mythische, sprachliche, moralische, historische Bedeutung besprechen, ich berücksichtige aber

vorzugsweise nur die dichterische, ohne darum ganz zu verschweigen, welcher accesserische Werth dem oder jenem Werke zukommt. Wenn ich von Homer redete, so würde es gerade von der größten Wichtigkeit für den Historiker sein, zu zeigen, von welchem Einfluß er auf die Religion war, zu deren Schöpfer ihn gleichsam Herodot macht, von welchem Einfluß auf die Tragiker, die meistens ihren Stoff von ihm und seiner ächten Fabel nehmen, von welcher Bedeutung für Lycurg und seinen Staat, in dessen Sinne auch noch Aristophanes seine Gedichte am höchsten schätzte, und wie selbst dann, als sein Ansehen in der Nation schon gesunken war, die Philosophen ihm ihre Ansichten, Strabo ihm seine geographischen und historischen Kenntnisse lieh. Den Hauptwirkungen seiner Gedichte aber müßte man in Athen und wo sonst die liberale griechische Bildung herrschte, nachspüren, wo das Werk als Ganzes zum fast einzigen Mittel der fast einzig ästhetischen Erziehung gebraucht ward. Etwas Aehnliches kann die Geschichte von der altdeutschen poetischen Sage, etwas Aehnliches von der neuen deutschen Poesie sagen, nur nicht eben, was man von ihr sollte sagen können, daß ihre Producte als reine Werke der Kunst ihre größte Wirkung gehabt hätten. Daß dies mit unserer neueren Dichtung der Fall gewesen wäre, wird man nicht behaupten wollen, wenn man nach Göthe und Schiller die ärgste Geschmacklosigkeit noch herrschen sah. Auf Denken und Wissen aber hatte jene ganze Zeit den schnellsten und außerordentlichsten Einfluß, während die Dichtungen des Mittelalters für das Gemüthsleben jener Geschlechter unvorbereitet von der schönsten Bedeutung waren. Diese Seite haben auch die tiefsten Kenner der mittelalttrigen Poesie immer an ihr besonders hervorgehoben, die eigentlich künstlerische, mochten sie fühlen, schwand dagegen; oder man schuf sich einen ganz neuen Maasstab zur Ausmessung ihres Werthes, um das gefürchtete große Maas der Griechen nicht anlegen zu müssen. Ich hoffe von dem wahren Werthe dieser Dichtungen so richtig zu urtheilen, wie von dem Verdienste der Männer, die uns damit bekannter gemacht haben, und bin ich zwar in meinem Werke auf die neue Zeit gerichtet, so glaube ich gerechter von dem Alterthum und seinen Verehrern zu denken, als vielleicht Thukydidēs von Herodot, als Platon von Aristophanes, als Horaz von dem alten Livius. Ich werde mich strenge hüten, in den übertriebenen Ton der Anpreisung

dieser Dichtwerke einzustimmen, denn dieser hat wohl Manches dazu beigetragen, daß sie nicht mehr Eingang fanden. Ich will nicht für die Bearbeiter und gelehrten Kenner dieser Literatur schreiben, nicht für eine besondere Klasse von Lesern, sondern, wenn es mir gelingen möchte, für die Nation. Ich möchte den Meisterwerken unserer Dichtkunst gewogene Leser verschaffen, aber dann muß ich auch Zutrauen in meine Wahrhaftigkeit erwecken, ich muß nicht marktschreierisch anpreisen und täuschen, ich muß angeben warum ich lobe und tadle, und was ich für ächt ansehe muß auch wirklich ächt sein; und dies wird ja weiter entschuldigen können, wenn ich vorsichtig nur Weniges, nur das Erprobteste ausführend behandle. Wer eine Geschichte der Poesie schreiben will, darf, wie Grimm verlangt hat, seiner Forschung kein Ziel setzen: er muß Gutes und Schlechtes gleichmäßig seiner Betrachtung unterwerfen. Wer aber zugleich darstellen und in einem Geschichtswerke künstlerisch verfahren will, muß seine kleine Schöpfung nach inneren Gesetzen gestalten; er darf kleinliche Untersuchungen nicht vor den Augen des Zuschauers oder Lesers führen, und es war nicht die geringste Mühe, in meinem Werke die Spuren der mühseligen Forschung und Vielleferei zu tilgen, und ich schäme mich jetzt fast, daß ich in der Verläugnung der gelehrten Orientierung nicht so weit gieng, daß ich die Citate gar vermieden hätte. Wie leicht es hier war, die allerspectioseste Gelehrsamkeit anzulegen, weiß jeder der in der Kunst ist, und es wäre, dünkt mir, an der Zeit, ganz laut zu sagen, wie leicht das ist. Denn ich bin gar nicht der Meinung derjenigen, die es für billig halten, daß das Publicum zum Beweis unserer Gründlichkeit und Zuverlässigkeit Citate verlange (es sei denn in einem Buche ausschließlicher Forschung), und für diesen Zweck würde ich auch niemals nur Eine Note unter ein darstellendes Werk setzen. Wer Zuverlässigkeit und Gründlichkeit nicht aus anderen Symptomen gewahr werden kann, für den freilich möchten Citate das Wichtigste sein, aber mir wäre ein solcher eben nicht der liebste Leser. Und ich weiß nicht, warum ich es nicht geradezu sagen soll, daß ich die hergebrachte compendiarische Form unserer Literargeschichten und anderer Werke, wenn sie nicht wie die Arbeiten von Koch, Büsching und Aehnlichen ihren Zweck als erschöpfende Hülfsmittel in sich selbst haben, für einen unserer Bildung ganz unwürdigen Rest alter Pedanterie ansehe, hinter dem

sich nur allzuoft Leichtfertigkeit und Mangel an aller Einsicht klug versteckt, oder der einer gelehrten Geheimnißfrämerei dient, die, um einen Collegienpfennig mehr zu erhaschen, Meinungen und Wahrheiten in die Schule verschließt.

Ich möchte indeß nicht so mißverstanden sein, als ob ich mit diesen Ansichten oder mit dem Werke, das ich hier darbiete, den eigentlichen Werken über Literatur und Bücherkunde entgegentreten wolle; auch diese müssen existiren, und ich weiß es nur zu gut und bekenne es mit Vergnügen, daß ohne sie das Meine gar nicht hätte entstehen können. Nur wünsche ich, wenn man bei mir zu wenige literarische Nachweisungen findet, wenn man Lücken anderer Art sieht und Ausführlichkeit und Vollständigkeit vermißt, daß man dies so nachsichtig dulde, wie ich selbst in jenen Werken den Mangel dessen entschuldige, was das Meinige enthalten wird; daß man nicht alles Mangelnde gleich auf Rechnung meiner Unkenntniß setze (so manches auch darauf kommen mag); daß man hunderte von Dingen, die anderswo besser behandelt sind, hier wenig oder gar nicht besprochen zu sehen erwarte. Zu einer Menge von Forschungen habe ich Winke gegeben, denn um eine objectiv vollständige Geschichte der Literatur zu geben; ist noch lange keine Zeit; noch ist der Eifer der Forscher rege; manche leere Stelle ist auch anzufüllen, die man nur finden konnte, indem man den Versuch machte, das Ganze zu behandeln: so könnte dies Buch vielleicht mit eigener Gefahr fremden Vortheil schaffen, wenn man diese Lücken berücksichtigen möchte. Dem Verdienst der Forschung selbst nachzutrachten konnte aber neben den bereits angedeuteten Tendenzen meiner Geschichte meine Absicht nicht sein; überall galt mir eine alte; von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr, als eine neue eigne, mit der sich zehn Andere sehr viel gewußt hätten, und ich verzichte auf jedes andere Verdienst, als auf das, was Horaz nennt aus dem allbekanntem herauszugreifen und durch Unordnung und Verbindung zu wirken. Die Aufgabe war schwierig genug, um dabei jede unnütze Erweiterung zu vermeiden, und nur nach Geschlossenheit und Totalität zu streben. Wer das Verhältniß meiner Arbeit zu jeder existirenden Kunstgeschichte durchschaut, wird vielleicht urtheilen, es sei fast eine ganz neue Wissenschaft, die ich mir erschaffen mußte, wenigstens mußte es mir unbekannt sein, wenn mir in dem was hier eigen-



thümlich ist, irgendwo historisch bedeutend vorgearbeitet oder nur eine Bahn vorgezeichnet wäre. Indem ich überall das Innere, das Geistige und Belebende zu ergründen strebte, war es namentlich in dem Mittelalter unendlich schwer, festen Boden zu gewinnen; bei den mangelnden äußeren Hülfsmitteln (Chronologie u. s. w.), bei der vagen Allgemeinheit der eigentlichen Quellen schwimmt Alles in der blühenden Zeit zwischen dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert in der äußersten Unbestimmtheit, und hier Licht zu schaffen war eigentlich nur mit historischen Analogien möglich. Wollte ich aber diesen Dichtungen, über die man sich fast nie anders als in wunderlichen Exclamationen, in geheimnißvollen Winken, in hohlen Phrasen, in blinden Lobpreisungen und in mystischen Deutungen vernehmen ließ, scharf ins Auge sehen, ihren innersten Werth erforschen und unbefangen darauf ein uneingenommenes Urtheil gründen, so war es nöthig, daß ich die Materie möglichst erschöpfend durchsuchte, keine noch so gute Vorarbeit konnte mir da helfen, ich mußte viele hunderttausende von Versen aus dieser Einen Periode, und manche Theile doppelt und dreifach durchlesen, ohne das zu rechnen, was ich mit Lust und Liebe wohl auch zehn- und mehrfältig gelesen habe, um mich ganz in den Ideenkreis dieser Zeit zu versenken. Ich glaube es ist eines kleinen Dankes wenigstens werth, daß ich mit meiner genauen Lectüre, Niemanden beschwerlich fallen werde, wo ich sie werthlos fand, und wenn ich bändereiche Gedichte mit wenigen Worten abfertige, schliesse Niemand, ich kenne sie nicht, wo ich dies nicht ausdrücklich angebe. Und dennoch ist die Mühe, diesen Umfang der mittelalttrigen Literatur zu bemeistern, und die Schwierigkeit, sich mit Ausdauer durch endlose Werke durchzuschlagen, von deren Wichtigkeit man auf dem ersten Blatte überzeugt wird, nichts gegen die größere Schwierigkeit und Mühe, sich wieder aus diesem Chaos frei zu erheben, mit klarem Auge es zu erblicken, mit Gerechtigkeit es zu beurtheilen, nachdem man sich so lange bald mit Freudigkeit bald mit Ueberdruß in ihm herumgetummelt hatte. War man aber auch dahin gelangt, sich endlich den inneren Zusammenhang zur Evidenz deutlich gemacht zu haben, dann traten wieder erschwerend die Forderungen der historischen Kunst zu, die zwischen Quelle und Behandlung ein gewisses Verhältniß verlangt, die den Eindruck, den eine Zeit mit ihren Producten macht, in dem Geschichtswerke rein und ungetrübt

wieder gegeben verlangt, die also eine Dichtung, die im Ganzen voll Unbestimmtheit und Unbewußtheit ist, nicht allzuleinlich zerlegt wissen will, wie denn z. B. Jemand, der an den Nimmeliern im einzelnen viel zergliedern wollte, etwas Namögliches unternehmen und etwas Absurdes zu Tage fördern würde.

Was die letzte Blüthezeit unserer Dichtkunst betrifft, so traf ich da auf eine ähnliche Periode der Gährung, des reformatorischen Treibens, der Bekämpfung des Herkommens, wie in jener: hier ist zwar Alles bestimmt und leicht zu erkennen, aber durch die Masse der Producte, so wie durch die Vielseitigkeit und Größe der handelnden und schaffenden Genien und die wilde Verwirrung und Durchkreuzung der Bestrebungen war die Behandlung noch viel schwieriger. Hier hatte ich dazu, wie ich schon oben sagte, keinerlei Vorarbeiten, wenn ich die Winke in Göthes Leben ausnehme, und blieb mir ganz allein überlassen. Ob es mir gelungen ist, jene geistige Revolution zu schildern und ohne Vorbild ein Phänomen in der literarischen Welt zu schildern, dessen bloßes Dasein außer der politischen Welt bisher fast von Niemanden geahnt zu sein scheint, muß ich dem Urtheil der Leser überlassen, und eben so, ob es mir glückte, von dem gehobenen inneren Leben dieser Zeiten etwas mehr als einen todten Begriff zu geben. Wir sind dieser Zeit schon zu entfernt, als daß ich das letztere mit Zuversicht hoffen dürfte und haben auch die Reste jenes Lebens schon zu bestimmt abgelegt; einen kleinen Vortheil glaube ich dadurch voraus zu haben, daß ich in der Zeit meiner Jugend, in welcher andere gewöhnlich beim Uebergang vom Gymnasium auf die Academie in Büchern oder in Rohheit verkommen, eben in der Zeit, welche, wenn es recht angegriffen wird, die geeignetste zur Einführung in die vaterländische Literatur ist, ganz frei von jeder inneren Beschränkung mich jahrelang ganz diesem Zweige hingab, und daß ich damals in die schöne Periode traf, wo in Darmstadt unter der Leitung des vorigen Großherzogs die Oper, noch mehr aber das Schauspiel auf eine kurze Zeit unter dem Regisseur Gräner blühte, dem gelehrigen Bögling Göthes, dessen oft verkanntem Verdienste ich gerne dies kleine Zeichen der Anerkennung gebe; wo zugleich die zeichnenden Künste dort mancherlei Förderung fanden, öffentliche und Privatbibliotheken in Aufnahme und zu erstaunlichem Wachstume kamen, und wo die letzten Spuren des schönen poe-

nischen Lebens des vorigen Jahrhunderts auf eine kleine Weite sichtbar blieben, ehe sie ganz verschwanden.

---

## I.

## Spuren der ältesten Dichtung in Deutschland.

Aus den ersten Jahrhunderten, in denen wir unsere Vorfahren in der Geschichte finden, besitzen wir gar keine Denkmale ihrer Dichtung, aber doch ausdrückliche Zeugnisse, daß sie Lieder verschiedener Art gehabt und gesungen haben. Wären diese Zeugnisse auch nicht vorhanden, so hätte man gleichwohl auf die Existenz eines Gesanges unter ihnen schließen dürfen, denn jene Art von Poesie, welche der ungekünstelte raube oder weiche Ausdruck heftiger oder sanfter Gefühle und Leidenschaften, oder des Lobes und Spottes auf öffentliche Handlungen ist, verschmäh't nicht leicht irgend einen Raum der Erde; sie findet sich bei den Negern der Tropenclimate, wie bei den Kamtschadalen; sie verschmäh't nicht leicht eine noch so rohe Cultur, und würde sich auch in dem Naturzustande eines viel wilderen Volkes eingestellt haben, als in dem des bittsamen Germanen, dem merkwürdigerweise seine cultivirten Feinde, als sie ihren eigenen Untergang durch diese Barbaren noch drohend oder schon hereinbrechend ahnten oder erlebten, ein besseres Zeugniß schrieben, als manche seiner späteren gelehrten Nachkommen, die (wie Ubelung) nichts als thierische Rohheit in ihm fanden; diese Art von Dichtkunst reicht endlich auch bis in die entferntesten Zeiten hinauf, denn es ist schwerlich ein Zweifel, daß nicht die ersten Menschen, wie sie von den vierfüßigen Thieren sociales Zusammensein lernten und Unterricht in der Befriedigung materieller Bedürfnisse erhielten, so auch dem Vogel den melodischen Ausdruck innerer Regungen nachgeahmt, und bald den Gesang mit rhythmischem Falle der Worte oder mit ebenmäßiger Bewegung der Füße begleitet hätten.

Tacitus erwähnt mancherlei Gesangsarten, wenn er von seinen Germanen redet. In alten Gedichten feierten sie den erde-

geborenen Gott Luiseo und seinen Sohn Mann, die Stammväter und Gründer des Volkes, und Manns Söhne, die Eponymen der einzelnen Stämme; den Hercules hätten sie bei anbrechender Schlacht besungen und vielleicht waren auch die Sagen von Ulyssens Anwesenheit in Deutschland und dem Bau von Ascburg in deutsche Lieder eingedrungen. Auf diesen letzten Gegenstand werden wir weiter unten wohl noch einmal zurückgeführt werden, hier bemerke ich nur, daß diese Art von mythischen Dichtungen über der Völker Anfänge meist überall gefunden wird, überall aber auch erst in Zeiten entstanden zu sein scheint, wo schon durch irgend einen Gegensatz gegen ein fremdes Volk oder fremde Zustände die Veranlassung dazu gegeben ist, so daß die Gesänge dieses Inhalts schwerlich aus viel älterer Zeit gewesen sein mögen, als in der sie Tacitus erwähnt. So konnte auch in Griechenland die größere Aufmerksamkeit auf die Verwandtschaftsverhältnisse der kleinen Völker, die dann die Sagen der Logographen zur Folge hatte, erst dann aufkommen, nachdem der alte Gesamtstamm der Achäer gesprengt war und Dorier und Jonier sich gegenüber zu stehen anfangen; und als die Aethiopes jene Fabel erfanden, wie die den Regern mißgünstige Gottheit bei der Austheilung ihrer Gaben zwischen Schwarzen und Weißen sie zur nachtheiligen Wahl verleitet habe, so mußten sie nothwendig schon mit den Europäern genauer bekannt gewesen sein. So deutet auch Tacitus in unserem Falle an<sup>1)</sup>, daß jene Stammbezeichnungen, die sich auf die Namen der Göttersöhne gründeten, neu und willkürlich waren, wie sie denn auch bald verschwanden, während die ächten und alten Völkernamen, die entgegengesetzt werden, zum Theil bis jetzt ausgedauert haben. Daß auch von dem, was von Hercules und Ulyß und den fremden Göttern berichtet wird, vielleicht nicht Alles bloß von den Römern untergeschoben, sondern dabei nur mittelbar den Deutschen leise die Hand geführt ward, läßt sich freilich nicht erweisen, aber könnte doch mit allgemeineren Gründen der Analogie wohl unterstützt werden. Eine Andeutung möchte ich hier gleich im Anfange nicht unterdrücken. War diese Herleitung der Nation von den Göttern, wie es wahrscheinlich ist, zugleich eine Ansicht von der Menschenschöpfung, so sehen wir hier in den Vorstellungen der

1) Tacit. Germ. C. 2.

Germanen, worauf wir häufiger zurückkommen werden, schon bei den ersten dunkelsten Spuren das Menschliche, ich möchte sagen das Historische vorwaltend, und falls sie darüber weitläufigere Sagen hatten, so möchten diese von den Kosmogonien der nordischen Völker in eben der Weise verschieden gewesen sein, in welcher alles Dichten und Trachten zwischen Deutschen und Scandinaven überhaupt verschieden ist; die frühe Bekanntschaft mit gebildeten Völkern, die frühere Gelegenheit zu größeren und allgemeiner merkwürdigen Thaten, gestaltete hier die Sage viel heller und geschichtlicher, während dort die längere Abtrennung, das Stilleben und die Abhängigkeit von einer wilden, großen Natur alle Vorstellungen geheimnißvoller, die Sage mythischer, und die von der Menschenschöpfung im Besonderen pflanzlicher gestaltete. Schwerlich nährte man auf die Dauer in unserer gemäßigteren Zone die Bilder eines solchen Weltuntergangs oder einer solchen Welterschaffung, wie in den nordischen Ländern, wohin nur einmal ein griechischer Seefahrer gelangen durfte, um, nachdem er die endlose Nacht erlebt und den Eisrauch gewahrt hatte, diese gesehenen Dinge mit andern nicht gesehenen zu verbinden und aufs wunderbarste auszumalen, und so einen Beweis zu liefern, daß hauptsächlich jene Natur und jener Himmel so riesige Gedanken, wie sie die nordische alte Poesie zeigt, nährte, so phantastische Ugeheuer erschüfe und so graffe Bilder entwürfe.

In jener Verehrung oder Besingung des Hercules und Ulyß dürfen wir vielleicht, was ich aber nur sehr schüchtern zu vermuthen wage, Spuren einer priesterlichen poetischen Sage finden. Daß wir diese Berichte des Tacitus für puren Irrthum oder römische Erdichtung halten sollten, dazu sehe ich keinerlei Grund; so gut der Jerusalemfahrer Sigurd in Constantinopel die Bildwerke des Hippodromos ohne weiteres für Darstellungen aus der Aesengeschichte halten konnte, so gut mochten auch Deutsche, die im Verkehr mit Römern die römischen Mythen von Hercules und Ulyß hörten, darin Aehnlichkeit mit eigenen Vorstellungen von alten vaterländischen Heroen entdecken. Namentlich aber ist es aus aller Geschichte klar, daß Priester besonders gerne jede Verknüpfung der heimischen mit der fremden Sage suchen; so flochten die Aegypter nach der Bekanntschaft mit den Griechen allerhand griechische Fabeln in ihre langweilige Königsgenealogie; so benutz-

ten später die Christlichen Priester jede Gelegenheit, die Anknüpfungen an die biblischen Genealogien zu vervielfältigen, und sie, die kein anderes heiligeres Document kannten, als die Bibel, thaten hierin das Nämliche, wie die Griechen, wenn sie mit der großen Vorliebe für ihren Homer, der ihre Bibel und ihr Alles war, jeden Gegenstand, mit dem sie neu bekannt wurden, auf diese Quelle zurückführten, und so mochten sich, um ein weiteres Beispiel anzuführen, Griechen und gallische Priester überbieten in dem Eifer, die keltischen Nationen aus Troja herzuleiten. In jenen Zeiten der höchsten Blüthe des römischen Reichs, besonders aber seitdem unter Hadrian der lange aufstrebende Hang zu allerlei mystischer Schwärmerei von Asien aus sich in Europa breite Bahn brach, seit von Griechen und Römern babylonische und ägyptische Priesterweisheit so leidenschaftlich gesucht ward, wo noch dazu dieser Hang gerade mit der Verpflanzung der lateinischen Literatur auf spanischen, gallischen und britischen Boden zusammentraf, suchte man hier so gut wie im Orient einen Anschluß an die ähnliche Priesterschaft dieser keltischen Völker, und daher hat schon Timgenes den trojanischen Ursprung der Gallier erwähnt<sup>2)</sup>, und eben unsere Stelle bei Tacitus könnte möglicherweise in Bezug auf Deutschland eine dunkle erste Spur davon sein. Dies würde zeigen, daß schon so außerordentlich früh der fremde Einfluß auf unsere poetische Cultur, wenn auch in geringem Grade, anfang, der auch im ganz passenden Verhältniß zu dem politischen und anderweitigen Einfluß der Römer stehen würde, und eben wie dieser vorerst noch abgeschüttelt ward; wie denn die eigentliche Herleitung der Franken aus Troja erst bei Gregor von Tours und Fredegar, und aus derselben Quelle scheint es, bei Diefried wieder vorkommt. Diesen Sagen würde ich demnach priesterlichen oder gelehrten Ursprung geben, und obgleich sie in den Zeiten des Meistergesangs, nach langsamen Fortschritten, eine Art Volksthümlichkeit erlangten, so möchte ich sie doch so wenig volksmäßig nennen, als die römische Trojanersage national römisch; denn daß dort der Staat, was Niebuhr für entscheidend nimmt, die Sage adoptirte, ist so wenig ein Grund für eine solche Annahme, als in Deutschland eine officielle Erwähnung derselben es sein würde.

2) Bei Ammian. Marcellin. lib. XV.

Von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach, die Pflege durch diesen Stand verriethe, haben wir in Deutschland kaum Spuren, so wahrscheinlich es auch aus der Natur der Dinge, und auch karglichen Winken nach ist, daß namentlich in den Theilen des nördlichen Deutschlands, die der scandinavischen Bildung näher waren, eine Gattung priesterlicher Gesänge, verbunden vielleicht mit allerhand Zauberformeln, geherrscht haben müsse. Nichts aber deutet darauf, daß jemals die Priesterschaft, in Dichtung oder sonst bei den Deutschen ein solches Ansehen gehabt habe, wie die Druiden bei den Galliern; obgleich man mehrfach versuchte, dies Druidenwesen an die deutsche historisch-poetische Sage anzuknüpfen. So erhalten wir in der Chronik des Hunnibald <sup>3)</sup> aus Gott weiß welchen Liedern, aus schmalen historischen Notizen der Römer, dazu aus abgetrennten Lappen biblischer, griechischer und späterer Nationalgeschichte, aus willkürlichen Eponymen, und ich weiß nicht ob auch aus einigen wirklich alten dunkeln Traditionen zusammengesetzt ein Gemälde des gallischen Druidenwesens, das an die fränkische Geschichte gereiht ist. Den Aventin aber, der ähnlich aus spätern Meistergesängen und auf dem Grund der Germania des Tacitus eine Geschichte der deutschen Urzeit zusammenstoppelte, führte nichts auf Priesterthum, weil die ältesten deutschen Erinnerungen nicht weiter als auf ein Kriegerleben, die gallischen dagegen auf Priesterregiment führen. Wer jener Chronik des Hunnibald die Gestalt gegeben, in der wir sie auszüglich besitzen, gehört offenbar in eine sehr späte Zeit; ihre Entstehung ist auf belgischem Boden zu suchen, da sie die Franken dort einheimisch sieht und nach Deutschland auswandern läßt; in ihrem Verfasser möchte man einen britischen Geistlichen aus mancherlei Gründen vermuthen (was nur zu gut möglich ist, weil wir auch sonst wissen daß die fränkische Geschichte in britische Hände gerathen ist); sie trägt wie die Chronik von Longern zu viele britische Merkmale an sich, und britische Mönche, die auch noch sehr spät im Belgischen thätig waren, haben überhaupt in den abentheuerlichsten Theilen der mittelaltrigen Sagen und Dichtungen ihre Hände am fleißigsten gehabt; abentheuerlich aber oder wunderlich ist diese Composition so sehr, daß man nur schwer auf

3) In Trithemii opp. hist. omn. ed. Freher.

jene Angabe ihrer früheren Entstehung in der Zeit Chlodwigs eingehen mag, so natürlich auch damals der Gedanke aufkommen konnte, dem jetzt in seinen letzten Spuren schwindenden Heidenthume ein Denkmal zu setzen, weil überhaupt jede Tradition erst in solchen äußersten Fällen aufgeschrieben zu werden pflegt. Wer es aber gewesen sein mag, der diese hierarchischen Zustände der alten Kelten an die Franken anknüpfte, er beging denselben Fehler, wie Jornandes, als er die Geschichte der deutschen Gothen an jene Geten anreichte, die eben dasselbe unterscheidende Merkmal von den Gothen trennt, wie die Kelten von den Franken. Statt daß ihn der grundverschiedene Charakter seiner acht gothischen Ueberlieferung im Lied oder in der nationalen Geschichte des Ablavius und jener getischen Sagen des Dio auf die Getrenntheit beider Nationen hätte aufmerksam machen sollen, statuirt er nur verschiedene Sige und mit Veränderung derselben veränderte Cultur, und so läßt er uns denn in seinem Auszuge aus Dio, den er so leichtsinnig aufnimmt wie Annius von Biterbo und Aventin den falschen Verosus, dasselbe hierarchische Gemälde sehen, das wir auch bei Hannibal erkennen: Könige mit den Functionen von Priestern, Zauberern und Wahrsagern, oder doch von solchen als unabweislichen Rathgebern umgeben; sein Diceneus erscheint wie Hannibalds Chlodomir, Hildegast und Theocal, und wie diese lehrt er die Söhne der Edlen theologische Weisheit, Geheimlehre und Prophetenkunst, er lehrt seine Völker Ethik und Physik, eben wie Hannibalds Basan, der wie Zamolxis, Gott und König ist. Diese Dinge also gehen die deutsche Geschichte und poetische Sage nichts an; hatten die Deutschen je einen Cultus, der pfeisterliches Ansehen beförderte und mit hierarchischer Cultur verbunden war, so ließen sie Alles zusammen noch entschiedener fallen, als die Griechen in der achäischen Zeit das Pelasgische.

Nächst diesen Liedern erwähnt Tacitus der Germanen Schlachtgesänge; sie waren nach seiner Schilderung<sup>4)</sup> offenbar von dem kriegerisch-musicalischen Vortrag beherrscht, es war ein wildes Getön und durch den an den Mund gehaltenen Schild gebrochenes dumpfes Getöse, aus dessen Stärke man natürlich leicht auf den Ausgang der Schlacht schloß. Solch ein wildfröhlicher Gesang

4) Germ. c. 3.



war auch bei ihren Gelagen üblich<sup>5)</sup>). Lieder dieser Art mußten wohl am ersten verschwinden<sup>6)</sup>). Es scheint gleichwohl, daß man einmal gehofft hatte, mit dem ersehnten Auffinden der von Karl dem Großen gesammelten alten Lieder auch noch Reste aus diesen Zeiten erhalten, und man setzte wohl gar Preise auf diesen Fund aus. Wohin treibt auch nicht ein alterthumliebendes Volk seine Vorliebe für das Dunkle und Unergründliche! Unser Klopstock, als er seine Bardiette dichtete, mag es für möglich gehalten haben, uns einen Begriff von dem Barritus der Cherusker zu geben. Schade aber, daß uns kein näher mit den Deutschen beschäftigter Römer etwas von diesen Dingen aufbewahrt hat, und sollte Dvid die barbarische Sprache erlernt haben, hätte er uns doch Verse daraus übersetzt, statt spielend deren zu machen. Aber freilich, diese Römer hatten ja so wenig Sinn für ihre eigne alte historische und scoptische Volkspoesie, daß sie schon zu Ciceros Zeit verloren war! Und welchen Geschmack sollten sie auch an solchen Liedern finden, die dem Einen wie das Geschrei kreischender Vögel lauteten, während der Andere sich vor deutschen Berg- und Völkernamen entsetzte, und Allen, wie noch jetzt den Südvölkern, unsere Häufung der Consonanten und die strenge einsylbige Aussprache der Doppelvocale hart sein mußte, wie noch spät selbst Diefried den Klang deutscher Worte zwischen dem Lateinischen zum Lachen abstechend fand.

Am merkwürdigsten wäre unstreitig für uns, wenn uns auch nur der Inhalt einiger historischen Gesänge der älteren Deutschen wäre erhalten worden. Tacitus aber klagt ja selbst, daß die Griechen, in deren Händen er die Literatur sah, nur das Ihrige bewunderten und unbekannt mit Armin wären, den noch lange Jahre nach seinem Leben die Lieder der Deutschen besangen. Daß auch in anderen Stämmen ein ähnlicher historischer Gesang herrschte, läßt sich aus Jornandes beweisen. Die Gothen, die überall die untrüglichsten Spuren einer verfrühten Cultur tragen, sangen der-

5) Tacit. Annal. I, 65.

6) Fauriel that folgenden sehr guten Ausspruch über die alten Volksgesänge überhaupt: Quant à ces chants populaires, germes premiers de l'épopée complexe et développée, il est de leur essence de se perdre, et de se perdre de bonne heure, dans les transformations successives auxquelles ils sont destinés.

gleichen von ihren alten Königen, und in fast geschichtlichem Ansehen ständen die Lieder von Filimer's Zug <sup>7)</sup>). Theodorichs Leiche ward mit ehrendem Lied aus der Schlacht getragen <sup>8)</sup>) und über dem todten Attila erschallten Gefänge, die freilich einfach und arm gewesen sein mochten, wie etwa die Menien in den Scipionischen Gräbern, mit denen sie, wenn der angegebene Inhalt ächt sein sollte, wirkliche Aehnlichkeit hätten <sup>9)</sup>). Vor dem Herrscher-geschlechte der Ostgothen, berichtet Jornandes weiter, seien die Thaten der Helden Ethespamara, Hanala, Fridigern und Vidicula gesungen worden. Eben diesen Vidicula, der dem Namen nach scheint ein Wittich <sup>10)</sup>), aber schwerlich der in der Helden-sage erscheinende ist, erwähnt Jornandes wahrscheinlich aus-Priseus in einem Schicksale, das eines Liedes werth sein konnte <sup>11)</sup>); und daß diese Persönlichkeit von einem Fremden bestätigt wird, läßt uns von dem historischen Charakter der gothischen Lieder günstiger denken, als es das angeführte bloße Zeugniß des Jornandes könnte; eben so wird dann auch Fridigern von ihm in einer Scene vorgeführt, die historisch, wie sie ist, eine poetische Wirkung zu machen sehr geeignet war <sup>12)</sup>). Vor allen berühmt aber und in der That sehr wichtig ist die Anekdote, welche Jornandes aus dem Leben des Hermanrich erzählt, und die sich verändert und entstellt in der nordischen und deutschen Sage erhalten hat. Aus einer dunkeln Ursache, wegen trügerischer Entweichung ihres Gatten, läßt Hermanrich ein Weib, Namens

7) Jornand. de reb. Geticis. c. 4.

8) Ibid. c. 41.

9) Ibid. c. 49. De tota gente Hunnorum electissimi equites in eo loco quo erat positus, in modum Circensium cursibus ambientes, facta ejus cantu funereo tali ordine referebant: Praecipuus Hunnorum rex Attila, patre genitus Mundzucco, fortissimarum gentium dominus, qui inaudita ante se potentia solus Scythica et Germanica regna possedit, nec non utraque Romanae urbis imperia captis civitatibus terruit, et ne praeda reliqua subderent, placatus precibus, annum vectigal accepit. Quumque haec omnia proventu felicitatis egerit, non vulnere hostium, non fraude suorum, sed gente incolumi inter gaudia laetus, sine sensu doloris occubuit. Quis ergo hunc dicat exitum, quem nullus aestimat vindicandum?

10) Ibid. c. 5. Einige Handschriften lesen Vuidigociae.

11) Ibid. c. 34. — venimus in locum illum, ubi dudum Vidicula Gothorum fortissimus Sarmatum dolo occubuit.

12) Ibid. c. 26.

Sanielh oder Suanibilde von Pferden zerreißen und ihre Brüder Sarus und Ammius stellen ihm darum nach dem Leben und verwunden ihn<sup>13)</sup>. In den nordischen Dichtungen, den Edden und der Volsungasaga, so wie in der aus deutschen Stoffen zusammengesetzten Wilkinasaga ist diese Erzählung, in der letzteren undeutlicher, wiederzufinden. Jörmunrek wirkt in der nordischen Sage durch seinen Sohn Randver um Euanhild. Ein treuloher Begleiter, Vicci, verleitet den Sohn, die Geworbene selbst zu behalten und Jörmunrek läßt dafür den Randver tödten und die Euanhild von Pferden zertreten. Ihre Brüder Sörli und Hamdir verstümmeln ihn zur Rache. Die Sage fügt hier die abentheuerlichsten und härtesten Züge namentlich diesem Racheversuche der Brüder hinzu, die Jornandes schwerlich kannte, so wie auch die Anknüpfung an den Kreis des Sigurd beweist, wie bedeutend die ursprüngliche Erzählung in der nordischen Darstellung gelitten hatte. Wir werden es aber mehrfach bestätigt finden, daß der Norden Alles gerne ins Grausame, Mysteriöse und Räthselhafte zieht, was in Deutschland weit mehr im Kreis der Wahrscheinlichkeit und historischen Helle liegt. Hier ist es ganz charakteristisch, daß in der Volsungasaga Randver vor seiner Hinrichtung seinem Vater einen gerupften Habicht schickt, um ihm anzuzeigen, daß er nun sich aller Ehre beraubt habe. So sind die zwei rächenden Brüder erst einem Dritten Namens Erp gefolgt; sie fragen ihn unterwegs, auf welche Weise er ihnen helfen wolle, er antwortet: wie die Hand der Hand und der Fuß dem Fuße. Erzürnt über diese Antwort, die sie für eine ausweichende nehmen, tödten sie ihn; als sie aber bald darauf beide ausgleiten und der Eine sich mit der Hand, der Andere mit dem Fuße stützt, verstanden sie bereuend seine Rede. Ähnliche Unterscheidungszeichen zwischen deutscher und nordischer Dichtung werden sich weiterhin mehrere bieten. Ich bemerke übrigens hier schon, daß mir diese Eine Erzählung kein kleiner Beweis für den deutschen Ursprung der in Scandinavien und Deutschland zugleich vorfindlichen Sage ist. Ich finde mich nicht berufen, auf diese Frage in einer Geschichte, die sich lediglich mit dem Charakter der Dichtungen, nicht der Heimath der Sagen beschäftigen will, näher einzugehen, und bemerke nur

13) Ibid. c. 25.

im Vorbeigehen, daß mir allzuvielle Mittel aufgeboten scheinen, um sie zu beantworten und daß man sich die Sache nur erschwert hat. In den Zeiten, wo die Dialecte sich noch viel näher standen, wo es auch auf das genaue Verständniß jedes Wortes im Liede nicht Jedem ankam, wo Alfred im dänischen Lager, und Anlaf im angelsächsischen und ein niedersächsischer Sänger in Dänemark singen konnte, wo dazu die Völker bis zu Theodorichs Zeit in so weiter Verbindung standen, daß Aesibier dem gothischen Könige Geschenke bis nach Italien schickten, wie viel hundert Male kann da geschehen sein, daß ein niederdeutscher Harfner dänischen Fürsten sang, was nur ein, zwei Mal geschehen durfte, um uns das ganze Verhältniß zu erklären, da man die Sänger zu halten pflegte, bis man ihre Gesänge auswendig wußte, und da ohnehin in einer dichtungreichen Zeit der gesuchte Gesang sich auf tausend Wegen verbreitet. Eigentliche Nachbildungen deutscher Dichtungen sind die Eddalieder freilich nicht, und das hat wohl auch Niemand im Ernste je behaupten wollen<sup>14)</sup>.

Ist aber dieser Liederstoff bei Jornandes nur gar zu historisch, gar zu gerippenartig, so liegt dagegen noch ein frisches poetisches Colorit über den longobardischen Geschichten des Paul Warnefrieds Sohns. Diese Longobarden, ein kleiner in sich geschlossener Stamm, nicht wie die Gothen in unzählige Theile getrennt, auch auf ihrem Zuge nach dem Süden concentrirt beisammen gehalten, nicht wie die Gothen gleich der ausgebreitetsten Besitzungen mächtig, in Italien nicht nachgiebig gegen das Römische, wie die Ost- und Westgothen, wie selbst die Franken, die sämmtlich ihre nationale Poesie nach ihrer Auswanderung ganz verloren zu haben scheinen, sondern wild, zerstörend, mit dem römischen Element in steter Feindschaft, nicht durch weitläufige Eroberungen zersplittert, sondern immer in sich zusammenhaltend, diese Longobarden hielten allein eine Sagengeschichte oder historische Lieder voll der schönsten Züge fest. Wir haben freilich keine poe-

14) Wer die Sagabibliothek von P. E. Müller und Grimms deutsche Heldensage gelesen hat, der kann des Uebrigen, was über die Herkunft der nordischen Gesänge gesagt ist, füglich entzathen. Müllers Annahme eines asiatischen Ursprungs der Sigurdssage, auf die ich unten zurückkommen werde, hat in Deutschland wenig Billigung gefunden, und selbst nordische Forscher, wie Finn Magnussen, sind dem deutschen Ursprung nicht entgegen.

tischen Reste zur Vergleichung mit Pauls Uebertragung in historische Erzählung übrig, allein schwerlich wird man irgend Jemanden erst überreden müssen, daß eine Menge Stellen in seinem Buche wirklich auf Liedern beruhen, deren gefälliger Inhalt noch durch den rohen lateinischen Vortrag anziehen. Der Anfang seiner Erzählung trägt noch in dem Geschichtchen von Wodans Belistung mit den Langbärten<sup>15)</sup> und Aehnlichen einen fremderen, nordischen Anstrich; sobald aber der anrückende Zug in hellere Gegenden Deutschlands kommt, so erkennt man hier sogleich, wie unzählige Male in den alten Geschichten zwischen Griechen und Orientalen, daß ein besonnen und verständig beobachtendes Volk einen geschichtlichen Stoff auch in der poetischen Behandlung noch der Wahrscheinlichkeit und klaren Anordnung nahe hält. Hier ist ein Beispiel: Der König Tato kriegt mit dem Herulerfürst Rodulf. Die Ursache ihres Zwistes war diese: Ein Bruder Rodulfs war als Gesandter bei Tato gewesen; als er bei seinem Abzuge vor dem Hause von Tato's Tochter Numetrude vorbeiritt, fiel dieser sein reiches Gefolge auf, und da sie auf ihre Frage erfährt, wer er ist, läßt sie ihn einladen, einen Becher Wein anzunehmen. Er kommt mit einfältigem Herzen, das Mädchen aber läßt sich vom Muthwillen verleiten, über seine winzige Gestalt zu spotten; der Mann giebt ihr ihre Hohnreden zurück, und sie, indem sie ihren Groll darüber unter Heiterkeit verbarg, lädt ihn zum Sigen ein und lädt ihn dann meuchlerisch ermorden. Rodulf erregt Krieg, ihn zu rächen. Am Schlachttage sitzt er sorglos und des Sieges sicher im Zelte am Spielbrett, lädt einen der Seinigen auf einem Baum steigen, ihm den Gang des Treffens anzusagen und droht ihm den Tod, wenn er Flucht der Heruler verkünde. Die Longobarden siegen; der Späher aber ruft auf Rodulf's jedesmalige Frage, die Heruler kämpften vortrefflich. Als er aber die ganze Schlachtordnung in Flucht sieht, ruft er: Weh dir, armes Herulerland, das du vom Zorn des Himmels gebeugt wirst! Erschrocken fragt ihn der König: Flichen meine Heruler? Und jener antwortet: Nicht ich, sondern Du o König hast es gesagt. Nun stürzen die Longobarden heran und hauen den König mit den Seinigen nieder. — Wer kann hier einen Augenblick die poetische Erzählung

15) Paul. Diac. de gestis Longob. I, 8.

verkennen? Oder wer lieft die Geschichten von Alboins Jugendthaten und Ritterschlag<sup>16)</sup>, oder die graufige Sage von Rosimunde, oder die liebliche Werbung des Rutharis um Theudelinde, wer die Feindschaften zwischen Grimoald und Bertarit, oder die Nachstellung Cuniberts gegen Aldo und Grauso<sup>17)</sup>, oder den Tod des Ferdulf<sup>18)</sup>, ohne hier überall den vortrefflichsten Romanzenstoff zu entdecken und die schönsten Stücke poetischer Erzählung, deren Stoff zu abgerundet, deren Zahl zu groß ist, als daß sie für Geschichte gelten könnten, die aber längst eine zweckmäßige deutsche Bearbeitung für die Jugend verdient hätten. Ueberall tragen diese Geschichten nordische Züge, vieles erinnert an die scandinavischen Sagen, aber nicht zu verkennen ist, daß ein freundlicherer, milderer Charakter bei aller Rohheit, die unterläuft, darüber liegt, daß Planheit und geschichtliche Klarheit sie auszeichnen, Eigenschaften, die, wenn sie nicht den Liedern selbst eigenthümlich gewesen wären, so gut in Pauls Darstellung mangeln würden, als sich die entgegengesetzten in einigen seiner Sagen im Eingang erhalten haben, wo die Geschichte noch im Norden spielt. Die Art des Inhalts und der Vortrag ist ganz verschieden von den nordischen Liedern in dem lateinischen Werke des Sazo Grammaticus, ähnlicher dem Wilhelm von Malmesbury, dessen Liederstoff an Frische dem bei Paul übrigens nicht gleich kommt.

Dieser auffallende Unterschied zwischen Paul und Sazo, zwischen der Sage von Hermanrich bei Jornandes und bei den Nordländern berechtigt wieder zu der Behauptung, daß, wären uns deutsche Lieder aus diesen Zeiten erhalten, wir darin einen ganz verschiedenen Charakter von den nordischen Eddaliedern finden würden; einfachere Rücksicht auf gewöhnliche menschliche Handlungen, das Historische und rein Epische, von mythischem Stoff und lyrisch-dramatischer Behandlung viel freier, würde sie von diesen unterscheiden; und man braucht, um dies zu behaupten, kaum die ganze folgende Entwicklung der Dichtkunst bei beiden Völkern zu Hülfe zu nehmen, den streng epischen Vortrag des Hildebrandsliedes gegen die Edda, die schärfere Scheidung von Poesie und

16) Ibid. I, 23. 24.

17) Ibid. VI, 6.

18) Ibid. VI, 24.

Geschichte in Deutschland, und die dauernden Neigungen und Richtungen der heutigen nordischen und deutschen Forscher und Gelehrten, wo jene meist der mythischen, diese der historischen Auslegung der Sage günstiger sind, oder auch der Dichter, wo dort die Dehlenschläger, Grundtwig, Ewald und Tegner große Rollen spielen, während unser Fouqué zum Gelächter und Klopstock's Hermann nie fast gelesen worden ist. Ich würde diese müßige Frage über die mythmaßliche oder unwahrscheinliche Uebereinstimmung der Form deutscher und scandinavischer Lieder nicht berühren, wäre sie nicht von anderen Männern, die hier von Gewicht sind, besprochen worden. Wäre uns eine deutsche Edda, älter als die alte nordische, erhalten, durch ein Zusammentreffen fast unmöglicher Glücksfälle, wir würden die interessantesten Blicke in das früheste Treiben unserer Ahnen thun können; sie würde so viel interessanter sein als die späteren Epen, als die Hamase des Abu Lemmam wichtiger ist als die späteren arabischen Dichtungen. Eben wie jene in ihrem Charakter von den muhamedanischen Poesien, und die rein von christlichen Influenzen erhaltenen Eddalieder von den späteren Producten christlicher Dichter, durch eine große Kluft getrennt sind, so würden es auch unsere Hermannslieder und selbst die Quellen des Jormandes und Paul von dem spätern deutschen Epos sein, das nur ein Product der Völkerwanderung und des Christenthums sein konnte. Ein Volk, wie das deutsche, vor der Bekanntschaft mit den Römern schwerlich je in größeren Verbindungen, getheilt in unzählige Stämme, ohne Städte und Dörfer, in kleinen Reibungen und Kriegen, wo freiwilliger Dienst und Fahrten auf Raub und Abenteuer schon vorkamen, wo bei der wilden Rauheit der Menschen Beleidigungen und Privatzwist, bei dem schonenden Band der Gesetze Selbsthülfe alltäglich war, ein solches Volk kann nur Gesänge haben, wie jene Beduinen in der Wüste, voll von Eifersucht, Stammhaß, Blutrache und kleinen Kämpfen, von Beschäftigung mit dem kleinen Kreis der Umgebung, mit der Waffe und dem Roß, dem Wild des Waldes, dem Gast und dem Feinde. Diese kleinen engen Verhältnisse werden hier wie bei den Angelsachsen, Walisen und allen Völkern, die uns so alte Denkmale ihres Dichtens hinterließen, den sinnlichen Reichthum der Sprache früherer Zeiten so außerordentlich haben befördern helfen, den wir in solchen Nesten übera!!

gewahren, und der sich in nichts mehr kund giebt, als in Benennung der Pferde, Kameele, Waffen und alles dessen, was diese Naturföhne nahe umgab und anging. Diese Benennungen, in zahllosen Eigenschaftswörtern, Metaphern und Umschreibungen ausgedrückt, bilden den Kern solcher alten Poesieen, wie es die jüngere Edda, diese nordische Poetik, wie es die Bragarädr ausdrücklich bezeugen, wie Turner mit zu viel Einseitigkeit diese Paraphrasen als das einzig Charakteristische an der Angelsächsischen Poesie angiebt. Auch sind sie ein Merkmal, das sich ungesucht in späteren Nachbildungen des Tons solcher Zeiten, wie in Klopstocks Barditten, einstellte. Nicht mit ganz so ungeheuren Bildern füllte wohl den Deutschen sein mittleres Klima, wie den Nordländer das unendliche Meer, die hohen Eisberge und endlosen Nächte, und wie den Araber die Wüste, der stets helle Nachthimmel und die bratende Sonne; ich zweifle, ob der deutsche Sänger mit stets so bereitem Fluge der Phantasie das Reittier zum Schiff, das Schiff zum Pferde gemacht hätte, seine Kämpfer zu Eichen, die Schwerter zu Schlangen, die Welle zur Schwester der Kühle, ob er im Schlachtgewühl seine blutdürstige Lanze zur Tränke geführt, in der Siegerfreude seinen Waffen Wein zu trinken gegeben, ob er das Blutbad mit einer Brautnacht, das Schlachtfeld voll Leichen mit einem lederen Mahle für Wölfe und Geier verglichen, ob er jetzt dem Tod ins Angesicht gelacht und dann Sturm und Unheil zum Kampfe gefordert hätte. Waren nicht eben ganz so grelle Dinge, nicht so oft und jeden Moment das Thema des deutschen Gefanges, weil der Deutsche auch schwerlich so viel Heißhunger nach Rache hatte wie der Araber, noch so viel Grausamkeit wie der Scandinave, der den Blutadler schnitt, so mag er doch auch freilich nicht viel milder gewesen sein. War seine Dichtung das Abbild seines Lebens, was konnte sie dann singen von den Männern, die mit so großer Wildheit überall im Kampfe erscheinen — und ihr Kampf war ja fast ihr ganzes Leben —, überall mit jener apathischen Todesverachtung, die ihnen, wie Lucan schon sagte, ihr Glaube an Unsterblichkeit einflößte; was konnten sie von ihnen singen, die mit jenem Ungeßüm in der Schlacht wie zum Lanze sprangen, die ihre Jugend mit einem Schandzeichen behingen, ehe sie einen Feind erschlagen hatte, die behend über mehrere Pferde wegsprangen, auf Schilden über Eisberge rutschten, Ströme



ableiteten zum Grab eines Königs, Ströme in schweren Waffen durchschwammen, Ströme mit ihren Schildern aufzuhalten versuchten, von denen die Gallier im gewöhnlichen Berichte sagten, die unsterblichen Götter widerständen ihrer Gewalt nicht. Auf das Entsetzliche und Schreckliche ging ihre Art des Angriffs, ihre Tracht, ihr Gesang, gewiß auch der Inhalt ihres Gesangs.

Doch — ich verirre mich selbst in poetische Ergießungen über Poesien — die nicht existiren. Sie werden unschädlich vorbeigehen, wenn Niemand mehr Bedeutung darauf legt, als ich. Noch aber kann ich von dieser Periode nicht scheiden, ohne einige Bemerkungen folgen zu lassen, die mir die wenigen Notizen, die wir über den Gesang der alten deutschen Stämme besitzen, an die Hand geben. Welch ein Unterschied ist doch zwischen den Erwähnungen der ersten Spuren des Gesangs und den Ansichten von Dichtung bei Griechen und Germanen! Die Steine des Feldes und die Bäume des Waldes erhalten durch jene ersten Sänger der Hellenen Leben, die Raubthiere legen vor Orpheus Leier ihre Wildheit ab, das Ungeheuer der Hölle und die Götter der Unterwelt ihre finsternen Schrecken; ich rede nicht von den Musen und Apoll, die wir erst der Aventure und Winne der ritterlichen Sänger entgegensetzen dürfen, da sie erst dann ihre poetischen Rollen zu spielen anfangen, als auch in der plastischen Kunst der weichere Styl, die größere Grazie hereintrat; ich rede von dem hohen Styl auch der Sage. Von Zeus wird in des Dichters Seele der begeisterte Funke gelegt, daß nicht der Sänger um seines Gesanges Inhalt getadelt werden darf. Nur die unsterbliche That, des Liedes Keim, wird wie die Ursache vor der Wirkung höher gehalten, sonst aber setzt der Achäer in das Hörtchen auf den Gesang die höchste Lust seines Lebens; an ihren Genuß aus dem Mund der Sirenen setzt der irrende Odysseus sein Schiff und sein Leben. Die Begriffe von den Wirkungen der Dichtung sind die feinsten, die je gefunden werden; sie soll durchaus störungslos auf das ganze Gemüth wirken, sobald sie an Alkinoos Tafel durch ihren Inhalt den Odysseus aufregt, durch den Stoff auf ein einziges Gefühl wirkt, statt heiterer Stimmung eine gramvolle Erinnerung aufruft, sogleich wird sie unterbrochen, weil sie ihren Zweck verfehlt. Man vergleiche mit diesen Vorstellungen von der göttlichen Quelle der Dichtkunst die von Odin's Muth, der aus des Menschen Brust herausgelockt

wird; wenn wir auch mit Finn Magnussen die saubere Fabel gern der späteren Zeit zuschreiben, wie materiell bleibt immer auch das bloße Bild! Die historische Treue wird im Lied des Rhapsoden vorausgesetzt, gepriesen wird schon damals der plastische, lebensvolle Vortrag; es ist die Form, die man preist — aber in Godrunarhyöt<sup>19)</sup> ist es der Inhalt, es sind, wie im ganzen Mittelalter, die Schicksale, die Abenteuer, „welche der Männer Herz erleichtern und der Frauen Kummer mildern“, und wo der musikalische Vortrag eine Wirkung macht, da ist in allen nordischen und finnischen Anekdoten von der Gewalt des Gesangs der Effect ein bizarr übertriebener, und meist läuft er auf Hervorrufung oder Unterdrückung einer einzelnen Leidenschaft hinaus. Wie ferner die griechische Kunst auch später nicht fremden Zwecken gedient hat, so erscheint sie schon so frühe durchaus selbständig und herrschend. Obgleich ebenso wie bei den Germanen auch bei dem Achäer Alles auf Krieg und Kampf ging, obgleich seine edle Ruße, seine festungsartige Wohnung, sein Adel, der nur in der Stärke der Faust bestand, sich hierhin bezog, so diente doch sein Gesang dem Kampfe nicht; still ging er in die Schlacht, und überließ es den Barbaren, mit Geschrei sich zu begeistern. Der Nän ertönt bei Homer nur bei Sühnopfer und Leichenbegängniß, und wahrscheinlich nur aus dem Munde einer kleinen Anzahl von Jünglingen; als Schlachtgesang war er schwerlich vor der größeren Ausbildung des Gesangs überhaupt üblich, und auch dann nicht als Reizmittel, sondern als Gebet zu dem Gotte. So ist auch die Vereinigung des Wahrsagerthums mit dem Amte des Sängers unerhört. Bei keinem Mahle störte ferner den sanften Gesang, der aus milder Begeisterung floß, das rohe Einstimmen der Menge, die Masse singt bei Homer nie. Bei keinem Mahle hätte, wie nach Weda bei den Angelsachsen, die Harfe unter den Kriegern herumgehen können; im ganzen Chor der Freier spielt sie nicht Einer, kaum daß Achill der Leier kundig genannt wird. Die Deutschen kannten nicht einmal Barden oder Skalden, denn es ist jetzt erwiesen, daß diese Sängerklassen nur den gallischen und nordischen Nationen eigen waren, und daß wir diesen Irrthum der gelehrten Vermischung dieser verschiedenen Völker und der Bardenbegeisterung in Deutsch-

---

19) Str. 21.

land zur Zeit der Denis und Kretschmann zu danken haben<sup>20)</sup>. Ich halte nicht einmal dafür, daß man die wandernden Säger, die ein Gewerbe aus der Kunst machten, in den alten Zeiten häufig suchen darf; dies scheint der Umstand zu beweisen, daß der fränkische König den Theodorich um einen Citharöden ersuchen muß<sup>21)</sup>, der überdies vielleicht nur ein römischer Musikus war. Wo aber diese gewerbsmäßigen Säger vorkommen, da erscheinen sie in ihrem Verhältniß zur höfischen Gesellschaft — beschenkt wohl für ihre Kunst und gesucht, aber zugleich ihrem Stande nach verachtet, wie fast in allen Zeiten der Schauspielerstand, mit Ausnahme der Perioden der höchsten Blüthe der Dichtkunst, wo man auf einen Augenblick dergleichen Vorurtheile abzulegen pflegt. Wenn man die Benützung solcher Säger zu Botendiensten betrachtet, wenn man sieht, wie im Barinischen Gesetz für Verlegung der Hand eines Harsuers das Wehrgeld um ein Viertel höher gesetzt wird, was eher auf eine Geringschätzung als auf eine Auszeichnung deutet, so sieht man, welch ein ungemeiner Abstand ist zwischen der Geltung der Kunst und der Künstler hier und dem geheiligten Ansehen der Dichtung und jener zarten Behandlung und ehrfürchtigen Scheu gegen den Säger unter den Achäern.

Es gab also keinen Stand unter den Deutschen, dem die Pflege der Dichtkunst besonders anvertraut gewesen wäre, oder gab es ihn doch, so ruhte auf ihm weder die Weihe noch auf seiner Kunst das Ansehen, wie im Alterthume; auch räumte ihm die Gewohnheit keineswegs das ausschließliche Vorrecht des Singens und Dichtens ein. Vielmehr sang bei Gelegenheit in Deutschland Jeder, der sich dazu aufgefordert fühlte, wie noch heute in Karelen und dem Innern von Desterbottn Jedermann ein Gelegenheitslied zu machen weiß. Träger und Bewahrer der Gesänge war das Volk. Wo man bis gegen die Zeiten der höfischen Säger hin hört, erschallt Volksgesang; das Volk, die Bauern, hatten die Sage von Dietrich schon nach der Duedlinburgischen Chronik bereits lange Zeit im Munde<sup>22)</sup>; man darf nur die alten Monumente unserer Geschichte aufschlagen, um überall zu finden von

20) S. Kobersteins Grundriß S. 6. und die dortigen Nachweisungen.

21) Cassiodor. Var. II, 40.

22) Bei Grimm deutsche Heldensage p. 32. ist die Stelle ausgezogen: Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim.

wie unmittelbarer Natur jene Spott- oder Liebeslieder gewesen sind, die durchaus persönlich und bei der augenblicklichen Gelegenheit entstanden waren<sup>23)</sup>; man darf nur in die Concilien sehen, um zu erfahren, wie jene Teufelsgefänge, die noch die Todten verhöhn- ten, und jene Liebes- und andere profane Lieder, an denen die Kirche Anstoß nahm, verbreitet und eingewurzelt waren. Die deutsche Dichtung war noch in ihrer Wiege schon in den Händen des Volks: keine Dichtung irgend einer Nation der Erde ist es in dem Maße gewesen, wie sie, in alten und neuen Zeiten. Daher pflegen alle unsere Forscher auf ihrem Gebiete für das Volksmäßige der Dichtung eine so ungemessene Bewunderung zu haben; daher hat man an der volksmäßigen, allmählichen Ausbildung un- zerer Nibelungen bei uns so wenig gezweifelt, bei Homer aber mit allem Rechte etwas geänderte Gesichtspuncte genommen. Keine Nation kann in irgend einer Periode ihre ausübende Kunst in solch einer Verbreitung und poetischen Anstrich des Lebens so sehr als Gemeingut zeigen, wie die Deutschen nach der Abblüthe der ritterlichen Kunst. Die Poesie keiner Nation hat sich so sehr aus dem Volke selbst ohne Pflege von oben gebildet, wie die unseres vorigen Jahrhunderts. Noch heute sind die Deutschen durch alle Klassen das gesangreichste Volk in Europa, und wer nur den gemeinsten Vortrag im Volksgesang bei uns in seiner Innigkeit mit dem kalten und wehethuenden der Franzosen und dem eintö- nigen der Italiener vergleicht, der erkennt auch jetzt noch mit Leich- tigkeit den erstaunlichen Unterschied. Das populäre, bürgerliche, gleichstellende Element, das in allen Verhältnissen des deutschen Lebens durchgeht, erscheint also auch in der Kunst des Singens und Dichtens; jenes Element, das im Politischen stets eben so sehr verkannt oder unbemerkt geblieben ist, wie im Alterthume die große Aristokratie der Freien über die Sklaven, weil sich auf der Oberfläche dort das Monarchische eben so natürlich bilden mußte, als hier das Republikanische, und weil die Menschen selten in ihren Urtheilen über die Oberfläche wegkommen.

Ob aber diese Popularität des Gesangs, die wir in der Zeit des Meisfiergefangs deutlicher werden beleuchten können, auch der

23) Man denke an den Mainzer Erzbischof Hatto; oder an Benno. S. Norberti vit. Bonnenis c. 7. Oder die Stelle bei Perz Mon. II, 83. und andere, die ich nicht erst aufzählen will.

Würde und dem Werth des Gesangs günstig war? Allgemeine Theilnahme an irgend einem Geschäfte wird auch immer allgemeine Pfluserei zur Folge haben. Unser Kirchengesang — wer wird das leugnen? — ist nur durch seine Volksmäßigkeit herabgekommen; durch Verallgemeinerung schwächt man selbst den Genuß von Kunstwerken, und mit Herplaudern, Auswendiglernen und Einbläuen von Gedichten in der Schule verderben wir unsern Knaben durch Uebersättigung den Geschmack nicht nur an Lichte, sondern auch an Schiller, wie weiland Orbilius dem Horaz den Andronicus verleidete. Unser letztes Jahrhundert hätte schwerlich seine Dichtkunst so weit gebracht, wenn nicht glücklicherweise das Dichtergeschlecht fast ganz ausgestorben, ganz in Mißcredit gewesen wäre, so daß die Schwachen und Furchtsamen nicht wagten herauszutreten; kaum aber war dies äußere Hinderniß gehoben, so brach eine Fluth von seichten Köpfen in das Gebiet der Kunst herein, und die Wirkung war, daß Lessing sich abwandte, Alopstock verstummte, Göthe seine Verachtung des Publicums einsog und mit Schiller der ganze Flor der Dichtung hin war. Die Dichtkunst scheut die Menge. Nicht einmal Athen läßt sich einwerfen, wo gleichwohl die Menge einen andern Charakter hatte, als überall sonst; die eigentliche Demokratie brachte dort aber mit Euripides das Ende der guten Zeit der Dichtkunst hervor. Ueberall suchte die Dichtkunst liberale Höfe und freigebige Beschützer; sie entfaltete ihren höchsten Glanz in der Umgebung kleiner und menschenfreundlicher Fürsten, denn sie flieht eben so die Gemeinheit des niederen Lebens, wie sie in der Kälte und dem erdrückenden Glanz eines Hofes wie Ludwigs XIV. sogleich erstarrt. Seit Pindar sind die größten Dichter am leichtesten dem Wortwurfe der Fürstendienerei ausgesetzt gewesen; und umgekehrt, wo die Kunst des Dichtens am verbreitetsten im Volke war, wie in Italien und Deutschland im Mittelalter, sank sie schnell ins Allertiefste herunter.

Wenn große Theilnahme, weite Anlage und gesunde Richtung ein Volk in Poesie ausgezeichnet machte, so würde Deutschland mit jedem wetteifern können. Wir werden aber, wie wir oben in den ersten Spuren gesehen haben, so stets wiederholt finden, daß die productive Thätigkeit der Einbildungskraft in Deutschland, wie überhaupt in der neuen Welt, immer unbedeutend blieb und daß das bereitwillige Anlehnen an das Fremde uns oft völlig um

deren Uebung zu bringen drohte. Das Schicksal der späteren Dichtung hier schon im ersten Reime anzudeuten, mußte ich, so gefährlich dergleichen ist, versuchen; und dies mag die Umwege, die dabei nöthig waren, entschuldigen. Auch im Folgenden fürchte ich, werden diese noch nicht ganz zu vermeiden sein.

---

## II.

### Wirkungen der Völkerwanderung auf den historischen Volksgesang.

Wir müssen bei der Betrachtung unserer alten Geschichte nie vergessen, daß die theuersten religiösen und historischen Erinnerungen unserer Vorfahren nicht einen Augenblick, von der Zeit an wo wir sie deutlicher in der Geschichte auftreten sehen, ungestört ihrer Fortpflanzung überlassen wurden. Man beachte nur in der politischen Geschichte, welche schnelle und auffallende Fortschritte die römische Cultur auch unter den stets feindlichen Stämmen der Germanen machte; man versuche sich dann überhaupt eine Vorstellung von der Wirkung zu machen, welche die stets wachsende Bekanntheit mit den Römern auf die Deutschen mit der Zeit ausüben mußte. Ein endemisches Volk, das nur kleine Kriege, Abentheuer und enge Verhältnisse kannte, Rivalitäten zwischen unmächtigen Häuptern, einen Himmel voll Götter, deren einseitigen Untergang sie besangen, weil sie auch ihre eigene Herrlichkeit täglich wechseln sahen, ein solches Volk plötzlich in die vielfältigsten Collisionen mit einer gebildeten, mächtigen, glänzenden, weltherrschenden Nation gebracht, in einem ungeheuren Kampfe der Waffen und der Cultur mit ihr verwickelt, wo es im ersteren in eben dem Verhältnisse siegte, als es im anderen, besonders seitdem das Christenthum hinzutrat, unterlag. Ein Kampf von zehn Jahren hatte einst in Griechenland alle früheren Sagen in sich aufgenommen und verschlungen; was Wunder, wenn unter einem Weltkampfe von halb so vielen Jahrhunderten in einem weniger mittheilungs-

lustigen Volke jede ältere Erinnerung bis auf die leiseste Spur verschwand! Es war eine Bewegung, die nicht etwa einen unwillig folgenden König von seiner Familie riß, sondern die einen Volksstamm nach dem anderen aus seinen ursprünglichen Sizen lockte; nicht ein Zug nach einem geraubten Weibe, sondern ein Kampf um Recht und Sitte und um den Besitz der Welt. Und die Folgen waren hier nicht ein zehnjähriges Umirren eines verschlagenen Häuptlings, nicht die Zersprengung eines Völkerstammes, die Ausföhrung von Colonien an nahe Ufer mit Bewahrung der Sprache, der Sitte, des Verkehrs, der Cultur, der Spiele und Drakel des Mutterlandes (denn nur wer aufs kühnste die geistige Entwicklung im Raume von Jahrhunderten überblickte, könnte darthun, daß auch Deutschland von seinen großartigen Colonien später mehrfach den Vortheil der Anregung eigener Cultur hatte); es war eine Jahrhunderte lang wogende Bewegung ungeheurer Volksmassen, eine ewige Trennung vom Vaterlande, eine Theilung in Staaten, eine Schöpfung neuer Nationen, eine Zersplitterung in drei Welttheile, ein Aufgeben der heimischen Sprache und Sitte, ein völliges Vergessen der alten Sige, und Vertilgung der mächtigsten Reiche und der ausgebreitetsten Cultur. Was in diesen Zeiten Rüstigkeit und Kraft hatte, wanderte in die Fremde mit; das Glück der Früheren reizte den Versuch der Späteren; stets neue Begebenheiten verschlangen die alten selbst mit der Erinnerung daran.

In allen romanischen Landen, wohin deutsche Stämme kamen, schwand der alte Volksgefang schnell vor der römischen Cultur. In Spanien ging die lateinische Dichtung ihren Weg ungestört fort. Die fränkischen Könige, sahen wir schon oben, mußten sich Citherspieler aus Italien verschreiben. Unter den Geistlichen der Ostgothen war griechische Bildung schon in ihren Sizen an der Donau zu Hause gewesen, wie außer anderen ausdrücklichen Zeugnissen schon die Bibelübersetzung des Ulfilas allein beweist; in Italien bemächtigte sich Cassiodor ihrer Geschichte, nicht im Sinne des Volks, sondern in gelehrten oder politischen Absichten<sup>24)</sup>; ihn zog Jornandes leichtfertig aus, ohne eine Spur von national-

24) Cassiod. Var. IX, 25. Originem Gothicam historiam fecit esse romanam: colligens quasi in unam coronam germen floridum, quod per librorum campus passim fuerat ante dispersum. Perpendite, quantum vos in nostra laude dilexerit, qui vestri principis nationem docuit ab

gothischem Sinne, sondern allein auf das Auskramen seiner klassischen Gelehrsamkeit bedacht; und bald ward ja durch christliche Priester die Geschichte zur Kirchengeschichte, wie bei Gregor und Beda, bald durch sie die Volkssprache verachtet, verächtet und in falscher Schaam abgelegt. Daß wir unter diesen Umständen noch in der longobardischen Geschichte Trümmer behalten haben, welche wenigstens einen Schatten von einer Volksgeschichte behaupten, dürften wir wohl für ein Wunder halten, wenn nicht dieses Volk, von wilderer Natur und weniger zum Verschmelzen und Civilisiren geschickt, eben, wie ich schon bemerkte, in Folge dieses Charakters fester an seinen alten Ueberlieferungen gehalten hätte. Je mehr aber die Gelehrten sich von ihren Nationen entfernten, je mehr sie die Pflege des historischen Liedes oder der Volksgeschichte versäumten, je näher sie sich in ihrem Vortrage den römischen Geschichtschreibern und den Kirchenvätern angeschlossen und alle heidnischen Fabeln und Erinnerungen vertilgten, je mehr sie also frühzeitig und voreilig alles poetische Element aus der Geschichte entfernten, desto voreiliger und frühzeitiger scheint sich dann auch die geschichtliche Sage von dem historischen Elemente, von dem treuen Anschluß an die geschichtliche Wahrheit entfernt zu haben.

Dies mag wohl, wenn wir es recht bedenken, die Ursache sein, warum das ganze Mittelalter weder einen Herodot noch einen Homer hervorgebracht; wir meinen keine Geschichte, die neben dem ächtesten historischen Gehalte einen so kunstmäßigen Plan und so rein poetische Anlage zeige, wie die des Herodot, und kein Epos, das bei dem reinsten dichterischen Charakter sich so treu der Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit anschliesse, wie die Ilias, das so viele historische Festigkeit, locale Gewißheit und plastische Lebendigkeit besitze. Dem Ariost fehlte nichts als die strengere geschichtliche Grundlage, um ganz Homer geworden zu sein; nichts dem Villani, um ein Herodot zu werden, als Einheit des Gegenstandes und ein hörendes statt eines lesenden Publicums. Allein wie leicht war es auch dem Griechen, seinem Gedichte jene geschichtliche und geographische Sicherheit und Treue zu geben! Jener Kampf um Troja, der seitdem das Thema aller Gesänge

---

antiquitate mirabilem, ut sicut fuistis a majoribus vestris semper nobiles aestimati, ita vobis rerum antiqua progenies imperaret. So lobt er sein Werk selbst in Uthalarichs Namen.



blieb, hatte in besuchter Nähe gespielt; unmittelbar nach der Zerstörung der Stadt siedelten sich eben diese Zerstörer, die Aechäer, an eben dieser Küste an, bildeten dort auf dem Schauplatz ihrer Thaten die Erzählung der Thaten allmählig aus, lieferten sie von Stamm zu Stamm, von Cultur zu Cultur, bis sie endlich die herrliche Gestalt erhielt, in der wir sie jetzt bewundern. Ein so günstiges Geschick ist Deutschland nicht geworden; wer will uns verachten, daß wir nichts so treffliches geschaffen haben? In jener Welterfütterung liegen die Stoffe unserer Epen, mitten unter jenen Begebenheiten, durch die mit dem Kern und Marke unseres Vaterlands die entartete alte Welt regenerirt und ganz Europa mit unserem Blute verwandt ward. Unter den Eroberungen und Wanderungen mußte der Gesang stocken; denn wo — auch in unseren Zeiten — blüht der geistige Verkehr in der Mitte der Thaten, die alles Interesse einzig an sich reißen? Bis sich die Nationen friedlich niedergesetzt hatten, war plötzlich der geistliche und gelehrte Stand an der Spitze, er war unentbehrlich, er nahm sich aller Dinge an, kein Skaldenstand, der die Dichtung wie ein Eigenthum gepflegt hätte, stand ihm entgegen, im ausgewanderten Volk schrieben die Pfaffen lateinische Geschichten, die Niemand verstand als sie selbst, kein Sängler brachte ins Mutterland eine Kunde zurück. Wie sollten so die einzelnen Thaten einzelner Helden erhalten werden? In Griechenland feierte jedes Städtchen den Namen des Heros, den es nach Troja geschickt, kannte alle seine Genossen, erzählte von ihnen und besang sie, und der lebhafteste Verkehr trug ihre Namen mit ihren Thaten in die ganze griechische Welt. Aber hier wurden wer weiß wie viele Völkerstämme verzessen! wie viele Helden nie im Liede gefeiert! Nur die obersten Häupter blieben erkennbar; und unter diesen war Utila auch in der Wirklichkeit wie ein Meteor vorübergegangen, im Pomp eines asiatischen Despoten mehr, als in der rüstigen Thätigkeit eines alten deutschen Fürsten; und Theodorich im entfernten Süden schloß Bündnisse und politische Heirathen, stellte die Landescultur in Italien her, und schickte Feldherrn an die selten bedrohten Grenzen seines ungeheueren friedlichen Reichs. Wie sollte es anders sein, als daß jede Sage leer an Stoff war? daß jede Kunde in Mangel an Interesse, in Ungewißheit, in Allgemeinheit schwamm, die dann jeden einlud, der ursprünglich mageren Dichtung einen

Zug der Erdichtung zuzusetzen. Aller alte Stoff ward über dieser Erschütterung vergessen; dieser neue aber konnte weder zur Geschichte werden, denn Niemand konnte damals das römische Reich oder die barbarischen Nationen überblicken (und bis heute hat ja die Völkerwanderung noch keine genugsamende Bearbeitung erhalten!); noch auch konnte er zur poetischen Sage werden, denn auch hier war der Gegenstand zu unendlich groß, als daß er dichterisch hätte bequem aufgefaßt werden können. Dennoch geschah es. Es geschah in Deutschland, welches nach der maaslosen Erschöpfung durch die Wanderungen in den nächsten Jahrhunderten so gut wie gar keine eigne Geschichte, keine neuen Interessen haben konnte, das also seine ganze Aufmerksamkeit seinen ausgewanderten Söhnen widmen durfte. Wäre der Schauplatz mit dem Auge leicht zu überfliegen gewesen, so würde uns vielleicht die Dietrichsage historischer und plastischer vorliegen; jetzt sehen wir nur die Eine große Idee, den Untergang der Heldenzeit, darin ausgedrückt, nicht aber poetisch versinnlicht. Ganz umgekehrt in der Trojanersage: Niebuhr nannte die Zerstörung dieser Stadt ein Symbol von dem Untergang des pelagischen Stammes; in seiner ganzen Größe wird uns das nahe Factum dichterisch veranschaulicht, jene Idee aber ist in der Ilias so wenig zu finden, wie das Factum der Völkerwanderung in den Nibelungen. Von dieser Seite betrachtet, wird es einem etwas schärferen Auge wenig schwer fallen, in der Natur der Geschichte selbst die Nothwendigkeit in der spätern Gestaltung der historisch-poetischen Sage zu entdecken.

Denn wo eine Begebenheit unter größeren Massen vorgeht, oder vielmehr wo größere Massen die Begebenheiten gestalten, wie hier der Fall war, wo zugleich große Räume die Bühne bilden, wo gar vielleicht schon große Zeiträume hinter dem Factum lagen, ehe nur ein dichtender Mann sich seiner bemächtigte, da fällt sogleich die einfache Beobachtung weg und jene der Wirklichkeit und Natur treue Dichtung, wie sie der Grieche besaß, war weiter keine Möglichkeit mehr. Der erweiterte Raum und die gedehnte Zeit sind die Quelle der unbestimmteren Vorstellungen des Menschen von den Dingen; jede Ferne hat für uns Wunder, Wunderbares zu vergrößern ist aber unsere Phantasie immer am geschäftigsten; rechnen wir gar die dunklen Regionen des menschlichen Gemüthes, das mit der neuen Zeit durch das Christenthum und den beschau-

lichen Gang der Deutschen anfang eröffnet zu werden, hinzu, und ziehen wir die jenseitige Welt herein, in deren Gestalt die Christen freien Spielraum hatten, so haben wir alle Elemente des Romantischen beisammen, das also wie Jedes und Alles, was der neueren Zeit ihre Eigenthümlichkeit gab, seiner allgemeinsten Ursprung in der Erweiterung des Gesichtskreises hat, und in unserem Bemühen uns desselben mit der Phantasie zu bemächtigen, da wir es mit den Sinnen noch nicht können, so daß also sogleich das Subjective ungetrennt mit dem Romantischen hereintritt. Es muß an den Geschichtschreiber der Dichtung neuerer Nationen gefordert werden, daß er der Ausbildung dieser romantischen Vorstellungsart nachgehe. Was in diesem Punkte besonders von den Engländern geschehen ist, kann ich für meine Art, die Dinge historisch anzusehen, nicht gebrauchen. Es wird sich aus dem Verfolge dieser Geschichte deutlich genug ergeben, daß keinerlei Literarhistorie irgend eines europäischen Volkes streng genommen außer der Verbindung mit dem Ganzen kann betrachtet werden; denn die ganze Bildung der neuen Welt hängt innerlichst zusammen. Welch eine Beschränktheit ist es nun, zu zanken, ob die romantische Kunst durch die Briten oder die Dänen, durch die Franzosen oder die Araber über die Welt gekommen sei! Man muß daher die innere historische Entwicklung dieser neuen Ansicht der Dinge zu verfolgen suchen, und dazu liegt hier der erste Anlaß, weil für das deutsche Nationalepos hier die Hauptquelle der Art von Romantik liegt, die wir in ihm vorherrschend finden. Dies sind eben große Herrfahrten, Völkerkämpfe, und unbestimmte geographische Räume, deren Umfang ganz eigen mit den Grenzen der Wanderungen deutscher Stämme übereintrifft, so daß unsere volksthümlichen Epen im offenbar gleichen Verhältniß zur Völkerwanderung, wie die späteren französischen Dichtungen zu den Kreuzzügen erscheinen. Leite ich mit Recht das Wunderbare theilweise von der halben Kenntniß dunkler Ferne her, so sieht man sogleich, wie der Gebrauch desselben in den deutschen Epen viel unbedeutender sein mußte, als in den französischen, und es stellt sich auch durch Ledebur's und Dahl's Untersuchungen heraus, daß namentlich im Nibelungenliede die geographische Unbestimmtheit mehr verschwindet. Hätten wir mit der scandinavischen Poesie zu thun, so würden wir die allerersten Spuren romantischer Vorstellungen in der halben

Kenntniß der ungeheuren Natur finden; denn diese Vorstellungen haben eine so regelmäßige Entwicklung, daß man deutlich zeigen kann, wie sie sich erst ganz materiell an der Natur und ihren geheimnißvollen Kräften und Geschöpfen äußern, dann, wenn die Heimat erforscht ist, sich mit der Fremde, mit ihren Besonderheiten, mit Reisen und Reiseabentheuern beschäftigen, daß sie dann vom Raume in die Zeit überspringen und erst die älteren, dann auch die neueren Geschichten in ihren Kreis ziehen, von da aber in verschiedener Weise in die räthselhafte Geisterwelt eindringen, so daß sie sich von Anfang bis zu Ende immer mehr verslüchtigen und immer nach der Aufklärung des einen Myths zu einem anderen dunkleren flüchten. Je älter die Zeit, desto mehr sehen wir jene Anfänge herrschen, je neuer, desto mehr dies Ende. So ist die nordische Dichtung mit Riesen, Zwergen und Ungeheuern aller Art gefüllt, mit sonderbaren Thieren, wunderkräftigen Früchten, Thierverwandlungen, verhängnißvollem Golde und dergleichen, dagegen kannte die letzte Periode der deutschen Poesie, die in Zeiten der größten Aufklärung fiel, nichts von allem jenem, als in Nachahmungen; wo sie originell war, war sie sogleich im Gebiete des Uebersinnlichen, wie Klopstock und Faust, wenn man selbst diese originell nennen kann; an Hoffmann's Geistergeschichten aber sah man leider nur zu klar, daß diese Vorstellungen, die in der Dämmerung allein vegetiren, in hellen Räumen zum Wahnwig werden. So läßt sich jener Gang an der Geschichte der griechischen Romantik sehr einfach darlegen; ich begnüge mich aber an dieser Stelle mit diesen Winken, weil die Entwicklung der deutschen Dichtung selbst uns die Sache klar machen und häufig Gelegenheit geben wird, auf diese Punkte zurückzukommen. In dem deutschen Nationalepos erscheinen Riesen und Zwerge nur wenig, und mehr in einer späteren Periode, wo man wieder einen geänderten Gesichtspunct nehmen muß: die Veränderungen jener Vorstellungen lassen sich in der Regel mehr oder minder deutlich zweimal unterscheiden, und zwar so, daß zuerst der Mensch der Natur gegenüber abhängig erscheint und große geheime Kräfte in ihr ahnt, und dann, daß er nach der Einsicht in die Ueberlegenheit der menschlichen Natur die äußere beherrscht, gebraucht und ihr außergewöhnliche Kräfte mittheilt und leiht; wo dann jenes erste Verhältniß, wie man jetzt scheidet, der Naturpoesie, dieses andere

der Kunstpoesie vorzugsweise zu eignen scheint<sup>25</sup>). Daß in den alten Dichtungen, die möglicherweise dem Wolfdietrich und Luarin und ähnlichen zu Grunde liegen, die Riesen und Zwerge so große Rollen gespielt hätten, wie in den Bearbeitungen, die wir besitzen, glaube ich nach der Natur aller unserer älteren Dichtungen leugnen zu müssen, obgleich das zugegeben werden muß, daß die Tyroler Berge in Deutschland frühe als der Sitz dieser Gestalten erscheinen. Eben so ist auch das Ungewisse in den localen Bestimmungen in den älteren Gedichten unbedeutender, als irgend sonst wo in ernstern Gedichten des Mittelalters, aus dem schon angeführten natürlichen Grunde, daß sie nur auf dem bekannteren Gebiete von Europa spielen. Hier aber ist die Art, wie in den Nibelungen das Sichere und Ausführlichere im Localen, wie in dem Geschehenden das Einfache und Natürlichere schwindet, sobald sich der Held der ersten Hälfte von dem südlichen Boden nach dem Norden entfernt, durchaus charakteristisch. Durch die ganze Geschichte läßt es sich unendliche Male zeigen und es ist schon anderswo darauf aufmerksam gemacht worden<sup>26</sup>), wie in einerlei Werk und Gedicht die Entfernung vom heimatlichen Boden fast nothwendig die Entfernung aus dem Kreise der Wahrscheinlichkeit oder gar Wahrheit mit sich führt. In den jüdischen Sagen ist vor und nach der Wanderung nach und aus Aegypten Einfachheit und Planheit, aber diese Wanderungen selbst sind am Anfang und Ende mit Wunderbarkeiten von allerhand Art geschmückt. In der nordischen Sage von den Wölsungen und Göttingen wächst mit der Entfernung der Länder vom Norden das Fabelhafte. In der Odysse ist ein Stufengang des Seltsamen und Unerhörten, es steigt regelmäßig mit der Entfernung nach Westen und sinkt ebenso mit der Rückkehr nach Osten: hier sind alle Elemente der lebendigsten und ausgebildetsten Romantik schon frühe unter dem Volke, das diese Art von Poesie nur nicht vorzugsweise cultiviren konnte, eben weil ihm Alles nahe und durch

25) Man wird sehen, daß diese historische Ansicht den Unterschied zwischen Mythischem und Romantischem, den Müller in der Sagabibliothek II. p. 23 sqq. statuirte, vermittelt; es ist dieselbe Ansicht, nur ein anderer Standpunct, der mit eben so zukommt, wie jener andere dem Verfasser der Sagabibliothek.

26) Historische Briefe. p. 107 sq.

den lebhaftesten persönlichen Verkehr klar war. Als durch Carthager und Rassistier der atlantische Ocean befahren ward, schob sich das Land der Wunder noch weiter in den Westen; durch Alexander aber ward der veränderten Dichtungsart nicht nur, sondern allen veränderten Vorstellungsarten und den Tendenzen der neuen Zeit überhaupt der erste Impuls gegeben; der Osten überwog jetzt und beschäftigte fortan jede Einbildungskraft; die Griechen um Alexanders Zeit selbst nahmen Indiens Naturwunder zu ihrem Gegenstand; die späteren Romanschreiber knüpften ihre Reiseabenteuer an die dunkle Geographie und an die dunkle Weisheit des Ostens, der Babylonier und Aegypter, und verknüpften die Fortschritte in der Kunde vom Nordwesten und Norden Europas damit; das Mittelalter kehrte zu dem Geschichtlichen, zu dem Wundermann selbst zurück, den es, nicht zufrieden mit Indien auch in den Westen, bis an die Grenzen der Welt, ins Reich der Gewässer und der Lüfte, endlich bis ins christliche Paradies wandern ließ. Nicht allein in der unbewußten Dichtung des Volkes, auch in dem Gedichte eines Ariost herrscht dieselbe Erscheinung vor: seine wunderlichsten Gestalten und Geschichten liegen fern im Osten und fern im Westen. Ariosts Werk aber bezeichnet die Grenze dieser Art von Romantik; mit der Entdeckung des Seeweges nach Indien und der westlichen Erdhälfte verschwand diese Art von Dichtung nothwendig; mancherlei konnte sich, wie noch in Persiles und Sigismunde die alten griechischen Romane, reproduciren, allein original zu bleiben, mußte man, wie Milton, den Himmel und die Hölle, oder wie Andere, die Geisterwelt zu Hülfe nehmen; das räumlich Romantische, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, hörte, wie es mit einem einzelnen verschlagenen Reiseabenteurer in der Odyssee oder in der jüdischen Sage begonnen hätte, mit einem einzelnen Reiseabenteurer, dem Robinson, vollständig auf und konnte selbst dann nur als Kinderbuch seine größte Wirkung machen.

Das deutsche Nationalepos kam durch diese Verhältnisse in eine ganz eigene Lage. Es hatte die vage Schaubühne und den ungeheuren Spielraum der französischen Gedichte nicht, welche sich über den ganzen Osten ausbreiten, es hatte aber eben darum auch manchen positiven Gewinn an Vorstellungen nicht; hat es nicht ganz in dem Maße die Unbestimmtheit der Localitäten, so hat es

doch die Unbestimmtheit der Facten. Dies liegt wieder in dem Charakter der Geschichte, die die Grundlage eines jeden Volksepos ist. Der Charakter jener Stoffe, die wir noch in und nach der Völkerwanderung ausnahmsweise in dem engeren Stamme der Longobarden herrschen sahen, jener Erzählung von Hermanrich bei Jornandes, selbst des ersten Theiles der Nibelungen, der Charakter einzelner Begebenheiten, enger heimatlicher Verhältnisse, kleiner Könige, wie wir sie bisher trafen, mußte seit der Völkerwanderung nothwendig aufhören. Die früheren kleinen Ereignisse wurden von den ungeheuersten Bewegungen verdrängt, der feste vaterländische Boden mit der ungewissen Fremde vertauscht, die kleinen thätigen habüchtigen Könige, wie noch im Walthar weichen jenen in erhabener Unthätigkeit ruhenden, nur schwer im Kampf erscheinenden, reichen und glänzenden Herrschern, die die Dichtung vor Attila und Theodorich so wenig kennen konnte, wie die Wirklichkeit selbst sie kannte. Sobald sie erschienen waren, strebte die Dichtkunst, diese großen Persönlichkeiten, um welche sich alle geschichtlichen Begebenheiten anlegten, in ihr Gebiet herüberzuziehen, wo sich dann bald die poetischen Sagen ebenso in einem Cyclus um sie versammelten. „Der Dichter, sagt Dahlmann, will durch seine Schöpfungen die Gegenwart übertreffen, nur klein war da der Lohn des Beifalls oder der Gunst, der sich durch Besingung der uralten Kriege kleiner Landeskönige unter einander gewinnen ließ. Das hieß weit unter dem stehen, was die Gegenwart leistete.“ Er sagt es in Bezug auf einen besonderen Fall bei Saxo: es läßt sich auf die gesammte Dichtung des Mittelalters anwenden. Geblendet an den außerordentlichen Gegenständen, welche die wirkliche Welt darbot, unfähig, diese zu übermächtige wirkliche Welt zu zwingen, rang die Dichtkunst, sie noch zu überbieten und mußte nothwendig in jenen Hang zum Uebertreiben verfallen, dem man in allen mittelalttrigen Dichtungen sogar den inneren Zwang ansieht. Hier liegt unstreitig eine der Hauptursachen des Mißfallens, das so Viele an diesen Epen finden. Es kam dazu, daß dies mit der Zeit stets wuchs und ärger ward, weil der äußere Glanz der arabischen Reiche; wenigstens ihr wunderbarer und fremdartiger Glanz das Ultrömische, und weil Karl der Große die alten Könige der Völkerwanderung in eben dem Maße übertraf. Dazu nahm der Geist des Romantischen in der handelnden Welt selbst über-

hand; genährt durch die ersten Poesien nach der Völkerwanderung und durch allmähliche Bekanntschaft mit griechischer und römischer Geschichte, gab er jetzt seinerseits wieder in den Unternehmungen eines Karl der Poesie erweiterten Stoff zurück. Sein Auftreten als Welteroberer, der unerhörte Glanz seiner Herrschaft, seine großen Projecte, sein Weltüberblick in den Ideen von Einem Christenreich und Einer Kirche, mit Einem Gott und Einem Cultus, seine Entwürfe zur Verbindung von Flüssen und Meeren, seine Verhältnisse zu dem Chalifen, sein Wegspringen über mehrere Jahrhunderte bei Erneuerung des römischen Kaisernamens, alles dies sind in der Geschichte und Wirklichkeit Erscheinungen, welche den Erfindungen der Dichter analog sind: was Wunder also, wenn der Lobgesang auf den heiligen Hanno die Thaten Karls mit denen des Cäsar in Eins verschmilzt, oder wenn Jornandes von seinen Franken das kaum sich erholende Troja wieder zerstören läßt, oder wenn Attila und Theodorich und Hermanrich neben einander gerückt, oder geschichtliche Züge von dem Fall des Burgunderkönigs Gundahar und von dem des Attila in den catalaunischen Feldern vielleicht in die Nibelungen gemischt werden! Das Faßbare und Einfache verschwindet hinfort aus der Geschichte, an die Stelle der Kraft tritt die Macht, an die Stelle des Vaterlands die Welt, an die Stelle der Einzelnen die Massen; man kann Alles zusammenfassen: an die Stelle des einfachen Handelns, wie es Verhältnissen und Umständen gegenüber, dem Verständigen nothwendig wird, ein weitaussehendes aus Planen oder Grillen, aus Ideen oder Launen fließendes Bestreben. Dies wird eine lange Zeit hin der Charakter der Fürsten im Mittelalter und ihrer Handlungen, es ist der Charakter der Dichtungen und der darin erzählten Begebenheiten.

Dennoch muß man nicht vergessen, daß Deutschland selbst während und nach der Völkerwanderung noch in jenen kleineren Verhältnissen blieb und an den großen Weltbegebenheiten wegen seiner Erschöpfung wenig Antheil nehmen konnte, und daß es daher in diesen Zeiten den Charakter solcher engerer, abgeschlossener, kleinerer Erzählungen, wie die vorherabgehandelten, welchen ich immer die späteren auf der Völkerwanderung ruhenden entgegensetze, noch festhalten und sie vor anderen lieb behalten konnte. Wir hören daher, daß Lieder von Alboin noch zu Paul's Zeit in ganz



Deutschland gesungen wurden<sup>27)</sup>, die gewiß keinerlei Anlage zu epischer Erweiterung in sich hatten. So hören wir von dem Poeta Saxo, daß verschiedene fränkische Könige in Gedichten gepriesen waren<sup>28)</sup>. So waren die Geschichten von dem thüringischen König Irmenfried in poetische Sage übergegangen und existirten in verschiedenen Gestalten, und die Namen Irnfrit und Irinc spielten sogar in die Nibelungen herüber<sup>29)</sup>. Es liegt auch selbst ohne Zeugnisse die Vermuthung ziemlich nahe, daß jene schauerhaften Familiengreuel an den gothischen, thüringischen, burgundischen und merovingischen Höfen vielfach in Gefänge übergegangen sein mögen, die an furchtbarem Stoffe die Geschichten des Hauses Tantalus weit überbieten; obwohl es wieder eine Eigenheit der deutschen Gedichte ist, daß sie, so weit wir sie erhalten haben, nichts so Grausiges wie der Norden, wie z. B. die Wolsungasage enthalten. Wenn es ausgemacht wäre, daß, wie namentlich Götting nachzuweisen gesucht hat<sup>30)</sup>, der austrasische König Siegbert in dem Siegfried der deutschen Sage und mit der Brunhilde jenes verächtigte unglückliche fränkische Weib gemeint sei, so würden wir auch die erste Hälfte der Nibelungen geradezu hierherstellen. Das Wesentliche der hier hervorgehobenen Aehnlichkeiten wäre, daß Siegbert wie Siegfried sein Reich am Rheine hat, nach Gregor von Tours die Hunnen überwand, nach Venantius Fortunatus die Sachsen und Dänen, daß er mit der schönen und klugen Brunhilde vermählt war, sein Bruder Guntram ihm Feind war, wie auch Chilperich, dessen Weib Fredegunde ihn ermorden ließ, und daß seine Wittve seinen Tod zu rächen suchte und in Worms hingerichtet ward. Guntram hatte ferner einen Feldherrn Ennius (soll an Hagen erinnern), der mit dem Könige einen großen Schatz gefunden hätte und nachher von Fredegunden verfolgt und getödtet ward. Dies Alles ist nachher von Leichten<sup>31)</sup> und Andern noch weiter ausgeführt und noch genauer untersucht worden. Man sieht leicht, daß sich hier Widersprüche und Aehnlichkeiten in solcher Weise mischen, daß nirgends ein fester Anhaltspunct ist, und es

27) De gest. Longob. I, 27.

28) Poeta Saxo in Perß. II, 117.

29) Grimm's Heldensage. p. 117.

30) Ueber das Geschichtliche in den Nibelungen.

31) Forschungen im Gebiete der Geschichte. I, 2.

ist einleuchtend genug, was Müller sagte, daß es ihm unglaublich sei, daß die Bearbeiter der deutschen Sage bei ihrem Siegfried so an Siegbert gedacht hätten, wie bei Egel ohne Zweifel an Attila. Bei den jedoch fast unlängbaren Beziehungen auf die merovingischen Geschichten kann man daher nicht anders annehmen, als daß die Sage von Siegfrieds Mord und der Rache Kriemhildens, noch ehe Dietrich und Hildebrand angeknüpft waren, im Norden eine eigene, selbständige Ausbildung erhielt, die sich ganz ungemein charakteristisch eben so in sich concentrirte und abschloß, wie die deutsche wieder in ihrer eigenthümlichen Gestalt nach steter Erweiterung strebte, so daß in dem letzten Theile offenbar Alles, was das eigentlich strengere epische Element in den Nibelungen ausmacht, in dem deutschen Gedichte das Hauptinteresse erregt, in dem nordischen aber das Tragische, was dort noch viel furchtbarer ist als im deutschen. Die Völkerwanderung warf auch diesen engeren Stoff gleichsam ab, oder knüpfte ihn so eng an die weitere gothische Sage, daß bald die Siegfriedsage bei uns ganz vergessen ward, da es vor dem 12ten Jahrhundert kein Zeugniß dafür giebt, was man bei den mannigfachen Zeugnissen für die Dietrichsage schwerlich als bloßen Zufall wird ansehen können. Bei dieser Gelegenheit möchte ich, obgleich es meinem Gegenstande schon fremder ist, bemerken, daß mir der Streit über den mythischen und historischen Ursprung der Sage durchaus ganz verkehrt geführt zu sein scheint. Man hat objectiv ein allgemeines Gesetz feststellen wollen über das frühere oder spätere Dasein dieser oder jener Auffassung, und ist dabei eben so irre gegangen, wie die Aesthetiker bei ihren Definitionen von Kunstgattungen und Künsten, bis Wilhelm von Humboldt gezeigt hat, daß diesen geheimnißvollen Dingen nur auf subjectivem Wege beizukommen ist. Es ist nicht ein für allemal mit einem Wachspruch auszumachen, ob die Sage überhaupt zuerst mythisch oder historisch sei, es hängt dies einzeln von der Eigenthümlichkeit der Nation ab, welcher diese oder jene Sage angehört, und von Verhältnissen, unter welchen sie dieselbe pflegt. Der Grund derselben ist jedesmal thatächlich, oder wenn man will, historisch: nur dies macht sie zur Sage, d. h. zur Erzählung. Ob sie, was man historische Wahrheit nennt, hat oder nicht, ist ganz gleichgültig, allein mögen auch Götter und Dämonen ihr Gegenstand sein und das Abenteuerlichste und Chimärischste, das Tief-

finnigste und Bedeusamste sich in der Erzählung mischen, immer ruht, was ein Mensch überhaupt erzählen kann, auf menschlichen Beobachtungen menschlicher Verhältnisse und Ereignisse, und wenn Hermann in den Briefen über Homer und Hesiod in vielen Mythen ursprüngliche Philosopheme erblickt, meint er doch, daß sie sich mit wirklichen Begebenheiten vermischt hätten, die also früher für sich sagenmäßig bestanden haben müssen, so daß also auch in solchen Sagen die Begebenheit und das Historische der Grund, die Vorstellung und das Mythische aber das Hineingetragene ist. Hätte man statt im Dunkel in der Helle geforscht, so hätte man das so gleich deutlich einsehen können. Jene christlich mythische Vorstellung des Mittelalters von der Jungfräulichkeit der Erde und der Maria, von denen die einzigen reinen Menschen kanten, ist alt und zuerst ganz selbständig; sie ist bedeutsam in Wolframs Gedichte übergegangen, sie ist aber in diesen, so wie die Idee vom Graal im Titurel und in den spätern Arthursagen, nicht das Ursprüngliche, sondern das willkürlich Hineingelegte. Ist ein Volk geneigt zu mystischer Versenkung, zu Abstraction und Speculation, zur Beschaulichkeit und Grübelei, so wird sie ihren Sagen sehr bald das Thatsächliche, das Historische entziehen, sie wird die festen lebenden Gestalten universalisiren, aus Personen und Menschen Ideen und Götter machen, die historische Wahrscheinlichkeit weniger beobachten, die menschliche Wirklichkeit verlassen, sie wird beimischen; was Alles nur eine Sage mythisch, ja mystisch und allegorisch machen kann. Sind ja zu gewissen Zeiten, die dahin geneigt waren, die wirklichen historischen Begebenheiten, oft noch ehe sie fertig waren, allegorisch gedeutet worden! Fehlt aber einer Nation, wie Indern und Kelten, im gewissen Sinne eine Geschichte, so wird auch ihrer Sage das geschichtliche Element abgehen und diese um so leichter alles historische Gewand abstreifen. Völker aber, die wie Juden, Griechen und Deutsche ganz verständig, ganz nüchtern beobachten, gehen durchaus von nüchterner, verständiger Beobachtung der Wirklichkeit auch in der Sage aus, und wer das in diesem Falle leugnet, von dem darf man, glaub ich, ganz getrost sagen, daß er nicht genug beobachtet, oder nicht nüchtern und verständig beobachtet habe. Die ganze Geschichte der deutschen Dichtung zeigt, daß je weiter wir in der Zeit zurückgehen, desto mehr die Wahrscheinlichkeit in den Sagen wächst und die historische

Anlehnung deutlicher wird. So ist's auch in der griechischen; und wo, wenn wir noch weiter zurückgehen, die Scheide zwischen mythischer mehr auf die Natur gerichteter und historischer auf den Menschen bezogener Sagen liegt, liegt auch die Scheide zwischen den scandinavischen und deutschen, thracischen und hellenischen Stämmen. Ueber das Verhältniß des Dichtens und Erzdichtens aber zur Geschichte, über absichtliche, poetische Veränderung des Historischen, verliere ich nicht gern ein Wort. Wie wollen wir kleinlichen Kritiker, deren Phantasie in der frühesten Schule verkrüppelt wird, wissen, wie so riesige jugendliche Naturen die Geschichte faßten! Den historischen Kern in diesen Geschichten leugnen zu wollen, dazu müßte man an seinen gesunden Sinnen zweifeln! Das Epos Lügen strafen zu wollen, ihm die Abweichung von historischer Wahrheit vorwerfen zu wollen, wäre eine Thorheit. Aber Schade ist's, daß jener historische Kern im deutschen Gedichte abgeschliffen, der ursprüngliche Fels in Sand verwittert, und dadurch die Dichtung der einfachen Natur weniger nahe geblieben ist. Bedenken wir übrigens ja, daß nur der Zufall, der die römischen Beobachter unter unsere Deutschen mischte, uns überhaupt eine andere Kenntniß jener Geschichten verschaffte, als wir sie ohne jenen Zufall blos aus unsern Gedichten wissen würden. Der Charakter der Geschichte allein ist es, der die Geschichtlichkeit der Sage macht. Man versuche doch einen phantasievollen Knaben mit der griechischen Geschichte der Perserkriege, ob er nicht eine lebendige, treue, zusammenhängende, ja bis in kleine Umstände genaue Erzählung lange Zeit davon festhalten wird! Das Lebendige, Wahre, Zusammenhängende, Ausgeführte und Reizvolle der Sache selbst zwingt ihn dazu. Und nun erzähle man ihm die Völkerwanderung; in wenigen Monaten wird er nichts im Kopfe haben, als drei, vier große Namen, ein Bild von Zügen und Kriegen im Raum, wenige dunkle Erinnerungen von der Chronologie, kurz ganz genau eben das, was unsere alten Lieder auch erhalten haben. Bedenkt man, welcherlei Geschichte dies überhaupt war, und dazu, welcherlei Geschichtschreibung wir davon haben, wie viele nähere Beziehungen der Geschichte auf's Gedicht uns verloren gegangen sein können, so wird man den bisherigen Weg des Forschens über diese Gegenstände nicht für das einzig zum Heil führende halten, da zumal

die Betrachtung, die wir andeuteten, fast jede wünschbare Erklärung leicht an die Hand giebt<sup>32)</sup>).

Die nordische Dichtung kennt den Sigurd in ganz anderer Weise, als die deutsche; überall in Familienverhältnissen und einzelner, wo ihn die deutsche Sage in große Verbindungen bringt, in den Kreis des Dietrich zieht, an sein Schicksal das Schicksal von Völkern knüpft. Wer diese Siegfriede des Nordens und der Deutschen vergleicht, wer die Volsunga und Vilkinasage neben einander liest, wer ein Eddalied mit dem Hildebrandlied zusammenhält, der wird sogleich überall finden, was ich schon oben andeutete, daß die scandinavische Poesie überall das Abrunden einzelner, herausgehobener Begebenheiten liebt, die deutsche aber überall einen großen Zusammenhang voraussetzt. Jener sagt der lyrische Schwung, der Dialog, der dramatische Effect, der kurze gedrungene, räthselhafte Ausdruck zu, wo der deutschen nur die epische versinnlichende Breite und der langsame gemessene Gang der Erzählung dient. Darum fügte sich Sigurd in die Dietrichsage nur schwer, und darum ist Dietrich seinerseits in den Norden fast gar nicht gedungen. Dennoch war die gothische Sage so weit verbreitet, daß sie bis nach England kam, wo uns unter mancherlei Zeugnissen<sup>33)</sup> Winke enthalten sind, nach denen nicht nur Helden der Sage für uns verloren gingen, sondern wo auch durch die Maringaburg (mit dem Marunganiens des Geographen von Ravenna und dem Mauringa bei Paul Warnefried zusammengehalten) eine neue Heimat geöffnet zu werden scheint. In diesen Zeugnissen schon werden überall jene großen Verhältnisse angedeutet, und jener weite Umfang, der hier durchaus charakteristisch ist; und diese treten auch in dem berühmten Hildebrandliede hervor.

Was die Sage selbst angeht, so bemerke ich im Vorbeigehen, daß hier schon dem Schauplatz nach, der besonders nach den späteren Bearbeitungen offenbar Italien ist, so wie in dem Auftreten

32) Was Lange seiner Uebersetzung des zweiten Theils der Sagabibliothek neulich über diese Gegenstände beigefügt hat, scheint im directen Widerspruche mit diesen Ansichten zu stehen, und doch glaube ich, daß es nur darauf ankommt, daß er sich mit der historischen Betrachtung versöhne, die doch überall bei Forschungen dieser Art die einzig richtige sein kann, um zu finden, daß sich dieser Widerspruch leicht lösen läßt.

33) Sie sind bei Wilhelm Grimm gesammelt.

des Dboacher mehr geschichtlicher Grund zu sein scheint, und ich nehme lieber jederlei Entstellung in den späteren Sagen an, als umgekehrt hier einen Versuch, die Sage mit der Geschichte übereinstimmender zu machen. Ich setze die Arbeiten der Gebrüder Grimm über dies Lied als bekannt voraus; verweise wenigstens jeden Leser auf ihre Ausgaben, der vollständige Belehrung darüber sucht. Die schönsten Aufschlüsse über das Technische unsrer alten Dichtkunst, über die Allgemeinheit der Alliteration in allen deutschen Stämmen, über den Mangel des Reimes und dergl. danken wir der Auffindung dieses Fragmentes und des zugleich von den Grimm herausgegebenen Wessobrunner Gebets; ich lasse dies liegen, da ich hauptsächlich nur die innere Ausbildung der Poesie beachte, und nicht gerne abschreiben möchte, was ich nicht besser zu sagen weiß. Es ist übrigens von dem höchsten Interesse, schon in der erwähnten Reimform den Unterschied des Charakters unserer älteren Poesie von der späteren zu bemerken; man muß nur Sinn dafür haben, wie der Reim, mag man auch sagen was man will, etwas unnatürliches und in jede reine Dichtkunst erst spät mit einem gewissen weiblichen Princip hineingerathenes ist, und wie wir vielleicht nur diesem Alliterationswesen, das man sogar in gewissen Eigenthümlichkeiten der Reimkunst der Minnesänger wieder finden möchte<sup>34)</sup>, zu verdanken haben, daß unsere Poesie auch nach der Aufnahme des Reims die Zählung der Rhythmen nicht gegen die Sylbenzählung der romanischen Nationen aufgab, indem die Alliteration sich an Accent und die Geltung der Worte genau angeschlossen. Das Vaterland unseres Liedes setzen die Herausgeber nach Hesseu und nennen den Dialect, der doch sehr ins niederdeutsche neigt, fränkisch, der Zeit nach gehört es ins Ste Jahrhundert, ist also mit den Eddaliedern gleichaltrig. Auch hier lehrt ein einziger Blick, daß das deutsche Gedicht vor diesen letzteren durch größere Wahrscheinlichkeit und Einfachheit in der Begebenheit, in den Reden durch ungesuchteres menschlicheres Gefühl ausgezeichnet ist, und sei die Darstellung auch an einigen Punkten so kernig und kraftvoll, die Sprache so kühn wie in der Edda, so ist doch keine Spur von jenem Ungeheueren in den Figuren und Bildern, oder von absichtlicher Dunkelheit und lyrischem Schwung: die epische Form

34) Grimm über den altdutschen Meistergesang. p. 55.

drängt sich hier im Gegentheil ganz überraschend, fast wie bei Homer in den Dialog, und eine gleichmäßige Ruhe, die jeder achten Poesie stete Begleiterin ist, liegt hier über den Reden des Zorns, des Schmerzes, und über die Werke der Kraft verbreitet, was uns höchlich bedauern läßt, daß das Gedicht nicht ganz erhalten ist. Wenn wir es mit den späteren Behandlungen vergleichen, so ist es einzig, in wie vielen bedeutenden Punkten das kleine Fragment höchst vortheilhaft voransteht. Hier wird man nicht gleich Anfangs so genau bekannt mit Vater und Sohn, die sich hier kriegerisch begegnen, noch mit der Sicherheit des Vaters über den Ausgang des Zweikampfs; hier veranlaßt nicht die Sonderbarkeit, daß einer dem andern seinen Namen nicht sagen will, den Kampf zwischen beiden, sondern der Unglaube des Sohns und die Gereiztheit des Vaters über diesen Unglauben; wie charakterisiren beide Züge den ehrlichen Alten und den leichtfertigen Jungen; wie anders stellt dies zugleich das Interesse, da nun nicht allein der Leser, da auch der Vater und der Sohn wissen, sie bekämpfen einander; hier wird nicht der Kampf wie dort ins Scherzhafte gezogen; kein Effect in Worten noch in Scenen ist gesucht, gewiß würde auch der Schluß nicht die possenhafte Wendung gekannt haben, wie jene späteren Lieder. Wäre uns dieser Schluß erhalten; der gerade in den verschiedenen dichterischen Bearbeitungen und in der Wilkinsonasage so verschieden behandelt ist, so würden wir noch deutlicher erkennen und beurtheilen, ob und in wie weit unser Lied dem größeren Cyclus nahe sieht. Der Ausgang, wie er sich in jenen Liedern späterer Zeit findet, die Grimm mittheilt, giebt dem Inhalt den Charakter einer einzelnen Begebenheit; sie suchen diese in sich selbst zu vollenden, sie bieten Wig, Scherz und Alles auf, um dieser einzelnen Begebenheit Reiz zu geben, die Neugierde mit ihr zu fesseln, und gerade damit geben sie ihr ein beschränkteres Interesse. Diese Lieder tragen, um wieder hierauf zurückzukommen, ganz den Charakter, der auch in jenen longobardischen, in jenen fränkischen, in jenem Gedichte von Hermaurich und Swanhild gelegen haben mag, wo immer einzelne geschlossene Begebenheiten der Gegenstand gewesen sein werden. Als aber durch die Völkerwanderung jenes größere und weitere Interesse an einer umfassenden Sage von einem Weltereigniß, das sich in ein einziges rhapsodisches Gemälde nicht fassen ließ, angeregt war, nun mußte jedes

einzelne Ereigniß in Bezug auf jenes Ganze gesetzt werden, der Inhalt selbst ward bekannter, ward Allgemeingut, er verdrängte das Alte, er selbst erhielt sich gegen jedes Neue. Die Begebenheiten wurden allmählig bekannt, hinfort kam es auf die Begebenheit selbst minder an, es kam jetzt darauf an, die Handlungen interessant zu machen, und durch Form und Darstellung zu gewinnen. Hier fängt erst die eigentliche Poesie an. Der Stoff, das Leben mag poetisch sein, davon gewinnt die Kunst nicht nothwendig; die Auffassung des poetischen Stoffes und seine geschickte Behandlung macht erst daß ein Gedicht diesen Namen verdient. Nicht allein finde ich, wie angedeutet, das Hildebrandlied für seine Zeit in dieser Hinsicht ganz vortrefflich, auch jener epische enge Anschluß an den weiteren Kreis scheint mir (wenn es nicht zu früh ist, aus so wenigen Zeilen so Vieles heraussehen zu wollen) sehr bedeutend, und darin suche ich den eigentlichen Werth und die große Bedeutung dieses Liedes. Schon die ursprüngliche rhapsodische Erzählung muß in ihren ersten Reimen die größere oder kleinere Anlage zur Weiterbildung in ein größeres Epos tragen. Wer ein scharfes Auge hätte, müßte uns sagen können, warum so viele Stoffe der alten griechischen Sage nicht zu epischen Gedichten taugten und nicht dazu wurden, warum z. B. der Argonautenzug in der freilich hölzernen Bearbeitung des Apollonius Rhodius, warum aber auch die Herkuleskämpfe in der wunderbaren Auffassung des althomerischen Geistes bei Theocrit eben so wenig eine große epische Wirkung machen können, als sie es in wirklich alter Bearbeitung gekonnt hätten. Dergleichen Dinge bleiben mehr oder minder einzelne Geschichten und zufällige Abenteuer dem Stoffe nach, sie bleiben der Darstellung nach einzelne Gemälde, die nur beschränktere Wirkung üben, weil sie nur auf einem Augenblick fesseln; sie haben keine Anlage für eine engere Verbindung zu einem Allgemeinen und Ganzen, das den Leser oder Hörer nicht bloß augenblicklich unterhält oder zerstreut, sondern ihn ganz und dauernd in Anspruch nimmt. Ich behaupte nun geradezu, daß es vielleicht außer einigen griechischen Resten, keine rhapsodische Erzählung aus alter Zeit giebt, welche das Gepräge und die Fähigkeit zu einem engeren Zusammenhang mit einem epischen Ganzen so deutlich an sich trägt, wie dieses Hildebrandlied; ja ich glaube ziemlich fest, daß wir, wenn wir nicht bloß ein Bruchstück hätten,



den bestimmten und ausgemalten Schluß jener anderen Lieder in unserem alten nicht finden würden, sondern daß uns auch vielleicht das Ende anderswohin weisen würde, eben wie gleich im Anfang das Interesse bei der Andeutung von Hildebrands merkwürdiger und großer Vergangenheit über die Gegenwart hinweg geht. Ich weiß nicht, ob es Vorurtheil scheinen wird, ich meine aber, daß die tausende von Versen in der Ravennaschlacht oder der Flucht nicht solch ein adäquates Bild von jenen Wander- und Heldenzeiten geben, wie die wenigen Züge dieses kleinen Liedes, und daß jenes urkräftige Heldenwesen, das in späteren Gedichten so leicht durch Sonderbarkeiten und Uebertreibungen in den Charakter des Eisenfresserischen übergeht, hier in einer Reinheit und Würde und zugleich so plastisch bestimmt heraustritt, daß sich höchstens die zweite Hälfte der Nibelungen daneben stellen dürfte.

So weit also führte die Völkerwanderung, daß sie die ursprüngliche poetische Erzählung, welche in sich abgerundeter, passender für den Gesang, für Erregung eines momentanen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auslöste, erweiterte, ausdehnte auf großartige Verhältnisse und Zustände, die sich nicht in eine einzige Empfindung aufnehmen, nicht mehr in Einem musikalischen Vortrag abschließen ließen, sondern die durch die Phantasie aufgefaßt, und in ein großes Bild von einer eigenen Welt geformt sein wollten, welches die ganze Seele des Menschen zu beschäftigen geeignet wäre. Stoffe zu einer einfachen poetischen Erzählung zu bieten, war, wie wir sehen, jede einfache Begebenheit, die nicht alles Interesses ermangelte, fähig; Stoffe aber für eine Reihe von encyclischen Rhapsodien konnten nur solche außerordentliche Begebenheiten erschaffen, wie der Trojanerkrieg, wie diese Völkerwanderung und die Kämpfe des Christen- und Heidenthums. Das eigentliche volksmäßige Epos weist daher überall nur auf den Süden, wo größerer Völkerverkehr durch Lage und Verhältnisse erleichtert war; so die Dietrichs-, die Karls- und die Graalsage; der Norden pflegte das Abgetrennte, wie er selbst abgetrennt war, und wo er am reinsten abgeschlossen ist, wie in Island und Caledonien, da ist auch seine Poesie am originellsten. Auf solchen großen Erschütterungen ruhen alle größten Volksepen, die wir besitzen; und wo ein einzelner Dichter sich epische Gegenstände wählte, da griffen die größten Köpfe am entschiedensten nach solchen Begebenheiten,

wie Ariost, Tasso, Camoens, oder nach solchen Männern, die ähnliche Umwälzungen in der Geschichte hervorbrachten, wie die Dichter der Epen von Alexander im Mittelalter, wie Milton und Klopstock. Allein mit dieser Materie zu der epischen Rhapsodie war eben noch kein Epos gegeben. Es war nicht genug die Poesie auf große Verhältnisse zu lenken, an denen sie sich zersplitterte; es kam darauf an, das Getheilte auch wieder zu verbinden und zu vereinigen. Dazu bedurfte es der Kräfte der Einzelnen. Die Anstrengungen der Nation waren nöthig, um einen weiten und würdigen Stoff zu erschaffen; um ihn zu einem Producte der Kunst zu bilden, bedurfte es der Einheit und der Rückführung auf ein Ganzes. Eben so wie Karl der Große die germanischen Nationen wieder zusammenband, so geschahen von demselben Bedürfnis aus seit ihm und durch ihn die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epischen Sagen. Die Nachricht von seinem Sammlen deutscher Gesänge<sup>35)</sup> betrachte ich daher aus diesem Gesichtspunkte: es war der erste Schritt zur Zusammensetzung epischer größerer Gedichte aus einzelnen rhapsodischen Gesängen. Denn sobald eine zusammenhängende Reihe solcher Lieder gegeben, aufgeschrieben und bequem zu übersehen war, so mußte wohl an einem Hofe, der mit der lateinischen und griechischen Literatur bekannt zu werden strebte und der poetisch das Alterthum zu verjüngen suchte, von selbst die Aufforderung kommen, jene Lieder unter einander zu verbinden. Hier liegt der Ursprung eines jeden auf diese Weise aus Volksgesängen entstandenen Epos. Eine Zusammensetzung dieser Art fließt aus einem bestimmten Gedanken, um den sich die einzelnen Theile fest versammeln, den sie halb dem epischen Dichter an die Hand geben, den dieser zur anderen Hälfte ausbildet. Diese Einheit, die man lächerlicherweise als einen Beweis gegen die volksmäßige Entstehung der großen Epen hat geltend machen wollen, ist die Grundbedingung jedes größeren in ein Ganzes geschlossenen Volksgedichtes. Das Epos dankt überall seine Entstehung und im Mittelalter insbesondere seine ungeheuere Verbreitung und Mannichfaltigkeit demselben Geiste, der, wie er hier das Zerstreute und Vereinzelte in der Poesie, so in anderen Ver-

35) Die bekannte Stelle bei Eginhart.

hältnissen die Mönche in Orden, die Edlen in einen Ritterstand, die Handwerker in Gilden verband und schloß. Es ist das Bestreben, ganze Corporationen zu vereinigen und mit Ideen zu durchdringen und für Ideen zu begeistern; jenes Bestreben, das dem ganzen Mittelalter einen so poetischen und idealen Anspruch giebt, der nur seine Rehrseite hat, weil die Ideale allzusehnell und häufig in Träumereien und fixe Ideen ausarteten. Jedes bessere Epos im Mittelalter ist, wie jedes größere Bestreben dieser Zeit von Ideen getragen; und diese unterscheiden sich von den Gedanken, die z. B. die Ilias und Odyssee durchdringen, so charakteristisch, wie die ganze moderne Dichtkunst von der antiken. Sie unterscheiden sich wieder unter sich, und das Aeltere, reiner Volksmäßige, eben das deutsche Nationalepos, kommt dem antiken näher, als das spätere, das schon reine Abstractionen, die der Poesie eigentlich nicht mehr angehören, zu ihrem Mittelpuncte nimmt. Schade, daß das zu Große und zu Tiefe dieser Menschen Geist beschäftigte! sie blieben dadurch mit ihren Kräften hinter dem Mittelmäßigen oft zurück. Das deutsche Epos mochte wohl streben, die ganze Völkerwanderung zu bezwingen, allein es scheiterte daran, wie Karl der Große, indem er suchte das ganze Gebiet der ausgewanderten deutschen Stämme wieder unter Einen Gebieter zu bringen und mit dem Einen Gedanken des Christenthums zu vereinigen. Wunderbar, wie Alles, was dieses Bestreben Karls nachher so plöglich zu nichte machte, gerade aus das deutsche Epos von dem vortrefflichen Wege ableitete, auf dem es von Anfang an war! Man rief durch den feindlichen Gegensatz der Religionen den Kampf und dadurch die Verbindung mit dem Orient hervor; die Normannen hatten schon bei Karls Lebzeiten ihn besorgt gemacht; die unnatürliche Verbindung mit Rom brachte nachher statt der gesuchten Einheit Spaltung im Christenreiche hervor und lenkte alle Bestrebungen der Deutschen nach dem Süden. So werden wir sehen, daß die Verhältnisse zum Orient, daß die durch die Normannen verbreitete britisch-bretagnische Poesie, daß die römische und christliche Cultur der deutschen Dichtung die empfindlichsten Schläge versetzt. Und was immer die Hauptsache bleibt: die begonnenen Werke waren der Zeit zu groß! Denn dem Dichter und Künstler kann Niemand, wie es in der Wissenschaft der Fall ist, bedeutend in die Hand arbeiten; er muß das ganze Leben umfassen und je schnellere und

lebendigere Erfahrung er da machen kann, desto besser ist es für ihn. Selbst die einzelnen großen Dichter waren ihren großen Anlagen selbst materiell nicht gewachsen, und daher liegen so viele Gedichte unvollendet, und mit den elendesten Fortsetzungen durch Andere entstellt. So starb was Karl der Große für ein deutsches Reich und für deutsche Poesie geschaffen hatte, mit seinem Sohne Ludwig weg, der im geistlichen Eifer wieder zerstörte, was sein Vater gut gemacht hatte. Nur hat man ihm Unrecht gethan, wenn man ihm den Verlust der alten Lieder, die sein Vater gesammelt hatte, Schuld gab. Auch Alfred pflegte wohl mit mehr Eifer die angelsächsischen Lieder, er lehrte sie seine Kinder lesen, er spielte selbst den Harfner, Niemand verbot oder verfolgte hier diese Gesänge, auch die Normannen vertilgten sie nicht, weil dem Malmisbury noch großer Vorrath zu Gebote gestanden zu haben scheint, und doch ist so wenig erhalten.

Ehe wir aber den weiteren Gang unsers Volksepos verfolgen, müssen wir sehen, welcherlei Dichtung um und nach Karls Zeit besonders gehegt ward, um uns nachher zu erklären, warum wir in der Zeit der Ottonen dasselbe plötzlich aus dem Munde des Volkes in die Feder der Geistlichen, aus der Volkssprache in die lateinische übergehen sehen.

---

### III.

#### Geistliche Dichtungen im neunten Jahrhundert.

Die Ausbreitung der deutschen Stämme in Europa war das Erste, was die Dichtkunst der Deutschen mächtig anregen und auf die Dauer beschäftigen konnte, mit ihr war die Verbreitung des Christenthums unter den Deutschen genau verbunden, ein Ereigniß, das wichtig genug war, in einer poetischen Zeit die deutsche Dichtkunst zu ermuntern, ihre Sprache und Form den Quellen des neuen Glaubens zu leihen. Wie sich jede deutsche Geschichte um diese Zeiten neben der Völkerwanderung besonders um die Einführung des Christenthums kümmern muß, so sind auch die geistlichen Dich-

tungen, die in Folge dieser Einführung entstanden, zunächst der Gegenstand der Aufmerksamkeit eines Geschichtschreibers der deutschen Poesie. Die Verkündung dieser neuen Religion, ihr erstes Einwurzeln, der frischeste Eindruck den sie machte, mußte einer Nation, wie die deutsche, auf deren Stämmen das Christenthum allein in seiner Reinheit ruht, zu theuer sein, als daß seine Dichtung daran hätte vorübergehen können. Den Geistlichen besonders stand die Aufforderung zu solchen Werken sehr nahe; die lateinische christliche Poesie war seit sehr frühen Zeiten gepflegt worden. Wäre es Noth, so würde ich hier bis auf Clemens von Alexandrien und Gregor von Nazianz zurückführen; doch genüge hier die Bemerkung, daß besonders in Spanien die poetische Paraphrasirung der biblischen Schriften Aufnahme und von da Verbreitung fand. Juvenecus schrieb schon zu Constantins Zeit eine evangelische Geschichte in Hexametern, hauptsächlich nach Matthäus; die Welterschöpfung gab im fünften Jahrhundert dem Dracontius, später dem Claud. Mar. Victor, die Maccabäer dem Victorin, die Wunder Christi dem Sedulius, die Bücher Moses dem Avitus, die Apostelgeschichte dem Arator und Anders Anderen Stoff zu lateinischen Gedichten. Auch in Deutschland entstanden, seitdem diese Dinge mit Beda's Poesien, mit Althelm's und Euberts Werken eingeführt waren, eine Menge von kirchlichen lateinischen Dichtungen von dem verschiedensten Werthe. Nirgends aber, außer bei den Angelsachsen, welche einen Reichthum an Paraphrasen und Uebersetzungen biblischer Schriften besizen, hatten sich so früh diese Quellen unserer Religion so ausgebreiteten Eingang in die Vulgarsprache verschafft. Welch eine glänzende Erscheinung ist hier nicht jene gothische Bibel des Wiflas, dieses unschätzbare Denkmal, das uns allein in Schrift von jenem edlen Gothenstamme erhalten ist! Was für Schicksale dieses Buch gehabt, ist leider nicht bekannt; doch ist es wahrscheinlich, daß es auf das innere Deutschland ohne Wirkung geblieben ist. Indes beweist diese Uebersetzung wieder von einer anderen Seite die Richtung unsrer älteren Vorfahren auf durchaus verständige und natürliche Beurtheilung der Dinge. Unter den Gothen scheint man gar nicht gezwweifelt zu haben, daß die Vulgarsprache das einzige Mittel zur Verbreitung der christlichen Schriften sei; allein ob Cädmons und Dtfrieds und ähnliche Werke mit oder gegen Willen der Kirche verfaßt seien, darüber kann man schon

mit Recht mit Jacob Grimm zweifelhaft sein. Unleugbar geht aus Allem hervor, daß sich das Volk selbst oder die Geistlichen für das Volk der innigeren Einpflanzung des neuen Glaubens eifriger annahmen, als anderswo. Bis erst auf den Mainzer Concilien festgesetzt war, daß die Bischöfe die Homilien entweder lateinisch oder deutsch vortragen sollten, bis dem Volke gestattet war, das Vaterunser und den Glauben, wenn es denn nicht anders gehen wollte, in der Landessprache zu lernen, mußte schon Karls Sorgfalt für die deutsche Sprache vorausgegangen sein, wiewohl einzelne Gebete und Formeln, Uebersetzungen, Auslegungen, Ermahnungen, Kirchengesänge und Ordensregeln aus älterer Zeit vorkommen. Und was kostete es für Mühe, bis man nur die Sprache diesen Versuchen gewachsen gemacht hatte! Denn bisher hatte man das Deutsche nur zum Volkslied und zum Hausgebrauch gehabt. Jetzt sollte es geschrieben werden, und der Pfaffe, der nichts als sein Latein wußte, fand nicht einmal die nöthigen Buchstaben, um die Aussprache zu bezeichnen; und die es schreiben sollten und wollten, waren oft gar Fremde. Man mußte den mechanischsten Weg nehmen, bis man sich mit der Sprache verständigen konnte. Der Verfasser des lateinisch-deutschen Wörterbuchs, das man gewöhnlich dem heiligen Gallus zuschreibt, ist der Versuch eines Mannes, der der alemannischen wie der lateinischen Sprache gleicherweise nicht ganz Meister war. Ich will nicht die mancherlei Glossare her zählen, die namentlich in den Klosterschulen der Benedictiner entstanden, und die von Hoffmann in den althochdeutschen Glossen, von Graff in der Diutiska, von Braun und Andern bekannt gemacht sind; noch auch die Interlinearübersetzungen und dergleichen Hülfsmittel zur Erlernung der Vulgarsprache, von wo man erst auf freiere Uebersetzungen und Paraphrasen und endlich auf poetische Paraphrasen kam. Nach fremden grammatischen Begriffen, durch Leute die in fremder Sprache erzogen waren, mußte sich diese Sprache für diese Poesien erst bilden, etwa wie im 17ten Jahrhundert die Sprachgesellschaften mit Mühe und ohne Erfolg der reineren Poesie des 18ten Jahrhunderts vorausgingen, deren Sprache erst ward, als Lessing anfing, auf den lebendigen Gebrauch zurückzuführen. Ich scheid hier streng Alles aus, was der Prosa angehört, lasse daher eben sowohl die fränkische Uebersetzung des Isidor aus dem

8ten Jahrhundert<sup>36)</sup>, wie den *Notker* und die Uebertragung der sogenannten *Evangelienharmonie* des *Latian*<sup>37)</sup> oder das von *Pez* gefundene Fragment einer anderen Uebersetzung der *Evangelien* bei *Seite*, ich übergehe die niederdeutschen *Psalmen*<sup>38)</sup>, den *Willeram*<sup>39)</sup> und die *Interlinearübersetzung* der lateinischen *Hymnen*<sup>40)</sup>, die auf *Benectes* Verwendung neulich in England wieder hervorgesucht ward. Alle diese und andere Producte haben, wie schon theilweise die bloße Angabe der Ausgaben beweist, immer eine verhältnißmäßig große Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und sie haben vom 16ten bis zum 18ten Jahrhundert noch, wie auch *Ditrieds* ältere Ausgaben zeigen, außer dem sprachlichen und poetischen auch noch ein anderes, das christliche Interesse erregt.

In unsern Tagen schlägt man das letztere nicht mehr hoch an, das sprachliche dagegen um so höher. Gewiß können auch diese ältesten Denkmäler unserer Sprache, gar wenn man die gothische *Bibel* einschließt, nicht werth genug gehalten werden, und mit Recht hat *Grimm* jede Zeile gothisch für uns classisch genannt. Ich würde mich mit dieser Anerkennung dieses Werthes jener Werke begnügen, wenn ich nicht einige Bemerkungen zu machen hätte über die Ueberschätzung besonders der beiden *Evangelienharmonien*, von denen ich in Beziehung auf ihren poetischen Werth sogleich weiter reden werde, die mir zum Theil auf Verwechslung dieses mit dem sprachlichen Werthe dieser Werke zu beruhen scheint. Die Sprache ist für den Dichter immer bloßes Mittel, und wie der plastische Künstler stets mit dem materiellen Stoff zu kämpfen hat, bis er ihm die Lebendigkeit eingezaubert hat, die fähig ist auf die Einbildungskraft zu wirken, so hat auch der Dichter und besonders der erzählende, epische Dichter überall mit der Sprache zu ringen und mit der Sublimität des Gedankens, bis er ihm feste Gestalt gegeben und der Phantasie ihn ergreiflich gemacht hat. Man hat

36) *Tract. de nativ. Christi* edd. *Palthen*. Greifswalde 1706. *Schilter* im *Thesaur.* 1. I. *Rostgaard* in der dänischen *Bibl.* Kopenhagen 1738. 2tes Stüd. *Michaeler Tabulao* P. III.

37) Bei *Schilter*.

38) ed. *Hagen*. Breslau 1816.

39) edd. *Merula*. Leiden 1598. *Freher* 1631. *Schilter*. *Hoffmann*. Breslau 1827.

40) *Hymni veteris ecclesiae XXVI* interpr. *Steotisen*, ed. *J. Grimm*. Götting. 1830.

man mit Recht zwischen der äußeren und inneren Geschichte die Sprache geschieden, und aufmerksam gemacht, wie in Bezug auf jene von dem Sanskrit zum Gothischen, von da zum althochdeutschen, zum mittel- und neudeutschen ein stufenmäßiges Rückschreiten Statt hatte und ein steter Verlust an sinnlichem Reichthum, an mannichfadem Ausdruck, an Wurzeln, Lauten und Formen, an Synonymen, an feineren Unterscheidungen der Begriffe, vielleicht selbst ein Verlust des Gesetzes der Quantität, das Grimm unserer alten Sprache zu vindiciren sucht. Darum würde ich jedoch nicht behaupten, daß diese äußere Seite der Sprache im Gegensatz mit dem Gesetze der menschlichen Entwicklung stehe. Denn wären wir nur im Stande, hinlänglich weit zurückzugehen mit unserer Forschung, so würden wir nachweisen können, daß auch einst eine Zeit war, in welcher auch der physische Körper der Sprache von einer niedren Stufe zu jener Höhe hinaufsteigen mußte, von welcher wir ihn nachher absinken sehen; es ist mit jeder physischen Geschichte der Völker und der Einzelnen nicht anders, und insofern würde dies nicht im Widerspruch mit aller übrigen Entwicklung stehen, in welcher Fortbildung und Rückgang für alles Existirende gleich fest geordnet ist. Auch die Dichtkunst und jeder andere Zweig geistiger Cultur hat eine solche sinnliche und eine spätere geistige Periode. Wenn nun behauptet wurde, die Poesie sinke mit der Sprache, und damit gemeint scheint, jene erstere Periode der Poesie falle mit jener ersten der Sprache zusammen, so ist dem in jedem Falle nicht absolut so. Wo namentlich wie im Mittelalter und der neuen Zeit, im Gegensatz zu der griechischen, die Dichtung auf die innere Natur des Menschen gerichtet ist, auf Empfindung und Gedanken, da kann die geistig gebildete Sprache wesentlicher fördern, als die sinnlich vollkommenste und reichste. Doch sei es, daß unser älteres Volksepos mehr, gleich der griechischen Poesie, auf die sinnliche Form gerichtet wäre, so ist auch da die Sprache, wie Wilhelm von Humboldt vortrefflich angedeutet hat<sup>41)</sup>, in einem inneren Widerstreit mit ihr, indem sie überall für die anschaulichen Gestalten, welche die Dichtung der Phantasie vorführen will, kein anderes Mittel als „allgemeine Verstandesbegriffe“ bietet. Unsere

41) Aesthetische Versuche. XIX.



alten Dichtungen zeigen es fast ohne Ausnahme, wie alle Begünstigung durch die Sprache, die schärfste Begriffsouderung, die vielfachste sinnliche Unterscheidung und der größte Wortreichthum der Poesie nichts nützen, wenn die geistige Ausbildung gering oder die Dichter gar gewöhnt sind in fremder Sprache zu denken. Wie aber diese fremden Sprachen auf die unsere gewirkt, darüber Untersuchungen anzustellen, scheint mir eine schwierige aber höchst belohnende Aufgabe zu sein, deren Lösung aber nothwendig scheint, wenn die Geschichte unserer Sprache, für die schon so Vieles geschah, nicht einseitig ausfallen soll. Es wäre wunderbar, wenn in allen erdenkbaren Verhältnissen, und nur in der Sprache nicht, der Einfluß des Fremden und Alten auf die deutsche und neue Welt überhaupt Statt gehabt haben sollte. Ich meine daher nicht, daß man dem Herausgeber des gothischen zweiten Corintherbriefes <sup>42)</sup> den Einfluß des Griechischen auf das Gothische ganz ableugnen kann, den er behauptet. Auf eben jenen physischen Theil der Sprache, auf Wurzeln, Bildungen und Beugungen konnte allerdings die fremde Sprache nicht oder wenig wirken, dies liegt in der Natur der Sache; allein in Bezug auf das Geistige, auf das Syntactische, scheint mir der Einfluß des Griechischen aufs Gothische und des Lateinischen aufs Althochdeutsche nicht zu verkennen, und sollte er auch nur versuchsweise und ohne dauernden Erfolg geübt worden sein. Wenn daher die gothische Sprache allerdings ihre Reinheit, Ungemischtheit und Eigenthümlichkeit in allen Lauten und Formationen und Flexionen behauptet, und die Bibel des Alfilas trotz ihrer großen Treue das Eigene der gothischen Etymologie bewahrt hat, so weiß ich doch nicht, ob ein Gothe des Abels oder des Volks geurtheilt haben würde, daß sich die abstracten Sätze des griechischen Textes ohne Zwang in die gothische Rede fügten und ob solche Beispiele von wörtlicher Uebertragung, wie sie Zahn gegeben hat, nicht Beweise von zwangvoller Verrenkung der Sprache vielmehr, als von der Biegsamkeit und Wildsamkeit der gothischen Rede sind. So liegt es in Diefrieds ausdrücklichen Worten, daß er die Regeln der lateinischen Grammatik an seine deutsche Sprache hält, und wenn er selbst lateinische Worte in

42) Ulphilae goth. vers. epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae etc. ed. Castilionäus. Mediol. 1829.

eben der Art, wie sie in den Glossen sich übertragen finden, in keinem Werke gebraucht, so zweifle ich, ob darum dergleichen Worte im lebendigen Gebrauche waren<sup>43)</sup>.

Wenn ich also bereit bin, in dem Wohlklang der althochdeutschen Sprache eines Diefried, in dem mannichfaltigen Wechsel ihrer Flexionen und Bildungen, in dem Reichthum und der Fülle die sie darbietet, vortreffliche Elemente zu einer poetischen Diction zu finden, so kann ich doch darum Diefrieds und ähnlichen Werken nicht wirkliche Poesie zuschreiben. Für die Sprache, für die gelehrte Sprachergründung aber sind diese Reste in der That von der außerordentlichsten Bedeutung. Allein auch da sind unsere Sprachforscher viel zu weit gegangen, wenn sie auch der Jugend diese Studien anmutheten und da ich überall den Gebrauch unserer Literatur für das Leben und die Schule im Auge habe, so kann ich hieran nicht stillschweigend vorübergehen.

Der vortreffliche neue Herausgeber des Diefried sagt in seiner Vorrede: „Diese Bemerkungen werden hinreichend sein, von dem Interesse zu überzeugen, welches ganz abgesehen von „der gelehrten und gemüthlichen Ausföhrung, den poetischen Stellen, der Anwendung auf die Sitten der Zeit u. s. w.,“ auf die schon Grimm in der Einleitung zur 1sten Ausgabe seiner Grammatik aufmerksam gemacht hat, nicht nur für Lehrer und Sprachforscher, sondern auch für jeden gebildeten Deutschen, dem deutscher Geist und deutsches Wort nicht gleichgültig ist, der Lectüre des osfriedischen Werkes beivohnt, und daraus die Nothwendigkeit erkennen zu lassen, die Lesung und Erklärung dieses Werkes zu einer stehenden Lection auf der Universität und den oberen Classen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen zu machen,“ und in der Note droht er mit den Worten des Flacius, es müsse einer gar ein Stock und so zu sagen kein rechter Deutscher sein, der — (so kommt es wenigstens heraus, wenn es auch nicht gerade so dastehet) dies Buch nicht lesen möge. Wie? wir sollen also zu der ungeheuren und ganz unerträglichen Last, die unseren Schülern der Gymnasien ohnehin schon aufgedürdet ist, ihnen auch noch dies Dpus aufladen? Denn gerade diese gründlichen Forscher werden doch am wenigsten leugnen wollen, daß fast die ganze Mühe des

43) Grimm Rechtsalterthümer. p. 301.

Studiums einer neuen Sprache dazu gehört, um dies Buch zu lesen, zu der wir noch dazu die allernöthigsten Hülfsmittel von unserem Herausgeber in seinem angekündigten Sprachschätze (einem Werke, das ein Ruhm der Nation sein und dessen Erscheinen hofentlich jeder gute Deutsche unterstützen wird) erst erwarten müssen. Und diese Sprache soll man um dieses Einen Buches willen erlernen? Denn welche andere großen Schätze kann sie uns denn noch öffnen? Und was sollte oder könnte uns denn in diesem Buche so ansprechen und belehren? Ist es der trefflichen Männer guter Ernst, daß unsere Schüler auf den Gymnasien in die historische Grammatik der deutschen Sprache sollen eingeführt werden? Oder sollen wir gar die lutherische Bibel mit diesem Dtfried verdrängen, die in einer noch nicht vergessenen Sprache naiv und rein uns den Gegenstand an's Herz legt, der hier durch die Sprache entfremdet, durch die Behandlung getrübt, durch mönchische Sonderbarkeit abstoßend geworden ist? Oder sollen wir mit diesem Buche den Geschmack an der altdeutschen Poesie eröffnen? Dann möchte ärger noch erfolgen, was so oft und an bedeutenderen Dingen geschehen ist; auf die übertriebenen und wunderbaren Anpreisungen, die von den deutschen Alterthumsforschern über dies und jenes ausgingen, geht man mit überreizter Neugierde daran, man findet sich vielleicht gerade durch die Schwierigkeit recht getrieben, man studirt die Sprache, man versenkt sich in die Sache und ermattet plötzlich über der grenzenlosen Leere, der starren Kälte, der unheimlichen Breite, der Naturlosigkeit so vieler Dinge, in deren kaltem Elemente man das ganze Feuer wiedergesucht hatte, das nur so begeisterte Leute hineinlegen konnten, die sich ihre eigene Welt im Fluge ihrer Einbildungskraft schaffen und in jedes Gegebene ihre eigne Wärme übertragen oder aus ihm herausfinden; oder die das Interesse am Sprachstudium mit dem an der Literatur verwechselten. Ich werde mich nie davon überzeugen, daß beiderlei Interesse zusammenfallen müsse, so wenig wie mir das Mittel je für den Zweck gelten wird, so wenig wie ich jemals verlangen würde, daß ein großer Historiker zugleich Meister in aller Chronologie und Genealogie sein müsse.

Doch endlich ist es Zeit auf die Sache selbst zu kommen. Zwei Werke sind uns erhalten worden, welche ich allein zur etwas ausführlicheren Besprechung aus dieser Zeit der geistlichen Poesie

heraushebe. Es sind die beiden Evangelienharmonien, die hochdeutsche des Weissenburgischen, von Geburt vielleicht Alemannischen Königs Diefried<sup>44)</sup> und die niedersächsische<sup>45)</sup>, die auf Veranlassung Ludwigs des Frommen entstanden sein soll<sup>46)</sup>, jene gereimt, diese alliterirt, beide ungefähr zu gleicher Zeit im neunten Jahrhundert, aber unter sehr verschiedenen Verhältnissen gedichtet. Ein ganz verschiedenes Christenthum, eine ganz andere Bildung bedingte im Norden und Süden ganz abweichende poetische Producte dieser Art. Im Norden fand das Christenthum erst spät und langsam einen Eingang zu den reiner deutschen Stämmen, die im Süden mit Kelten und Römern vielfach gemischt viel früher die neue Lehre empfingen. Im Süden predigten britische Apostel, die in England die practischsten Erfahrungen gemacht haben konnten, nicht allein wie man rohen deutschen Stämmen am leichtesten den christlichen Glauben annehmlich machte, sondern auch, wie man einen vorbereiteten Grund, der hier aus der römischen und gothischen Zeit ähnlich wie unter den Briten, als die römischen Missionäre hinkamen, liegen und ähnlich gelitten haben mochte, bearbeiten müsse. Im Norden geschahen die Hauptschritte zur Verbreitung des Christenthums erst durch Karl den Großen und mit Gewalt; es ward oberflächlich dadurch eingeführt, brauchte aber eben deshalb nicht von Missionären accomodirt und entstellt zu werden. Spärliche Klöster, sehr späte Kirchen, bis ins 12te Jahrhundert Wildniß und der alte Zustand der Germanen des Tacitus, einzelne Meierhöfe und Wälder von ungeheurer Ausdehnung; vor Heinrich dem Löwen erweislich wenig Cultur des Bodens, Städte in sehr geringer Anzahl, dies Alles läßt uns errathen, wie lange sich heidnische Sitten und Gebräuche hier neben den christlichen erhalten haben mögen, so daß erst allmählig, im und durch das Volk langsam wurzelnd das Christenthum Boden faßte, während es in dem Süden mehr eingimpft ward durch Cultus und Priester. Dieser ursprünglichen Einführung gemäß hat sich auch in allen späteren Zeiten das Christenthum im Norden und Süden verschieden gestaltet und dieser ist auch hier wie in

44) Krist. ed. Graff.

45) Heliand. ed. Schmeller.

46) Ueber ihre literarischen Schicksale siehe Graffs Recension in den Berliner Jahrbüchern 1830. Sept.

Allem der romanischen Cultur näher geblieben, die eben von der Mischung des Keltischen, Römischen und Germanischen bedingt wird. Im Norden sind wenige Spuren von der Wirksamkeit solcher aufgeklärter oder lieber gelehrter Theologen, die in Süddeutschland so frühe gefunden werden. Schon die Gothen hatten frühzeitig Geistliche von gelehrter römischer Bildung; früh konnten im Süden Klöster und Pflanzschulen entstehen, und viele zusammenfassende Dinge förderten hier die geistige und übrige Cultur zuerst. Keltische Bojer besaßen hier im Süden der Donau Städte und Cultur, sie verschmolz sich mit römischer, und hier darf man schon ganz früh den Keim zu der spätern Bedeutung von Regensburg suchen. Im siebenten Jahrhundert ist in Baiern schon von mannichfachen Fortschritten die Rede, der heilige Emmeran fand Kirchen und Geistliche in Menge und die Legende von ihm schildert einen Zustand des Landes der Bojoarier und ihrer humaneren Bildung, der von dem der gleichzeitigen Sachsen gewaltig absteht. Ob hierzu auch die Verbreitung des gothischen Volkes, vielleicht ein Patronat des Theodorich und seiner gebildeten Regierung einwirkte, ist zweifelhaft; für vorgerückte Geistescultur aber spricht auch außer diesen allgemeineren Zeugnissen die Erscheinung jener edlen Thendelinde, die mit Gregor dem Großen einen frommen und gelehrten Briefwechsel führte, und jener vielen Heiligen, die Baiern schon vor Karl dem Großen kennt, Severin († 488), Emmeran, Rupprecht und Corbinian. Auf das Wirken dieser Männer folgte dann hier später die Wirksamkeit des Bonifaz und Odilo gewiß mit ganz anderem Erfolge als in Thüringen, wo jener den ersten Grundstein zu legen hatte, und in den Klosterschulen, die der Letztere stiftete, erscheinen schon Griechen als Lehrer.

Ein ganz entsprechender Unterschied trennt nun die beiden Evangelienharmonien. Wir haben in der niedersächsischen für die geistliche Poesie des Nordens von Deutschland und für jene des Südens an Otfried die charakteristischsten Repräsentanten und sie stehen sich ähnlich gegenüber, wie die Ritterspen der schwäbischen Periode dem Volksepos. Der Vers des sächsischen Gedichtes besteht aus jenen der Alliterationspoesie eigenen Sätzen oder Weisen (vitteao), und die durchgehenden Reimstaben bezeugen im Größeren, wie schon früher das Hildebrandlied und das Wessobrunner Gebet, wie eigenthümlich und eingewurzelt diese Reimart bei uns

war, die dem alten Deutschen auch so eingepflanzt und geläufig war, daß lateinische Poeten gewagte Spielereien damit trieben; daß man in vielen lateinischen Dichtungen, z. B. bei Beda, oft zweifelhaft werden möchte, ob sie in langen Stellen zufällig oder absichtlich gebraucht ist; daß sie in englischen Gedichten bis ins 16te Jahrhundert fortbauerte; daß man sie noch heute in unzähligen Wortverbindungen bei uns kreuzt<sup>47)</sup>, wo romanische Sprachen häufiger Lauteime gebrauchen, obgleich sie unserem Ohr jetzt unfühlfar geworden ist, so daß neuere Dichter schon auftragen mußten<sup>48)</sup>, wenn sie Wirkung damit machen wollten. Diefrieds Werk dagegen ist das älteste, in welchem der Reim herrscht, der jedoch nach unseren Begriffen vielfach unvollkommen ist, obgleich ich nicht weiß, ob wir nicht vielmehr die Zeit beneiden sollen, die statt unserer eintönigen Reime noch volles Ohr hat für bloße Affonanzen, wie es auch noch jetzt, wie ich aus eignen Erfahrungen weiß, unter dem Landvolk gefunden wird. Was die poetische Sprache angeht, so erinnert die niedersächsische Evangelienharmonie mehr an die Volkspoesie; sie hat jene stehenden Umschreibungen und Wiederholungen, die wir der angelsächsischen und isländischen Dichtung schon oben eigenthümlich fanden; Diefried dagegen erscheint überall als freier Bearbeiter nach willkürlichen Principien, während der Sachsse vor seinem Gedichte verschwindet und seine Persönlichkeit dem Gegenstande unterordnet. Wo dieser den Evangelientext verläßt, ist es an Stellen, wo ihm die Volkspoesie Stoff und Ausdruck für epische Ausführung oder Ausschmückung leiht, wie bei dem bethlehemitischen Kindermord<sup>49)</sup>; wo er in der Beschreibung des jüngsten Gerichts<sup>50)</sup> die Stellen des neuen Testaments, welche zu Grunde liegen, verläßt, erinnert er noch bestimmter an den Ton der Volksdichtung und Anklänge aus den Vorstellungen des scandinavischen Heidenthums von dem Weltuntergange spielen herüber, was noch deutlicher ist in dem Fragmente

47) Wie: Stumpf und Stief, Mann und Maus, Kind und Regel &c. Vieles dergl. in Grims's Rechtsalterthümern.

48) Bürger in jenem bekanneten:

Bonne recht mit weichem Flügel  
Des Piloten Wange an.

49) Heliant. p. 22.

50) Ibid. p. 131. 219.

über diesen Gegenstand, das Schmeller neulich unter dem Titel *Muspilli* herausgegeben hat<sup>51)</sup>, wo der Streit der himmlischen und höllischen Geister um die gestorbene Seele, der Kampf des Antichrists mit Elias, aus dessen Wunden das fallende Blut den Brand der Erde erregt, die ganze Darstellung noch epischer macht, während an dieser Stelle bei Dtfried subjectiver Leherton herrscht, Stellen aus Joel und Zephanja lieber gebraucht werden als die epische Ausführung des Gerichtstags in den Evangelien, die der Sache genau beibehält und gemüthlich bearbeitet. Ueberall hat Dtfried an solchen gehobenen Stellen einen lyrischen und didactischen Charakter; hier, wie in der Beschreibung des Himmelreichs oder im Preis des Kreuzes und der Auslegung seiner Bedeutung treten oftmals psalm- und choralartige Wiederholungen und Refrains ein, die vielleicht auf wirklichen Gesang berechnet waren, wie denn auch eine kleine Stelle in dem Heidelberger Codex mit Singnoten bezeichnet ist<sup>52)</sup>. Der Niedersachsische hat nur an einer Stelle eine allegorische Deutung der Geschichte von dem geheilten Blinden mit Dtfried gemein, sonst sind seine Entfernungen vom Text zwar häufig, aber nie bedeutend; bloße Erweiterungen, nicht Abweichungen; bloß wirklich poetischer Schmuck und keine Betrachtungen. Allein dem Dtfried sind, wie den schwäbischen Dichtern, solche ihnen eigenthümliche Einschaltungen das Liebste; er entlehnt Allegorien aus lateinischen kirchlichen Poeten, er hat jeden Augenblick seine moralischen, mystischen und spirituellen Betrachtungen zur Hand, und diese dünken ihm besonders wichtig. Der nordische Dichter folgt seinen Evangelien meist sehr genau und fügt in das Eine das Ergänzende aus dem Andern, Passendes zu Passendem, geschickt zusammen, mit offenbarer Liebe an der Sache, allein Dtfried folgt oft seinem Gedächtnisse und ist daher auch an factischer Erzählung viel ärmer, als jener. Dieser führt das Lehrende, z. B. die Bergpredigt viel genauer aus als Dtfried, bei dem eben diese Stelle sehr mager weg kommt; er verweist auf den Text selbst<sup>53)</sup>; er hört sich viel lieber selbst predigen, als daß er die Predigt des

51) In Buchners Neuen Beiträgen zur vaterl. Gesch. u. s. w. I. p. 89.

52) I, 6. B. 3. 4.

53) II, 24. B. 1. 2.

Thiz terta krift in uuara, ioh managsalto mera.

ih sagen thir zi uuare, mahf selbo iz lesan thare.

Evangeliums getreu übersezt. So sind ihm auch seine mystischen Auslegungen lieber, als die Gleichnisse der Bibel, auf die er den Leser gleichfalls zurückweist, während der Sachsse ihnen mit großer Besorglichkeit folgt; dem Diefried sind sie viel zu einfach und plan. Eigene Empfindungen weiß er wohl zu schildern; in dem Capitel<sup>54)</sup>, wo er an die Abreise der Magier in ihr Vaterland eine Betrachtung über die Sehnsucht des Menschen nach seinem überirdischen Vaterlande knüpft, ist der Ausdruck der Weltverachtung, den wir bald ausgebildeter auch in den ritterlichen Poesien als ein Moment werden kennen lernen, in dem den Dichtern dieser Zeiten die Beredsamkeit am vollsten strömt, vortrefflich und innig, und sucht so vortheilhaft gegen den mehr einförmigen und trockenen Ton des Niederdeutschen ab, wie dessen lebendigere und innigere Erzählung von den berichtenden, referirenden und citirenden Erzählungen bei Diefried, wo wirklich zu erzählen ist. Die epischen Ausführungen des Sachsen, sahen wir, gingen mehr auf große und erhabene Scenen, die bei Diefried lyrisch werden, der seinerseits epische Erweiterung nur da kennt, wo er kleine häusliche Scenen andeutend ausmalt, was eine Parallele zu der Miniaturmalerei dieser Mönche abgiebt, in welcher der Schüler des Rhabanus Maurus kein Fremdling gewesen sein wird. Im Heliand ist ein einziger gehaltener Ton in Unschuld und Bewußtlosigkeit, aber Diefried besinnt sich jeden Augenblick über seiner Arbeit, kritisiert über seine Sprache, verzweifelt an seiner Fähigkeit, und bethuert sein Unvermögen, so heilige Dinge in seiner Sprache ausdrücken zu können; dabei ist das Berufen auf Autoritäten auf ganz unpassenden Orten, das sich noch unpassender im Ruspilli und im Wessobrunner Gebet findet, ganz charakteristisch: es geht durch das ganze Mittelalter durch und zeigt, wie sich alle neuere geistige Cultur stets an etwas Aelteres zu lehnen strebt. Wenn er auf Gegenstände geräth, die ihm nahe liegen, wird im Diefried Natur, Wärme und Wahrheit laut, wo vorher nur Zwang und Pfassenton herrschte; solch eine Stelle ist außer der oben bereits bezeichneten ein Gebet, das ich unten angebe<sup>55)</sup>. Fremde Zustände aber sind ihm dunkel, ganz verwischt ist bei ihm z. B. die herrliche Stelle von Christus Seelen-

54) I, 18.

55) III, 1. V. 28 — Ende.



angst und seiner Jünger Schlaf auf dem Delberg. Beide scheuen gleicherweise vor jedem jüdisch nationalern Zug und mit wahrer Ueberlegung vertilgen sie selbst bloße ganz allbekannte Namen, wie Jerusalem, oder geben, wo die Vermeidung durchaus nicht angeht, wie einmal im Heliand mit Sodom, eine kurze passende Erklärung. Der Niedersachse schöpft unmittelbar aus dem Evangelisten und kennt nichts weiter<sup>56)</sup>, die poetische Form legt sich ihm ungesucht um seinen einfachen Stoff, aber Diefried ist nicht allein von der Sache, er ist von den lateinischen geistlichen Sängern begeistert, und römische Vorbilder aus den weltlichen Dichtern stehen ihm vor, er hat über Sprache und Reim gedacht und ist kühn genug, diesen römischen Dichtern ein Werk in deutscher Sprache der Form nach entgegenzusetzen<sup>57)</sup>, und mit dem Stoffe will er gegen die obscönen Volkslieder zu Felde ziehen. Auch dies verräth den Schüler des Rhabanus Maurus, der die Lectüre der heidnischen Dichter empfahl, und die Zeit Karls des Großen, wo die klassischen Studien vorübergehend blühten. Das Großartige eines solchen Entwurfs in einer dunkeln Mönchzeit, wo man kaum daran dachte, dem Volke das Verständniß seiner Religion näher zu bringen, wo noch keine Schriftsprache existirte, hat man immer gefühlt, und in Zeiten die viel Frömmigkeit und wenig Geschmack hatten, ist Diefrieds Werk von den Glacius und Gassarus hervorgesucht und besaunt worden. Bewundern kann man auch in diesen literarischen, wie in den malerischen Werken der Mönche die Ausdauer, den guten Willen, und das Gleichmaas, mit dem sie die Arbeit ihres Lebens an Ein solches Denkmal ihres Fleißes setzten. Immer wird

56) Heliand, Introd. p. 1. — Than uwarun thoh sia fiori te thiu. under thera menigo. thia habbon maht godes. helpa fan himila. helagna gest. craft fan cristi. sia uurdun gicorana te thio. that sie than euangelium. enan scoldun. an buot scriban. endi so manag gibod godes. helae himilisc uword. sia ne muosta helitho than mer. firiso barno frummian. neuan that sia fiori te thio. thuru craft godes. gecorana uurdun. Matheus endi Marcus. so uwarun thia man hetana. Lucas endi Johannefe u. s. w.

57) l. 1. B. 31.

An iz situ manno inthibit. in fina jungun scribit.  
ioh illt er gigabe. thaz sinaz io gibohc.  
Uuanana sculun frankon. einon thaz biruankon.  
ni sie in frenkison biginnen. sie gotes lob singen.  
Dix si io giungan. mit regulu biruungan.  
si habet thoh thia rihit. in sceneru siftri.

Ditrieds Werk ein merkwürdiges Zeugniß von jener bis zum 11ten Jahrhundert anhaltenden Blüthe der klösterlichen Gelehrsamkeit in der Schweiz und an ihren Grenzen bleiben, jener wahrhaft poetischen Erhebung und Begeisterung in St. Gallen, die das griechische und lateinische Alterthum, die Grammatiker, die Poeten und Philosophen beider Sprachen, und wie wir bald sehen werden, sogar die vaterländische Dichtkunst umfaßte. Von Seiten der Poesie aber hätte man dergleichen nie bewundern sollen. Die eifrigsten Vertheidiger der Mönchs- und Klosterbildung, die zu allen Zeiten Werke von mühsamer Gelehrsamkeit zum Erstaunen hervorgebracht hat, können nicht behaupten wollen, daß die Klöster zugleich gedeihliche Pflanzstätten der Dichtung und Kunst gewesen seien, welche Kenntniß der Welt und der Menschen, ihrer freiesten unbefchränktesten Natur, ihrer Leidenschaften und Genüsse, ihrer Freuden und Leiden erfordert. Nur solche Werke, die durch Abgeschlossenheit, durch ungestörte Ruhe, durch langen und mühseligen Fleiß besonders gefördert werden, oder aus beschaulicher Betrachtung fließen, können in Klöstern gedeihen; was diese Betrachtung und jener Fleiß in Ditrieds Werke leisten konnte, kann man anerkennen, ohne sich zu einer Wärme zu zwingen, der nichts mehr in uns entspricht. Vergänglichler Ruhm und Glanz war mit einem solchen Werke nicht zu gewinnen, aber Heil für die Seele; es kam nicht auf die äußere Gestalt an, sondern auf die innere Weihe, und konnte der Dichter mit seiner frommen Heiterkeit und seinem Seelenfrieden die ähnliche fromme Vergnüglichkeit in seinem Leser erwecken, was zu einer Zeit nicht schwer sein konnte, wo jede so angeschlagene Saite im Gemüthe der gläubigen Menschen anklang, so war jeder höchste Zweck erreicht. Die Mönche retteten Wissenschaft und Philosophie, die Jahrhunderte lang das Licht der Welt scheuten, allein der Poesie brauchten sie sich nicht anzunehmen, denn sie scheut dieses Licht nicht und gedeiht vielmehr nur in der Frische und Blüthe des Lebens. Ueberall schreckt uns hier die unbeholfene und ermüdende Breite, die Flachheit und Gewöhnlichkeit der Gedanken, die allen Eindruck schwächt, sogar den, welchen der Stoff an und für sich machen könnte, und welcher da viel lebendiger bleibt, wo etwa ein Notker oder der Uebersetzer des Tatian in einnehmender und wohlgefälliger Uebersetzung die Einfachheit, die unverstellte Klarheit, den ruhigen Adel und die Lieblichkeit festhält,

die auch in Luthers Bibel immer neu anzieht. Wer uns glauben machen will, daß in Dsrieds Werke wirklich poetischer Werth oder auch nur einzelne poetische Stellen sind, der muß in seinen Ansprüchen auf Dichtkunst zu einer Genügsamkeit gekommen sein, die Niemand wird theilen wollen, der an dem ächten Duell reiner Kunst geschöpft hat. Nicht als ob ich mich mit Forderungen an die Reife späterer Zeiten, mit moderner Verwöhntheit zudrängte, sondern ich verseze mich ganz in die Zeit, begreife aber, daß Mönche von so klösterlicher Gelehrsamkeit, von so beschaulichem, aller Sinnenwelt entfremdeten Leben nichts leisten konnten, was nur irgend etwas von dem Feuer der poetischen Bruchstücke dieser frühesten Zeiten hätte, oder was mit der Uebersetzung des Boethius von Alfred verglichen werden könnte, an der gerade die Stellen so herrlich sind, wo die ungeduldige Selbstthätigkeit eines Mannes durchbricht, der an großen Erfahrungen und innerer Bildung gleich reich war. Hier begegnet uns aber überall Engherzigkeit und die dicke Luft der Zelle. Bei Rhabanus Maurus wird jede Wissenschaft, selbst Arithmetik und Geometrie auf das Christenthum, auf den Gebrauch in der Kirche bezogen. In dieselbe Abhängigkeit kam auch natürlich die geistliche Poesie. Es wäre einseitig, wenn man an die Dichtkunst jederzeit Selbstständigkeit fordern wollte, sie besaß sie nur höchst selten und hat oft, indem sie der Gelegenheit diente, das Höchste erreicht. Nur aber Geisteszwang muß sie nicht dulden dürfen und keine Beschränkung der Sinne, deren Freiheit und Schärfe ihr vor Allem nöthig ist. Die Musik, die von der Empfindung ausgeht und auf die Empfindung zu wirken sucht, konnte in geschlossener Kirche und was feierliche Sammlung des Gemüths begünstigte, gedeihen, aber nicht die Poesie. Nicht einmal die neuere Zeit, welche die Religion zu einem Gegenstande des schönen Denkens machte, konnte die Schwierigkeit überwinden, welche ungünstige Stoffe, wie Legenden und Wunder, mit sich bringen. Das Leben ist diesen Geistlichen durchaus fremd; selten verräth ein irgendwo abgelesenes glückliches Bild eine Anregung ihrer Phantasie. Wo sich diese Paraphrasen etwas ungewöhnlicher heben, ist es in Stellen, welche durch die Bibel und durch die zahllosen Variationen, welche sie erlebt hatte, eine Art von Gemeingut auf dem ganzen Erdkreise geworden waren. Solche Stellen sind eben das jüngste Gerichte, das noch langehin ein Gegenstand deutscher Dich-

tangen blieb<sup>58)</sup>, oder die Beschreibung des künftigen Lebens; wir könnten zu Diefried Parallelstellen aus dem Corane finden. Wenn Naturerscheinungen, der Weg der Wolken, die Bahn der Sonne und des Mondes, der Fluß des Regens, wenn Sturm und Wetter beschrieben werden, so war damit auf ein Geschlecht sinniger und einfältiger Menschen, das im Gegensatz zur alten Welt in der äußeren Natur erst zu leben anfing, tiefe und große Wirkung zu machen. Muhamed brachte mit solch einer Stelle<sup>59)</sup> jenen denkwürdigen Eindruck hervor; der Ton des Corans und der Voluspä gleicht sich in solchen Fällen; Dffian und die Angelsachsen haben das Ähnliche; durch das ganze Mittelalter sind dergleichen Schilderungen Lieblingsstücke der Dichter; solche Verse im alten und neuen Testament führten dem Diefried und dem Niedersachsen die Hand, und wo sie einfach in die Uebersetzung des Tatian übergingen<sup>60)</sup>, sind sie in ihrer Anspruchlosigkeit noch schöner als in den Evangelienharmonien.

58) Siehe im Grundriß von Büsching und v. d. Hagen. p. 460 sqq. Dazu Maßmann's Denkmäler. p. 6. 7. in der Note. Ich bemerke ein für allemal daß ich auf dergleichen Nebendinge nicht weiter eingehen werde, denn überall leitet mich die Absicht, das Vorzügliche und Bedeutende allein ins Licht, das viele Mittelmäßige in Schatten zu stellen; denn den überflüssigen Stoff auszuschneiden von der Geschichte, ist eine Hauptpflicht für den Historiker. So gab es aus Graff's Diutisca eine metrische Bearbeitung des ersten Buchs Moses aus dem 12ten Jahrhundert zu erwähnen, die übrigens auch ihrem Charakter und ihrer Zeit nach nicht neben diese Evangelienharmonien hätte gestellt werden dürfen.

59) Die berühmten Verse 18 u. 19. Sur. 2.

60) Zur Vergleichung: Heliland. p. 54. — allora kudeo, so huille so thesa uina lera uuili gehaldan an is herton —, the gisico duot uuisumu manne, the giuuit habad horsca hugistefri endi hussledi kiusid an fastoro foldun enti an felisa uppan ueegof uuirkid, thar im uuind ni mag ne uuag ne uuatereffstrom uuihtiu getiunean, ac mag im thar uuid ungiuuidereon allun standan an themu felise uppan, huand it so fasto uuard. gisfelit an themu stene anthabid it thiu stedi nidana uueredid uuidar uuinde, that it uuican ni mag u. s. w. Dagegen im Tatian: Allerogiuuelich thie thar gihorit thisu uuort inti tuot siu, ist glich spa: bemo man, thie thar gizimbrotä sin hus ubar stein, inti nidarsteic regan, inti quayun gusu, inti bliesun uuinta, inti anafietun in thas hus, inti is ni fiel, uuanta is gifestinot was ubar stein u. s. w.

## IV.

## Volksdichtung in den Händen der Geistlichen.

Die geistlichen Poesien, von welchen nur eben erst die Rede war, entstanden in der Zeit des frommen Ludwig, und nachdem Karl der Große unter den letzten Heiden in Deutschland das Apostelamt auf eine freilich tumultuarische Art versehen hatte. Daß unsere genannten Dichtungen mit der Aufnahme des Christenthums oder mit dessen innigerer Verbreitung unter dem Volke im Zusammenhange stehen, beweist, wie bemerkt, die Richtung Diefrieds gegen die obscönen Volksgefänge und die niedersächsische Evangelienharmonie durch ihre bloße Entstehung in jener Zeit. Jede ausgezeichnetere Dichtung und überhaupt Alles, was das Leben mit Treue und Wahrheit und ohne Partheifarbe abbilden soll, erscheint überall erst, wenn die Zustände, die ihr Gegenstand sind, bereits abgelegt wurden und mehr aus der Ferne und als Ganzes betrachtet werden können. Wenn man nun auch jene Bearbeitungen der Evangelien nicht eben ausgezeichnete Dichtungen nennen will, so muß man doch anerkennen, daß sie vielleicht von der Zeit als solche betrachtet wurden, daß die Gesinnung der Leser und Dichter damals ersetzte, was an dauerndem Werthe darin mangelte, und daß wenigstens keine Nation etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Sobald nun aber die Geistlichen einmal ansingen, sich mit Versmächen abzugeben, und sobald der biblische Stoff, der für sie taugte — und dessen war so gar viel nicht — erschöpft war, so führte sie dies wohl von selbst auf den Gesang des Volkes hin. Konnten sie wirksamer das Anstößige darin zu beseitigen suchen, als wenn sie sich selbst desselben bemächtigten? Die Aufforderung hierzu lag aber auch sonst gerade in den Zeiten, die auf unsere geistlichen Gedichte folgen, so ungemein nahe. Wenn wir nicht bloße Kirchengeschichten, wenn wir auch wirkliche Geschichten der Religion, der Frömmigkeit, des Glaubens, der geistigen Unmündigkeit besäßen, so würden uns diese eine Schilderung des Gemüthszustandes unserer Nation in jenen und den folgenden Zeiten bis auf die fränkischen Kaiser entwerfen, in welcher wir alle Einfalt und Unschuld, alle Aufopferung und Selbstverleugnung nicht eben in den höhern

Regionen des Lebens und in den verdorbenen Corporationen der Mönche, aber doch in der Masse des Volks und des Adels finden würden, wie sie nur ächt religiöse Gefühle jemals einflößen können. Wir würden in jenen Zeiten den Abstand von Volk und Geistlichkeit weit geringer finden, indem sich das roheste Volkslied um die Sitten der Geistlichen und der sittlichste Geistliche um das Lied des Volkes kümmerte und darauf wachte; wir würden den späteren Rangstreit und die Ständeifersucht zwischen Clerus und Ritterschaft nicht antreffen, sondern die vielfachste Durchdringung beider, den Ritter zum Mönch, den Mönch zum Ritter geworden, den Kriegsmann in den frömmsten Andachtsübungen mit dem Geistlichen und den Geistlichen wetteifernd mit dem Kriegsmann in Jagd und Baize, im fröhlichen, profanen Leben, im Gefecht und im dichterischen Preis weltlicher Thaten; früher schon die Kirchengeschichte und Staatesgeschichte verschmolzen; überhaupt den Verband zwischen Adel und Geistlichkeit besonders durch die Canoniker gefördert, die nicht vom weltlichen Besitze ausgeschlossen waren, und dem Leben, den menschlichen Bedürfnissen und dem Frauenumgang näher standen; wir würden jene Hingebung von Leib und Gut an Kirchen und Klöster, jene fromme Busfertigkeit, jene leichtsinnige Duldsamkeit und Sorglosigkeit bei den fortschreitenden Versuchen der Geistlichkeit, den Beichtstuhl neben den Richterstuhl, den Krummstab neben den Scepter zu rücken, wir würden jene Verachtung der Welt und blinde Hingebung an die launenhaften Forderungen der Religion und ihrer Vertreter auch einmal aus einem andern Gesichtspuncte betrachtet sehen, als aus dem allerdings auch richtigen und unserer höhern Erkenntniß mehr zusagenden, ja schmeichelnden, der durch die Ueberlegenheit eines Spittler und Planch unter uns der einzige geworden ist. Wie ganz anders war auch damals in den Kämpfen gegen die Normannen, Ungarn und Slaven das Zusammenwirken der weltlichen und geistlichen Kräfte, als noch die Gläubigkeit durch keine Sekten gestört, als noch keine Spaltungen von Belang zwischen Kirche und Staat da waren, wenn man diese Heidenkämpfe mit den Kreuzzügen vergleicht; hier mischte schon der Zug in die Fremde und den reichen Orient nothwendig die unlautersten Absichten bei, allein dort galt es dem Abt und dem Burgherrn, dem Landmann und dem Regenten gleich um die Behauptung seines Besizes und um die Vertheidigung

von Vaterland und Religion. Aus unserer Poesie sind uns Reste geblieben, welche die Innigkeit des religiösen Lebens jener Zeit auf eine vortreffliche Weise darlegen. Von dieser Seite dünkt mir das Siegeslied über die Normannen<sup>61)</sup>, nach 884 zu Ehren Ludwigs, eines Sohnes Ludwig des Stammelnden gedichtet, am merkwürdigsten. Ein Schlachtlied (wielet) ist an und für sich ein volksmäßiger Gegenstand; das Volksmäßige an diesem Liede hat man auch immer sehr hervorgehoben; wer da wollte, könnte geltend machen, es scheine von einem Geistlichen gedichtet. Man vergleiche es einmal mit dem angelsächsischen Lied über Athelstans Sieg bei Brunaburg, welsch ein eigener Unterschied da heraustritt! Hier versetzt der Dichter den Hörer unmittelbar in die Schlacht, zwischen gespaltete Schilde und gestürzte Banner, mitten in den Sieg, welchen das Brüderpaar erringt, denen auch hier, wie dem Ludwig im deutschen Gesange, von den Ahnen angeboren ist, des Vaterlands tapftrer Schutz und Schirm zu sein. Im deutschen Liede aber führt der Dichter den Sieger erst als einen Diener Gottes ein, als einen der Gnade Gottes besonders Empfahlenen, als einen Gottesvasallen auf dem Frankenthron<sup>62)</sup>. Der Himmel darauf sendet seinem Erkorrenen Unglück zur Prüfung, den Einfall der Normannen, und was noch psäffischer klingt, moralischen Verderb, Raub, Lug und Verrath. Christus war erzürnt; der Herr beruft seinen Auserwählten und beurlaubt ihn, er tröstet seine Gesellen mit Gottes Rath und Hülfe, er verspricht Lohn den Siegern und Sorge für der Gefallenen Wittwen und Waisen. Er zieht aus, er sieht die Normannen, Gott Lob, ruft er, er sieht, was er begehrte; er reitet kühn, er singt ein heiliges Lied, Alle zusammen singen Kyrieleison. Nun erst folgt in einer schönen und gehobenen Stelle eine kurze Beschreibung der Schlacht selbst, die das ganze angelsächsische Lied füllt, die uns dort mit den Theilen des siegenden und besiegten Heeres bekannt macht, mit den Führern und Erschlagenen, die die Fliehenden und Verfolgenden begleitet, der Sieger und Besiegten heimführt; und wo der Deutsche am Schluß

61) ed. Docen. München 1813. Lachmann specim. ling. franc.

62) Kind unarich her vaterlos,  
ihres unarich imo far bot;  
Holoda 'nan truchtin,  
magazogo unarich her sin;

Gab her imo dugidi,  
Frontic gitbigini,  
Struol hier in Brancon,  
So bewiche her es lange.

fromm ein Siegesteueum anstimmt, jubelt der Angelsachse, wie der Ragnar Lobbrokgesang oder der Iraber Laabbadta Scharran, daß Raben und Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet sei, und wo der Deutsche ein Stofsgebet zum Schluß giebt, blickt jener auf die Thaten der Ahnen stolz zurück und verkündet, daß keine solche Schlacht gekämpft ward, seit die Sachsen die Briten besiegt und das Land erobert hätten. Wer würde einen Augenblick zweifeln, daß dies das Product eines Geistlichen wäre<sup>63)</sup>, wenn man nicht aus der Geschichte selbst wüßte, daß noch in den Schlachten auf dem Lechfelde oder bei Birthen ganz dieselben christlichen Vorbereitungen erschienen, Abendmahl, frommer Gesang, Kreuztragung, Litanei und Teueum; wenn man nicht sähe, daß Hof und Adel und Volk damals aufs heiligste durchdrungen waren von dem Glauben an die göttliche Hülfe, der selbst in den rohen Kreuzfahrern noch seine Wunder that. Mag also das Gedicht auch durch die Hände eines Geistlichen gegangen sein, ein durchaus volksmäßiger Gesang bleibt es darum immer.

Dies Verhältniß erhält sich auch unter den Ottonen, obgleich hier neue ganz eigenthümliche Momente hinzukommen. Der schöne Anflug von Begeisterung für die altklassische Literatur, der schon in Deutschland unter Karl dem Großen sich gezeigt hatte, durch dessen Eifer in Klöstern und Schulen eine solche Liebe für die Alten erweckt ward, daß schon Diefried den Ausdruck gebrauchen konnte, die Welt würde von den Gedichten der Lateiner bewegt, dieser schöne Anflug kehrte unter den sächsischen Kaisern lebhafter wieder. Die Ideen der beiden großen Fürsten, das römische Kaiserreich herzustellen, ihr großartiger Ueberblick der Zeiten und der Verhältnisse, das Bestreben der sächsischen Regenten, ein vereintes deutsches Weltreich im Westen, ähnlich dem griechischen im Osten zu gründen, bewirkte, daß sich zweimal das Alte und Neue inniger die Hand reichte, als es sonst leicht geschehen ist. Wie unter Karl sehen wir auch hier eine Menge von neuen Klöstern und Schulen hervortreten in Cöln, Utrecht, Mainz, Brünn, Corvey, Trier, Paderborn, Hildesheim, Fulda und sonst. Wie Karl der Große

63) Man könnte auch den Ton überhaupt geltend machen, der viel Aehnliches mit dem in deutschen und lateinischen Versen wechselnden Ottoliede hat (in Koccard. vet. mon. quaternio. p. 50), das doch natürlich von einem Geistlichen herrührt.



von Lateinern, von Gelehrten umgeben war, und seinen Meinin berief, so Otto seinen Rother, seinen Gerbert, seinen Gunzo, der eine Menge von Klassikern, der außer den längst bekannten Lateinern auch Plato und Homer mit sich brachte. Otto I. selbst gab sich, so ein ächt deutscher Charakter er ist, noch spät dem Lernen und der Aufmerksamkeit auf diese fremden Studien hin; Otto II. war mit einer griechischen Prinzessin vermählt und von Griechen umgeben, Otto III. der griechischen Sprache ganz mächtig. So war Heinrichs von Baiern Tochter, die Gemahlin Herzog Burchards II. von Schwaben, Hedwig, die früher dem griechischen Kaiser bestimmt war, eine Kennerin des Griechischen, sie gewann ihren Gatten für ihre Studien und las mit Liebe Virgil und Horaz. War man hier und da auch gegen die Klassiker, so zeigt doch selbst die Art, wie die berühmte Nonne Hroswitha, von der Abbtissin Gerberge in Gandersheim mit den klassischen Autoren bekannt gemacht, den Terenz zu verdrängen suchte, wie vertraut sie selbst damit war, und wie eingedrungen die Lateiner in die Klöster waren, was auch durch die mehrfachen Nachrichten, daß Nonnen damals sich mit Abschreiben beschäftigten, bestätigt wird. Otto's I. Bruder Bruno, Erzbischof von Cöln, las beide alte Sprachen und führte selbst auf Reisen seine Bücher mit; er ließ Lehrer der griechischen Sprache aus Griechenland kommen und griechische Werkmeister wurden im 10ten und 11ten Jahrhundert bei norddeutschen Bauten angewandt. Musik und Baukunst fingen an zu blühen, ja, darf man es glauben, so gab es in der Zeit der Ottonen Sculpturwerke in Stein und Gyps und Schlachtgemälde, die von täuschender Lebendigkeit waren. Man kann es beklagen, daß das eigentlich Nationale von Karl und Otto vernachlässigt und durch die Einwirkung dieser Männer die Nation auf Fremdes und Ausländisches im Politischen und Literarischen hingewiesen ward, allein ich gestehe, daß, wenn ich die ganze innere und äußere Geschichte der Deutschen überdenke, wenn ich überall im Größten wie im Kleinsten finde, daß wir stets das Anlehnen an die Menschheit außer uns vor der nationalen Selbständigkeit und Abschließung suchten, daß Alles Reinnationale bei uns formlos und unentwickelt liegen blieb und gleichsam ausgeschieden ward, während wir bei jedem tieferen Kampfe oder Wettstreit mit dem Fremden an das Höchste rührten, so muß ich mehr den Impuls unserer innersten

Natur in jenen Männern bewundern und muß sie selbst und ihre Wirksamkeit als solche Höhepunkte in unserer Geschichte bezeichnen. Denn wo hat Deutschland größere Regenten aufzuweisen, als jene beiden? Wo zugleich deutsche Männer, bei all ihrem Streben nach Außen? Wenn wir die obigen Züge der inneren Betriebsamkeit dieser Zeit zusammenhalten, wenn wir hinzufügen, daß damals im Norden, im Lüneburgischen und Bremischen der Mittelpunkt des nordischen Handels war, daß durch den Zufluß des italienischen und griechischen Geldes und die damals ergiebigen Bergwerke im Harz, Reichthum, Verkehr und Handel zuerst lebhaft ward, wenn wir die Bedeutung dieser klassisch-christlichen Zeit und ihr Verhältniß zu der fränkischen und hohenstaufischen besonders auch in der Literatur betrachten, so werden wir überall fast eine eigene Aehnlichkeit mit der Reformationszeit entdecken, die, was die Literatur angeht, zu der schlesischen und neuesten Zeit sich ganz genau verhält, wie diese sächsische zu dem 12ten und 13ten Jahrhundert, und die daher auch so vielen Antheil an der Poesie dieser älteren Periode nahm. Wo aber gab es je eine deutsche und zugleich klassischere Zeit als eben die Reformation, und die letzte Periode unserer Literatur? Die Ursache ist, weil die Aufnahme griechischer Bildung, dieser Quelle aller Humanität, unserer eigenen humanen Richtung und Natur so außerordentlich zusagt, daß Wilhelm von Humboldt mit Recht auf die Verwandtschaft beider Nationen aufmerksam machte. Unsere ersten Dichter der neuesten Zeit sind nur durch die eigene Verschmelzung der antiken und deutschen Anlage, obzwar in den verschiedensten Verhältnissen der Mischung, jeder in seiner Art groß geworden; jene genannten Fürsten der ältesten Zeit, denen man aus noch viel älterer schon einen Theodorich zählen kann, sind es durch nichts anderes. In allen möglichen Verhältnissen läßt sich in der Ottonischen Zeit diese Verbindung nachweisen, ob man nun jene Bestimmungen des Kirchenjahrs anführen will, die aus Nordischem und Deutschem, aus Römischem und Jüdischem, aus Christlichem und Heidnischem gemischt sind; oder ob man die Geschichtschreibung eines Wituchind geltend macht, der seinen acht deutschen Stoff in römisches Gewand kleidet, lateinische Autoren benutzt, und, statt wie die früheren Chronisten biblische Redensarten brauchten, lateinische anwendet, die man ihm allzuoft als baare Münze abgenommen hat; oder ob man in der

Baukunst jene Dome in Worms und Speier betrachtet, mit der durchdringenden Idee eines deutschen christlichen Tempels, der innere Geschlossenheit und Erhebung verlangt und von dem Bedürfnis der Musik ebenso bestimmt wird, wie er selbst wieder um seinen Zweck ganz zu erfüllen Musik fordert, dagegen mit ihren römischen Formen, horizontalen Linien, Halbkreisen und flächeren Dächern; oder ob man das lateinische epische Gedicht von Walthar v. Aquitanien in Anschlag bringt, das uns hier etwas näher interessirt<sup>64</sup>).

Es ist von Eckhard I. in St. Gallen in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts fertig und geht uns hier als lateinisches Gedicht nicht an, wohl aber nach seinem deutschen Stoff der dem Dichter unstreitig in einem deutschen Gedichte vorlag. Wir sehen hier an einem vollkommen klaren Beispiele die deutsche Heldensage aus dem Kreise des Attila und der Wormser Könige in den Händen eines Geistlichen und Lateiners; und wir sehen in der Behandlung durchgehend jene eben angegebene Verhältniß. Die ächt deutsche Heldenzzeit ungetrübter von dem Chevaleresken als selbst in den Nibelungen, ungetrübter auch von dem Geist ausschweifend romantischer Liebe, ein ächtes Heroenzeitalter, in dem noch der Edle, wenn auch nicht eben mit Freude, sein Landgut baut, sobald er Hausvater ist<sup>65</sup>), tritt hier so bestimmt und so ganz entfernt von dem Anstrich der späteren Epen heraus, daß dies den Herausgeber verführte, das Gedicht viel älter noch zu machen als es ist. Die ächtesten Züge der deutschen Sage sind aufs treueste bewahrt. Nicht alt ist die schlechte Rolle, die der Frankenkönig Gunther hier spielt, ächt der Attila als ruhender Tartarfürst. Nicht deutsch ist die Erwähnung der Wappen auf den Schilden; besonders aber jene riesenhaften Späße: als Walthar von Randolf durch einen Schwertstich um einige Haare gebracht wird, und dafür den Gegner tödtet, ruft er ihm nach, für die Glage nehme er ihm den Kopf<sup>66</sup>); als

64) De prima expeditione Attilae — et de rebus gestis Waltharii Aquitanorum principis, ed. F. C. J. Fischer. Lips. 1780. 4. Deutsch von Klemm.

65) B. 152.

Aedificare domos, cultumque latendere ruris  
eogor.

66) B. 975.

En pro calvitio capitis te vertice fraudo,  
ne fiat isto tuae de me jactantia sponsae.

er am Ende mit Hagen und Gunther fertig geworden ist, so daß Er seine rechte Hand, Gunther einen Fuß, und Hagen ein Auge eingebüßt hat, trinken sie einen Versöhnungstrank und nun folgen wieder Scherze über ihre Wunden, und Hagen räth unter andern dem Walther einen ausgestopften Handschuh an der Rechten zu tragen<sup>67)</sup>. Die einfache Form der Fabel, eine Reihe von Zweikämpfen; der Geist, der nichts als Kampf athmet; die Liebe Walthers zu Hiltgunden, die er von Attilas Hof entführt, ohne Spur jener zärtlichen Courtoisie der Späteren; die Entfernung von Wundern, Zaubereien und Ungeheuern; jene naive Frömmigkeit, die wieder an den unschuldigen und fromm biedereren Geist der ganzen Zeit, und der darin entstandenen Geschichtswerke, wie Diethmar's, erinnert, all das zeigt, wie treu und wahr das Leben und die wirkliche Sitte der Zeit in dies Gedicht übergegangen ist. Für eine mächtige Prahlerei, die ihm entfuhr, sinkt hier Walther sogleich von seinem Gewissen getroffen zu Boden und bittet in Demuth um Vergebung; nach glücklich bestandnem Kampfe betet er in frommem Danke. Zu diesem Allem bildet nun die Behandlung den bestimmtesten Gegensatz; sie ist ganz antik und nachgeahmt; der Dichter kennt und benugt den Virgil, er kennt und erinnert sogar an Homer; er kennt den siebenhäutigen Stierschild<sup>68)</sup>, und den Pandarus und die alte Mythologie. Er weis aus Homer, der die ähnlichen Sitten schildert, den Hauch eines ächten heroischen

67) B. 1419.

Post varios pugnae strepitus ictusque tremendos,  
inter pocula scurrili certamine ludunt.  
Francus ait, jam dehinc cervos agitabis, amice,  
quorum de corio wantis sine fine fruaris:  
at dextrum moneo tenera laugine comple,  
ut causae ignaros palmae sub imagine fallas.  
Wah! sed quid dicis, quod ritum infringere gentis  
ac dextro femori gladium agglomerare videris.  
Uxorique tuae, si quando cura subiintrat,  
perverso amplexu circumdabis euge sinistrum?  
Jam quid demoror? en posthac tibi, quidquid agendum est,  
laeva manus faciet! Cui Waltare talia reddit:  
Cur tam prosillias, admiror, lusco Sicamber,  
si venor cervos, caruem vitabis aprinam;  
ex hoc jam famulis tu suspectando videbis  
heroum turbas transversa tuenda salutans.  
Sed fidei memor antiquae tibi consillabor:  
Jam si quando domum venias laribusque propinques,  
effice lardatam de muletra farreque pultam;  
hoc pariter tibi victum confert atque medellam.

68) B. 730 — opponens clypei septemplex orbem etc.

6\*

Gedichts über sein unbeholfenes Latein, soweit das gehen will, hinzugießen. In der Beschreibung seiner vielen Einzelkämpfe, die weit vor denen im Rosengarten an Mannichfaltigkeit und Besonderheit vorausgehen, die so leicht einförmig zu werden drohen, ist Alles voll Leben; voll Wechsel, voll Farbe aus Homer, so wenig er slavisch benutzt ist. So ist's auch mit seinen Bildern, die ausgeführt sind in Homers Weise, wie sie die spätern deutschen Dichter nicht kennen. Und wie glücklich weiß er dergleichen anzubringen! Im Anfange träumt es Hagen, daß er sich und den König im gefährlichen Kampfe mit einem Bären gesehen. Ganz überraschend ist nun, wie am Schluß, wo beide in den Kampf mit Walthar gerathen, der Dichter, ohne auf dem Traum zurückzuweisen, den angefallenen Walthar in ausgemaltem Bilde mit einem numidischen von Hunden gehegten Bären vergleicht. Wie sehr steht gegen diese anspruchlose, reine, ihrem Stoffe nach so ächte und einfache Erzählung, die, wenn sie ähnlich im deutschen Gedichte existirt haben sollte, uns einen sehr vortheilhaften Begriff von dem Volksepos jener Zeit gäbe, die gleiche Sage, wie sie schon Ein Jahrhundert später in der Chronik von Novalesc 69) vorkommt, im Gegensatz! Ein neuer Beweis, wie das Aeltere überall das Einfachere und Verständigere gewesen ist. Da ist Walthers Ritterlichkeit auf der einen Seite, und auf der andern seine Frömmigkeit schon ins weiteste Extrem getrieben; da spuken schon alle Historien von solchen frommen Eisenfressern, wie der Samson der Bibel und der Ilkan der spätern Dichtung, und der Held stirbt da als Mönch. Und in einer anderen lateinischen Bearbeitung der Sage in Distichen, welche das Chronicon von Novalesc anführt, die also noch etwas älter ist, ist er am Indus gewesen und hat den Westen und Osten berührt und erschreckt 70). In der Willkingsage ist hingegen die gleichgültige Versezung von Personen sichtbar;

69) Murat. T. II. p. II.

70) Ibid. col. 704.

Waltharius fortis, quem nullus terruit hostis,  
 colla superba domans, victor ad astra volans.  
 Vicerat hic totum duplici certamine mundum,  
 insignis bellis, clarior est meritis.  
 Hunc Heron tremant quoque torridus Indus  
 ortus et occasus Solis eum metuit.  
 Cuius fama suis titulis redimita coronaeis  
 ultra caesarias soandit abhinc aquilas.

Hagen ist bei Attila, und nicht Alpher, sondern Ermanrich, als Walthers Wether, schickt ihn zu Attila; vielleicht ein Beweis, daß auch jenes Bestreben der Sage, berühmte Namen zusammenzurücken, „auf ein einziges Haupt den Glanz langer Jahrhunderte zu sammeln oder auch den Reichthum einer einzigen großen That wieder auszutheilen unter mehrere Geschlechter,“ erst in den späteren Zeiten deutlicher hervortrat.

Auf zweierlei Punkte weist uns diese Dittonische Zeit hin. Zuerst blühte in dieser, so wie auch noch in der folgenden Zeit die lateinische Poesie in Deutschland. Es ist schade, daß in Heeren's Geschichte der klassischen Literatur an dieser Periode so kalt vorbeigegangen, gar nicht darauf eingegangen und nicht einmal der Name Proswitha genannt ist. Wir haben aus diesen Zeiten von eben dieser Nonne, von dem Kanzler Wippo und Anderen lateinische Panegyriken oder Geschichten der Regenten und diese sind in der sächsischen oder fränkischen Zeit ganz an der Tagesordnung und in großer Menge vorhanden; und meist ist ihnen, z. B. dem des Wippo, das Gepräge des Klassischen aufgedrückt, das jedoch im Laufe der Zeit immer mehr hinter Geschmacklosigkeit, hinter gereimte Hexameter, Mischung des prosaischen und poetischen Styls, Bombast und Spielereien zurücktritt und verschwindet. Es kommt hinzu, daß eine große Menge unserer Dichtungen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert auf lateinische Quellen verweisen, die der Natur der Sache nach ins 11te und 10te Jahrhundert zurückleiten. Bis ins 11te Jahrhundert glaubt Grimm lateinische Bearbeitungen der Thiersage vom Wolf zurücksetzen zu können. Ditto's I. Ungarnkriege sollen auf Betrieb des Pilgrim von Passau in einem, ich weiß zwar nicht gewiß, ob lateinischen Gedichte besungen worden sein. Seinen Ditto den Roth'en dichtete Konrad nach einem lateinischen Werke. Weldegls Herzog Ernst und die lateinische Bearbeitung desselben Gegenstandes von Ddo flossen beide aus einer älteren lateinischen Quelle, die Grimm für ein Gedicht und keine Chronik hält. Sehr früh mag Salomon und Morolf in Deutschland eine lateinische Bearbeitung erhalten haben, und wollte man lateinische Legenden und Umarbeitungen altklassischer Mythen und Geschichten hinzunehmen, die aus dem Auslande eingeführt und behandelt worden sein mochten, und erinnert man sich an jene weitern Bearbeitungen des Walthers und an die noch nicht erwähnte

von Ekkehard IV., und an so vieles Andere, so sieht man, wie thätig der Clerus sich eine lange Zeit mit der lateinischen Dichtung muß beschäftigt haben. Auch ist dies eben in jenen Jahrhunderten sehr natürlich; die Poesie scheint namentlich seit der fränkischen Zeit einen sehr prosaischen Charakter angenommen zu haben und solche Zeiten führen dann von einer künstlichen und spielenden Er-schwerung zur andern, solche Zeiten haben in Deutschland im vor-rigen Jahrhundert noch so manchen lateinischen Poeten genährt, ja, hat nicht Lessing einmal unternommen, die Messiasde in römi-sche Sprache zu bringen!

Sodann haben es diese sächsischen und fränkischen Zeiten, scheint es, vor andern eigen, daß gleichzeitige Helden und ihre Thaten unmittelbar vielfach in deutschen oder lateinischen Gesang übergegangen sind. Ich erinnere an das Fragment vom Ottoliede, von dem oben in einer Note die Rede war, an die vorhin erwähnte Nachricht von dem Gedichte über Ottos Ungarnkriege, in dem die Thaten des Rüdiger von Pechlarn enthalten waren, der freilich nicht in eigentlichen geschichtlichen Duellen erscheint; an das was vielleicht poetisches und nicht bloß Chronikartiges dem Lohengrin zu Grunde liegt und was möglicherweise in diesen Zeiten selbst seinen Ursprung hat, an die Lieder von Hatto, von dem Grafen Konrad Kurzbold vom Niederlahngau († 948), der ganz wie ein Riesen- und Löwenschläger, als Weiberhasser und Raufbold in der Geschichte erscheint; an die Gesänge von Benno's Verdiensten in Ungarn unter Heinrich III.; und daß König Otto der Rothe in Gedichte überging, beweist der Herzog Ernst (der selbst hier hinzu-gefügt werden darf) und Konrads Erzählung; und der wirklich geschichtliche Bischof Pilgrim von Passau erscheint in den Nibelungen.

Diese doppelte Erscheinung macht uns nun wieder auf unser nationales Epos, die Nibelungen, aufmerksam. Jener Pilgrim von Passau, von dem uns erzählt wird<sup>71)</sup>, daß er einen deutschen Dichter aufgefordert habe, die Thaten der Avaren und Hunnen unter den sächsischen Kaisern zu besingen, soll nach dem Schluß

71) Hundt, Metropolis Salisb. I. p. 201. Das Gedicht versichert der Ver-fasser gehabt und 1575 in die Bibliothek des Prinzen Albert von Bai-ern geschenkt zu haben.

der Klage<sup>72)</sup> der bekannten Fortsetzung der Nibelungen Noth, auch die Begebenheiten, welche der Gegenstand der Nibelungen sind, nach dem Berichte Swemmel, in lateinischer Sprache haben aufzeichnen lassen. Dies ist nun, wie Wilhelm Grimm bemerkt hat<sup>73)</sup>, natürlich eine Erdichtung; doch aber ist er nicht ungeneigt, die Existenz eines lateinischen Buches anzunehmen, das auch zufolge einigen Versen der ersten Hohenemser Handschrift, in jedem Falle aber neben einem deutschen Gedichte, dem Dichter der Klage vorgelegen haben konnte<sup>74)</sup>. Ob aber nun diese lateinische Quelle in die Zeiten des Pilgrim von Passau († 991) gerade zu legen sei? Es kommt an und für sich gar nichts darauf an; daß aber diese Zeit der Ottonen für unser Volksepos eine Durchgangsperiode, eine Zeit der Wiederaufnahme und Umgestaltung war, wäre ich aus vielen Gründen zu glauben geneigt. Nicht allein weil der Waltharius gleichsam ein Zeugniß dafür ist, daß damals die deutsche Heroensage lateinisch behandelt ward; nicht allein weil obige Sage darauf hinweist; nicht allein, weil das Christenthum in die Nibelungen Eingang fand und der Gegensatz der Rheinländer gegen die heidnischen Hunnen, der sich in diesen Zeiten am leichtesten einschleichen könnte; nicht allein weil Pilgrim in die Nibelungen eingeflochten ist, denn dies geschah so locker, daß man alle Stellen, in denen er vorkommt, mit Leichtigkeit ausschneiden könnte<sup>75)</sup>, oder weil Rüdiger von Pechlarn, den man stets als Zeitgenossen Pilgrims nennt, so eng hineinderwebt ist, „daß sich in dem Liede keine deutliche Spur einer Einfügung mehr nachweisen lassen möchte“<sup>76)</sup>; sondern weit mehr als aus allen diesen unterstützenden Gründen, weil die Zeit der Ottonen und die Einbrüche der Ungarn das Andenken an die alte Hunnensage erneuten, (denn

72) Klage B. 2145.

Von Pajowe der Bischof Pilgerin durch liebe der neuen in  
Diz schriben diu märe, wie ez ergangen wäre,  
mit latinischen Buchstaben, da3 man3 für ware solde haben —  
wan im seit der videläre diu künstlichiu märe  
wie ez ergienf unde geschah, wan er ez horte unde sach,  
er unde manne ander man. Da3 märe do briesen began  
ein schriber, meister Kuontat.

Bergl. B. 1728 sqq.

73) Heldensage: p. 109.

74) Lachmann über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen. p. 34.

75) Ibid. p. 10. 11.

76) Ibid. p. 8.



nur solche Zeiten nehmen alte Sagen in besondere Pflege, die von irgend etwas Entsprechendem in ihnen selbst bestimmter darauf hingewiesen werden); und weil eben mit jenem Heinrich I. die alte Heldenzeit Deutschlands ganz zu verschwinden und ein neues Ritterthum aufzukommen anfing, (denn solche Zeiten, die einen frühern Zustand ganz vollenden, dies sahen wir schon vorher, pflügen diesen Zuständen alsdann in der Dichtkunst Monumente zu setzen). Gerade das aber scheint das Eigenthümliche und Große der Nibelungen zu sein, daß sie auf die scheidende Heroenzeit der Deutschen gebaut sind, gerade das macht sie so einzig in ihrer Art, denn keine der Nationen, die sich im übrigen Europa aus deutschen Stämmen entwickelten, wußte der römischen Cultur oder der keltischen Einbildungskraft gegenüber seine eigne Stammesage so zu behaupten und zu verewigen, obgleich sie Alle den Thaten der Völkerwanderung näher standen, als die Deutschen selbst. Wir müssen, wenn wir in diesen Zeiten von der Dietrichsage reden, nothwendig nur den letzten Theil der Nibelungen in das Auge fassen, denn wir werden weiter unten sehen, daß selbst noch später die Siegfriedsage damit nicht in der Art verknüpft war, wie in den Bearbeitungen die wir kennen; auch liegt auf Einem Blick die Verschiedenheit des ersten und letzten Theils der Nibelungen am Tage. Der letzte Theil dieses Gedichtes aber ist es gerade, in dem das höfische Ritterwesen noch viel weniger, die alte Heldenzeit viel deutlicher erscheint; der letzte Theil zeigt die Kriemhilde hier ganz anders als der erste; er trägt zugleich den Charakter der ältesten deutschen Dichtungen, wie mir scheint. Jeder Sagenkreis des Mittelalters hat bei der großen Uebereinstimmung, die wieder sämmtliche oft unter sich zeigen, gewisse eigenthümliche Züge voraus, die, wenn einmal hierüber eindringendere und allumfassende Studien gemacht sind, uns bei streitigem Ursprung mancher Epen und Romane werden zuverlässiger urtheilen lassen. So ist es in Allem, was griechischer Herkunft ist, eine gewisse künstliche Maschinerie und Verflechtung von Abentheuern, in dem Walisischen und Bretagnischen irrende Ritter, die uns stets wieder begegnen (um von Einzelheiten der Mythologie und dergleichen zu schweigen); im deutschen Volksepos ist es, ganz entsprechend der Eigenheit, daß es die Heroenzeit in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstande nahm, der Kampf, und zwar der Einzelkampf besonders, der Preis der Stärke

und der Ruhm des Sieges. Der zweite Theil der Nibelungen- und des Waltharius tragen diesen Charakter neben dem Hildebrand- liede, am reinsten; später ist er im Rosengarten und anderen Gedichten treu aufgefaßt worden und er liegt in einem weiten Cyclus in dem Theile der Wilkinaſage ausgebreitet, der Dietrichs Helden um diesen versammelt. Dies ist jedoch nicht erschöpfend; es ist nur Eine Seite des deutschen Epos hiermit (in jener allgemeinen Weise, meine ich, wie es dem Fremden gegenüber selbst im Stoffe Eigenthümliches darstellt) charakterisirt; ein anderer Theil der Wilkinaſage, der sich um Werbung um berühmte und schöne Frauen und um Krieggzüge in der Ferne dreht, ist eine zweite Seite des deutschen epischen Gedichtes. Es wird vielleicht wenig Widerspruch finden, wenn ich jene erste allgemeinere Seite als die ältere ansehe; vielleicht auch nicht, wenn ich so weit gehe, daß ich deren Feststellung und Gestalt und gewissermaßen Vollendung eben in den Zeiten suche, von denen ich jetzt rede; wenn ich aber zu jener zweiten Seite in eben diesen Zeiten den Keim zu entdecken glaube, der sich erst später in einer Periode der Wiederaufnahme oder Wiedererscheinung ähnlicher Ereignisse oder Verhältnisse weiter bildete, wenn ich den abentheuerlichen Zug Ottos I. nach der schönen Adelheid und die Verbindung Otto's II. mit Theophania geradezu wenn nicht als die Duell solcher Erzählungen von Brautfahrten und Brautkriegen, doch als aus dem gleichen Geiste mit diesen entsprungen ansehe, und die Möglichkeit einer früheren Existenz solcher Sagen schlechtweg leugne, so weiß ich nicht, ob die Kritiker meine scharfen Augen nicht vielmehr bespotten als beneiden werden.

Ich ziehe mich auch sogleich nach dieser Andeutung flüchtig zurück, um noch eine andere Bemerkung zu machen. Ist es nicht eine willkürliche Annahme, daß in der Dittonischen Zeit unser Volksepos eine neue Umgestaltung empfing, so hätten wir jetzt neben der Zeit der Entstehung der Siegfriedsage, und neben der Völkerwanderung schon die dritte Periode, die mit ihren Ideen und Formen hier einzuwirken suchte, und später wird es die leichteste Arbeit sein, noch die vierte und fünfte Hand nachzuweisen und die Farbe des 12ten und 13ten Jahrhunderts. Wie viele Zwischenglieder und Durchgänge mögen uns nicht bis auf die letzte Spur verschwunden sein! Wenn nun nicht Alles, was man über Volks-

mäßigkeit eines Epos sich vorstellt, Fabel und Traum bleiben soll, so scheint dies das Einzige zu sein, was einen solchen Ausdruck rechtfertigt. Stoffe, in sich so groß, so weit, so fest und gewaltig, daß sie jede neue Idee jeder folgenden Zeit in sich aufnehmen, jede neue Form, die diese mit sich bringt, ausfüllen können, gehen auf diese Weise von Hand zu Hand, von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert; man behält sie in jedem Wechsel lieb, man formt sie um und überliefert sie der folgenden Generation; hundert geschäftige Geister versuchen sich daran; selbst wenn sie schon die letzte Gestalt erhalten haben, die Alles zu erschöpfen scheint, unterbleibt das leichtere Ueberarbeiten nicht. Diese ausdauernde Natur bedingt allein eines Gedichtes Volksmäßigkeit, und wird ihrerseits wiederbedingt durch die innere Abgeschlossenheit des Gedichts, die eine unbegreifliche Welt eröffnet, die wir nicht zu entstellen wagen, deren plastische Wahrheit alles Weistern abweist, die jeder Dichter oder Ordner, der später seine Hände daran legt, nur mit Scheu in seine Sprache überträgt, ohne an den Kern zu tasten.

Diese Fortbildung des Volksgedichtes geschieht aber in verschiedenen Nationen sehr verschieden. In Griechenland verdunkelten die Gesänge vom Trojanerzug jede andere Sage; ihr Inhalt blieb hinfort der Lieblingsgesang der Nation. So oft und vielfach sie umgestaltet sein mögen, so vielfach sich unter Ionern und Dorern und Attikern Sprache und Vortrag geändert haben mag, immer blieb die Zeit des Trojanerkriegs, ihre Sitte, ihr Cultus unverändert, ja die Sage selbst im Ganzen ward wenig variiert. Von späterer Verfassung, Religionsansicht, Dichtung und Sage ist keine Spur, vielleicht einige geographische und ethnologische Interpolationen, aber diese so unbedeutend und einzeln und leicht herauszuscheiden, daß es kaum der Rede werth ist. Der reichste und mannichfaltigste, poetische und geschichtliche Stoff, der ihr ursprünglich nicht angehörte, legte sich um die Trojanersage, allein immer ist er aus der Vergangenheit, immer ohne Verstoß gegen Zeiten und Räume, immer sogar mit genauer Bezeichnung seines Charakters dargestellt; manches so sehr der Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit des Lebens und den anderweitigen Zeugnissen der Geschichte entsprechend, daß man ihm in alter und neuer Zeit historische Geltung zuschrieb; anderes poetisch die Züge älterer Zeiten entwerfend, so

daß man die Verschiedenheit der Menschen und Zeiten sieht oder ahnt, wenn von den Thebaner Helden, von Herakles, von den Lapithen und Kentauern, von den Titanen und Irgöttern die Rede ist. Jede alte Thatsache, die sich fügte, ward einverwebt; aber immer stand man in der Trojanerzeit fest, hielt und behauptete ihren Einen Charakter und bildete diese Heroenwelt so plastisch und gediegen aus, daß nicht allein kein späterer Bearbeiter der Trojanersage, nein daß selbst die Tragiker nicht wagten, neue Sitten an die Stelle der Alten zu setzen und in die Dichtung die Farbe des modernen Lebens zu bringen. Es drängte sich wohl in den Odysseus etwas von dem Sykophantenwesen und in den Haimon etwas Liebelei, allein dies sind einzelne Ausnahmen, und als dergleichen im Euripides häufiger ward, war die alte griechische Kunst dahin. Nichts änderte die Zeit an dem Volksgedicht der Ioner, als die Form. Die hellenische Muse, die jene höchste Dichtung darstellt, welche in jedem Zuge die Natur treu abbildet und im Ganzen stets eine Welt malt, die die Wirklichkeit nie kannte, erreichte diesen Zweck nur, indem sie, was den Stoff und seine Erscheinung angeht, stets rückwärts schaute, auf ihm stets mit ihrem Blicke weilte, von ihm jedes Zufällige, jedes was an die platte Wirklichkeit erinnerte, dem nicht innere Bedeutung inwohnte, streng ausschied, und sie kehrte der modernen Zeit und selbst jener späteren Heroenzeit der Sparter, die sie schon zu sehr an das gemeine Leben gemahnt hätte, den Rücken, um die ideale Gestalt, die sie allmählig jener Heldenwelt abgewonnen, höchstens in den Reiz der gebildeteren Sprache späterer Zeiten zu kleiden, das einzige, was sie der späteren Zeit überhaupt abnahm und wobei sie sich gleichwohl nicht so weit wagte, den Dialect der ursprünglichen Ueberlieferung mit dem klassischen attischen zu vertauschen. Genau so entkleidete die plastische Kunst die Heroen der alten Zeit allmählig ihrer Rüstungen und Gewande, bis sie, unterstützt von der seit Drisippos Sieg in der 15ten Olympiade eingeführten Sitte ungegürtet in den Wettkampf zu treten, die nackte Form ergriff, hinfort festhielt und von der trockenen Treue und den strengen Umrissen zur ideellen Wahrheit und jenen milderen Conturen überführte, die nicht bloß den Sinnen Beschäftigung geben.

Wie anders dagegen das deutsche Epos! Wir fanden, daß auch hier eine einzige ungeheure Begebenheit den Mittelpunkt bildete; daß

auch hier jene Völkerwanderung die Zeit ausmacht, in welcher der Kern des ganzen Sagenkreises zu suchen ist. Allein Welch eine Zeit ist dies schon! Gleich die Haupthelden, jene Hermanrich, Egel und Dietrich trennen geschichtlich mehrere Jahrhunderte von einander! Weit entfernt, daß hier die Sitte der ursprünglichen Entstehungszeit festgehalten würde, so ist auf den Grund einer ächten Heldenzeit nachher Christenthum und Ritterwesen aufgetragen, Alles was im Staat, in der Kirche, in der Heimath und Fremde geschah, Entdeckungen von Ländern, Einführungen von fremden Kostbarkeiten, Alles und Jedes fand Eingang, ward so verwebt, als ob es ursprünglich dazu gehört hätte. Wo ein geschichtlicher Name auf geschichtlichen Stoff rathen läßt, tritt gleich vor dem näher zusehenden Auge Alles in desto tiefere Dunkelheit zurück; wo, wie im ersten Theile der Nibelungen eine viel ältere Sage zu einer schon neueren Gattung hinzugezogen wurde, ward auch sie dem Mittelpunct mit dem ewig wiederkehrenden Anachronismus gleichgestellt, und hart an die Züge eines wilden Löwenbändigers und Schlangentödders, die aus Urzeiten hängen blieben, traten die eines sentimentalen Ritters des 13ten Jahrhunderts und der Regungen seines sanften Gemüthes. Nehmen wir den Dietrich als den Mittelpunct unserer Sage, so wurden also vielleicht in Hermanrich, den Burgundern und Attila mehrere frühere Perioden aus der Vorzeit aufgenommen, aber der Zeitunterschied verwischt; weit entfernt, daß die höflichen Ritter des 13ten Jahrhunderts, die Tragiker des Mittelalters, die alten Sitten und Sagen festgehalten hätten, so empörten sie sich dagegen; und was die Sage selbst angeht, so fing sie gleich im Fortgang der Zeiten an, sich mit den Sitten derselben auch historische oder poetische Gestalten daraus zu assimiliren; es erscheint also der thüringische Irmenfried in den Nibelungen, und Pilgrim von Passau, und jener so eng eingeflochtene Nüdiger, von dem es nun ganz gleichgültig ist, ob er eine historische oder bloß poetische Figur ist; so ist im Herzog Ernst von Adelheid auf Gisela, von den Ottonen auf Konrad, von Ludolf auf Ernst übergegangen und Alles aufs vergnügteste durcheinandergeworfen, und dies Einschleiben spätrer Personen bei der Umarbeitung älterer Gedichte ist im Notho, in der Kaiserchronik, im Wigalois und in vielen anderen Dingen so klar, daß es nur eines Fingerzeiges bedarf, und setzt sich bis in späte Zeiten, z. B. in

dem Gedicht von der Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen fort. Denn nicht allein im Volksepos, auch in der Kunstpoesie ist derselbe Fall. Je entschiedener Ariost seinem Gedichte die Farbe seiner Zeit gab und die Aussicht auf das Feuerrohr und die neue Welt und was alles seine Zeit entdeckte und erfand, desto besser ward es; je mehr Tasso zurückblickte und historisch verfuhr, desto schlimmer war es; und er verstand seinen Vortheil schlecht, wenn er sich später anklagte, nicht geschichtlich treu genug geblieben zu sein. Jede neue Idee und Richtung, die irgend bedeutend in der Folgezeit heraustrat, und willkürlich dieser oder jener Repräsentant solcher Richtungen, wurde in unser Epos im Laufe der Zeiten aufgenommen; man steht nirgends fest, von einer Zeit wird man in die andere, von einer Sitte zu einer andern versetzt, und die jüngste Bearbeitung trägt in einzelnen Stellen die Farbe der jüngsten Zeit. Weit entfernt wieder, daß dieser Eindrang des Modernen der Dichtkunst einen so tödtlichen Streich versetzte, wie bei den Griechen, so entfaltete sie sich gerade bei jenen Hofschriftlern in ihrem schönsten Glanz und unter diesen selbst geradezu bei dem, der das gegenwärtige Ritterleben am allerunverholtesten abschilderte; dies nämlich schadete hier nicht, weil die Wirklichkeit hier selbst einen idealen Anstrich hatte oder weil diese Dichter die gewöhnliche Wirklichkeit und den Ton des niederen und äußeren Lebens flohen und verabscheuten. Wo dort Alles Einheit ist im griechischen Gedicht, ist hier Alles zerrissen; deshalb ward die Einheit der Nibelungen so wenig, die des Homer so hartnäckig verteidigt; deshalb lockte das deutsche Gedicht stets mehr die wissenschaftliche Untersuchungslust über Entstehung, Gestaltung und Sage, das Griechische befriedigte vor allem die Einbildungskraft und den poetischen Genuß; es zieht daher den Knaben von selbst an, den die Nibelungen erst später und wie oft gar nicht interessiren, denn es fesselt die Phantasie und überzeugt von seinem Werthe das Gemüth, ohne erst den Verstand überzeugen zu müssen. Das deutsche Epos veränderte mit der Zeit Alles, nur die Form, die die Hauptsache hätte sein müssen, am wenigsten oder am sorglosesten; das Nibelungenlied erhielt nicht einmal einen so feinen letzten Ordner, wie die Gudrun; Alles klappt von Lücken, und die Sprache von Unebenheiten, während der letzte Bearbeiter der homerischen Gedichte vielleicht nur wenig der Feile bedurfte, aber die feinste

gebrauchte, um auch die letzte offene Fuge zu verbergen. Die Concentration der alten Welt in allem ihrem Dichten und Treiben, und das Ausschweifen der neueren Zeit, die Liebe des Orts und Vaterlands bei den Alten und die Flucht der Heimat und das Streben nach Süden bei unsern Ahnen, die Lebenslust Jener und unsere Beschäftigung mit dem ungewissen Künftigen, die Einheitsliebe der Alten in allen ihren Producten der Kunst und die Mannichfaltigkeit der Modernen, die Geschlossenheit und Enge der griechischen Zustände und die Weite und Endlosigkeit der germanischen bedingt diese Unterschiede. Alles, was die Alten je in der Kunst vollbracht ist mit dem Entwurf zugleich fertig. So stehen ihre Tempel, irgend einem Gotte geweiht, dessen Wesen ihrer Einbildungskraft faßlich war, in der schönsten Harmonie des Innern und Aeußeren da, dem innern und äußeren Auge mit Einem Blicke überschaubar. Allein jeder Dom des Mittelalters ward gleich im Anfange, um ihn des Unendlichen würdig zu machen, mit riesenmäßigen Anlagen begonnen, als ob er nie fertig werden sollte; was die Geistlichen mit dem Rundbogen begannen, setzte die Ritterzeit mit dem Spizbogen fort und die industrielle Zeit plackte äußerlich Buden daran. Mit dem Aeußeren Eine einzige Wirkung zu machen, war der deutschen Baukunst und Dichtkunst gleichgültig, der griechischen lag Alles hieran; die neue Architektur baute ungeheurere Thürme, deren Theile dem Auge des Betrachters ganz verschwinden, die alte machte ihre Metopen und ihren Sculpturzierat in der Höhe großartiger und kühner, um ihn nicht wirkungslos für den Beschauer zu lassen; daher macht ein Aufriß eines gothischen Gebäudes, in welchem das Auge die Schönheit und Harmonie des Entwurfs in allen Theilen leicht verfolgen kann, oft größere Wirkung als das Gebäude selbst, einem griechischen Tempel kann eben dies gerade schaden. Genau so ist's mit den Epen. Endlose Verse, besonders in den Kunstepen, alle mit gleicher Kunst und Liebe behandelt, aber unmöglich zu überblicken, bis man sie im Detail zerlegt; lauter vereinzelte Herrlichkeiten, selbst im Ariost; Homer dagegen eine einzige Gruppe. Ein geistreicher Auszug kann trefflich beitragen, in den Geist eines mitteldeutschen Epos einzuführen, am Homer kann er einem den Geschmack verderben. Mit der Betrachtung der Form und des Aeußeren, was die Phantasie ergreift, hört bei den griechischen Künsten die Wirkung auf; hier

singt die der deutschen, möchte man sagen, erst an. Man muß die gothische Kirche im Innern betrachten, dort beginnt ihre Größe; und im deutschen Gedicht muß man die Ideen suchen, um Achtung davor zu bekommen. Wer im Innern des griechischen Tempels die Erhebung sucht, die er im gothischen Dom erhält, oder in der griechischen Poesie den Reichthum an Gefühlen und Gedanken, den die neuere darbietet, der geht eben so fehl, wie wer umgekehrt vom Bau und Gedicht der Deutschen die Anregung der Einbildungskraft durch die formelle Erscheinung erwartet. Beides ist in seiner Art groß; als Kunst, die streng genommen nur mit der Form für die Phantasie sich beschäftigen soll, ist das Griechische reiner.

Damit der Leser nicht denke, dies sei ein müßiger Excurs, erinnere ich daran, daß wir davon ausgingen, zu zeigen, wie die historische Entstehung unsers Volksepos schon die zerrissene Gestalt desselben bedingt, die zu erklären wir nicht von zu vielen Seiten versuchen können. Wir suchten oben durch die großen Räume, die es umspannt, diesem Probleme näher zu rücken; jetzt aber nahmen wir die großen Zeiten, die es umspannt, zu Hülfe; auf die großen Ideen, die in allen besseren Gedichten des Mittelalters niedergelegt sind, kommen wir später beim Kunstepos der Hofdichter zurück, bei welchen diese Ideen ebenso vorherrschen, wie sie in unserm Volksepos, wie sie in jeder ächt epischen Poesie zurücktreten, und wo wir dann nach den bisherigen doppelten Erörterungen schon vorbereiteter anlangen.

---

## V.

### Uebergang zur ritterlichen Poesie der hohenstaufischen Zeit.

#### 1. Fränkische Periode.

Noch könnten wir diese ganze Folgezeit bis zum Ende des 12ten Jahrhunderts unter der Aufschrift des vorigen Abschnitts



begreifen, denn nicht allein blieb unter der ganzen Dynastie der fränkischen Kaiser Wissenschaft und Kunst in den Händen der Geislichen, und ausdrückliche Zeugnisse bestätigen es, daß die übrigen Stände in Deutschland noch im alten Sinne der Heroenzeit jede Bildung im Laien verschmähten<sup>77)</sup>, sondern auch als mit dem Ende des 12ten Jahrhunderts jene merkwürdige Periode des aufkeimenden Rittergesangs eintritt, begegnen wir zuerst noch jenen Werner, Lamprecht, Konrad u. A. die uns als Brüder und Pfaffen bezeichnet werden, und noch früher den lateinischen Bearbeitern der Thiersage, wenn wir diese hierhin rechnen wollen. Allein ihre Kunst und ihr Gesang trägt einen ganz andern Charakter, als jene Arbeiten der Mönche aus der vorhin behandelten Zeit, denen das ächt Geisliche, das Religiöse noch eben so fest aufgeprägt ist, als den späteren schon der Geist des Ritterthums. Dazu treten nun allmählig jene gewaltigen Einflüsse hervor, welche der Dichtung nothwendig eine ganz neue Gestalt geben mußten. Zwei große und schneidende Gegensätze folgten sich nämlich nach dem Ausgange der sächsischen Kaiser hintereinander in der deutschen Geschichte, die das Leben und die Kunst von einem Extreme zum andern warfen, und diesen Zug der Historie dieser Zeiten muß man sich aufs lebhafteste vergegenwärtigen, wenn man die Poesie der hohenstauffischen Zeit, namentlich auch jener Uebergangszeit im 12ten Jahrhundert verstehen will. Wir sehen seit dem Gegensatz, den wir in Karls Bestrebungen und der Schlassheit seiner Nachfolger erkennen, diese Erscheinung des Aufschwungs und der Erschlaffung, des Ringens mit großen Ideen und der Richtung auf das Materiellste sich mehrfach im Kreislauf der Dinge wiederholen; wir sahen Karls Streben in Heinrich und Otto erwachen und wie diese ganze Regentenfamilie sich ihre weiten Entwürfe vererbte, und treffen jetzt auf die ganze Reihe der fränkischen Regenten, die mit geringen Ausnahmen ohne Bildung und höhern Sinn nur aufs Practische und Politische gerichtet sind, und aus ihrer Zeit der Prosa, des Ungeschmacks, und der nüchternen Verhältnisse treten wir plötzlich wieder in die glänzende Periode der Hohenstaufen, deren kühne und ideale Tendenzen dann die Nation in Kunst und

77) Wippo. Panegyrr. ad Henric. III. in Canis. lect. ant. p. 196.

totis Teutonici vacuum vel turpe videtur,  
ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur.

Staat so erschöpfen, daß von da eine Anarchie, die schon einmal unter den fränkischen Kaisern gedroht hatte, und ein ungeheurer Rücksturz, ja ein vollkommener Umsturz aller Dinge erfolgte. Dabei ist Eine Beobachtung vor allen anderen für den Geschichtschreiber von ungemeiner Bedeutung. Sonst pflegen die Ideen, welche sich in einer Zeit zu entwickeln streben, zuerst die Kunst, die Wissenschaft und die schreibende und denkende Welt zu ergreifen, und dann erst in das Leben und die handelnde Welt einzudringen, allein hier war es nicht allein in Deutschland, sondern im ganzen Mittelalter umgekehrt; die Ursache war, daß durch die frühe und unnatürliche Verbindung der neuen germanischen Welt mit der alten jede eigene und eigenthümliche Richtung in jener durch die aufgepfostete römische Cultur unterdrückt und erstickt ward, so daß auch unsere nationale Poesie eben deshalb in der älteren Zeit nicht durchdringen konnte, und daß einzelne große Geister die früheren Ideen der alten und die neuen der modernen Welt fortwährend ergriffen und allmählig die unmündige Welt um sich her hineinrissen. Dies ist an der ganzen Reihe deutscher Regenten von Odoacher und Theodorich bis auf die Hohenstaufen, es ist an der Art wie die Päpste seit Gregor Europa in den Taumel der Kreuzbegeisterung hineinrissen, ganz unverkennbar; es würde noch deutlicher sein, wenn man nicht die Geschichte des Mittelalters von jeher wie durch eine Kluft von alter und neuer Zeit geschieden hätte, wenn man, statt mit Christus Geburt oder mit dem Ende des weströmischen Reichs eine ganz willkürliche Scheide und eine äußerliche Trennung zu machen, das Heraustreten neuer Richtungen neben dem Fortbestehen der Alten zur Abtheilung der Perioden und zum leitenden Faden der Geschichte genommen und etwa von dem Alexander und Aristoteles der Geschichte bis auf ihre vollendetste Entartung in Sage und Scholastik und ihre Wiederherstellung zur Geschichte gezeigt hätte, wie fortwährend in der ganzen Zwischenzeit ein Kampf der Gewohnheit und der Neuerung, der alten und neuen Tendenzen bis zu den entschiedenern Schritten zu ihrer endlichen Ausgleichung war. Hierzu geschahen die ersten Versuche durch das Bestreben, die christliche Lehre zu reinigen, und dies trat in dem Lande zuerst ein, das mit der größten Begeisterung jene Kreuzzüge hervorgerufen oder unterstützt hatte, die in der auffallendsten Mischung und im höchsten Extreme die christliche Aufopferung mit dem entschiedenem

Zuge des Egoismus, ja des ganz antiken Strebens zur Unterdrückung einer minder befähigten Menschenklasse zu verbinden wissen, deren Verachtung nicht allein bei den Betheiligten, etwa in den spanischen Reichen, sondern auch in der Ansicht der deutschen Ritterschaft gefunden wird<sup>78)</sup>. In diese Kreuzzüge rissen die Hohenstaufen die deutsche Nation mit, obwohl es charakteristisch an allen reiner germanischen Völkern und dem antikerem Italien war, daß man diese Schwärmerie hier nicht so theilte, wie dort, wo die größere Mischung verschiedener Elemente schon in dem physischen Körper der Nationen Statt hatte. Wie diese Flüge, so war auch die Poesie, die damit verknüpft war, ein von außen nach Deutschland übertragenes Gewächs, das auf die Dauer zu bestehen von Anfang nicht berechnet war, aber die schönsten Blüten hier gleichwohl entfaltet hat. Wer also in diesem Sinne sagt, daß die damalige Entwicklung der Deutschen eine antinationale war, daß die eigentlich deutsche Bildung erst mit dem Aufkommen des Bürgerstandes, die ächt deutsche Dichtung erst da beginnt, wo nicht die politische Welt und kühne und glänzende Regenten sie hervorrufen, sondern wo sie selbst erst auf die Gestaltung des politischen Lebens wirkt und ihr vorangeht, dem wüßte ich nicht zu widersprechen; obwohl man in einem anderen Sinne das Umgekehrte behaupten darf, weil wieder der nationale Charakter der Deutschen in jener Zeit noch nicht zu dem heutigen unversellen umgeschmolzen war (wenn dieser auch schon in der ursprünglichen Bestimmung und Natur unsers Volkes lag). Daher treten in der mittelältrigen und neuen Blüte unserer Dichtung die Hauptunterschiede hervor, daß, obzwar beide Male die Einflüsse aus Frankreich und England vorhergingen, damals der Sieg diesem Fremden, neulich aber

78) So bezeichnet eine Stelle im *Itinerar* in eigener Weise, aber mit mehr Sinn als man erwarten sollte und ganz im Geist der griechischen Vorstellung von den Barbaren, die Mauren. Sie sind

an wisheit gar die reuden, doch kunste rich; das ist gar onderscheiden!

Kan ieman kunste ane der wisheit sinne?

Ja, behendecliche kunnan wunder affen und affinne;

von gewonheit lere tunt hunde behendecliche,

und ander kunste mere; ein vogel ret erwenne das deutsch gesche:

Dabi verster die kunst der heidenschefte,

Sie kunnan aller kunste hore, und sint dabi ane aller wise erteite.

Aus dem Cod. Pal. N. 383. Fol. 77 d. Ich bemerkte hier bei der ersten Gelegenheit, daß ich, um bei meinem Leisten zu bleiben, in den Citaten um reinen Text unbekümmert bin und anführe, wie geschrieben steht.

dem Einheimischen blieb; daß jener damalige Sieg des Fremden ebenso plötzlich, als dieser des Einheimischen langsam sich entschied; daß damals das Fremde assimilirt und durchaus nationalisirt und so selbstständig nationalisirt ward, daß man ein schreiendes Unrecht begehen würde, wenn man die übersezten Ritterpoesien nicht für eigentlich deutsche Producte ansehen wollte, in der späteren Periode aber das Ausländische nur slavisch nachgeahmt wurde und für sich stehen blieb; daß zwar beide Male das Alterthum Hauptwirkungen übte, aber damals, indem man sich an die letzten alexandrinischen und römischen und noch späteren Producte hielt und selbst diese ganz in den Kreis der gegenwärtigen Vorstellungen rückte, und in unserer Zeit, indem man die Gegenwart in das Alterthum zurückführte und an seinen ächten und reinen Producten bildete, so daß damals ein Lamprecht, der im ächtantiken Sinne in der vorbereitenden Zeit des 12ten Jahrhunderts dichtete, bald Veringschätzung erndten mußte, wie heute Wieland, der im alexandrinischen Sinne in der ähnlichen Zeit im vorigen Jahrhundert auftrat, beide in ihrer Art vortrefflich, und jeder der Hauptrichtung seiner Zeit so fremd, daß ein Mann des 13ten Jahrhunderts unter unsern neuen Poeten vielleicht eben so entschieden nach Wieland vor allen andern greifen würde, wenn er sich nicht in den Geist der neuen Dichtung versetzen wollte, wie ein in Göthes, Schillers und Woskens Sinn Gebildeter des 19ten Jahrhunderts den Lamprecht hervorziehen würde, wenn er nicht sähe, daß dieser ein so nothwendiger Vorläufer für Wolfram war, wie Wieland für Göthe, und daß beide jene von diesen beiden im Sinne ihrer Zeit weit überboten wurden.

Wie fremd und plötzlich die neue Dichterbüthe der hohenstaufischen Zeit über Deutschland kam, sieht man recht deutlich ein, wenn man sich zuvor in der unmittelbar vorhergegangenen Zeit der fränkischen Kaiser umsieht. Von dem zweiten Konrad bis zu Heinrich V. ist es eine Reihe von practischen, nur auf die Interessen des gewöhnlichen Lebens gerichteter Fürsten, unter welchen Deutschland von dem Kampfe des weltlichen und geistlichen Prinzips, und den politischen Partheien, die die alte Verfassung zu halten oder an ihre Stelle eine anarchische Aristokratie zu setzen strebten zerrissen wird. Alles drängte sich nach diesem Mittelpunkte, keinem andern Bestreben konnten diese Fürsten Raum geben, als

wie sie sich gegen die Großen feststellen, gegen die Kirche schützen, auf die Städte und niedere Ritterschaft stützen könnten. Ruhm, Glanz, Eroberung, nichts was die Phantasie und die Begeisterung erregt hätte, zeigt sich in dem ganzen Jahrhundert; und der Anflug von Schwärmerci unter den Nachbarn, sowohl bei dem Gottesfrieden in der Mitte, als bei dem ersten Kreuzzug am Ende des Jahrhunderts konnte in Deutschland nicht eindringen. In den Klöstern stockte das geistige Treiben der früheren Zeit, sie wurden jetzt ein Zufluchtsort der Unglücklichen, die sich während des Kampfes der Gegenkönige und der wilden Anarchie der Ritterschaft hierhin, als in die einzigen Refugien zusammendrängten. Wo auch noch ein Geistlicher etwa im Alterthum bewandert blieb, da bewahrte ihn dies nicht einmal, wie ein Peter Damiani zeigt, vor mönchischem Zelotismus; wo noch eine geistliche Beschäftigung sichtbar wird, da zeigt ein Willeram; zu welcher Geschmacklosigkeit man nur seit Notker herabgesunken war; wo ja ein ausgezeichnete Mann noch thätig ist, wie Hermannus Contractus, da sieht man am entschiedensten die Richtung aufs Practische und Verstandsmäßige, auf ächte Geschichte, auf Chronologie, Mathematik, Astronomie und Mechanik; weder die Geistlichkeit nahm sich der Kunst oder Wissenschaft mehr an, noch die Könige, noch der Adel. Was dafür Heinrich III. that, der sinnig war und durch sein Weib mit dem Sig der aufkeimenden Cultur verbunden, doch aber keine Jongleurs und Bouffons bei seiner Hochzeit dulden wollte, war durchaus vorübergehend; die übrigen Kaiser waren selbst ohne Bildung, die größten Männer des Clerus, ein Hanno oder Albert von Bremen, fanden es vortheilhafter, sich in einer andern Sphäre umzutreiben, als der gelehrten, und die Ritterschaft kannte, wie mir schon hörten, noch keinerlei Schule und Erziehung. Welch ein Beispiel ging auch von Rom aus; unter jenem Benedict IX., oder in anderer Art später unter Gregor VII., beide nur geeignet, jenes, die Zucht und das geordnete Leben in den Klöstern aufs scheußlichste zu verderben, dieses, die mönchischen Gelehrten in den Kampf der weltlichen und geistlichen Oberhäupter hineinzureißen und eine politische und kirchliche Polemik und schriftstellerische Partheisucht und Heftigkeit zu gründen, wie sie keine Zeit vorher kannte. Wie endlich konnte unter der Verwüstung und Plünderung, unter dem Raub und Mord zur Zeit Heinrichs IV. irgend eine geistige Betriebsamkeit

entstehen; oder nur, wo sie bereits existirte, sich erhalten? Mit Recht hat Stenzel zur Vergewärtigung des inneren Zustandes von Deutschland in jenen schrecklichen Zeiten nichts Lebendigeres geben zu können geglaubt, als die Erzählung des Abts Rodulf von St. Tron von den Schicksalen seines Klosters im Anfange des 12ten Jahrhunderts<sup>79)</sup>. Mit nichts anderem kann man diese Scenen der Anarchie, des brutalen Soldaten- und Raubwesens und der Auflösung aller geselligen Bande vergleichen, als mit den Schilderungen aus dem dreißigjährigen Kriege, die Moscherosch mitgetheilt hat. Auch sind ja in diesen Zeiten alle Elemente fast in Gährung, die im dreißigjährigen Kriege die Verhältnisse bildeten, wie sollten sich die Züge nicht entsprechen? So scheint selbst im Literarischen die größte Ähnlichkeit zu herrschen. Was in dem alten frommen Geiste der Ottonischen und Lutherischen Zeit fortdauert, ist noch das erheiternste, was beide Male erscheint; das Größte sind beide Male vereinzelt, streng wissenschaftliche Erscheinungen; die Poesie aber stockte. Das Andenken an unsere alte Dichtkunst scheint beide Male verloren gegangen zu sein; wenigstens ist in der Duedlinburgschen Chronik in jener Stelle, von der ich bereits oben Gebrauch machte, der Ausdruck auffallend, daß von jenem Dietrich unter den Landleuten einst gesungen worden sei. Eigne Stoffe aber bietet diese ganze Periode fast gar keinen, man müßte denn annehmen, daß jener Herzog Ernst schon in diesen Zeiten Gegenstand des Gesangs gewesen sei, der sich aber schnell wie wir schon früher bemerkten, an die Geschichten der Ottonen und älterer historischer Personen anlehnt, wie flüchtend vor diesen Zeiten der Barbarei und der Prosa. Wie in jener neueren Zeit in Schlessien ein isolirter Zufluchtsort für die Poesie sich aufthat, ganz ähnlich scheint damals der Niederrhein und das Belgische Gebiet ein Refugium für Bildung und Gelehrsamkeit gewesen zu sein. Die Nähe von Frankreich wirkte hier ein, und wir sehen daher später, daß dort Begeisterung für die Kreuzzüge war, als man deren in Deutschland noch spottete, und daß von dort der Uebergang der Ritter-Poesie vermittelt ward. Damals behaupteten drei Schulen in Lüttich in jenen Zeiten mit den ersten Rang und zogen durch die Vortrefflichkeit ihrer Lehrer

79) Stenzel Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Kaisern I. p. 755 sqq.

die Ausländer dahin; die von Lobbe und Semblours wetteiferten. Hier fanden sich nachher auch die gelehrtesten und beredtesten Vertheidiger der kaiserlichen Autorität gegen die Anmaßungen Roms, während die Gegner des Kaisers sich in den südlichen Klöstern von Deutschland sammelten; in Köln und Lüttich fand Heinrich IV. noch vor seinem Ende in verzweifelter Lage warme Theilnahme und Hülfe; und in Flandern traten dann im 12ten Jahrhundert jene lateinischen Dichter der Fuchs- und Wolfsage hervor, deren einer mit einer so ungeheuren Festigkeit gegen den römischen Stuhl eifert.

## 2. Reinhart Fuchs.

Diese Dichter der Thiersage gehen uns eigentlich aus dem doppelten Grunde nichts an, weil sie nicht auf deutschem Gebiete und nicht in deutscher Sprache dichteten. Ich muß aber an dieser Stelle aus dem doppelten Gegengrunde darauf eingehen, weil die Thiersage, diese merkwürdige Erscheinung, der wir die trefflichsten Dichtungen des Mittelalters danken, ohne allen Zweifel auf Deutschlands Boden entstand und nach Deutschland zur Zeit ihrer reinen Vollendung zurückkehrte, so daß wir die ganze Gestaltung der ganzen Sage nur unvollkommen erkennen würden, wenn wir nicht auch jede fremde Bearbeitung derselben in den Kreis unserer Betrachtung zögen; und dann, weil gerade der Reinardus, jenes lateinische Gedicht eines Flanderers aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts, das neulich von Mene herausgegeben ward, der vollkommene Repräsentant der Art von Poesie ist, welche in einer Zeit, wie die der fränkischen Kaiser, etwa entstehen konnte und weil wieder gerade nur eine solche Zeit jener Thiersage eines ihrer Hauptgepräge ausdrücken konnte, das, oft verwischt, bei jeder vorzüglicheren Umarbeitung derselben doch wieder heraustrat. Die Bedeutung der Sache, dazu der Mangel einer historischen Entwicklung der allmählichen Veränderungen, die diese Dichtungen erlitten, wird mich entschuldigen, wenn ich umfassend, aber so kurz als thunlich, dem Gange, den mir dieser Zweig der Volkspoesie genommen zu haben scheint, zu folgen suche, und daher, wie bei dem historischen Volksepos in verschiedenen Perioden seine verschiedenen Metamorphosen einer getrennten Betrachtung unterwerfe.

Erst in unseren Tagen ist diese historische Entwicklung des Thierepos möglich geworden, nachdem die älteren lateinischen Bearbeitungen durch Grimm und Mone, die französischen durch Meon, die holländische des Willam durch Gräter und seitdem besser durch Grimm bekannt gemacht wurden<sup>80)</sup>. Was man bisher über diese merkwürdige Dichtung gesagt hat, die einzige des früheren Mittelalters die eine fortdauernde Theilnahme zu allen Zeiten gefunden hat, weil sie nicht die eigenthümlichen Zustände jener Zeit aus dem engen Gesichtspuncte eines einzelnen Standes von halber Bildung den Späteren nur halb verständlich überliefert, sondern die allgemeinsten menschlichen Verhältnisse in stets gütiger Betrachtungsweise aufsaßt, ging nicht über das Literarische, über die Autoren und Persönlichkeiten der Dichter, und über allerhand Grillensängereien, die auch noch in Mone's Ausgabe fortdauern, hinaus, wozu dann einige schöne Redensarten kamen über die Bedeutsamkeit und den ästhetischen Werth dieser Epen. Nun aber hat uns Jacob Grimm zugleich mit der Nachlese oder der saubereren Ausgabe der kleineren auf die Thiersage bezüglichen Stücke eine weitere Abhandlung über das geschichtliche Verhältniß, die Fortbildung, den Ursprung und das Wesen der Thiersage geliefert, und, was er schon in einem Jugendschriftchen im deutschen Museum andeutend gethan hatte, eine ganz andere Bahn gebrochen und ein neues Feld der Untersuchung geöffnet. Ich glaube nicht einfacher thun zu können, als dem vortrefflichen Manne und seinen Ansichten folgend meine eigenen zu entwickeln, die durch die strengere historische Beurtheilung hier und da nicht ganz, obgleich nur in unwesentlichem, mit den seinigen zusammentreffen. Zugleich muß ich in Bezug auf das eigentliche Literarische auf seine Abhandlung verweisen, da ich dies überall voraussetzen muß.

Grimm geht von der einfachen Bemerkung aus, daß die Quelle der Thiersabel in der Betrachtung der mannichfaltigen menschenähnlichen Triebe, der Fähigkeiten, Eigenschaften und Leidenschaften

80) Reinardus Vulpes. edit. Mone. Stuttg. u. Tübingen 1832. Le Roman du Renart, ed. Meon, Paris 1826. Reinhart Zuchs. Von Jacob Grimm, Berlin 1834. Dazu kann man noch die neue Auflage der Lübecker Ausgabe des niederländischen Reinart von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1834) nehmen, so hat man Alles Material zusammen.



der Thiere liegt, die namentlich dem Menschen der ursprünglichen Gesellschaft bedeutend genug sein mußten, um ein viel engeres und vertraulicheres Band zwischen Mensch und Thier zu schlingen. Blieben zwar in der Wirklichkeit immer Grenzen gesteckt, „so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Klust des Abstands wenig fühlend, Thiere beinahe für seines Gleichen ansieht und als solche behandelt, so faßt auch das Alterthum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders, als die spätere Zeit.“ Es glaubt also an Verwandlungen der Thiere in Menschen, der Menschen in Thiere, an übernatürliche Kräfte und übermenschliches Wissen der Thierwelt; es leiht ihr Kenntniß des Schicksals der Menschen, und eigene oder gar menschliche Sprache. „Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüthe des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Thiere einen breitem Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten, und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können.“ Demnach gründet sich denn die Thierfabel auf nichts anderes, „als auf den sichereren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Uebertreibung;“ sie steht, wie alles Epos, in stetem Wachsthum und schmiegt sich den veränderten Zeiten verändert an. Echte Thierfabeln zu erfinden, hält Grimm daher für widerstrebend; alle Versuche scheiterten, meint er, „weil das Gelingen gebunden sei an einen unerfundnen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und zu festigen.“

Aber hier müssen wir bei dieser Zusammenfassung von Thiersage und Thierfabel sogleich stille stehen. Die beiden Grimm sind es hauptsächlich, welche in Deutschland auf den Unterschied von Volks- und Kunstpoesie aufmerksam gemacht, welche mit Anderen es bei uns dahin gebracht haben, daß an der volksmäßigen, allmähligen Entstehung unserer großen Epen, so wie der der Griechen, kaum ein Zweifel übrig bleiben darf; sie haben der Geschichte der Dichtkunst dadurch eine Gestalt gegeben, welche sie bei uns wohl nie wieder verlieren wird, welche die Franzosen aber schon schwerer, die Engländer noch weniger, Italiener und Spanier aber gar

nicht adoptiren werden; kaum hat man auch im Auslande diese Entdeckung in unserem Epos beachtet, und in Bezug auf die homerischen Gedichte hat man sie verspottet und sie hat selbst unter uns den innerlichsten Widerwillen, z. B. in Göthe, erregt. Dies hat seine sehr deutlich nachweisbaren Ursachen, es hat seine Erklärung und Entschuldigung in sich. Den Maassstab unserer Dichtungsgeschichte an jede Fremde zu halten, würde auch eine Einseitigkeit sein, die uns Deutschen am wenigsten zu verzeihen wäre. Die Volksmäßigkeit der Dichtung der verschiedenen Nationen hat Grade der Volligkeit oder Mangelhaftigkeit je nach der Geschichte, der Bildung und namentlich nach der Stellung der unteren Volksklassen in den Völkern. Darüber Beobachtungen zu sammeln, wäre vor Allem Noth gewesen, ehe man in vager Unbestimmtheit Alles Volkspoesie genannt hätte, was in irgend Einem Zuge nur etwas Volksmäßiges verräth. Bei unseren deutschen Forschern nun ist die Vorliebe für diese Volkspoesie nicht allein in unseren alten Dichtungen, sondern auch in aller Poesie überhaupt zu einer Höhe getrieben, auf die zu folgen schon der rein nationale Sinn dieser Männer gehört, der diese Eine Richtung vielleicht mit zu viel Verachtung der entgegenstehenden ergriff. Sie haben nicht allein Volkslieder und Epen für sehr werthvoll gehalten, über die mancher Andere anders urtheilen möchte; sie haben aber auch Volkspoesie oft genannt, was doch nur sehr uneigentlich so genannt werden kann. So hat denn auch Grimm hier in der Thierfabel (und dies mit Recht) volksmäßige Dichtung gesehen, und er denkt Thierfabel, Thiersage, Thierepos, Thiermärchen auf Einerlei Stamm gewurzelt.

Ein Stamm mag auch das Alles in der That getragen haben, und es wird eben der sein, den Grimm im Anfange seiner Abhandlung angab, den ich oben auszog. Wenn er aber das Thierepos und die moralische Thierfabel in Einer Folge als Blüthe und Frucht eines einzigen ungeimpften Zweiges dieses Stammes ansieht, dann weiß ich ihu, es ist möglich aus Mangel an gründlicher Einsicht, nicht zu folgen. Die Thierfabel, d. h. das was alle Welt eigentlich und von je Thierfabel genannt hat, ist von dem Charakter des Thierepos, da wo dieses am reinsten ist, grundverschieden; und nichts ist vielleicht hier beweisender, als das Gefühl jedes Unbefangenen, dem namentlich bei einer ersten Lectüre z. B.

des niederländischen Meines die äsopischen Fabeln, die dort in den zweiten Theil Eingang fanden, auf unangenehmste lästig, wenigstens als etwas Fremdes beschwerlich fallen werden. Diese Thierfabel ist einzig und allein im alten Orient ein einheimisches Product (ich sage ausdrücklich im alten, weil der neue unter griechischen und anderen Einflüssen litt); nirgends sonst ist sie wieder original erschienen, und das was in Deutschland original in der Thiersage ist, ist keine Thierfabel. Sie mag ihre ersten Anfänge schon in den Zeiten gehabt haben, als die Menschen zuerst sich der Kluft zwischen Thier und Mensch bewußt wurden. Der erste Eindruck, den ein solches Besinnen in den Menschen hervorrufen mußte, konnte kein anderer sein, als der der Erkenntlichkeit für Hülfeleistung und Belehrung, die er von dem Thiere empfangen hatte; denn in diesen Beziehungen lernte er eben die Thiere, die sich an ihn angeschlossen, und jene, welche diese beseindeten, d. h. eben jene, welche fast ausschließlich in der Thiersage auftreten, zuerst kennen, er lernte Kriegs- und Hausstand, Geselligkeit und Regeln der Geselligkeit von dem Thiere. Es giebt kein denkbares älteres Verhältnis zwischen Thier und Mensch als dies. Daher sind vielleicht überall die ältesten Sprüchwörter jene, welche Zustände und Eigenschaften der Thiere auf menschliche anwenden, die sich in allen Nationen gleich häufig und gleich selbständig (in unserm Volke in großer Menge) finden, wo dann gleich sichtbar ist, wie sich das Lehrhafte an die Beobachtung der Thierwelt knüpft. Durch jederlei Gestaltung der Thiersage von der ersten zur letzten ist dies fast allein durchgedrungen, daß die geselligen Verhältnisse und Tugenden oder Laster ihren Mittelpunct bilden, und wenn der Versuch in den *gosta Romanorum*, christliche Moral daraus zu ziehen, so sehr gescheitert ist, so liegt eben hier die Ursache am Tage; und wenn die Tugenden der Thiere überhaupt weniger Rollen darin spielen, als die Laster, so liegt das eben darin, daß der Friedensstand überall in der Gesellschaft vorausgesetzt wird und nur deren Störung Anlaß zu Erzählung oder Belehrung giebt, und in diesem Sinne konnten auch die Tugenden der Freundschaft, der Einigkeit (Lauber im Neg; zwei Stiere und Löwe) und Aehnliche Eingang finden. Dagegen hat man es fast überall vermieden, dem Thiere in Fabel oder Erzählung Tugenden der edleren Menschheit beizulegen, Frömmigkeit, Hinföpfung und dergl., weil das leicht zur

Blaspheemie oder zur Lächerlichkeit werden konnte. In das Thier-  
 epos scheint hier noch einen Schritt weiter gegangen zu sein und  
 ganz eigentlich die thierische Natur des Menschen zu seiner Sphäre  
 gemacht und alles Höherstrebende in demselben, das ja leider  
 auch so leicht die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, zur Verirrung  
 führt, grundsätzlich zu verspotten. Faste nun der Mensch dieser  
 ersten Bezug zwischen sich und dem Thier, so sehen wir, daß die  
 Lehre allerdings das Ursprüngliche in der Fabel, und die Fabel  
 das Ursprüngliche in der Thiersage ist. Zur Fabel genügte ein  
 Nachdenken über des Menschen gesellige Zustände, das früh genug  
 geweckt werden mußte, und eine nur allgemeine Bekanntschaft mit  
 den hervortretendsten Eigenschaften der Thiere. Weides konnte der  
 scharfsinnige, zu Räthseln, Allegorien und Parabeln aus undenkli-  
 chen Zeiten geneigte Orientale leicht erwerben; und gleichwohl  
 scheint mir, als müsse eine Gegend zum Entstehen der Fabel ge-  
 sucht werden und eine Zeit, die schon höhere Begriffe von Mensch-  
 lichkeit besaß, als sie der Orient im Alterthume fast durchgängig  
 hatte, und die Heimat und das Zeitalter, das man dem Aesop  
 giebt, scheinen hierzu gleich gut passend, ohne daß ich übrigens  
 damit leichtsinnig ihn den Erfinder der Fabel zu nennen möchte.  
 In irgend einer volkswässigeren Form möchte sie allerdings viel  
 früher existirt haben, und eine unmittelbare Form und Entstehung  
 scheint auch die vortreffliche Fabel im Buche der Richter zu zeugen;  
 wer ihr aber diese Gestalt der Aesopischen Fabel gegeben, dem darf  
 man fast für ihren Erfinder ausgeben; diese Gestalt darf man für  
 das uranfängliche halten, denn alles frühere blieb in seiner Unmit-  
 telbarkeit ungeschrieben, und die Veränderung, welche der Fabel  
 eine selbständige Bedeutung gab, war von solchem Momente, daß  
 von da an, wo die Moral zur Seele der Fabel ward, diese kleine  
 Schöpfung in sich eine Solidität, eine Dauer und Festigkeit erhielt,  
 der fast keine Zeit und keinerlei Entartung etwas Bedeutendes an-  
 haben konnte. Der Gang in der Bildung der Fabel scheint ein  
 ähnlicher zu sein, wie der von der auf geschichtlichen, naturhisto-  
 rischen oder sonstigen Beobachtungen ruhenden sprichwörtlichen Re-  
 densart zum selbständigen Sprichwort oder zum aphoristischen Sen-  
 tenz; und Niemand wird darum dieser letzteren die Ursprünglichkeit  
 leugnen oder die Unmöglichkeit der Erfindung solcher Denksprüche  
 behaupten wollen. Es wird daher Anstoß erregen, wenn Grimm

von einer geschwächten Form; von Verdünnung der Aesopischen Fabel spricht. Und damit meint er gerade jenen strengen inneren Zusammenhang, jene durchdringende und bindende Lehre; das nennt er die Fabel nach den Epimythien zuschneiden; die Kürze nennt er den Tod der Fabel, in die Lessing ihre Seele setzte; in diesem Sinne verwirft er die Lokmanschen Fabeln; in diesem Sinne will er die Aesopischen nicht als den Gipfel betrachtet haben; in diesem Sinne spricht er Lessings Fabeln ein Urtheil: das naive Element ginge ihnen ab; das Thun seiner Thiere interessire nicht an sich, sondern nur durch Spannung auf die erwartete Moral. Ob dies Urtheil richtig ist, ob Lessings Fabeln auf die Moral spannen oder nur blos sie erwarten lassen weil wir nicht anders gewöhnt sind, ob der Mangel an Naivetät nicht ein notwendiger Begleiter aller neuen Poesie ist, die von dem Gedanken überall beherrscht wird, ob das Epigrammatische in Lessings Fabeln, das Grimm zu meinen scheint, nicht eine Eigenthümlichkeit Lessings ist, die seinen Grundsätzen über die Fabel sonst keinen Eintrag thut, dies Alles lasse ich dahingestellt. Gewiß ist das Eine, daß der ganze Occident den Aesop und der ganze Orient den Lokmann als die Quelle aller Fabeln und ihre Fabeln als Muster angesehen hat; gewiß ist, daß die Entfernung von der Kürze zur epischen erzählenden Breite in der alexandrinisch-römischen Welt und im Mittelalter, von Phädrus bis auf LaFontaine, la Motte und Richer und die Deutschen des vorigen Jahrhunderts als eine Entartung, ja von den berühmtesten dieser Erzähler selbst als eine Entartung ist angesehen worden, und es giebt wohl fast keine Stimme, die nicht Lessings Rückschreiten zu der alten Simplicität ein Zurückgehen aufs Klassische und Rechte genannt hätte. Solch einer in Jahrtausenden feststehenden Ansicht entgegenzutreten, ist gegen alle historische Möglichkeit. Solch eine Ansicht, wenn sie Irrthum sein sollte, müßte ein Irrthum sein, der auf einer Wahrheit ruhte, und kaum also nur Irrthum scheinen, aber nicht sein. Die Wahrheit, auf der jene Ansicht ruht, ist die, daß die Fabel der erste Versuch der Kunstpoesie ist, um mit Grimm zu reden, d. h. der erste Anfang, eigenen Gedanken und allgemeinen Sätzen den Körper der Besonderheit zu geben, und es ist vielleicht nur zufällig, daß diese Sätze auf das Moralische fielen (abgesehen davon, daß nach der oben angegebenen Quelle aller Thierfabeln dies ihre Richtung

werden mußte, und daß sie z. B. jene literarischen Lehren bei Lessing sehr füglich, aber nur nicht in Menge an die Hand geben konnte), weil der erste Keim der Kunstpoesie in solche Zeiten der vorherrschenden Moral zu fallen pflegt, wenigstens jener Poesie, welche in den unteren Regionen sich umtreibt, welche in der Dichtkunst das ist, was die niedere Kunst in den bildenden. Solche Zeiten der aufkeimenden Theilnahme des Volks an der Poesie, solche Zeiten der herrschenden Didactik haben denn auch zu jeder Zeit die äsopische Fabel wieder gesucht, und in Deutschland ist dies nicht allein im dreizehnten Jahrhundert sichtbar, wo dieselbe, nachdem sie lange ihrem Stoffe nach Eingang in das Thierepos gefunden, nun auch ihrer Form nach ihre eigene selbständige Entwicklung beginnt und dies fast, den ersten Spuren nach, seit dem welschen Gasse, eben dem Buche, welches gleichsam die höhere Ritterpoesie verabschiedet; sondern es zeigte sich noch viel deutlicher im 18ten Jahrhundert, wo die Fabel im engsten Verband mit der didactischen Poesie stand, und zugleich in einer Zeit der belletristischen Vielseitigkeit, die nur die Nothwendigkeit dunkel empfand zu einer alten Reinheit und Einfachheit zurückzukehren, sich geltend machte, alle producirenden Köpfe, alle Theoretiker beschäftigte, und zuerst unter allen Dichtungsarten jene alte klassische Simplizität erreichte. In dem größten Wirrwarr einer aufblühenden, von Fremdem überflutheten Literatur hebt sich die äsopische Fabel aus der ärgsten Entstellung zu ihrer einfügen schmucklosen Reinheit heraus, und ehe sie diese von Lessing erhielt, war in Deutschland keinerlei Aussicht zu irgend einer klassischen Dichtung. So sehr ward die alte inwohnende Kraft der Fabel erprobt gefunden, daß sie unter einer Masse von werdenden Dichtungen als das einzige Werthvolle da steht, daß sie in Breitingers Theorie als die vollkommenste Dichtungsart genannt wird. Als eine vollkommene Schöpfung, als eine Erfindung hat die Fabel von jeher die größten Köpfe gereizt: am meisten immer die, welche in der Poesie ein verständiges Prinzip nicht vermissen wollen; die größeren Dichter, wie Göthe und Schiller, hat sie als Gedicht kalt gelassen, Göthen nur einmal als historische Erscheinung interessirt; nur solche Zeiten, welche die Dichtkunst zur Verstandessache machten, haben auch von je die Fabel begünstigt. Wäre das Epische in der Fabel ihr ursprüngliches, so würde das gerade umgekehrt sein; das Epos seinerseits hat sich mit solchen

Zeiten nie vertragen. Man kann daher nicht sagen, daß dies Lehrhafte und Verständige in der Fabel späterer Zusatz oder Zeichen von Ausartung sei; man kann die Fabel nicht als volksmäßige Dichtung ansehen, sondern als anfänglichen Versuch kleiner poetischer Erfindung im Fache der niederen Dichtkunst, die in verschiedener Weise der höhern vorher- und nachgeht. Wenn Göthe schon, seines dichterischen Genies sich bewußt, die homerische Vielheit nicht leiden mochte, wie würden alle größeren Köpfe, die je Fabeln ersonnen und erdichteten, aufschreien, wenn sie hörten, Alles das sei gescheiteter Versuch gewesen! Gerne würden sie zugeben, ihre Producte ständen so weit hinter Aesop zurück, als sie, die Dichter, von der Natur, von Einfachheit des Lebens, von Kunst der Beobachtung, von Schärfe der Sinne hinter dem Alterthume überhaupt zurückständen, und sie näherten sich ihm um so mehr als sie allem diesem näher kämen, aber darin würde alle ihre Concession und ihre ganze Entschuldigung liegen.

Aber nun die andere Seite! Dieser Ansicht von Grimm, ob wahr oder irrig, haben wir die schönste Entdeckung zu danken, die über das ganze Thierepos das beste Licht verbreitet und zugleich unserer vaterländischen Dichtung den Kern dieser werthvollen Producte vindicirt. Dies würde ich so fassen: Es existirte in Deutschland, wer weiß von wie langen Zeiten her, ein Zweig der Thiersage, der uns oder dem Norden überhaupt ganz eigenthümlich, der von äsopischer und aller anderen Fabel ganz unabhängig ist. Diesen Zweig würde ich das Thiermärchen nennen; er tritt nicht allein in unserem größeren, durch Einmischung alter Fabeln entstellten Epos auf, sondern auch in besonderen unabhängig gebliebenen Märchen und die von Grimm mitgetheilten esthnischen und serbischen Fabeln, welche die völlige Geschiedenheit der nordischen Thiersage von der äsopischen Fabel bestätigen, sind hier von der unschätzbaren Bedeutung. Die innere Bedeutung der Namen der Haupthelden im deutschen Thierepos führt auf ferne Zeiten der Existenz dieser Erzählungen zurück<sup>81)</sup>, wo noch an keinen römischen Einfluß zu denken ist, „die ganze Complication dieser Dichtungen hat alle Zeichen erfinderischer Rohheit, sinniger Einfalt, naturtreuer Beobachtung—, eine Zugabe von Wildheit ist darin noch merkbar,

81) Grimm c. I. Einl. p. CCXCIV.

die Römern und Griechen widerstanden hätte.“ Die von Grimm bezeichneten Stücke<sup>82)</sup>, welche durchaus keine Spur von äsopischer Fabel an sich tragen, sind eben lauter solche Märchen; ihnen auch nur eine Lehre abzugewinnen, möchte oft ein großes Kunststück sein; diese haben ihren Zweck in sich selbst, sie wollen durch Stoff und Erzählung wirken; alle Requisite vereinigen sie, die Grimm an die ursprünglichere Form der äsopischen Fabel verlangt, sie haben jene epische Breite, die das ganze Mittelalter gesucht und auch auf diese Fabeln selbst übertragen hat; aber sie widersprechen dem Charakteristischen der Fabel eben so sehr, wie das Charakteristische dieser jenen Märchen widerstrebt. Ein ganz allgemeines Band umschlingt beide; wo die Fabeln in das Thierepos, das Thiermärchen, die Schwänke, Fabliaux der Thiere im N. N. Eingang fanden, mußten sie bedeutend verändert werden, wenn sie sich natürlich einfügen sollten und wie ich schon oben andeutete, so ist das bei weitem vortrefflichste Stück aus unseren Thierepen, das niederländische von Wilhelm die Katoc, hauptsächlich darum so einzig, weil es die äsopische Fabel ganz ausschließt, und die Fortsetzung verräth sich durch nichts mehr, fällt durch nichts so sehr auf, als durch die Einmischung solcher Fabeln, und was damit nothwendig verbunden war, durch deutlicheren moralischen Bezug, der nun dem Ganzen gegeben wird. Wenn aber Grimm auch gewisse Theile in den deutschen Epen, die Ähnlichkeit mit der äsopischen verrathen, nicht von diesen hergeleitet wissen will; wenn er darum bei einer Annahme von früher Verpflanzung griechischer Fabeln in den Zeiten des Verkehrs der Gothen und anderer deutscher Völker im byzantinischen Reiche so viele Schwierigkeiten findet; wenn er, weil mancher schöne Zug aus der äsopischen Fabel in solchen Entlehnungen vermischt ward, diese nicht als Entlehnungen gelten lassen will (als ob das Mittelalter nicht meist in Allem, was es von dem Altherthum herübernahm, das Schöne vermischt hätte!); wenn er darum in allen solchen ähnlichen Stücken, die sich in dem griechischen Fabulisten und im deutschen Epos bloß allgemein entsprechen und nicht spätere, deutlichere Erborgung verrathen, eine uralte Gemeinschaft, eine Verwandtschaft der Sage die sich auf ein uraltes Band des indischen und deutschen Stammes gründe, annimmt,

82) Ibid. p. CCLXVII. in der Note.



so kann ich da wieder nicht folgen. Abgesehen davon, daß sich mir Alles dagegensträubt, wenn man zwei ähnliche Sagen am Ganges und an der Schelde, wenn man noch dazu so allgemein ähnliche Dinge wie den im Sitopadesa in eine Kufe mit blauer Farbe gefallnen Schakal und den im Renart gelbgefärbten Fuchs auf Eine Ursage zurückführen will, so geht man hier von Voraussetzungen aus, die wieder gegen alle Geschichte sind. Ich bemerkte oben, wie solche Entdeckungen wie die von volksmäßiger Dichtung, neu, richtig, anerkannt wie sie sind, leicht auf eine Uebertreibung führen müssen, und auf falsche Anwendung: genau so ist's hier. Diese Männer haben auch eine neue Sprachforschung begründen helfen; überall wies sie hier die Verwandtschaft der deutschen und der klassischen Sprachen auf eine höhere Quelle, als die der Entlehnung im Mittelalter. Das war natürlich: denn Sprachen kann man wohl aufs Unkenntliche verändern; aber nie völlig ablegen. Aber Sagen! Poesien! Die Kreuzzüge haben fast jede Erinnerung an die Dionische Zeit, in der griechische und lateinische Literatur in Deutschland blühte, vertilgt; die Völkerwanderung hat in der Heimat alle und sämtliche alten Erinnerungen getilgt, die vor ihr lagen; Erinnerungen großer Thaten und Kämpfe der Nation gegen Feinde, die Freiheit und Alles gefährdeten; und durch diese ungeheueren Verwüstungen des Alten, und noch dazu durch wer weiß wie viele Jahrtausende der Wanderungen aus dem Osten und der Ortsveränderung im Norden hätte sich die Fabel vom blau- und gelbgefärbten Fuchs erhalten! Wunder genug, daß in der Sprache so Manches ausbauerte, in der beweglichen Sage können wir dies nicht annehmen. Und selbst in der Sprache scheint mir, als habe man zu wenig beachtet, daß derselbe Sinn der Beobachtung derselben Gegenstände dieselben Ausdrücke für den inneren Eindruck auch unabhängig habe finden können und oft wird gefunden haben. Wollte man von solchen Voraussetzungen uralter Gemeinschaft bei jeder Ähnlichkeit in der Geschichte ausgehen; dann gäbe es kein Gesetz innerer Entwicklung und jedes Volk und jeder Mensch könnte keinen Schritt thun, ohne zu copiren. Es ist derselbe Gedanke, wie wenn man annahm, die ähnlichen Pflanzengestalten auf den Alpen und den Cordilleren müßten von Vögeln herrühren, die unverdauten Samen vertragen; aber dieser Gedanke war doch ein sehr unverdauter.

Was aber die Verschiedenheit des deutschen Thiermärchens und der orientalischen Thierfabel und was ihre beiderseitige Abtrennung bedingt, ist der Boden, auf welchem sie wuchsen. Der Orientale, der im Alterthum, mit Ausnahme von Juden und Persern, gar keine oder eine höchst jämmerliche und magere Sage und Geschichte hatte, der nichts von Handeln und freier Bewegung kannte, faßte in der Thiersage, wie in Allem, das Allgemeinste und brauchte es schnell zu einem Zweck, und ihr Zweck ergab sich von selbst. Die Art, wie die Thiere in den Fabeln aufgeführt werden, forderte eine weit geringere Vertrautheit des Menschen mit dem Thiere; allein für eine so genaue oft naturgeschichtliche Kenntniß des Thiers, wie sie in den deutschen Märchen sichtbar ist, für eine solche Beobachtung der „Heimlichkeit der Thierwelt,“ gehörte ein ganz anderer Schlag Menschen. Das ganze Alterthum kennt keine Freude an der Natur, und Freude an der Natur ist ein Grund dieser Dichtungen; das frühere Alterthum kennt nur Naturwunder, aber keine Naturgeschichte, und kein Bestreben darnach; das Alterthum kennt die Art von Jagd und Jagdliebe durchaus nicht, die das ganze Mittelalter oft bis zum Unsinne steigerte. Es ist ein kecker Ausspruch, den Grimm wagte, und den nicht Jeder gleich hingeschrieben hätte, daß ihn alter Waldgeruch aus dem deutschen Thiergedicht anwehe, aber es ist ein Ausspruch, dessen ganze Wahrheit jeder fühlen wird, der diese einfache Dichtung in einem unverdorbenen Gemüthe aufnimmt, der Sinn für Natur und Leben im Freien hat. Allein nun probe man einmal die feinsten Sinne, ob etwas von diesem Dufte in der äsopischen Fabel liegt! Nicht die Spur! Aber ist sie darum jünger, unreiner? Vielmehr spricht eine Rindlichkeit, ein Verhältniß zwischen Thier und Mensch, auch da wo nicht Menschen neben Thieren in der Fabel auftreten, sondern eben schon durch jene Epimythien, aus ihnen, welche die deutsche Thiersage nicht mehr erreicht, wo schon eine größere Kluft zwischen beiden Geschöpfen liegt, wo es ganz eigentlich unheimlich und oft ekelhaft wird, wenn in den französischen Branchen manchmal der Mensch, aber ja nur der Bauer, mit dem Thiere in Collision und meist zu seinem Schaden kommt. In den Fabeln ist gleichsam der Mensch noch das lernende Kind und für das lernende Kind sind sie auch jetzt noch im Gebrauche. Aber in dem deutschen Epos läßt sich der Mensch zu dem Thiere ganz

fühlbar herab; in den lateinischen Sachen sieht man ordentlich den schreibenden Pfaffen, der sich freut, seinem Wolf seine mönchische Sophistik zu leihen; im französischen Renart ist das Bewußt-Menschliche der Thiere noch immer sehr deutlich und es forderte ein künstlerisches Rückschreiten zum Einfacheren selbst in diesem Epos, wie später in der Fabel, um wieder dahin zu gelangen, wo, wie im Renart, die Thierwelt wieder reiner, ungeörter von unpassend geliebten höheren menschlichen Capacitäten, Zuständen und Attributen erscheint. Dieser Gang bestimmt schon den Werth der verschiedenen lateinischen, französischen und deutschen Epen; in diesem selben Verhältniß stehen sie der Jugend näher oder ferner, die man immer bei solchen volksmäßigen Poesien zuerst hören muß, die immer reiner fühlt als wir Aelteren, die wir beim Beurtheilen eines Kunstwerks vor tausend accessorischen Beziehungen den Mittelpunkt der Sache allzu oft übersehen. Daß sich nun das deutsche Märchen trotz all dieser Verschiedenheit mit der äsopischen Fabel so sehr verschmolz, lag einfach darin, daß diese Fabel dem M. N. in einer Gestalt zugeführt ward, welche jene alte strenge innere Consistenz schon etwas aufgegeben, schon viel mehr die Erzählung zur Hauptsache gemacht hatte, und gleichwohl konnte sie nur unter mancherlei Veränderungen tauglich gemacht werden.

Die Freude an der Natur, welche der neueren Zeit im Gegensatz zum Alterthum eigenthümlich ist, die sich in den frühesten Gedichten des ganzen Mittelalters ausspricht, und worin übrigens das Alterthum in seinem Absinken gleichfalls der germanischen Natur entgegen kam, diese Freude an der Natur, am Beobachten des pflanzlichen und thierischen Lebens ist die Seele dieser Dichtungen. Das Alterthum kannte in allen seinen Poesien, wie in seiner plastischen Kunst nur den Bezug auf Heroen und Götter: sein Blick war stets aufwärts gerichtet. Diese niedere Region der Fabel überläßt die alte Welt Sklaven und Fremdlingen (so Aesop und Lokman in der Sage); Sokrates zuerst liebt sich mit ihr zu beschäftigen, der die Griechen zuerst lehrte auf ihres Gleichen, auf Geringere zu blicken, der die Ideen von Menschengleichheit zuerst anregte, die sich allmählig ausbreiteten, und vermittelt durch das Christenthum wieder auf fruchtbaren Boden unter den Germanen trafen. Ausnahmsweise konnte in Griechenland eine Batrachomyomachie entstehen, denn freilich, was erschuf dieses Volk auch nicht!

Aber eigentliche Wurzel schlagen und zu einer so ungemein reichen Entfaltung kommen konnte die Thiersage nur da, wo ein unvertilgbarer Hang zum Stillleben und zur Naturfreude und ein Sinn für die kleineren menschlichen Verhältnisse obwaltete. Dieß trifft in jeder Hinsicht auf Flandern; in den allgemeineren auf Deutschland überhaupt. Hier ward das Thierepos auch ohne Zweifel erzeugt und gewiegt, groß gezogen und in die Welt geschickt ward es dort. Jene Gegenden haben die niedere Malerei vor allen andern Ländern gepflegt, Landschaft und Viehstücke; sie haben auch die niedere Poesie gepflegt; und man darf nur die Szenen lesen von dem verfolgten Wolfe oder Bären, oder zwischen der Rage und dem Priester, so wird man die vollkommensten und ächtesten niederländischen Gemälde vor sich glauben. Jenen höheren alten Sinn hat der Süden von Europa n'ig abgelegt, oder erst spät; erst spät erscheinen daher poetische Thierstücke im Süden, nicht in diesem innigen Geiste und Ernste, sondern scherzhaft wie die *Batrachomyomachie*, welche sie auch erst erzeugte (*Gatomachie*; Froschmäusler und dergl.). Ueberall, bemerkte ich ferner, steht diese Art Malerei und Dichtkunst in einer Parallele mit republicanischem, oder daß ich wahrer sage, mit bürgerlichem Sinne, mit Achtung der niederen Classen, mit Freiheitsinn, mit Tyrannenhaß; sie fand daher überall nur da Eingang, wo diese herrschten. Dieß ist genau die Scheide der Wirkungen des R. Fuchs; es ist ganz genau die Scheide der Wirkungen der Reformation. Fast wird kein Unterschied sein zwischen den Schicksalen dieses Gedichts in den einzelnen Ländern und zwischen denen der Reformation; man achte z. B. nur auf die ungeheuren Anstrengungen, die für diesen Zweig der Dichtung und für die Reformation in Frankreich durch Jahrhunderte gemacht wurden, und wie man beides fallen ließ und die Früchte verscherzte, während in Deutschland das Eine und das Andere sich ewig neugesfaltete und fortentwickelte. Hier also komme ich wieder auf einige eigene Resultate, die aber so einfach als überraschend sind. Was Grimm<sup>30)</sup> über die örtliche Einschränkung des Thierepos bemerkt, wird man sehen, trifft nicht den rechten Punct und ist überhaupt unbestimmt. Dem Historiker aber kommt es vor Allem zu, in den Neigungen und Ideen der Nationen die

83) p. XVI.

Wahl der Gegenstände ihrer geistigen Thätigkeit zu suchen, diese aus jenen zu erklären, dann ihren Wirkungen nachzuspüren und in Allem Zusammenhang und Nothwendigkeit nachzuweisen.

War nun das Thierepos auf diesem Grunde der Popularität basirt, so war es natürlich in jenen Zeiten, wo ein Unterschied der Stände noch weniger fühlbar war, Allgemeingut. In jenen Zeiten mochte die Erzählung an und für sich, in Mährchen oder Fabel, dem Hörer oder Leser behagen und die Freude an dem räthselhaften Treiben der Thiere konnte ihm in dem bloßen Stoffe Befriedigung schaffen. Allein sobald die Stände sich bestimmter schieden, sobald nur das Mönchswesen anfang aufzukommen, und gar als es anfang auszuarten, sobald man ein ascetisches Leben überhand nehmen sah, dessen Innatur der schlichte Sinn des Volkes empfinden mußte, sobald man in ein solch widersinniges Verrenken der menschlichen Natur Heiligkeit und Seligkeit setzte, sobald man Tugenden predigte die man erst schuf, und daneben gar selbst die Tugenden versäumte oder ins Angesicht höhnte, welche die menschliche Gesellschaft seit Urzeiten als Gesetze anerkannte, ohne deren Aufrechthaltung die Existenz der Gesellschaft selbst eine Unmöglichkeit war, konnte es da anders kommen, als daß diese Thierpoesie, die von je auf der materielleren Seite des Menschen, mit der er der Natur und ihren anderen Geschöpfen näher steht, festhielt, die stets der gemeinen Wirklichkeit anhing und stets mehr Ursache finden mußte, dieser sich je enger anzuschließen, je höher die Priester- und Ritterwelt sich in ein ideales, lustiges Träumen und Treiben verlor, unter dem jeder feste Boden schwand, konnte es anders kommen, sage ich, als daß sie, auch ohne daß sie es wollte, politisch, moralisch und ästhetisch einen Gegensatz gegen die höheren Stände, ihr Treiben und ihre Poesie zu bilden anfang? Das sie das Heilige und das Hohe parodirte, das Gemeine und den alltäglichen Weltlauf ironisch in ein heiteres Licht stellte, hier und da die Uebertreibung des Idealen verspottete, und das Schmäbliche satyrisch verfolgte? War auch keine Absicht, kein Bewußtsein der Art in den einzelnen Dichtern, so brachte der Stoff an sich dieses Verhältniß mit sich; jedes bessere spätere Volksbuch in Deutschland allegorisiert gleichsam die Zustände oder Schicksale eines Standes, einer Tendenz, einer Eigenthümlichkeit der Zeit, ohne daß eine Spur von Absichtlichkeit dabei wahrzunehmen sei.

Dies eben ist das, was einem Stoffe die wahre Volksthümlichkeit giebt; man sieht hier am auffallendsten, wie sehr aus dem Ganzen hervorgegangen ein solcher Gegenstand ist. Ob nun aber dieser Gegensatz zum Bewußtsein in dem behandelnden Dichter werden sollte oder nicht, dieß hing natürlich von dessen Individualität, es hing auch von der Zeit ab, in der der jedesmalige Dichter lebte und von dem Volke, dem er angehörte. Hier muß man sich allerdings hüten zu weit zu gehen, man muß sich hüten keine angelegte und absichtliche Allegorie zu suchen; allein man muß auch auf der anderen Seite das Allegorische was diese ganze Dichtung ihrer Natur und ihrer Entstehung nach an sich hat, nicht verkennen, man darf ferner nicht leugnen wollen, daß nicht einzelne Bearbeiter der Sage sich das Verhältniß dieser Art von Poesie und ihres Inhaltes zum Leben mehr oder minder klar gemacht, daß sie nicht eigene Auzanwendungen davon gemacht, wozu sie die Moral der äsopischen Fabeln von selbst leiten mußte, daß sie den entgegenkommenden Stoff nicht oft freudig zu Satyr: u. s. w. benützt hätten. Leugnet man das, indem man unklaren Gedanken über Volkspoesie nachhängt, ab, so stimmt man sich gegen das schönste Vorrecht des menschlichen Geistes; und die welche auch in dem geschichtlichen Epos jede bedeutendere Einwirkung eines letzten Kunsdichters leugnen wollten, könnten sich eben an der Geschichte der Thierfage, könnten sich an dem Reinaert belehren, der in der reinsten Bewahrung der Weisheit, nicht im Produciren, aber im Erfassen der Grundform dieser Producte, eine Thätigkeit des Dichters kund gibt, die fast statt originaler Schöpfung gelten kann.

Es ist in die Augen fallend, daß in dem ganzen Kreise dieser Dichtungen der Wolf in älterer Zeit die Hauptrolle spielt und daß er später erst von dem Fuchs verdrängt ward, der in den älteren Gedichten zum Theil eine schlechte Rolle, sogar oft die des Bevortheilten spielt. Wäre es auch nicht ausdrücklich gesagt, so würde doch aus der ganzen anfänglichen Behandlung des Wolfs, wo er mehr für sich agirt und nur gelegentlich mit dem Fuchs wie mit jedem anderen Thiere in Collision kommt, sodann aus seiner erst später schärfer vortretenden Stellung zum Fuchs und aus dem letzten in dem Reinaert und dessen Fortsetzung stets bestimmter werdenden Auftreten des Reinhart nicht zu verkennen sein, daß hier wie in einer zufälligen Personification die Geislichkeit, die

große bewaffnete Ritterschaft und die späteren ritterlichen Hofleute und Rechtsgelehrte erscheinen, wie denn der Wolf ausdrücklich erst stets als Mönch, dann als großer Vasall, und der Fuchs zuletzt als Kanzler auftritt. Um ja nicht missverstanden zu werden: ich meine nicht, daß ursprünglich in den Thiersagen diese Bezüge so gleich gelegen hätten, allein die erste Gestaltung eines Thierstaates konnte doch nicht anders, als sie mußte das Bild dazu von dem wirklichen Staate nehmen; und so mag es denn wohl sein, was Grimm aus andern Ursachen und übrigens nach einem ausdrücklichen Zeugniß<sup>84)</sup> behauptet, daß einst, als noch nach einheimischen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Thiere beherrschte, und daß erst, nachdem das biblische Königthum von Karl dem Großen eingeführt ward, der habfüchtige, jähzornige, lenksame in anerkannter Majestät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ersten Epos entspricht. Sobald sich nun die Sage weiter ausbildete, sobald man Schimpfwörter aus den Namen und nach den Eigenschaften der Thiere machte, sobald man Ereignisse in der Sage mit dem wirklichen Leben verglich, wie geschah, so war es ja wohl natürlich, daß man auch aus dem wirklichen Leben Züge in die Sage zurücktrug und das einmal bemerkte Abbild desselben im Gedicht stets mehr aufhellte, auffrischte und bestimmter zeichnete. Da ferner diese Sagen von Anfang an in die Hände von Geistlichen geriethen, die die lateinischen Fabeln kannten, gelehrt, gebildet, mit alten Dichtern und Autoren bekannt waren, so erhielten sie gleich hier eine Gestalt, in der es thöricht ist, den Stoff für die Hauptsache gelten lassen zu wollen, die vielmehr durchweg schon den Mißbrauch zu einer unbeholfenen Satyre gegen den Mönchstand zeigt. Den Wolf (Grimm meint, seines Alters, seines Graukopfs wegen, oder weil er vielfach in Verkleidungen, im Schafpelz umhergeht) als Mönch darzustellen, ist, scheint es, schon den ältesten Zeiten geläufig; schon im *Iuparius*<sup>85)</sup>, der ins 11te Jahrhundert gesetzt wird, wird ihm die Krone geschoren. Es ist möglich, daß diese Vorstellung im Anfang unter den Geistlichen selbst harmlos gepflegt und genährt ward, allein dazu gehört schon eine ganz eigene Zeit. Eine

84) p. LI.

85) Grimm. p. 410.

solche Zeit mag es vor Gregor VII. gegeben haben, eine solche Zeit war auch das spätere Mittelalter, aus der Grimm die Steinbilder in dem Straßburger Münster anführt, welche ein Todtenamt für den Scheintodten Fuchs und einen Leichenzug darstellen, eine Zeit, welche die tollsten und ausgelassensten Späße und Ver-spottung oder Parodirung des Heiligen gestattete. In der Zeit des gereizten Kampfes der weltlichen und geistlichen Macht, möchte aber doch dergleichen schwer zu finden sein. Wenn daher z. B. in dem byzantinischen Duerbau des Freiburger Doms, dem ältesten Theile dieser Kirche, der in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts gebaut ward, zweimal ein Wolf in der Mönchskutte abgebildet ist, wie er von einem Mönche (so weit sich aus den rohen Figuren schließen läßt) lesen gelehrt wird und dabei nach einem hintenstehenden Widder zurückblickt oder ihn faßt, so müssen diese Bilder nicht nothwendig als ein anderer Beweis für die Duldsamkeit der Geistlichkeit angesehen werden, indem die Episcopalkirchen durchaus keine Ursache hatte, die Mönche zu schonen. Als Mönch aber tritt in den lateinischen Gedichten der Wolf immer auf. Ob in dem Bruchstück Isegrimus, welches Grimm zum erstenmal herausgab, und welches eine Quelle des von Wone herausgegebenen Reinardus zu sein scheint und wohl den Umfang dieses letzteren gehabt haben mag, eine solche Schärfe der Satyre gegen das Mönchthum gelegen, wie im Reinardus, läßt sich nicht sagen, so lange man das Ganze nicht besitzt; es läßt sich indeß bezweifeln, weil Grimm <sup>86)</sup> sehr richtig bemerkt, daß „die Herbeith und umständliche Ausarbeitung der satyrischen Ausbrüche im Reinardus auf Rechnung des mönchischen Dichters geschrieben werden muß.“ Das Alter des Isegrimus setzt Grimm nach scharfsinnigen Erörterungen in das erste Jahrzehnt des 12ten Jahrhunderts, der Verfasser scheint ebensowohl ein Geistlicher als der des Reinardus, jener aus Süd- dieser aus Nordländern. Der Isegrimus enthält nichts, was nicht auch der Reinardus, doch alles in viel größerer Kürze; das erste Abenteuer dort ist hier von 528 auf 1200 Verse angewachsen. So wenig schon im Isegrim die Sprache einfach ist, so redselig, so mönchwisig er schon ist, so ist doch hier der Gang der Erzählung mehr Hauptsache als dort, und einzelne Züge stehen

86) p. CCLIX.



gegen die Behandlung im Reinard vor, z. B. die wenigen Verse 53 u. f. w., die den pulsführenden Arzt ganz vortrefflich schildern.

Dagegen ist der Reinardus in der Ausgabe von Mone, aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts, wie jener in elegischen lateinischen Versen, ein recht eigentlich unleidliches Gedicht. Der Titel ist wohl willkürlich und es sollte billig wie jenes Isegrimus heißen, denn dieser ist der alleinige Mittelpunkt des Gedichts. Ueberall erscheint er hier als Abt, überall in der hungrigen Dürftigkeit eines Bettelmönchs, in mönchischer Dummheit, Unwissenheit und Gefräßigkeit<sup>87)</sup>. Die Fabel, die Erzählung wird gleichsam zur Nebensache, überall sucht der geistliche Verfasser, die ältere Quelle, auf die er in einigen Stellen hinweist<sup>88)</sup>, zu benutzen zu Ausfällen auf die Habsucht der Geislichkeit, auf die Ordensregeln, die Synoden, das verderbte Klosterleben, auf Rom und seine geistliche Obergewalt (*praecipue sidus celebrant, opo cujus, ubi omnes Defuerunt testes, est data Roma Petro*) und seine Geldgier<sup>89)</sup>. „Ein bitterer Spott, sagt Grimm, ist über den Verfall der Geislichkeit ergossen und weder das Oberhaupt der Kirche, (persönlich wird Eugen III. in seinen Verhältnissen zu Conrad und Roger mit feindseligen Entstellungen angegriffen<sup>90)</sup>) noch anderer hervorragender Bischöffe, namentlich des Mannes, dessen Ruhm damals Europa durchdrang, des h. Bernhards geschont.“ Er meint dann weiter, die beißende, dem Stoff der Fabel an sich fremde Satyre, habe die lange Unterdrückung und Seltenheit des Werkes veranlaßt; mich dünkt die gelehrte päffische Ausführung und die Sprache selbst hätte das eben sowohl mit sich gebracht. Besondere Rücksichten, meint Grimm ferner, nähere Verhältnisse seines Stiftes zu benachbarten Stiftern und zu Rom könnten ihm dem Mund geöffnet haben. „In jener Zeit hatte sich schon unter Weltlichen und Geislichen, vielfach eine Parthei gegen den päpstlichen Stuhl gebildet, die sich entweder an die Könige schloß oder auch ganz selbstständig auftrat. Der Dichter war kein gottloser Spötter, sondern ein Mann, der fromme Geisliche ehrte, wie seine Lobpreisung Walthers (Abt von Eymond) und Balduins

87) Reinardus V. ed. Mone I, 203. 1389. p. 115 und 203.

88) III, 1879. *gavisam scriptura refert his lusibus illam.*

89) *Ibid.* p. 296.

90) IV, 1217 sqq.

(von Lisborn) zeigt, als deren Freund und Vertrauten er sich darstellt. Auch dieses spricht für seinen geistlichen Stand. Und denkt man sich ihn (die Aebte die er lobt, sind Benedictiner) als Benedictiner nach der alten Regel, dem die gewaltig umgreifende Neuerung der Cistercienser zuwider war, so scheint seine Heftigkeit gegen deren Haupt, den h. Bernhardus, und den von ihm gepredigten Kreuzzug nicht unbegreiflich.“ Wenn man auch in den Hauptpuncten seiner allgemeineren Satyre mit dem Dichter sympathisiren möchte, wenn man seine allzu zelotische Verbheit auch dem Zeitalter zu Gute halten wollte, wenn man seine Personalsatyren und Panegyriken auch für frei von Eingebungen der Partheischucht halten dürfte, so scheint doch ein unschöner Charakter vorzublicken; sein Spott ist oft frech, wie er selbst im M. A. selten sonst gefunden wird; die Scherze auf die Heiligen mögen als ächt volksmäßig hingehen, auch die Stiche auf die Kreuzfahrten mögen nicht übel angewandt sein, aber die Ironie geht doch stellenweise etwas weit, wenn z. B. die Apostel simpel gescholten werden, weil sie die Grundsätze einer frivolten Predigt (p. 190) nicht theilten, nirgends ist Maaß und-Schonung, in dem Ausmalen obscöner Stellen geht er wo möglich noch weiter als die französischen Dichter, und er scheint schmutzigen Witz zu lieben. Ich weiß nicht, ob es nicht eine Stufe zu tief steigt, wenn hier alle Streiche, die von Fuchs und Wolf verübt werden, aus Freßsucht fließen; ganz anders sind die Triebfedern im niederländischen Reinaert. Man sollte meinen, es leuchtet aus dieser Veredsamkeit eine gewisse Schadenfreude manymal, wenn es darauf ankommt, den Slegirin zu plagen und zu schinden. Wenn scholastische Philosophie, wenn Bekanntschaft mit antiken Dichtern, wenn gewandtes Latein, einzelne Beschreibungen und dergl. einen Dichter machen, dann mag man den Verfasser dieses Reinardus vielleicht loben. Allein dieses endlos breite Geschwäg, dieses Haschen nach Phrasen, nach Sentenzen und Antithesen, diese Sophistik, Wortspielerei und schale Witzelei, dieses Wiederholen und Breittreten, diese stete Vernichtung jedes guten Gedankens durch das ewige Item des Variirens, diese langweiligen gedehnten Reden, die hier zwischen zwölf und Mittag liegen und jeden Gang der Handlung stören, diese gerade Ironie; welche ermüdend das Laster fortwährend preist und erhebt, das Alles zu bewältigen, durch den ungeheuersten Wortschwall die

dünnsten Facten festzuhalten, an ihnen sich vergnügen zu können und über jene sich wegzusetzen, dies ist mehr als ich selbst einem Zeitgenossen des Flandrischen Geistlichen, der seine gesunden fünf Sinne beisammen hat, zugemuthet hätte, geschweige einem Zeitgenossen des Herausgebers. Es ist Schade, daß diese sonst verdienstliche Ausgabe schon auf dem Titel durch eine wunderbare Grille entstellt ist, nach welcher hinter diesem Gedichte des 12ten Jahrhunderts eine andere Quelle aus dem 9ten nicht allein gesucht, sondern auch mit Interclusionen und Ausschreibungen einzelner Stellen aus dem in sich höchst gleichmäßigen und übereinstimmenden Ganzen wieder herzustellen versucht wird. Eine ältere Quelle, und eine solche, welche mehr erzählender und weniger eloquenter Natur war, als das Werk des 12ten Jahrhunderts, ließ sich nun freilich vermuthen und sie hat sich auch im Isengrimus gefunden, und in sofern war es auch leicht, mit Entfernung mancher Stellen, welche den Fluß der Begebenheiten läppisch unterbrechen, das Rechte zu treffen. Aber damit konnte man nicht hoffen, das ältere Gedicht, noch viel weniger aber ein Werk des 9ten Jahrhunderts herzustellen, wohin Mone diese frühere Quelle den Eccardischen Conjecturen <sup>1)</sup> zu Gefallen verlegte, nach welchen Reinhart Fuchs ein Herzog Reginarius und Isgrim der König Zwentibold oder ein Graf Isanricus sein solle, Deutungen die auch von Mone aufs Extrem getrieben werden: jeder Thiername erhält hier seine oft ungemein komischen Beziehungen, der Löwe Rufanus ist durch ein Anagramm der Kaiser Arnulfus; die Verwandtschaft zwischen Fuchs und Wolf im Gedichte erklärt sich aus der zwischen Reginar und Zwentibold; und Schade nur, daß der Wolf in der Sage nicht auch ein natürlicher Sohn des Löwen ist. Ich verliere kein Wort über diese Wunderlichkeiten; Grimms Erörterungen über diese caricaturmäßigen Erklärungen wie er sie nennt, müssen diesen Stoff aus der Literaturgeschichte entfernen; eine allgemeine Auffassung der Fabel aus der Geschichte leugnet er, ohne darum „einzelne Anspielungen auf geschichtliche Personen oder auf die wirkliche uns jetzt meist verdunkelte Zeit der Dichter zu verreden.“

So weit führe ich diese Thiersage an diesem Orte; wie sie sich weiter entwickelte, wie sie in den Zeiten wieder hervortrat, wo

91) Franc. Or. 1729. 2, 781 sq. 797—800.

die unter den Fränkischen Kaisern zu früh versuchte Emporbringung der Städte besser zu gelingen anfang, werden wir unten sehen.

### 3. Kreuzzüge.

Indem ich jetzt die Kreuzzüge und ihren Einfluß auf die poetische Literatur berühre, fühle ich aufs neue, wie unendlich schwer es ist, selbst in so entfernten Zeiten so ungeheuerer Umwälzungen und ihre Einwirkungen zu überblicken und in einer gedrängten Darstellung die Hauptpuncte so zu treffen, daß sich das Mannichfaltige und Viele, was nicht im einzelnen berührt werden kann, so darum anlegt und anfügt, daß jede Beziehung und jedes Verhältniß dem Leser sogleich verständlich werde. Die vortrefflichsten Männer in Frankreich und Deutschland haben der Geschichte der Kreuzzüge neuerlich die Arbeit eines großen Theils ihres Lebens gewidmet und haben es recht anschaulich gemacht, welch ein ungeheurer Gegenstand es ist, den sie zu bewältigen hatten. Sie haben in verschiedener Weise die Wirkungen nachzuweisen gesucht, die diese Bewegungen in Europa hervorgebracht haben, sie scheinen mir es aber darin versehen zu haben, daß sie entweder im Räume oder in der Zeit oder in beiden sich zu sehr beschränkten. Wenn die Geschichte der Kreuzfahrten nicht Stückwerk bleiben soll, so muß nothwendig der ganze Kampf des Christen- und Heidenthums eingeschlossen werden; die Angriffe der Sarazenen auf das südwestliche Europa und die drohenden Wenden im Osten halfen durch die nähere Gefahr den Offensivkampf der Christenheit mehr hervorrufen, als die Wallfahrten und die Bedrängung der Christen in Jerusalem, womit man das ganze Phänomen erklärt zu haben meinte. Erst mußte das, was in Spanien gegen die Mauren geschah und in Sicilien durch die Normannen, die französische Ritterschaft erregt und gespannt haben, ehe die Predigten eines Mönchs so ungeheure Begeisterung erregen konnten. Den ganzen Kampf in Spanien mußte eine solche historische Entwicklung dieser Kämpfe zwischen Asien und Europa nothwendig einschließen, denn von dort gehen sie aus und dort endigen sie, dort wenigstens schließen sie sich unmittelbar an die Entdeckung der neuen Wege nach Indien an, die eine natürliche Folge von dem gestörten Handel in dem verlornen Oriente war. Nur dann, wenn man, wie Michaud zu

furchtsam gethan hat, die Verbindung der Kreuzzüge mit diesen geographischen Entdeckungen und den industriellen Verhältnissen der neueren Zeit nachweist, ist man im Stande, ihre Wirkungen und ihre Bedeutungen im größeren Maasse zu überschlagen; gar wenn man sich scheut, diese entfernteren und späteren Influenzen überhaupt gelten zu lassen, so kann man nicht anders als ein sehr oberflächliches Urtheil über die Folgen der Kreuzzüge für Europa fällen, ja der eigentliche Kern dieser endlosen Bewegung muß nothwendig dann unsern Blicken ganz entgehen. In der neueren Zeit hat nichts eine unmittelbare Wirkung! Ich bemerkte es schon bei anderen Gelegenheiten: der Raum und die Masse, die sich im Raume dreht, ist in der Geschichte des neueren Europa zu groß, als daß selbst die Geschichte und das Schicksal sie leicht bewegte und gestaltete. Die Reformation, gewiß eine nicht minder außerordentliche Erscheinung, ging vorüber und ihre unmittelbaren Folgen waren für den Augenblick groß und glänzend, aber für die nächste Zukunft war ihr Einfluß nur ein höchst unseliger und ihre Segnungen traten erst Jahrhunderte später hervor. Wir haben einem gewaltigen Schauspiele in Frankreich zugehört; allein zu welchen unmittelbaren Resultaten hat es geführt? und doch würden wir die Vorsehung anklagen, wenn wir denken wollten, jene furchtbare Erschütterung sei nichts als eine gräßliche Tragödie der Geschichte gewesen, ohne weiteren Erfolg, als den wir innerhalb der Begebenheiten selbst beobachten konnten. So ist's mit den Kreuzzügen. Was sie in dem Zustand der Gesellschaft im Einzelnen, in der nächsten Zeit änderten, war für einen Augenblick eben so überraschend und glänzend, allein nicht auf die Dauer; und wenn man daher z. B. die Vortheile und Nachtheile aufzählte, die sie den einzelnen Ständen brachten, so ist es ganz komisch, wie man dann eine lange Rechnung mit Plus und Minus machte, deren Resultat am Ende Null war, indem sich Schaden und Nutzen vollkommen einander aufwog. Auch wäre es wunderlich, wenn sich die Geschichte der Stände nicht überall, wohin auch die Kreuzzüge wenig oder nicht drangen, nicht ebenso, wenigstens im Wesentlichen nicht ebenso hätte gestalten sollen. Die Kreuzzüge sind eine Revolution von so großem und allgemeinem Charakter, daß man in Nachweisung besonderer, einzelner Einflüsse äußerst vorsichtig sein muß, um namentlich nicht mit Kleinlichkeiten ihre gro-

fen Züge zu entstellen. Die Art, wie man diese Einflüsse auf die geistige Bildung zu berechnen pflegte, ist hier bezeichnend genug; und dies haben jetzt auch die neueren Geschichtschreiber alle behauptet, daß diese von äußerst geringer Bedeutung waren. Wenn man namentlich in der Poesie der Troubadours und Minnesänger frühe arabische Einwirkungen und die Phantasie des Orients und was weiß ich Alles gefunden hat, so dünkt mir dies durchaus keines Wortes der Widerlegung werth, denn wer nur einmal erwogen hat, in welchen Verhältnissen Christen und Mauren in Spanien standen, wie hier trotz den Jahrhunderten der Einwirkung das maurische Element in aller Hinsicht unbedeutend ist, wie in der Poesie z. B. die maurischen *Muwachshah*, die sich so nahe mit den spanischen Romanzen berührten, von diesen verschieden sind, dem wird aller Zweifel hierüber schnell gelöst sein. Ich suche daher die Quelle der Dichtung und poetischen Cultur überall im Innern der Nationen, folge überall dessen Veränderungen und forsche äußerlich nach den Ereignissen, die zu seiner Anregung, Richtung und Entfaltung beitrugen. Auf diesem Wege fanden wir, daß die Dichtkunst unserer Nation bisher zwei Seiten bot, eine nationale und eine antike; wir fanden im Staat und Cultur die Symptome ziemlich deutlich, daß dem Nationalen und Neuen von einzelnen Männern, welche die Bildung des Alterthums auffaßten, eine antike Wendung gegeben werden sollte, die aller Selbständigkeit und eigenthümlichen Entwicklung Gefahr drohte. Diese Gefahr ward in Deutschland zuerst durch die fränkische Kaiserzeit, welche die Bildung überhaupt störte und die antike im besonderen wieder zerstörte, unschädlicher gemacht und durch die Kreuzzüge dergestalt aufgehoben, daß seitdem die altklassische Cultur erst dann wieder Aufnahme fand, nachdem der nationale und moderne Charakter gegründet und gesichert war.

Dies ist in meiner Ansicht der Gesichtspunct, aus dem eine Geschichte der Kreuzzüge entworfen werden muß, wenn sie den Charakter dieser außerordentlichsten Revolution, welche die Welt je sah, mit Bestimmtheit angeben, wenn sie ihr ihre rechte Stelle anweisen, wenn sie alle näheren und entfernteren Wirkungen, ihr Verhältniß zur Hierarchie, zur Aristokratie und absoluten Monarchie des Mittelalters mit treffender Wahrheit und Schärfe herausstellen will. Die Kreuzzüge legen erst die Ideen der alten Welt ab und

setzen Christliche und moderne an die Stelle; sie bilden die große Umwälzung von der alten zur neuen Welt; bis zu ihnen hatte das Griechische und Römische nie aufgehört, das geistige Reich zu beherrschen; von jetzt beginnt jene schrankenlose Herrschaft des Gemüths und der Empfindung, welche den schärfsten Gegensatz des Mittelalters gegen namentlich die römische Zeit bildet. Die Art, wie durch sie dieser Uebergang vermittelt wird, ist durchaus und in allen Theilen dem Zwecke selbst entsprechend. Ich bemerkte früher, daß die Eigenthümlichkeit der neueren Zeit in dem weiter geöffneten Gesichtskreise liegt, in gesteigerten Bedürfnissen des Körpers und des Geistes. Ich deutete daher an, daß eine strengere Ansicht die Spuren der neuen Zeit und ihres Charakters schon bei Alexander suchen würde, wo die Räume der Welt, der innern und äußern, anfangen geöffnet zu werden und daß man die entschiednere Vollendung ihres Charakters eben von der Zeit an datiren müsse, wo durch die Reformation und die Entdeckung der neuen Welt die Aussicht auf die völlige Aufklärung der räumlichen und der geistigen Welt geöffnet war. Auch frühere Revolutionen strebten nach diesem Ziele hin: Die römische Weltherrschaft unterlag aber dem Griechischen; die germanische Völkerwanderung unterlag dem Römischen; die Kreuzzüge selbst drohten dem hierarchisch Christlichen zu unterliegen, das noch so vieles Orientalisch-Alte an sich trug, ja diese ganzen Religionskriege sind nichts als ein Kampf für die individuelle Bildung des Westens gegen die generelle des Ostens, was auch schon andere bemerkt haben. Allein durch die Wendung, welche Friedrich II. der Sache gab, dadurch daß sich nun immer mehr die absolute Königsgewalt an die Stelle der Hierarchie drängte und ihr unter anderen Sorgen auch die für den Kampf gegen die Heidenschaft abnahm, was seit Friedrich in Ludwig dem Heiligen und Ferdinand dem Frommen immer deutlicher wird; durch die Wendung ferner, welche die Kreuzpredigt seit den Projecten und Planen des Marino Sanuti erhielt, der auf neue Handelswege und auf die Sperre des Orients seine Eroberungsentwürfe baute, durch die deutlichere Beziehung also, in welche die Kreuzzüge mit der Monarchie und Industrie der neueren Zeit treten, durch die erste Belebung eines weiteren Handels, dieses großen Nerven der neueren Staaten, bezeichnen sie aufs klarste den höchsten Wendepunct von der alten Welt zur neuen. Sie beginnen

die Eröffnung der Welt, die seit ihrem Impuls nicht mehr stille steht; sie bringen das Gemüthsleben, zu dem sich die nordischen Nationen alle neigten, zur Blüthe, das von da an seine merkwürdige Zeitigung und Reife beginnt. In zwei ganz allgemeinen Punkten würde ich daher die Wirkungen der Kreuzzüge auf die Dichtkunst suchen, die diesem Allem aufs genaueste entsprechen.

Zuerst in der Erweiterung des Verkehrs. Bei der Eigenthümlichkeit, welche alle neuere Cultur durch ihre große Ausdehnung erhält, eine Eigenthümlichkeit, auf die ich nicht oft genug zurückweisen kann, weil sie nie gehörig in Anschlag gebracht ward und ganz allein für tausend trostlose Erscheinungen in der neueren Geschichte Veruhigung und für tausend Dunkelheiten Aufklärung und dazu für moderne Geschichtschreibung die Hauptbelehrung giebt, bei dieser Eigenthümlichkeit war immer jede Collision, in welche Europa gebracht, durch welche ein Zusammentreffen der Nationen vermittelt ward, von dem bedeutendsten Einfluß auf die literarische Bildung. Darum blieb im frühen Mittelalter Rom fortwährend der Mittelpunkt der Cultur; darum begann die neue Dichtung zuerst unter den Normannen, die in Berührung mit Bretagnern, Flamändern, Franzosen, Angelsachsen und Briten am ehesten geistig erregt werden konnten; darum war nach der Zerstörung von Constantinopel unter dem Zusammenfluß fremder Gelehrten und fremder Kriegsheere Italien der Sitz der Bildung; und darum steigt in der neuesten Zeit in ungeheureren Verhältnissen die Weite der Cultur, weil die Nationaltheide gehoben und die Reisen auf alle Weise erleichtert werden. Man denke nun, wie jene Zeiten der Kreuzzüge in dieser Art großartig wirken mußten! In den Heeren der ersten Kreuzfahrt drängten sich, nach Fulcher, Franzosen, Flamänder, Friesen, Waliser, Bretagner, Allobroger, Lothringer, Deutsche, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italier, Iberier, Dänen, Griechen und Armenier zusammen! Die Schriftsteller bezeugen, daß unter der Masse dieses Kreuzheers, ganz im Gegensatz zu den Führern desselben, gutes Verständniß und Einigkeit geherrscht habe; die ächt fromme Begeisterung dieser ersten Zeit vereinte die Nationen unter dem Namen der Christen und brachte die Stände einander näher. Was ferner Großes durch diese vereinten Kräfte geschah, interessirte zu Hause alle Klassen des Volkes gleichmäßig. Hinfort konnten die lateinischen Nachrichten nicht mehr genügen



und die Kreuzzüge riefen daher den Gebrauch der Vulgarsprache hervor. Noch fürchtet jener Normännische Ritter von Bechada, daß sein Gedicht von der Eroberung Jerusalems, das er um 1130 schrieb, wegen der Volkssprache die er gebraucht, verachtet werden würde, doch überwog der Wunsch, dem Volke sein Werk verständlich zu machen. Je mehr das Interesse an den Thaten der Ritterschaft wuchs, desto schneller wurzelte die Versöhnung der Gelehrten mit der Volkssprache; je näher plötzlich durch solche Werke der Poesie dem Ritterstande seine eignen Thaten, die im Licht der Dichtkunst erhöht erschienen, gerückt wurden, desto näher die Bücher selbst; die glänzendsten Heroen der Kreuzzüge hatten das Schwert und die Lanze geführt, nun drängte die Ritterschaft den Clerus aus dem Alleinbesitz der geistigen Cultur; der Verkehr erleichterte die Erlernung des Französischen<sup>92)</sup> und Lateinischen, und aller möglichen Sprachen, so daß nun nicht allein zahllose Uebersetzungen aus einer in die andere erscheinen konnten, sondern auch Italiener und Deutsche in zwei Sprachen dichteten. Die geistige Bildung ging aus dem ausschließlichen Besiz der Geistlichkeit auf den allgemeineren der Ritterschaft über, sie ward aus kirchlicher zur poetischen Bildung, sie ward dadurch Gemeingut. Die Waffenführenden lernten neben den Waffen ein Anderes kennen und achten. Das Außerordentliche dieser Revolution sogleich einzusehen, ist sehr schwer. Man müßte in einem Werke, das die Uebergangszeiten von alter zu neuer Welt behandelte, erst übersehen können, welche Leute bis jetzt das Werk der Bildung gefördert hatten, und wie es fast Niemand war, als Juden, die das arabische vermittelten, und Keltische Geistliche, und im besten Fall christliche Mönche und Byzantiner, lauter Leute aus Stämmen oder Ständen, welche die fürchterlichste Beschränktheit von Natur an sich tragen. Die Verirrungen des Mittelalters hat uns noch Niemand weder in

92) Eine Stelle bei Venes, in Wolf — Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Heldengedichte. 1833. p. 45. ausgezogen, schildert den Gebrauch der französischen Sprache an deutschen Höfen im 13ten Jahrhundert wie heute:

tout droit à celui temps que je el vous devis,  
avoit une coustume ens el Tyois país,  
que tout li gran seigneur, li eonte et li marchis  
avoient entour ans gent françoise tous-dis  
pour aprendre françois leur filles et leur fils.

Einem Gemälde geschildert, noch weniger aber erklärt; denn welcher gesunde Kopf gehörte auch dazu, um in solchem Wüste auszubauern! Aber gewiß ist, daß der Ritterstand, der doch menschlich fühlte und dachte, zuerst auf Natur und Wahrheit zurückführte. Wenn man nun gesagt hat, die Kreuzzüge seien die Heroenzeit der christlichen Völker, so ist das nur in sehr uneigentlichem Sinne zu verstehen. Sie legen vielmehr die Heroenzeit ab. Wenn Michael Recht hätte, indem er behauptet, der Geist des Ritterthums läge in der Schätzung des Ruhms, so möchte jener Satz bestehen. Denn es ist das Eigenthümliche der Heldenzeit, Kämpfe um den Preis der Stärke zu führen; dies ist der Charakter der scandinavischen Urgeschichte, welche das große Heroenalter des gesammten neuen Europa ist; dies ist auch das Element unserer deutschen ächten Heroensage, allein nicht das des ritterlichen Gedichtes. Den Ritter macht das Handeln nach Prinzipien; Ideen schließen seinen Orden zusammen. Der Bezug seines Ruhms auf etwas außerhalb der That selbst, die Wahl des Gegenstandes, an welchem der Ruhm zu erwerben gesucht wird, die Anerkennung eines Zweiten, eines Königs der Seele oder einer Königin des Herzens, für welche der Ruhm zu erwerben gesucht wird, dies erst macht das Ritterthum. Daher ist die Verbannung des heldenmäßigen Egoismus durch humane Höflichkeit oder durch christliche Uneigennützigkeit an dem ächtesten Rittermanne am erkennbarsten, und die Beschränkung der Rohheit und Zügellosigkeit der Heroenzeit geht durch das Ritterthum durch. Als daher die Ritterzeit und Ritterdichtung in ihrer schönsten Blüthe stand, drängte sich sogar der menschliche Zug religiöser Toleranz mitten in die Religionskämpfe, der nur alsbald wieder verschwand und noch einmal in größern Zelotismus und Rohheit zurückwarf.

Dies leitet uns von selbst zur andern Seite, die ich noch hervorheben wollte. Es ward durch den außerordentlichen Confluxus von Menschen nicht allein die äußere Menschenkenntniß befördert, sondern auch die innere Welt des Gemüthes, welche das Christenthum eröffnet hatte, stets weiter aufgedeckt. Je tiefere Wurzel das Christenthum in dem Volke schlug, das seiner Natur nach schon dem Beschaulichen zugethan war, desto mehr legte sich die alte Rohheit von selbst und wir sahen daher oben, wie schon in der Dittonenzeit der Geist christlicher Frömmigkeit über dem heroischen

Geschlechte ruht. Dadurch, daß diese Religion so durchaus nur Sache für das Gemüth war — denn das Volk berührte ja nicht der Dogmenstreit und für die Sinne bot der neue Glaube so wenig, wie für die Phantasie —, war es gekommen, daß Kirchenmusik und Gesang, der selbst unter der Zerstörung in der fränkischen Kaiserzeit nicht aufhörte, Fortschritte in Deutschland zu machen, daß eindrucksvolle und großartige Kirchen, mit Einführung von Glocken und dergl. mehr, daß ein stets feierlicher Gottesdienst an die Stelle der alten heiteren Götterverehrung und Tempel trat; das Ahnungsvolle und Sehnsüchtige der aufkeimenden inneren Regungen ward dadurch zu einer Thätigkeit aufgeregt, die bald den Blick des sinnigeren Menschen von den äußeren Werken und Thaten auf sein Inneres rief. Die Entstehung des Christenthums in der Mitte von Verfolgung und Argwohn, von Bewachung und Verleumdung, bedingte es, daß man von Anfang an trachtete, durch unsträflichen Wandel die Verleumdung zu entwaffnen, den Argwohn zu ersticken und durch eigne Selbstbewachung die Fremde nicht scheuen zu müssen. Eine solche strenge sittliche Beobachtung war zwar bei der Ausbreitung der christlichen Religion unter den Deutschen nicht so äußerlich bedingt, allein bereits war bei den Verkündern derselben, bei Geistlichen und Mönchen, dies Rückziehen aufs innere herrschend und die Beachtung und Bestrafung jedes kleinen Fehlers führte so früh das Pönitenzwesen herbei, das hier so entschieden charakteristisch ist und das man trotz aller Abscheulichkeit der Pönentialien nie als bloßes Kunstwerk schlauer Geistlicher hätte darstellen sollen. So konnte es Sitte werden, daß viele Rittersleute nach einem Leben voll Kampf und Mord im Kloster Abbuße thaten, und wie manchem jungen kräftigen und lebenslustigen Waffenmanne mochte nicht die Betrachtung eines solchen endlichen Ausgangs auch schon sein früheres Leben verleiden, ihn vorsichtig machen im Gebrauch der Waffen und ihn von roher Wildheit entwöhnen. Dies mußte die Ordensregeln des Ritterwesens nothwendig so gestalten, daß, wie schon bemerkt ward, dem Waffenruhme ein höheres Ziel gesteckt wurde. In diesen neuen Gesetzen mußten neben der Religion die Frauen nothwendig eine große Rolle spielen. Den in sich gerichteten Kriegsmann wies die Abgezogenheit des Lebens auf Burgen und der deutsche Familiensinn auf sein Weib; Weiber und Christenthum sind auch zu aller Zeit

die treuesten Verbündeten gewesen. Wie weit man mit allem diesem vor den Kreuzzügen gekommen war, läßt sich schwer darthun, weil die Quellen mangeln. Desto deutlicher wird es mit dem Eintritt der Kreuzzüge selbst. Diese bewaffneten Wallfahrten (schon in diesen Worten liegt alles Zwiespältige angedeutet) stellten gleich bei ihrer ersten Erscheinung den ganzen schroffen Gegensatz zwischen der alten Waffenroheit und heroischen Gewaltthat und Blutgier und der frommen Gutmüthigkeit und religiösen Demuth, jenen Gegensatz, der sich schon lange Zeiten im Stillen gebildet, mit Einemmale aufs grellste der ganzen Welt zur Schau, sie zeigten klar an den ungeheuersten Begebenheiten, was man bisher nur am Einzelnen undeutlich beobachten konnte. Der Abt Guibert bemerkt es ausdrücklich, daß es Gott durch die Kreuzzüge wohlmeinend für die Ritterschaft so gefügt, daß die Kriegerleute statt bei ihrem Lebensende ihren Waffenrock mit der Kutte zu vertauschen, nun in diesen Zügen einen neuen Weg zum Seelenheil geöffnet erhalten hätten, der es ihnen erlaubte, in ihrer ritterlichen Sitte und Ungebundenheit zu verharren<sup>93</sup>). Es war also merkwürdigerweise hier ein glänzendes Mittel gefunden, jene widersprechenden Elemente, in deren Streit man nothwendig den Untergang des Einen hätte voraussehen sollen, auf lange Zeiten hin friedlich zu vereinigen, nicht so jedoch, daß nicht abwechselnd der alte Kampf im Vorherrschen bald dieses bald jenes sich erneuert hätte. Die alte Heldenzeit war durch das Christenthum, das sie bisher beständig befehdet hatte, plötzlich autorisirt, nur ward ihren Thaten eine bestimmte Richtung gegeben; im Blute zu baden, und sich des Blutbads zu freuen, wie vormals, ward wieder verdienstlich<sup>94</sup>) und christlich, wenn es nur Sarazenenblut war. Daher war Niemanden dieser Ausweg so willkommen, als den Normannen, die noch ihren alten Sinn für See- und Raubfahrten dem Christenthume nicht geopfert hatten. Nun bietet die ganze Geschichte der Kreuzzüge und ihrer Zeit die sonderbarsten Contraste dicht nebeneinander. Bei der ersten Begeisterung in Frankreich hörte Weglagerung und Brandsiftung,

93) Guib. Abb. hist. hieros. bei Bongars. p. 471.

94) Tote und sere frumten si willielichen,  
si uachten nach dem gotes riche, das in dar umbe gehalten was,  
wo gesach imen ze dirre werlt ic das, want si ellu laster an in erslugen,  
unt Christes ioch uf in trugen unz an ic ende ic.

Pfaffe Konrad.

die bisher gewüthet hatte, auf, und machte der Versöhnung und dem Frieden Platz<sup>95)</sup>, allein was hier aufgehört hatte, begann schon auf dem Wege nach Jerusalem wieder. In den Heeren drängten sich unter Einem Titel Mörder, Schuldner, von Druck und Hungersnoth Leidende neben fanatische Mönche und die frömmsten Seelen zusammen. Das eintönigste, langweiligste, oft ein Jahrhundert lang von keiner großen Erscheinung unterbrochene Leben wird plötzlich von einer heiligen Begeisterung und Leidenschaftlichkeit aufgestört, die jede kleinere und engere Neigung und Empfindung verschlang. Wurde nicht der Nationalhaß aufgegeben, die Vaterlandsliebe geopfert, die Bande zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Gatte, zwischen Vasall und Herr gelöst? Räuber, Einsiedler, Weiber traten aus ihrer Verborgtheit, die Kinder aus ihrer Unmündigkeit; man sah diese Wunder auf der Erde, und andere am Himmel und in den Wolken und die Gräber öffneten sich und Karls des Großen Geist mahnte die Völker zum Kampf gegen die Ungläubigen. Ob man die Begeisterung und den Jubel zu den Tugenden mehr der alten Frömmigkeit zuschreiben soll, welche seit Jahrhunderten Pilgerfahrten nach Jerusalem machte, oder dem Geist der Wanderung und der Abenteuer, der von Einzelnen<sup>96)</sup> sich gerade so auf größere Massen, besonders unter den Normannen, fortentwickelte, wie bei jenen Wallfahrten auch, zweifelt man unschlüssig nach der besonnensten Ueberlegung und ruhigsten Forschung, abgesehen von dem entfernteren Grunde, den ich in einem gewissen historischen Gesetze entdeckt zu haben glaube, nach welchem jede große Völkerwanderung, die wie alle Cultur immer gleich dem Lauf der Sonne die Richtung von Osten nach Westen nimmt, oft in später Zeit erst eine kleinere Rückwanderung nach Osten zur Folge hat. So sind wir bei den Eindrücken, die uns diese Geschichten machen, stets getheilt: wir wissen nicht, sollen wir bewundern oder schauern; sollen wir die Grausamkeit, ja den Cannibalismus verabscheuen, oder die uneigennützigte Aufopferung für einen frommen Gedanken preisen, sollen wir über jener Wütherei und Schlächtere bei der Eroberung von Jerusalem die Buße und das Tedeum, oder über diesem jene vergessen, sollen

95) Guib. I. I. I, 7.

96) Siehe Wilken Geschichte der Kreuzzüge. I. p. 33.

wir in jenen Eroberern die Tapferkeit und die Stärke ihres Armes  
 bestaunen oder lächeln, wenn sie sich die Knie wund beten, und  
 vergebens suchen wir mit unseren Begriffen und Gefühlen den Ei-  
 genmuth und den Edelmuth in einem Lancred zu vereinigen. Wir  
 haben in den ersten Christlichen Heeren die fromme Wuth der Mu-  
 selmänner und im Gottfried jenen gottberufenen Kämpfer, den  
 Helden im Busklande, den König im Gewand demüthiger Knecht-  
 schaft, wie in einem Dinar. Dabei bietet der erste Kreuzzug und  
 das Reich Jerusalem so hundertfältige Erinnerungen an die erste  
 Verbreitung des Islam; denn mit Mahomet beginnt eben jene  
 neue Zeit für den Orient, welche die Kreuzzüge im Occident be-  
 ginnen, und dort wie hier äußert sie sich sogleich im Umspannen  
 ungeheurer Räume, dort wie hier bekämpft sie die Religionsfeinde,  
 die sie darin hemmen, und ruft in jenen Karolingern die Christliche  
 Tapferkeit hervor, die von diesem Stamme aus über Europa kam  
 und den König und Vorkämpfer mit biblischer Heiligkeit umgab.  
 So lange nun im Orient und Occident diese Kämpfe wirkliche  
 Religionskämpfe waren, so lange war offenbar die Tapferkeit und  
 der innere Drang heilig und vom Irdischen weggewandt. Allein  
 die anfängliche Begeisterung war zu groß, als daß sie hätte dauern  
 können; die Weltlichkeit schon zu vorgerückt, als daß sich nicht der  
 Spott der Einen in den Fanatismus der Anderen hätte mischen  
 sollen; die Hierarchie war schon in zu gefährlichem Kampfe mit  
 dem Absolutismus, der sich im Anfange ins Heiligengewand zu  
 kleiden wußte, als daß die religiösen Motive fortwährend hätten  
 die leitenden und anregenden bleiben sollen. Nun glitt allmählig  
 die Ritterwelt in das Irdische herüber. Die Könige wollten, wie  
 Friedrich II., bald das heilige Land besigen, nicht bloß befreien;  
 sie wollten ritterlichen Ruhm erwerben, wie Richard, nicht Christ-  
 lichen; bald kam es ihnen auf die Gunst ihrer Dame mehr an,  
 als auf die der heiligen Jungfrau; sie zogen gepußt und geschmückt  
 in das Morgenland, und vergebens hatte der heilige Bernhard  
 gegen den Luxus der Ritterschaft geeifert. Bereits waren die Frauen  
 in den Turnieren zur Theilnahme an den Waffenthaten der Män-  
 ner gekommen; so fromme Kriegszüge erregten ihr Interesse und  
 ihre Begeisterung; die Gräfin Adelaide von Blois schickte ihren Gat-  
 ten, der vor der Eroberung Jerusalems unter Gottfried nach Hause  
 zurückkehrte zurück und der Besäumte fand nachher im tapferen

Kampfe einen rühmlichen Tod. Der Cultus der Jungfrau Maria war unter den ersten Pilgerzügen zur Blüthe gekommen, sie galt als Patronin derselben und wo Kirchen entstanden, entstanden sie ihr zu Ehren. Dies wirkte mit zu dem romantischen Frauendienste, der jetzt anfängt, den Gottesdienst in den Hintergrund zu schieben. Jenes christliche Ritterthum zieht sich allmählig aus dem Leben weg in die Wünsche und Ideale einzelner Frommer, und die schöne Innigkeit, welche der erste Anflug des Enthusiasmus im Ganzen, und nachher in den Ursprüngen der Johanniter- und Tempelorden zeigte, fand in der Dichtkunst Zuflucht, als sie aus dem Leben verbannt ward,

Auch in dieser neuen Richtung zeigte sich die Stärke, das Feuer und die Verschwendung der Empfindung in nicht minderer Größe als früher, da das Gemüth noch ganz von der Religion erfüllt war. Dabei ist eine Bemerkung sehr auffallend. Die Deutschen theilten weder im Anfange noch nachher die religiöse Schwärmeret der Franzosen; die ersten Kreuzfahrer verspotteten sie; den Kaiser Konrad mußte Bernhard von Clairvaux ganz förmlich überfallen, um ihn zum Zug zu bewegen, und gleich hernach haben die deutschen Kaiser ganz weltliche Absichten bei ihren Wallfahrten; am spätesten hatten die Kreuzzüge hier begonnen und hörten am frühesten hier auf; die Wärme dafür war überhaupt, scheint es, wenig über die Grenze gekommen, und die ganze Christenheit scandalisirte sich über die Art, wie Friedrich II. diese heilige Sache tractirte. Allein der Religiosität in Deutschland that diese mangelnde Begeisterung so wenig Eintrag, als ihr vielmehr der wirkliche Eifer in Frankreich Eintrag that, wo die Troubadours schon der Pilgerzüge spotteten; als die deutschen Minnesänger aufs innigste sich ihrer annahmen. Gerade umgekehrt auf einer anderen Seite. Der Frauendienst der Provenzalen und Italiener, äußerlicher, sinnlicher, neckischer, als der deutsche Minnedienst wirkte nach meinem Geschmacke auf die Liebespoesie der ersteren weit vortheilhafter, als die tiefe heilige Versenkung der deutschen Minnesänger auf unsere Lyrik dieser Zeit. So wahr ist es, daß es nichts so Hebres und Hohes giebt, dem es nicht heilsam wäre, sich seines irdischen Ursprungs zuweilen zu erinnern. Und wie sich gerade in dem Lande der feurige religiöse Enthusiasmus zeigte, in dem die Religiosität nie so groß war wie in Deutschland, wo jenet man-

gelte, so kennt man auf der anderen Seite in Deutschland, trotz jener großen Frauenverehrung, bis auf den heutigen Tag nicht die französische Emporhebung und Heraushebung der Frauen aus den Verhältnissen, die ihnen die Natur in der Gesellschaft angewiesen hat, man entband sie nie von den Pflichten der Häuslichkeit und der Pflege des Mannes, und selbst im Mittelalter steht in allen rechtlichen und practischen Verhältnissen das Weib hinter dem Manne zurück. So gut ist es, sich der Geschichte zu erinnern, wenn man von jener gefeierten germanischen Frauenverehrung träumt. Die Deutschen haben darin allerdings einen großen Ruhm, daß sie vielleicht unter allen Nationen der Erde zuerst und am vollkommensten dem Weibe eben die Stelle angewiesen haben, welche die Natur selbst ihm bestimmt hat. Macht es ihrem Gefühle Ehre, daß sie das Weib aus der Unterordnung emancipirten, so ehrt es ihren verständigen Sinn nicht minder, daß sie sich nie verleiten ließen, es aus seiner Sphäre herauszurücken und zur Theilnahme am äußeren Bestreben der Männer zu lenken, wie in Frankreich geschah. Jene Zeit des Frauendienstes im Mittelalter war eine vorübergehende; sie mußte eine vorübergehende sein, wie wir uns später erklären wollen. Je höher man damals den Schwindeltrieb, desto schneller und tiefer sank man herab, und die Gemeinheit und Unsittlichkeit, die man sobald auch in den Dichtungen in diesem Bezuge findet, entspricht ganz der Frivolität und Kezerei der Franzosen nach ihrem religiösen Aufschwung.

Wie sich nun unter diesen Einflüssen die Poesie gestalten mußte, werden wir im Einzelnen näher hören. Wir werden sehen, daß das Ultrationale alsbald unter diesem Eindrang neuer Vorstellungen aus der Fremde weichen muß und Mühe hat sich zu erhalten, auch das Antike werden wir in seiner reineren Gestalt einer modernisirten Platz machen sehen. Den allgemeinen Wechsel und Uebergang werden wir, wie er in allen Lebensverhältnissen Statt hatte, so auch in der Kunst, zum Theil sehr überraschend finden; nicht allein von einem Charakter der Dichtung zum anderen überhaupt, sondern auch von einem Theil eines und desselben Gedichtes zum Andern. Wir werden eine Zeitlang die Legende und biblische Helden in dem Epos herrschend sehen und dann beide dem galantesten Ritterthume und der weltlichen Erzählung Raum geben sehen; jeder Veränderung im Leben werden wir eine ähnliche in der Poesie



entsprechen, und die letzte nur im Anfange der ersteren etwas abgetrennt folgen, bald aber mit ihr gleichen Schritt gehen sehen, ein Beweis, daß die Dichter sich des Zeitgeistes mit Bewußtsein bemächtigen. Daß die Dichtung unter der Fortdauer der Begebenheiten sich dieser selbst bemeistern will, daran werden wir diese Poesien noch entschiedener scheitern sehen, als das Volksepos an der Völkerwanderung. Im größeren Maasse wiederholt sich jetzt in Europa, was wir in Deutschland beim Nationalgedicht gesehen haben. Erst als man aus der Ferne die geschlossene Reihe der Ereignisse überblickte, gelang es, sie in ein dichterisches Bild zu bringen. Wunderbar, daß Michaud geklagt hat, daß, wenn uns das Mittelalter eine Ilias oder Odyssee geschaffen hätte, die Musen sich eine neue den Alten unbekannt Bahn gebrochen haben würden<sup>97)</sup>! Haben sie denn nicht? haben wir denn keine mittelalttrige Ilias? Man lerne hier aufs neue an diesem Ausspruch eines geistreichen und gelehrten Kenners, der die Kreuzzüge auf eine vortreffliche Weise aufgefaßt hat, wie nothwendig es irre leiten mußte, wenn man die christlich-heidnischen Kämpfe in Europa von der Erzählung der Kreuzzüge ausschloß; man lerne zugleich, was wichtiger ist, an diesem neuen Beispiele, wie die große ausgebehnte Bühne der Begebenheiten der neuen Welt nicht allein die handelnden Männer oft irrete, nicht allein die dichterischen Beobachter blendete, nein auch wie sie noch nach Jahrhunderten den forschenden Geschichtschreiber überwältigt. So weitläufig und viel sich Michaud mit Tasso beschäftigt, so fällt ihm nicht einmal Ariost ein! Und was fehlt Ariost zu einem Homer, und seiner Muse zu einer vollkommenen Originalität? Nichts, als was die neue Welt ihm und ihr so wenig bieten konnte, wie Griechenland dem Homer das was im Ariost original ist, nichts als jene plastische Sicherheit und Einfachheit, die nur ein Grieche haben konnte, der seinerseits übrigens auch erst in Jahrhunderten sich vollendete, nur daß wir nicht nachweisen können, wie es geschah, während wir das bei dem Epos, welches die mittelalttrige Welt in sich schließt, allzugut können, und eben darüber auch in unserer literarischen Kritik den Kopf zu oft verlieren. Ein einziger ungeheurer Cycclus umfaßt die ganze epische Poesie des europäischen Mittelalters, der vollkommenste Kreislauf,

97) Michaud, hist. des croisads. V. p. 324.

den die Geschichte in irgend einem Felde jemals beschrieben hat. Sie geht von der Arthurs- und Carlsage aus, und kehrt im Ariost dahin zurück; sie beginnt mit Reiseabentheuern und hört in Camoens und Creilla damit auf; sie ergreift gleichzeitig die Begebenheiten der Kreuzzüge und Tasso nimmt sie wieder auf, mit dem ähnlichen Versuch, Poesie und geschichtliche Treue zu verbinden, den die frühere Zeit mehrfach gemacht hat. Jedes große Ereigniß hat seine näheren volksmäßigen Gesänge und sein entfernteres Kunstgedicht; die Wegwendung von den Ideen der alten Welt; der Uebergang in die neuen (denn selbst dieser rein geistigen Gegenstände bemächtigte sich die Dichtung des Mittelalters); der Untergang der keltischen Nationen; die Völkerwanderung; die Rettung des Westens von den Sarazenen; der Angriff auf den Osten; die Entdeckung der Seewege nach Indien und Amerika. Wenn Michaud ferner findet, die Dichter des Mittelalters seien mittelmäßig; sie hätten nicht die Autorität des Genius gehabt, welche die Meinungen eines Jahrhunderts und selbst späterer Zeiten mit sich reißt, so urtheilt er selbst über seine französischen Epen zu hart, obgleich es da am wahrsten sein mag. Allein wie sehr bewegte ein Wolfram seine Nation! und vollends die italienischen Klassiker! Wären nur die Verbindungen und der Verkehr der Ideen im Mittelalter so von den Umständen begünstigt gewesen, wie einst in Griechenland! hätte sich nur auch so die poetische Form in ganz Europa fortgebildet und ausgebildet, wie sich die Ideen mittheilten und entwickelten. Wir werden sehen, daß sich italische, französische und deutsche Gedichte im Fortspinnen eines und desselben Gedankens wie verabredet die Hände reichen, ohne sich im geringsten anders bekannt oder verwandt zu sein, als durch die Allgemeinheit der bewegenden Ideen, und ohne in der poetischen Verkörperung derselben auch nur im geringsten sich einander zu nähern oder zu unterfügen.

#### 4. Französisches Volksepos.

Der Geist der Kreuzfahrten, der sich in Gottfrieds Zuge und unter den ersten Eroberern des heiligen Landes kund gab, liegt nirgends in poetischem Schmucke so unmittelbar und treu ausgesprochen, wie in dem Gedichte des Pfaffen Konrad von Karls des

Großen Thaten in Spanien, von Ganelons Verrath und der Roncevalschlacht. Da es dem ganzen Mittelalter eigen war, die jedesmalige Farbe der Zeit seinen älteren Werken zu leihen, da, wie wir überall finden, die ähnliche Gesinnung auch eine ähnliche in vergangenen Zeiten aufsucht und vorliebt, auf wen konnte die erste Begeisterung der Wallfahrer eher fallen, als auf den Helden, dessen Ahnen die westliche Welt vor dem Eindrange der Mauren geschützt, der selbst im Nordwest von Spanien den Kämpfen der Gothen im Nordosten durch seine Eroberungen einen Nachdruck gegeben und durch seine Verbindungen mit dem Pabste zuerst den Heiligenschein eines alttestamentlichen Gesalbten und eines Hauptes der Christenheit mit dem Glanze und dem Ansehen eines römischen Kaisers vereint hatte? Man hatte seinen Geist aufstehen und zum Zug gegen die Ungläubigen ermahnen sehen, als die ersten Kreuzprediger die Wunder des Tages verkündeten; schon in diesen ersten Zeiten trug man sich, wie in Turpin und Ludebod zu sehen ist, mit Erzählungen von Karls Kreuzfahrt<sup>98)</sup> und eines der ältesten assonirenden französischen Gedichte aus dem Anfange der Kreuzzüge behandelt Karls Reise nach Jerusalem und Constantinopel. Was Wunder, wenn man bald den Zug Karls nach Spanien und die merkwürdigen Schicksale, die sich daran knüpften, und die in südfranzösischen und spanischen Romanzen im Volke gelebt hatten, jetzt zusammenband, seinen Kampf mit den Heiden in das Licht eines Kreuzkriegs, ihn selbst in die Glorie eines Gotteskämpfers, eines bewaffneten Heilands, und seine zwölf Pairs in den Glanz von gottberufenen ritterlichen Aposteln und Märtyrern stellte! wenn er kurz vor der Entstehung unsers deutschen Gedichts heilig gesprochen ward!

Ich vermeide es auch hier, näher auf die Entstehung der Sage von Karl und seinen Pairs einzugehen, indem ich überall nur dem Plane folge, den ich mir vorgezeichnet habe. Die Sagensgeschichte ist für die Geschichte der Poesie, wie die Alterthümer für die politische Geschichte, nur in den allgemeinsten und sichersten Resultaten wichtig; wer aus wirklich existirenden Resten poetischer Pro-

98) Siehe Willens Kreuzzüge. Bd. I. erste Beilage, und examen de la tradition hist. touchant le voyage de Charlemagne à Jerusalem in den mém. de l'acad. des Inscr. T. 21. p. 149.

duction und aus der gewissen Tradition öffentlicher Handlungen die artistische und politische Geschichte schreiben will, der darf der Heroologie und der Antiquitäten entzathen, die nur dem, der die Geschichte des poetischen Lebens oder des häuslichen Lebens schreiben wollte von Wichtigkeit wäre. Allein es ist laut und stillschweigend seit ewigen Zeiten anerkannt worden, daß die Geschichtschreibung füglich aus dem öffentlichen auf das Privatleben schließen läßt, als umgekehrt, und so wird es sich denn entsprechen, wenn ich auch in der Dichtungsgeschichte lieber aus der Darlegung des in den Dichtungen herrschenden Geistes und ihrer Verwandtschaft mit dem äußeren Leben auf das poetische Leben zurückschließen lasse, als wenn ich Volksfage, Sitte und Gebrauch der Sängcr und dergleichen zum Mittelpuncte meiner Erzählung machte, was Alles erst sein rechtes Licht erhält, wenn das unumstößliche Verhältniß der erhaltenen dichterischen Schöpfungen zu der Zeit, die sie schuf, mit scharfen Zügen angedeutet ist, was das eigentliche Geschäft des Litararhistorikers bleiben muß. Zudem bemerkte ich schon oben, daß die Zeit noch nicht da ist, die Veränderungen der Sagen objectiv vollständig darzulegen, und dies leidet auf die fränkische Sage mehr als auf jede andere seine Anwendung. Die Ursache liegt einfach in dem endlosen Umfange derselben; sie bildet, wie auch Frankreich in der politischen Geschichte, den Mittelpunct der romantischen Poesie, weil sie wie kein anderer Zweig europäischer Volksfage das Nationale aufgab, und das Christliche hervorhob, was die Kreuzzüge, diese Duelle aller ritterlichen Epik, nährten, weil sie alle nahe und ferne Elemente in sich aufnahm und so wieder überall hin Eingang fand. Die Nation selbst nahm die günstigste Stellung ein, um sich eine solche Wirksamkeit in Europa zu sichern. Seitdem Chlodwig sein Reich fester auf Eroberung und Grausamkeit gegründet hatte, als Theodorich sein gothisches auf politische Verbindungen und gute Verwaltung, hatte mehr als ein halbes Jahrtausend der fränkische Name jeden andern in Schatten gestellt. Die Karolinger hatten sich um die Christenheit die außerordentlichsten Verdienste erworben, Karl hatte ein Universalreich von ungeheurem Umfange gegründet und gleichsam das römische Reich hergestellt; bis auf Otto hatte man in Deutschland den Namen der Ostfranken noch nicht abgelegt, früh verherrlichte die Sage vom trojanischen Abstamme diesen Völker-

zweig. In den Kreuzzügen nahmen Nord- und Südfranzosen die heilige Sache in ihre Pflege und im Osten kannte man nur ihren Namen. Ihre Sprache hatten sie nach England getragen, man verstand sie in Spanien und in Italien, und in Deutschland gab man sich Mühe sie zu lernen. Dazu kam, daß jener gefeierte Karl nicht blos poetisch eine Art von Allgemeinbesitz war. Die Spanier zwar mochten frühe anfangen, in ihren Romanzen eine nationale Opposition gegen ihn an die Stelle der christlichen Freundschaft zu setzen, denn in ihren Liedern von Bernard del Carpio theilt dieser mit Marsil den Ruhm des Siegs in Ronceval; allein Italien kannte ihn als den Hersteller des Westreichs, die Bretagne vindicirte sich den Karl Martel, ob Karl ein Deutscher oder Franzose von Geburt sei, stritt man von jeher. Zwischen Deutschland und Frankreich mochte ohnehin ein Austausch und ein gemeinsamer Verkehr länger gedauert haben, als wir wissen; jener Walthar von Aquitanen scheint auf eine Verbindung zwischen west- und ostgothischer Sage zu deuten, wie die Thiersage im Norden vermittelt; Karl aber ward, wie aus den rheinischen Volksfagen von Roland, aus den Sagen der Kaiserchronik und ihrem Bezug auf mehrere Lieder von Karl, so wie aus der Erzählung von seiner Geburt in der Weihenstephaner Chronik<sup>99)</sup> hervorgeht, bei uns so gut als einheimisch betrachtet, wie in Frankreich. Alles knüpfte sich dann lange in der Tradition an diesen großen Mann, fremde Romane, wie Flos und Rother, suchten genealogische Verbindung mit ihm, jede gute Einrichtung, deren Ursprung im Dunkel lag, ward ihm zugeschrieben in der lebendigen Ueberlieferung; und von Karls Recht und Raab, von seinem Lot und seinem Buche sang und erzählte die Poesie, die auch jede alte und neue Lieblingsanecdote, wie in Karl und Elegast, und in einem Meistergesange von Karls Recht<sup>100)</sup>, in vielen Novellen und Fabliaux zu sehen ist, auf ihn zurückführte. Was aber unstreitig der fränkischen Poesie und Sage den meisten Eingang verschaffte, war der Geist der Frömmigkeit und des frommen Mitterthums, der in ihrem ersten Entstehen gelegen haben mochte. Alle ausgewanderten Germanen, die auf römische Cultur

99) Uretin, älteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Großen. München 1803.

100) In letzterem sind drei allgemein bekannte Anekdoten an Karl geknüpft. S. Docen im *Ud. Mus.* II, 279. Grimm *ib.* 226.

trafen, wurden um ihre patriarchalische Heldenzeit betrogen; keiner dieser Stämme konnte daher den scandinavischen oder deutschen Sagen, die eine solche Zeit in größerer Reinheit schildern, Geschmac abgewinnen, keiner holte dies ja selbst bis heute nach und nur die Engländer zeigten dafür einiges Interesse, denen auch keine römische Bildung ihren Nationalstimm verdorben hatte. Die christlich-ritterliche Heldenzeit aber war ein Allgemeingut der europäischen Welt, das nur umgekehrt wieder in eben jenen deutschen Ländern nicht so tief und vielseitig besessen und gepflegt ward. Diese Zeit aber muß nothwendig von der engeren Verbindung der militärischen und kirchlichen Welt hergeleitet werden, zu der Karl den ersten, gleich so bedeutenden Anstoß gab und die bereits durch die Kämpfe mit den Mauren vorbereitet war. Die ächte fränkische Sage also schlug gerade ihre ersten und frischesten Wurzeln in dem Geiste, der hinfort durch Jahrhunderte die Schicksale der Welt entscheiden und alle Köpfe und Gemüther durchdringen sollte; und wir sahen daher diesen Geist schon in dem Ludwigsliede herrschen, zu dem sich die älteste Karlsage ganz genau so verhält, wie die alte Dietrichsage zum Hildebrandsliede, und zwischen diesen beiden ältesten kleinen Nesten und den beiden späteren entsprechenden Epen, Roncesvalschlacht und Nibelungen, steht Walthar von Aquitanien in einer merkwürdigen Mitte, indem dort alter Heroensinn und neuer Rittergeist ganz auffallend gemischt sind. Jener Duell und Entstehungszeit der ältesten fränkischen Volksage gemäß sind nun Heldenkämpfe, Kämpfe um den Vorzug des Glaubens der Mittelpunkt des fränkischen Epos, wie Kämpfe im Allgemeinen, um den Vorzug der Waffen und der Stärke des Arms der Mittelpunkt der deutschen Sage sind. Eben so wie diese Heldenkämpfe auch in jener zweiten späteren Gestaltung der deutschen Sage, wo wir jene Vasallenverhältnisse aufkommen sehen, dennoch das Hauptmoment zu bilden fortführen, gerade so auch gehen diese Glaubenskämpfe durch die zweite Gestaltung der fränkischen Sage, wo auch hier die Vasallenverhältnisse hervortreten, nur daß hier überall das feste Uebergewicht der Lehnsleute, in Deutschland aber treuer Vasallendienst gepriesen wird, was nicht allein den Charakter der Nationen gegeneinander überstellt, sondern auch auf den verschiedenen Gang der Geschichte aufmerksam macht, da Frankreich sich von der Uebermacht der Großen aus nach der absoluten Monarchie

hin zu entwickeln begann, Deutschland aber umgekehrt von der Macht großer Dynastien und Monarchen aus nach der Unabhängigkeit der Großen. Wie Frankreich durch seinen schönen und warmen Antheil an den Kreuzzügen sich zum Vorseher der Christenheit machte, so ward auch seine Dichtung der Kern der mittelalterigen Poesie, eben durch diese Eigenheit, daß überall die höchsten Ideen der Zeit und der Quell ihrer Bestrebungen den freiesten Eingang und den würdigsten Boden darin fanden. Was auch die Briten in der Dichtkunst vorgearbeitet hatten, das hauptsächlich ist nur vielleicht durch den Umgang mit den Franzosen unter den Bretagnern angeregt, und wieder würde Alles wirkungslos untergegangen sein, wenn nicht die Normannen ihre Werke in eine Sprache übersetzt hätten, in der sie allein Verbreitung finden konnten. Und selbst dann war offenbar das, was durch französische Hände zugefegt ward, da es aus der Zeit genommen und für die Zeit bearbeitet war, das, was selbst an diesen britischen Dichtungen am meisten anzog. Denn gerade wie man in Deutschland jetzt das Volksepos, das noch nichts von dem Christlich-Mitterlichen befaß, verachtete, eben so verachtete man bald auch die altbritischen Sagen, welche ich nachher charakterisiren werde, und jene älteren Parzivale, Lanzelote, Tristan, Wigalois u. A. wurden so erweitert oder verändert, daß sie den glaubensritterlichen Zuschnitt bekamen, den man jetzt überall verlangte, eben wie man auch an Arthur die Graalsage knüpfte, und das Niffallen mit dem die Wolfram und Gottfried auf jene älteren einfacheren Gestaltungen hinsehen, könnte zeigen, daß man vielleicht Unrecht hat, wenn man ihr ähnliches Niffallen an unserem Volksepos lediglich auf Rechnung ihres höfischen Stolzes und ihres Herabsehens auf die Bänkelsänger setzte und auf das Volk, dessen Eigenthum und Lieblingspoesie dies war; es war vielleicht mehr noch die rohere Sprache und der Mangel dessen, was man nun für das Höchste in der Poesie zu halten anfing, was davon abschreckte. Die Art des Minnedienstes, den man in Deutschland besang und in deutsche Bearbeitungen fremder Epen eingehen ließ und der gerade so ernst auf die Sache selbst ausging, wie das deutsche heroische Epos den Bezug auf die Gegenwart mehr verschmähte, und der eben darum etwas weit volksthümlicheres hat als der französische, hätte keinen allgemeineren Eingang in die europäischen Dichtungen finden können, allein

der leichtere Gesang der Troubadours und ihr Frauendienst hielt die richtige Mitte zwischen dem britischen, der zwischen Gemeinheit und sentimentalere Idealität schwebte und dem innigen und gedankenvollen der Deutschen. Auch dies also beförderte es, daß die französische Dichtung allgemein zugänglich und allgemein angenommen ward, und so riß sie denn Alles an sich, was sich nur irgend vertragen wollte, und lieferte endlich den unverwüßlichen Stoff, an dem sich sowohl die höchste Vollendung im Ariost, wie die unerhörteste Ausartung in den Prosaromanen offenbarte.

So viel scheint mir hier für meine Zwecke zu genügen. Da sich in neuerer Zeit unter uns Deutschen so mannichfaches Interesse für diesen Sagenkreis zeigte, so verweise ich die Leser, die dies Alles von anderen Seiten zu betrachten wünschen auf die Leistungen in Deutschland <sup>101)</sup>, und man kann nun endlich auch den Antheil der Franzosen selbst citiren, die lange genug ihre alten Schätze liegen gelassen haben. Seitdem sich Paris mit anderen mit so vielem Eifer der ältesten fränkischen Sage annimmt, seitdem Gauriel mit viel Sinn auf Volkspoesie überhaupt aufmerksam gemacht hat, und auch durch junge Männer mit deutscher Bildung deutsche Art zu forschen Eingang findet, ist zu hoffen, daß nun bald vielleicht ein noch größerer Eifer für die Herausgabe und Erklärung dieser alten Dichtungen in Frankreich überhand nehmen wird, und es ist nur zu wünschen, daß nach Roqueforts Beispiel und Raynouards Ermahnung das Studium der altdeutschen Poesie damit verbunden werde, die so viele Aufschlüsse dem französischen Literaturhistoriker geben kann, als der deutsche von der Bekanntwerdung der französischen Poesien jener Zeiten hofft. Raynouard besonders hat das Verdienst des vielseitigen Blickes und des besonnenen Vorgangs auch hier. In zwei Stellen seiner Anzeige der Ausgabe des Romans von Berta durch Paris und von Moins Dissertation über den Roman de Roncevaux <sup>102)</sup> spricht er

101) Ich meine besonders Uhlands Aufsatz über das altfranzösische Epos in Fouque's *Musen*; Schmidts *Rolands Abenteuer* und Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie, u. A. Neuerlich auch Wolf über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte. Wien 1833. Dazu Dippoldts und Bredows historische Arbeiten.

102) *Journal des Savans* 1832.



deutlich aus, wie er in die deutsche Art der Forschung eingeht. In der einen sagt er, daß nachdem er bisher die Producte der Trouveres hauptsächlich aus dem Gesichtspuncte des Sprachlichen untersucht hätte, er nun, nachdem hier der Weg gebahnt sei, für zeitgemäß halte, sie in Bezug auf das Verhältniß der Geschichte zur Poesie zu betrachten, und in der anderen stellt er geradezu, als Aufgabe für die Forscher in diesem Felde, die Fragen: ob Roland eine historische Person sei? ob nicht der Sagenkreis Karls des Großen auf Volksgesängen ruhte? welche Großen ursprünglich die 12 Peirs waren? wie sie es geworden? welche andere in den verschiedenen Romanen neben sie traten? Zugleich weist er Monin auf die genaue Vergleichung unseres Gedichtes vom Pfaffen Konrad<sup>103)</sup>, von dem ich hier zu handeln habe, und dessen spätere Umdichtung durch den Stricker<sup>104)</sup>, von denen das erstere, welches zwischen 1173—77 gedichtet ist, an Alter den beiden französischen Handschriften des Roman de Roncevaux vorgeht, obwohl es dem Inhalte nach im Wesentlichen stimmt und mit ihnen also wahrscheinlich eine gemeinsame nordfranzösische Quelle hat. Die Urquelle müßte nach Monin<sup>105)</sup> in den Anfang des 12ten Jahrhunderts fallen und dem Local nach, und wie Raynouard aus den Schlachtrufen in Konrad Monsoy und preciosa auch sprachlich schließt, eine provenzalische sein; unser deutscher Bearbeiter jedoch dichtete unmittelbar nach einem lateinischen Texte, den er sich aus dem Französischen zuerst entworfen hatte<sup>106)</sup>. Ueber die Entstehung des Gedichtes, über die historische Beziehung in Roland, ob er Eginhards Ruodland, ob er nach Turner Rolle von der Normandie ist oder ob man mit Ferrario zwei Rolande annehmen muß (jenes gewöhnliche Ausfluchtsmittel, das auch Diven beim Arthur anwandte), dies Alles lasse ich am besten hier unbesprochen, theils weil es in die französische Litterargeschichte gehört, theils weil gerade jetzt von Bourdillon, Paris und Anderen die

103) Fragmente in Schilters Thesaurus. T. II. Ich benutze jedoch den Cod. Pal. N. 112.

104) Bei Schilter l. l.

105) Monin dissertat. sur le roman de Roncevaux. 1832.

106) Cod. Pal. N. 112. F. 123.

Ich haize der phaffe Chunrat;  
also iz an dem buche gescriben stat in Franczischer zungen,  
so han ich iz in die latine bedrungen, danc in die tuitste gekeret.

Ausgabe der französischen Gedichte selbst und ausführlichere Werke über diese Gegenstände vorbereitet werden, die von nicht geringem Interesse sein werden, da sich in der französischen Geschichte und Literatur sehr schöne Zeugnisse für die Sage von Karl und seinen Pairs finden, an denen sich die historische Entwicklung dieser Volksgesänge wird errathen lassen, und da auch die ältere Handschrift (bibl. roy. N. 7227) des Roman de Roncevaux durch ein günstiges Geschick, wie unsere Nibelungen, auch nach vielfachen Durchgängen die ursprünglichere Gestalt errathen läßt, indem Mo- nin hier, wie Andere auch an anderen Romanen, auf viele Wiederholungen und Varianten einzelner Situationen aufmerksam gemacht hat, die es deutlich zeigen, wie die Abweichungen verschiedener Lieder über einzelne Punkte hier in der rohen Zusammenstellung Eingang fanden, wo man dann das Aeltere und Einfachere genau unterscheiden kann. Selbst in unserem Konrad ist an einzelnen Stellen das Romanzenartige noch so deutlich, daß an diesem Gedichte mehr als an anderen die volksthümliche, ursprüngliche Gestalt durchscheint, obgleich wieder die Subjectivität der letzten Bearbeiter mehr vortritt, als in unserem Nationalepos.

Das deutsche Epos ruhte auf großen geschichtlichen Erinnerungen aus einer Zeit, wo es nur um Thaten galt, und den Charakter einer solchen Zeit hielt auch das Nationalgedicht fest, obgleich die Richtung der Zeiten strebte, ihn zu verwischen. Auch das fränkische Epos ruhte auf solch einer historischen Grundlage, allein schon ist es nichts Nationales mehr, um das es sich handelt, sondern ein Allgemeines, es sind keine Stämme die handelnd sich gegenüber erscheinen, sondern Religionssecten, es ist nicht mehr das einfache Leben selbst, was aus dem einfachen Gang der Verhältnisse die Thaten und Handlungen der Menschen entstehen läßt, was das homerische Epos so groß, was den deutschen Dietrich zu einem so herrlichen epischen Charakter macht, es ist Gott der hier seinen Menschen zu handeln vorschreibt, es ist eine göttliche Maschinerie an der Stelle der Verwicklungen, die sich bei dem Griechen die Menschen selbst auch gegen das Schicksal schaffen, es sind Grundsätze und Ideen, welche die Handlungen der Menschen bestimmen, den Trieb leiten, die Leidenschaft mäßigen, und das Wollen über das Thun stellen; Thaten und dichterischer Preis der Thaten erhält hier auf einmal eine Beschränkung, der mit freier

Kunst durchaus unverträglich ist; das Reich des Gedankens, der moralischen Gesinnung, des religiösen Glaubens beginnt sich hier zu öffnen, und jene Dichtkunst, die mit göttlicher Unpartheilichkeit ihren Glanz über Feinde und Freunde breitet, die jeder Gestalt des Lebens befreundet ist und sich der vollkommensten Menschlichkeit mehr freut, als der halben Göttlichkeit, muß jetzt in den Hintergrund treten. Indem also die christlichen Ideen sich des fränkischen und britischen Epos bemächtigten, wurden diese Zweige der europäischen Poesie eben so angemessen für jene Zeit, als die andern, wohin jene nicht so vielen Eingang fanden, ihr fremder wurden. Was aber gerade diese Gedichte für jene Periode so werthvoll machte, das raubte ihnen den allgemeineren Werth, den die Nibelungen gegen die Karlsage behaupten. Was diese an Geschlossenheit, an gleichem Fuß, an gehaltenem Tone vor jenen voraus hat, das überbieten jene an weitem Interesse und an großartiger Wirkung. Es kostet mir Einen Blick, um einzusehen, wie ganz aus Einem Geiste entsprossen dies Rolandslied von Konrad ist, und wie das, was der letzte Dichter hier hinzuthun durfte, durchaus von diesem siegreichen, jeder willkürlichen Aenderung widerstehenden Charakter bestimmt und eingeschränkt werden mußte, den die Jahrhunderte, in welchen diese Sagen bloß im Munde des Volkes waren, diesen Liedern aufgedrückt hatten, weshalb auch der gleiche Ton der Frömmigkeit in den französischen Bearbeitungen, wie in der deutschen, herrscht. Fand sich Eckhard, der lateinische Dichter des Walthar von Aquitanien, wie wir sahen, versucht, der deutschen Sage die Haltung des antiken heroischen Epos auszudrücken, so ließ jetzt Konrad oder sein Vorgänger seinen Ernst und seinen Vortrag aus dem alten Testamente; schon hier tritt ins epische Gedicht zuweilen ein lyrischer Ton, es ist aber nicht der, der später aus dem Minnelied entlehnt ward, sondern es ist der prophetische und andächtige Schwung der Psalmen, der hier zu finden ist.

Das Gedicht beginnt mit einem kurzen Anruf an Gott, daß er dem Dichter verleihen möge, Wahrheit zu künden von Kaiser Karl, wie er durch seine Siege über die Heidenschaft das Gottesreich gewann. Da der Gottesdienstmann vernahm, wie in Spanien sündliche Abgötterei herrschend war, nahm er sich den Zustand der Heiden zu Herzen, und ein Engel des Herrn erscheint seinem fleischlichen Auge, und beruft ihn im Namen Gottes zu dem Werke

der Heidenbekehrung. Der Kaiser beruft die zwölf weisen und tugendlichen Pfleger seines Heeres, die reinen und keuschen Helden, die ihren Leib feil trugen um ihrer Seele willen, die nichts mehr begehrten, als für Gott zu sterben und das Himmelreich mit dem Märtyrerthum zu erlangen. Der Kaiser hält ihnen einen Sermon, in dem er ihnen seinen Entschluß mittheilt, die Heidenschaft zu zerstören und die Christenheit zu mehren. Es ist der Ton der Bibel oder des Korans, in dem er predigt, daß ihrem Dienst für Gott und ihrem Tode für Gott die königliche Krone in der Märtyrer Chor bereitet sei, die wie der Morgenstern leuchtet. Die Großen erklären sich bereit, Freie und Eigne strömen zusammen und zeichnen sich mit Kreuzen. Der Kaiser ermahnt die Versammelten im Style des bewaffneten Propheten, auch der Erzbischof Turpin redet in Davids Sprüchen zu ihnen, einer der Zwölfe, „die nicht Feuer noch Schwert fürchten, die Gott gewährt hat weß sie an ihn begehrten, dieweil sie hier lebten; die als Märtyrer gestorben zum Himmel emporgestiegen sind, wo sie nun fröhlich leben mögen als Rathgeber; das haben sie um Gott verdient, daß sie fürder sorgelos leben.“ Dem frommen Kreuzheer wird der Stolz der Heiden entgegengesetzt, „die großen Uebermuth führten, wie stets der Unselige that.“ In ihrem Rathe wird jedoch beschloffen, Friedensboten an Karl zu senden und sich dem Christenthume zu fügen. Diese Gesandten, als sie ins Christenland herabstiegen, finden ein Paradies voll Freuden, die Felder glänzend wie golden, in einem Baumgarten wilde Thiere im Gesecht, und die Frohnkämpen spielend mit Saitenspiel, Gesang und Waffen, und Frauen im Schmuck der Gewande und des Geschmeides. Salomon allein konnte sich mit Karl vergleichen. Wie die Boten ihm nähern, erkennen sie ihn, da er am Schachbrett sitzt, ohne Fragen, am Glanz seiner Augen, deren Feuer sie so wenig ertragen konnten, wie die Mittagssonne. Jedes Wort, was zu seinem Preise gesagt wird, stempelt ihn hier, wie auch die ganz übereinstimmende Ansicht in der Kaiserchronik, zum Apostel und Propheten<sup>107)</sup>:

107) Cod. Pal. F. 9. b

Den vlanden was er gremelich, den armen was er helmelich,  
in volcwige was er sigelich, widir ubil was er gnadic,  
ze goté was er gewerre, er was recht richtere,  
er lerte uns die phaphe, der engel si imo more tichte,

Die Gesandten bringen ihr Anliegen an, der Kaiser ist geneigt um des Zeichens der Palme willen, das sie führen, wie der Heiland als er in Jerusalem einzog, ihre Anträge anzunehmen, im Rathe der Zwölfe aber ist Zwiespalt darüber, Turpin widerräth, der alte Bischof St. Johannes hat Lust zum Apostel und Märtyreramt. Bei diesen Berathungen sieht man, scheint's, auch im Deutschen Texte, doppelte Recensionen durch, obwohl das was sich hier mit Abweichungen wiederholt, wohl verknüpft ist. Der altehrwürdige Johannes mit seinen grauen Locken, der auf Krücken lehnt (eine ächte Figur spanisches Geschmacks, wie überhaupt das Ähnliche in dem Vortrag dieses Gedichtes mit den spanischen Romanzen, neben dem vielen Eigenthümlichen in beiden, gegenseitige Bürgschaft des Alters, der Volksmäßigkeit und des westgothischen Ursprungs ist) räth, Gesandten an Marsils Hof zu schicken, die sich von den wahren Absichten Marsils unterrichten sollen. Roland, Olivier, Turpin er bieten sich sogleich und werden abgewiesen, ganz in dem autokratischen Tone des gestrengen Kaisers, der von seinem plötzlich aufbrausenden Unwillen keine Rechenschaft giebt, der sich von Launen bestimmen läßt, der seinen Willen errathen haben will, der schon alle Anlage zu jenen barocken ritterlichen Launen hat, die nachher in den spanischen Romanen dem Charakter der Nation gemäß so sehr ins Extrem getrieben und von Cervantes so meisterlich persiflirt sind, und die ihre Duelle nur in der jugendlichen Eitelkeit haben, die sich bemerklich machen will, die das Auffallende, das Pathetische und das Sonderbare wählt, um sich bemerklich zu machen, weshalb hier auch schon jene Attituden einer solchen kleinen wichtigthuenden Gefallsucht vortreten, indem diesem Kaiser eben jene feurigen Augen geliebt werden, jenes tief sinnige Senken des Hauptes, jenes Streichen des Bartes, jenes Runzeln der Brauen und dergl. mehr, auch an Stellen, wo nichts Wesentliches diese theatralischen Manieren fordert. Roland schlägt dann seinen Stiefvater Ganelon vor, zu dessen eigenem Verdruß, Karl stimmt dazu, und überreicht ihm den Handschuh, den dieser zu Aller Unwillen fallen läßt. Der Charakter des Ganelon ist, wie der des Reye

---

er honde ellu recht, zu deme swerte was er ein gut knecht,  
 aller tugende was er uz erkorn, mitter herre en wart in die werlt nie geboren.  
 Hier ist also in der Poesie die Ansicht von dem großen Kaiser, wie im Alterthum von den Propheten und Gesetzgebern; dies unterstützt meine Ansichten über die historische Größe, die ich in Schlossers Archiv Bd. V. mittheilte.

in den Artursagen, das Meisterrück in diesem Gedichte, in dem überhaupt noch alle Figuren jene volksmäßige, plastische Festigkeit haben, die durch lange Zeiten durchdauerte und die die verschiedensten Nachahmer, die den Ithland in seinen Romanzen, und den Calderon in seinen Dramen nicht fehl gehen ließ. Angst, Zaghaftigkeit, Scham, Groll und der aus allem diesem entspringende Verrath, den er auf seiner verhassten Gesandtschaft mit Marsil gegen Roland anzettelt, ist in langer Erzählung mit ächt epischer Ausführlichkeit und großer psychologischer Wahrheit gezeichnet. Ueberraschend ist dabei der ächt heroische Zug, der auch in Homers Helden wahrzunehmen ist, daß es mehr die von der Phantasie vorgespiegelte Gefahr ist, die Ganelon furchtsam und feige macht; als er an Marsils Hof seine Botschaft bestellt und dieser zornig mit dem Stabe nach ihm schlägt, greift er ans Schwert und zeigt sich als tüchtigen Rittersmann, und wie er dann wieder vor den König beschieden wird, finden ihn die Herren und Fürsten, die nach ihm gehen, unter einem Baume mit so scheugebietenden Antlitz, daß sie nie einen furchtbareren Mann gesehen. Dieser ganze Vorfall motivirt auf eine vortreffliche Art die Versöhnung Marsils mit ihm, die Geschenke mit denen er ihn nun überhäuft und den Verrath, der nun gesponnen wird; das Benehmen des Ganelon dabei aber zeigt ihn, wie Homer seinen Alexandros, auch in seiner Verworfenheit noch als einen Helden. Sein Verrath wird mit dem des Judas verglichen, der den Heiland opferte; verkaufte Judas ihn allein um wenige Pfennige; so verkaufte Ganelon viele herrliche Christen um eine große Last Goldes; der Teufel bethörte ihn, seinem Hass und der Bestechung nachzugeben und der in der äußeren Erscheinung herrliche Mann ward gleich dem Baume, der außen grün und innen verdorrt, außen voll und innen hohl und wurmsüchtig ist; er ward der Verräther, von dem David sagt: er hat seine Zunge gewegzt und meine Feinde auf mich gehezet u. s. w. <sup>108</sup>).

108) Die Stelle fährt fort:

wider gute hazzet er mich, herre habe du selbe den gerich;  
 du kurze ime sine sage, ein anderer sinen richtum hebobe,  
 sinu sint werden weisen, unt homen niemmit uzer ureifen,  
 sin wip muze wiuwe werden, in sinen sunden muze er uesterben,  
 so du homst an die gerichte, ze aller lute gesichte  
 da werde er urreiteret, deme tuwete beimeinet  
 in die spechelbrünnenen schare, du helle si niemmit gare,  
 das er ungetruwese uerit zwel richte,  
 sine ebenschristen zu der warne gab.

Ganelon kommt dann zurück, bringt von Marsil eine täuschende Botschaft, und das Land Hispanien soll ihm um seiner Verdienste willen verliehen werden, allein er lehnt diese Ehre und Würde auf Roland heimtückisch ab. In der Nacht hat Karl schwere und ahnungsvolle Träume für seinen theuern Neffen; doch wird Roland zum König von Hispanien gekrönt. Ueberall erscheint auch dieser wie ein Frohnbote; wie Karls auserwähltes Rüstzeug, Engel haben ihm sein wunderbares Horn und sein Schwert verliehen, und als bei seiner Belehnung seine Lanze dreimal in einen Stein eindringt, ward offenbar, daß er mit Gottes Gnade behaftet sei. Wie Kreuzhelden ziehen Roland und seine Gefellen nach Spanien ab, um keines anderen Gewinnes willen, als um Gottes Liebe. Hier nur treffen sie auf das heidnische Heer, das ihnen in Folge von Ganelons Verrätherei den Untergang bereiten soll. Die Helden erheben sich zu Gott mit Psalmen und Singen, mit Beichte und Gebeten, mit thränenden Augen und großer Demuth; sie labten die Seele mit dem heiligen Brote und Blute zum ewigen Leben und rüsteten sich froh wie die Bräutigame, ächte Gotteskinder, die die Welt verschmähten, die das reine Opfer brachten, als sie das Kreuz nahmen, und zum Tode eilten, um das Gottesreich zu erkaufen. Jetzt, wo die Heidenfürsten nach einander auftreten, um dem Marsil ihre Dienste gegen Roland anzubieten und von ihm jeder seinen Bescheid erhalten, hört man wieder den Vortrag der Romanzo und gewahrt die lockere Verbindung; und ebenso stehen die folgenden Kämpfe außer allem strengeren Verband unter einander; dabei ist auch die bestimmte Angabe der Todtenzahl hier und da ein echter Romanzenzug. Jedesmal wo eine Schaar Heiden und Christen, wo ein heidnischer Fürst einem der Paladine entgegengestellt wird, wird wie in Aeschylus Sieben vor Theben gegeneinandergesetzt die fromme Demuth des Einen und die Hoffahrt des Andern, und der Sieg dessen der um Seele und Himmelreich streitet über den der um Ehre und Irdisches kämpft, eingeleitet. Die Heldensprache des Heldenbuchs, der Nibelungen, des Lamprecht klingt häufig in dieser Schlachtbeschreibung an, aber noch um eine große Stufe einfacher und unschuldiger als bei letzterem; Alles aber athmet noch jene alte Kraft und Männlichkeit, und es steht dem ritterlichen Geprahl und dem altnordischen Kernspäß dieser Helden wohl an, wenn ihnen aus der Bibel manche Ausdrücke

geliebt sind, wenn Roland die Felle zu seinem Fußschmel machen will und dergl. Es fehlt nicht an Beredsamkeit bei aller Einfalt, denn man sieht dem Dichter die Begeisterung ab, mit der er an der Sache hängt; man sieht, daß er nicht aus Büchern fremde Zustände schildert, zu denen er nichts Entsprechendes in sich trägt, man sieht daß eine Zeit redet von Thaten, von denen sie erfüllt ist, und von Gefinnungen und Empfindungen, die minder Räthsel waren, als jene dunkeln Liebesgefühle, für die nur das eigne Innere langsam eine Sprache erschaffen mußte, während für jene frommen und heiligen Gedanken der Psalm und das Evangelium den einfachsten, den treuesten, den ewig gültigen Ausdruck lieb, an dem wir noch heute die moralischen und religiösen Begriffe unserer Jugend bilden. Im wüthendsten Kampfe mit den Heiden schmilzt nun die christliche Schaar und Roland weigert sich nicht länger sein Horn zu blasen, was er vorher zu thun verschmäht hatte. Auf Tagesweite hört Karl den Nothruf, ahnt seine Bedeutung, läßt Ganelon binden und rettet zu Hülfe. Olivier wird schwer verwundet, eine Zeitlang kämpft er noch, dann vergehen ihm die Augen, er unterscheidet nichts mehr, hört nur noch Roland neben sich und sagt ihm Lebewohl. Eine herrliche und ergreifende Stelle, wo namentlich auch der Stricker, was sonst durchweg umgekehrt ist, den Konrad übertrifft<sup>109)</sup>, und die nur durch die folgenden Uebertreibungen wieder ganz wirkungslos gemacht wird. Roland übernimmt der Schmerz, er ändert die Farbe und läßt das Haupt auf den Sattel sinken; nur Turpins Noth weckt ihn wieder; die Kraft dieser Kämpfer ist wie die eines Samson riesenmäßig übertrieben. Nach einander fallen denn auch die letzten, und Roland. Da er von der Welt schied, ward am Himmel ein Licht, und ein Erdbeben folgte mit Donner und Himmelzeichen, die Winde fällten die Bäume, der Sonne Licht erlosch und der Tag ward finster wie die Nacht, und die Sterne gingen auf; Schiffe gingen unter, Thürme und Paläste stürzten ein, und es schien als ob das jüngste

109) Bei Schiller. Tom. II. p. 81.

Do wart er farblos und plaid, im vergangen die augen,  
do wart im sels tanzen, wer jener was oder der.  
Gefelle Nilant sprach er, hilf mir von den Heiden,  
wir müssen uns nu schaiden weltlicher geselschaft;  
mir ist erforden din kraft, die augen sint mir vergangen,  
der tot hat mich gevangen, ich siche nicht, wer jeman ist,  
wan ich hore wol, das du bei mir pist.



Gericht hereinbrechen wolle. Der Stricker, der hier schon klügelt, wie doch diese Geschichte des Falles der Christen bei so allgemeinem Mord erhalten und erzählt sei, bemüht hier einen Engel, von dem die Kunde herrühre<sup>110)</sup>, eine Maschinerie, die in den fränkischen Volksagen außerordentlich oft wiederkehrt. Karl erscheint jetzt mit seinem Heere, ein Engel erscheint und ermutigt ihn, im Mutterleibe schon sei er zu Gottes Dienstmann bestellt gewesen, alle Rechte bei dem obersten Throne erwarteten ihn, und alle seine Genossen hießen nicht der Welt Kinder, sondern Söhne des obersten Herren. Zugleich geschieht ihm Josuas Wunder (wie auch im Turpin die Mauern von Pampeluna auf sein Gebet einstürzen); die Sonne wird aufgehalten, ein Wunder, das der heilige Kaiser im Roman Galien schon selbst verrichten kann. Es folgt endlich eine große Schlacht gegen die Heiden, die Paligan und Marsil das Leben kostet; dann Karls Klage über Rolands Tod, die Vielen so nahe geht, daß sie todt niederfielen. Bei Bestattung der Todten geschehen Wunder, Wunder auf ihren Gräbern. Auch Rolands Mute stirbt vor Gram unter des Kaisers Händen.

### 5. Legenden und Novellen. Veränderter Geschmack der Zeit.

Wenn ich von einem Uebergang, ja von einem Uebersprung der Dichtung zur Zeit der Kreuzzüge redete, so meine ich damit keineswegs ein plötzliches Abwerfen alter Stoffe, sondern vielmehr das Einführen eines neuen Geistes, gleichviel ob in neue oder antike Materien. Damit war allerdings auch ein Verschmähen solcher älterer Gegenstände, welche sich der modernen Richtung und der neuen Weltansicht nicht fügen wollten und ein Hervorsuchen solcher, die diese begünstigten, nothwendig verbunden. Vor allem finde ich nun hier einen Blick auf dasjenige, was der großen Masse die gewöhnlichste Unterhaltung darbott, sowohl interessant als nöthig.

110) Ibid. p. 88.

Ewas si begangen haten, desin mohtens selbe nicht gesagen,  
 si warn allezant erslagen; Sant Egidie der raine,  
 der las do alters alleine ezu Provenze in einem vol,  
 do west in Charl vil wol, der rait durch Got vil dicke dar,  
 dem prachte disen rede gar der heilige Engel geschriben,  
 also ist diz buch her beliben ungeschicket sine zeit:  
 so si: p was Got diser streit, das en selben schreiben hies.

Nicht als ob ich meinte, daß dies in einer Geschichte der Dichtung einen vorzüglichen Platz verdiene; es ist vielmehr meine Ansicht, daß jede Geschichte sich ausführlicher nur mit dem hervorragenden und belehrenden, mit dem was bleibendes Muster und Vorbild ist, beschäftigen solle. Allein zum Charakterisiren einer Zeit ist immer das Verbreitetste, das Geeignestste und so würde man heute zur Bezeichnung des poetischen Geschmacks (wenn es anders nicht eine Sünde ist, von einem solchen gegenwärtig zu reden), die verschiedenen Romanengattungen und dergleichen, die in einer Geschichte der Dichtung wahrlich ihrem Werthe nach keinen Raum verdienen, allerdings berücksichtigen müssen. Was nun in den bisher behandelten Zeiten dasjenige vertrat, wozu bei uns belletristische Zeitschriften, Romane, Novellen, Bühnenstücke und dergl. dienen, war offenbar nichts, als Schwänke und Lieder und die Rhapsodien, vielleicht aber auch schon größere Bearbeitungen des Volksepos. Dies aber änderte sich jetzt von Grund aus, oder es kam ein Zuwachs dazu, der das Frühere fast ganz verdrängte. Im Anfange des 12ten Jahrhunderts möchte vielleicht das Nibelungenlied in deutscher Sprache in jener Gestalt existirt haben, in welcher es der Bearbeiter der Klage, wie wir sie jetzt besitzen, vor sich gehabt hat, indem es ausgemacht scheint, daß derselbe eine deutsche, vielleicht neben einer lateinischen Quelle benutzte. Ich muß es gestehen, daß ich für diese Annahme keine weiteren Gründe habe, als die häufigere Erwähnung der Dietrichsage in dieser Zeit, sowohl in lateinischen Chroniken, als auch in deutschen Gedichten. Und dazu möchte ich die Vermuthung fügen, daß in den späteren Jahrzehnten des 12ten Jahrhunderts, also nach dem Eindrange der französischen Epen, das Volksepos vielleicht schon eine ähnliche Form wie die jetzt existirende, aber schwerlich diejenige erhalten konnte, auf welche uns die Klage nach Lachmanns Untersuchungen schließen läßt, worauf ich später zurückkomme. Dort werden wir zugleich sehen, daß das alte Lied auch im Gedanken und in der Auffassung verräth, daß es dem alten heroischen Sinne noch durchaus näher stand, als unser Text, und dies wird es weiter erklären, wenn ich eine solche Auffassung höchstens noch im Anfange des zwölften Jahrhunderts für möglich halte, in welcher Zeit sich schon Alles gegen diese Dichtungen aufzulehnen anfängt.

Offenbar nämlich — und dies entschuldigt die scheinbar un-

passende Erwähnung des Nibelungenliedes von dieser Stelle — offenbar ändert sich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts der ganze Geschmack der Zeit. Von wenigerem Interesse sind uns hier die Urtheile der lateinischen Chronisten, des Eckehard, Otto von Freisingen oder Gottfried von Viterbo<sup>111)</sup>, weil sie im Grunde mehr die profaische und trockene Ansicht einer Zeit, wie die französische war, vertreten. Diese Periode sah zum erstenmal die Geschichtschreibung gewissenhaft und genau betrieben und Stenzel hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht<sup>112)</sup>, daß die Chronisten jener Periode zuverlässiger sind, als die früher und später sich an sie anreihen. Selbst noch die ersten Geschichtschreiber der Kreuzzüge in allen Theilen von Europa zeichnen sich bekanntlich durch ihre nüchternen und gesunde Behandlung der Geschichte aus, und namentlich sieht man hier sehr deutlich, wie von dem reinen Zeugniß der Augenzeugen, wie Raoul de Caen, Fulcher, Gualter, Raoul von Coggeshale und Wilhelm; die zum Theil noch von Legenden und Wundern bis zum Unglauben und zur Verhöhnung entfernt sind; der Uebergang zur Leichtgläubigkeit und zum Mangel an Kritik eben bei den aus der Entfernung schreibenden Albert und Guibert beginnt, die gerade sich die Miene der vorsichtigen Sammler und Kritiker geben. Genau so verhält es sich nun mit der Poesie. Wir lassen es hingehen, daß jene Dichter in dem gewissenhaften Pflichtgefühl des Historikers sich über die Anachronismen beschwerten, mit denen im epischen Gedichte Hermanrich, Attila und Dietrich in Eine Zeit gesetzt werden, allein wie erklären wir uns die sonderbare Kritik der Kaiserchronik und so mancher anderer Dichter, welche sich gegen die deutschen Volksgedichte auflehnen, und ein Fehlerhaftes tadeln, indem sie im selben Augenblicke ein Fehlerhafteres an die Stelle setzen? Jene Kaiserchronik, deren Druck uns so lange verheißen und noch nicht erfolgt ist, darf wohl ihrer deutschen Quelle nach, auf welche sie sich beruft<sup>113)</sup>, in den Anfang dieses Jahrhunderts gesetzt werden, obgleich der Text der Heidelberger Handschrift nicht vor dem Ende desselben abgefaßt ist.

111) Siehe die Stellen bei W. Grimm, deutsche Heldensage. p. 36. 38. 41.

112) Im zweiten Theil seiner französischen Kaiser.

113) Cod. Pal. N. 361. Fol. 1.

Ein Buch ist zu dute gerichtet, das unsich romisches riches wol berichtet, gezeiten ist iz cronica.

Sie fängt gleich im Anfange mit dem Eifer gegen Erdichtung und Lüge an<sup>114)</sup> und will an deren Stelle Wahrheit verkünden. Dieser Eifer ist gegen nichts anders als gegen unsere Dietrichsage, d. h. die weltlichen Gedichte die im Anfange des 12ten Jahrhunderts noch die vorherrschenden waren, gerichtet, wie man aus einer späteren Stelle aufs deutlichste erfährt<sup>115)</sup>. Wenn wir die ganz gleiche Klage der Historiker über jene Anachronismen als baare Münze nehmen, so werden wir das doch hier nicht können, so wenig, wie wenn die französischen Prosaromane die gereimten der Lügen beschuldigen, obgleich sie selbst viel lügenhafter sind. Vielmehr ist es ein reiner Widerwille neuer Dichter gegen die alte Dichtung, die sich hier in einer unbedachten Kritik Luft macht. Tausend vortreffliche Regeln haben diese Leute im Kopf, denn sie ringen überhaupt auch im Leben darnach, sich überall Grundsätze zu schaffen, \*allein sie anzuwenden, wissen sie nicht im geringsten. Wie schöne Lehre giebt Wolfram, in der Erzählung nicht zu übertreiben, indem er gegen die deutsche Volksage polemisirt und spottet, und bei ihm fehlt doch in Worten und Werken an Uebertreibung nicht. Wenn der weise Gottfried von Strasburg die Sage von dem Haar der Isolt, das zwei Schwalben in Marke's Saale fallen ließen, kritisch bekämpft, so fällt ihm das was uns das Absurde scheinen würde, gar nicht auf; er bekämpft es aber, weil es nicht in seinem Texte steht und nicht zu seinem Plane paßt. Im Tituret wird über die Hornhaut Siegfrieds gehöhnt, und doch kommen hörnene Riesen in dem Gedichte selbst vor<sup>116)</sup>. Schon Ellis<sup>117)</sup> hat, indem er des Wilhelm von Malmesbury Verachtung gegen die läppischen und traumhaften Märchen der Briten neben

114) Ibid. Du ist leider in disen ziten ein gewonheit wien, manige sedenlent sligene und vugent sie gesantene mit schopplichen worten. Du durchich vil harten, das die jete darumbе brinne, iz ist ane gottes minne: so lerre man die luge die sint, die nach uns künfte sint.

115) Ibid. F. 86. Swer nu welle bemere, das dietrich ezzein frbe, der heize das buch vürtragen; do der kunic ezzele ee obene wart begraben, dar nach frunt vut war dry unt vleric jar das dietrich wart geboren, ze eriechen wart er irzogen, da ee das sweret umbe bant, ze Rome wart ee gelant, ze vullkan wart er begraben, hie muget ir der lugene ende haben.

116) Die Stelle bei W. Grimm. p. 173. Ich glaube nicht, daß der dort eingeschlagene Ausweg, den Widerspruch zu heben, nothwendig ist.

117) In den specimens of early english metrical romances.

desselben Mannes Leichtgläubigkeit hält, mit der er dem Nennius als Geschichte abnimmt, daß Arthur mit eigener Hand 900 Sachsen in einer Schlacht getödtet hätte, eine Verwunderung geäußert, wie capriciös die Ungläubigkeit der Kritiker jener Zeiten war. Dies ist nirgends merkwürdiger, als eben in unserer Kaiserchronik. Der gewissenhafte, wahrheitsliebende, geschichtsfönnige Dichter, den wir so eifrig über die Lügen und Zeitverstöße der Dietrichsage fanden, welsch ein Schauspiel des tollsten historisch-poetischen Wirrwarö öffnet er nicht selbst in den Sagen und Wundern, die er als so glaubwürdig in seinem Werke aufnahm, die aber das Christlich-Religiöse, das darin vorherrscht, vor jeder Beschuldigung schützt, wie denn diese selbe Intoleranz und Verachtung der weltlichen Gedichte ganz genau so wiederkehrt, sobald die gute Zeit der Romane abgelaufen ist und die Legenden wieder eine neue Epoche machen. Die Kaiserchronik ist nämlich nichts anderes, als eine legendenartige und novellistische Chronik des alten und neuen römischen Kaiserthums; alle alte und neue Geschichte aber wird aufs merkwürdigste durcheinander geworfen. Die Erzählung beginnt mit Cäsar, mit seinen Kriegen in Deutschland und mit Pompejus, wie sie in den Lobgesang auf Hanno aus unserer Kaiserchronik übergegangen sind. Unter Liberius wird Jerusalem von Titus und Vespasian zerstört, und diese Zerstörung kommt dann unter Vespasian noch einmal vor. Unter Cajus stürzt sich ein anderer Marcus Curtius zu Ross in einen Höllenschlund, der sich in Rom öffnet. Nach Nero regiert Tarquinius, und die Geschichte der Lucretia trägt sich mit jenen Erweiterungen zu, die man in mehreren späteren Novellen wieder findet. Unter Otto und Vitellius spielt ein Odenatus die Rolle des Scävola. Mit Nervas ehernen Pferd auf dem Capitol ist die Anekdote von Phalaris Ochsen verschmolzen. Die Reihe der Kaiser ist wunderbar verstellt und verrückt. Unter Commodus fallen die Kriege mit Marich und ein Herzog von Meran tritt dabei auf. Der Kaiser Gallien war der größte Arzt; des Boethius Leidensgenosse Symmachus ist hier Seneca. Der Paps Leo ist Kaiser Karls Bruder. Ein Ezzius-Marses ruft den Dtaker ins italische Reich, der seinerseits von Dietrich von Meran geschlagen, so wie auch jener Ezzius von diesem erschlagen wird; und im Attila und Theodorich ist in den Namen auf Zeitpersonen, auf jenen unter Friedrich I. bekannten Herzog von Meran und auf

Ezzelin I. (den Großvater jenes verüchtigten), der in den Kriegs- und Friedensschlüssen der Lombarden und auf Friedrichs Kreuzzug ausgezeichnet ist, Bezug genommen! Hat man je eine ähnliche Confusion gehört! Nur in den *reali di francia* darf man das Aehnliche suchen, die überhaupt das passendste Seitenstück zu unserer Kaiserchronik in der Fremde sind, die an wunderlicher Mischung von Geschichte, Fabel, Legende, Märchen, an rohem Geschmack, und allen möglichen Eigenschaften übereinstimmen, sich auch im Inhalt berühren, wie z. B. gleich die eröffnende Geschichte von Constantins Auszug sich in dem deutschen Werke findet, das sich eben so gerne wie die *reali* mit dieser Gottesstrafe, in der Legende von der *Crescentia* bis zum Ekel, beschäftigt. Ganz eng muß man dann der Form und dem Charakter nach den Lobgesang auf den heiligen Hanno<sup>118)</sup> mit der Kaiserchronik verbinden, der als Gedicht jetzt nicht mehr so viel Aufmerksamkeit oder gar begeisterte Bewunderung in Anspruch nehmen kann<sup>119)</sup>, nachdem ihm sein richtigeres Alter angewiesen und sein Verhältniß zu diesem Werke, das ich oben andeutete, aufgefunden ist, der aber für die Art, wie nun Personen und Zeiten und Räume durcheinandergemischt werden, ganz ungemein charakteristisch ist. Der Dichter beginnt mit der Schöpfung der zweigetheilten Körper- und Geisterwelt, die im Menschen verbunden ist. Gottes Schöpfung war gut; Mond und Sonne und Sterne, Donner und Wind, und alle seine Werke wandeln ihren angewiesenen Pfad, nur die zwei edelsten Geschöpfe nicht; Lucifer schied sich von den Frommen und der Mensch sank durch Verführung, bis ihn Christus erlöste. Seine heilige Lehre breiteten die Apostel in alle Welt aus, auch die trojanischen Franken haben manchen Heiligen erhalten; besonders in Cöln ruhen so viele Märtyrer, dort auch Hanno. Des Mannes Lob und der Preis der Stadt führt des Dichters leichte Phantasie auf die Gründer der ersten Städte, auf Minus und Semiramis und auf Babylon. Nun geht er auf den Traum Daniels über und auf die vier Weltreiche, auf die Löwin von Babylon, den Bären von Persien, auf den Leoparden, der den Alexander bedeutet, von dessen

118) ed. Goldmann. 1816. und in Schilter. Thesaur.

119) Besonders seit Herder (zerstreute Blätter. 5te Samml.) hat man das Gedicht, das übrigens allerdings sehr schöne Stellen hat, überschätzt.

indischem Zuge eine Episode eingeflochten wird, auf den Eber der Römer. Dies führt ihn auf Cäsar, der mit den Schwaben kämpft und (wie Karl der Große)<sup>120)</sup> mit den Baiern, die aus Armenien kommen, wo noch Deutschredende gefunden werden, und besonders mit den wankelmüthigen Sachsen, die von Alexanders Genossen abstammen, zu thun hat. Dann wendet er sich an die Franken, seine alten Verwandten; dann gegen Rom und Pompejus, mit dem er eine Schlacht schlägt, die mit jener vortrefflichen Raschheit und Lebendigkeit geschildert ist, welche die Dichter des 13ten Jahrhunderts nur sehr selten erreichen<sup>121)</sup>. Von da kommt der Dichter auf Augustus, auf die Gründung von Cöln durch Agrippa, auf die Geburt Christus, auf Petrus Ueberwindung des Teufels in Rom und die Aufpflanzung des Kreuzes, auf die Aussendung der Befeher der Franken, die das Land mit besserem Siege gewannen als Cäsar. Einer davon ward Bischof in Cöln und sein drei und dreißigster Nachfolger ist Hanno. Nun erst ist der Panegyriker bei seinem Gegenstande, dem Preise des Heiligen angelangt, und es folgt was sich aus seinem Wandel und Leben zu seinem Ruhme, aus seinem Beispiele zur Nachahmung, aus seinen Wundern zur Verherrlichung sagen läßt.

Wenn man an diesen Beispielen gesehen hat, wie hier in recht engem Raume so vieles zusammengedrängt ist, was zum erstenmale, aber gleich so schlagend als möglich, aufkommende Bekanntschaft mit den Fernen, mit der Geschichte, mit großen Helden aus der Geschichte, mit Völkerverbindungen und dergl. zeigt, so wird man sich die Unbestimmtheit darin von selbst erklären; wenn man sieht, wie die dunkelste Kenntniß hier aufs allerdeckste mit der Geschichte umspringt, wie das viel Wahrscheinlichere verachtet und verschmäht und das viel Unwahrscheinlichere an die Stelle gesetzt wird mit eitler Prahlerei, und wie nur das Neue und nur das

120) Ganz ähnlich sind in dem neugriechischen Romane Velljar auf diesen Helden die Thaten Cäsars, die Eroberung Britanniens u. s. w. übertragen.

121) Dy wi di wisini clungin, da bi marin cisamine sprungin,  
 herehorn duggin, beche blutis vluggin,  
 derde diruntini diuniti, di helli in gegini gliunti,  
 da bi heristen in der werilte subtiu: sich mit suertin.  
 Da gelach die manig breiti scari, mit blute birunnen gari,  
 da mohte man sie duomen durch helme virhouwen,  
 des richin Pompeis man, da Cesar den sige nam.

was der Schreiber gerade zur Hand hat, gepriesen und ins Licht gestellt wird, so wird man von der Gewissenhaftigkeit jener Dichter, die die Aechtheit ihrer Sage und ihre Wahrheitsliebe gegen Andere verfechten, man wird von der Aufrichtigkeit der Kritik dieser wackeren Männer überhaupt die allerkleinsten Begriffe bekommen. Es ist nur der geänderte Geschmack, der ihnen den Tadel in den Mund giebt, der darum immer aus ihrem Herzen kommt und auch vor ihren unklaren Köpfen bestehen kann. Zugleich drängt sich hier in dieser Kaiserchronik wie in einem Chaos fast Alles zusammen, was nur irgend die erste, allerfrischeste und schrankenloseste Thätigkeit einer jugendlich-ausgheißenden Phantasie erschaffen kann; ja die vielfältigsten Richtungen späterer Poesien liegen hier wie im Keime, und die Geschichte der deutschen Dichtung hat kein Werk, das sie früher als dieses in dieser Periode nennen dürfte. Nichts ist für den Reichthum der Phantasie und die bereitwillige Erfindungs- und Combinationskraft jenes Geschlechtes und des ganzen Mittelalters bezeichnender, nichts zeigt zugleich bestimmter, wie auch in diesen neuen Zweig der Romantik, die sich jetzt vielfältiger ethnologischer und historischer Stoffe bemächtigt, von dem Materiellsten, von der Anknüpfung an Städtenamen und dergl. ausgegangen wird<sup>122)</sup>, woher dann jene zahllosen Städtesagen, die man als nichts denn als bloße Erdichtung ansehen darf und trotz aller Volksmächtigkeit, die sie in späteren Jahrhunderten erlangt haben mögen, nicht als Volkssage betrachten kann. Denn Volkspoesie kann nur heißen, was den Weg zu seiner Vollenbung unter der Theilnahme Aller gemacht hat; was später von Geistlichen oder solchen Dichtern, die schon standes- und kastenmäßig eine Kunst oder ein Gewerbe aus der Dichtung machen, gleichviel, ob Erfundenes oder Gefundenes bearbeiten in Schriften und Büchern, hört auf Volksdichtung zu sein, und sollte es sich auch noch so tief im Volke verbreitet haben. In demselben Verhältniß könnte man zwischen Natur- und Kunststaat scheiden; sobald die Verwaltung

122) Nur Ein ergötzliches Beispiel aus Vielen der Kaiserchronik: Nero verlangt von seinen Aerzten, daß sie ihn schwanger machen; sie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt und er giebt eine Kröte von sich. S. 24.

die walhe sprungen uf sa  
sie riefen lata rana;

daher der Name Latéran.



von dem Instinct der Masse auf das Bewußtsein der Einzelnen übergeht, hört jener auf; die Entwicklung kann fortwährend volksmäßig bleiben, in Staat und Poesie, aber wo sie nicht mehr vom Volke aussondern bloß aufs Volk zurückgeht, da muß die Scheide gemacht werden; wo eine sogenannte Staatsorganisation und wo Kunstregeln eintreten, da beginnt die neue Periode. Tausend unzähligen Sagen nun von Städtegründungen und Eponymen, die durch das ganze Mittelalter reichen, können nichts anderes sein als die Erfindungen müßiger Mönchsköpfe, die sich noch dabei in Zeiten, die noch wenig freies Spiel der Phantasie kannten, von existirenden Namen die Hand führen ließen, an etwas gleichsam Arbeitendes anlehnen mußten, was dann zugleich den Hörern und Lesern etwas Beglaubigendes war. Was haben nicht jene Schotten und Scythen, Isen und Oser, jene Dacier und Dänen, Sachsen und Sakasuna, Geten und Gothen, die Doppel-Iberer und Veneter, die Sennonen und Senonen, Troyes und Lissabon, Syracus und Saragossa seit dem neuen und dem griechischen Mittelalter bis auf späteste Zeiten für Verirrungen in der Geschichte angestellt! Namen, Völker, Städte, welche nach der bloßen Lautähnlichkeit aufs kühnste historisch und poetisch verbunden werden, weil diese die kindliche Einbildungskraft von selbst zur Thätigkeit ruft und weil diese Verbindung zugleich der städtischen oder nationalen Eigenliebe schmeichelt! Wer sollte es dem Verfasser dieses Werkes verdenken, wenn er in seinem Knabenalter sich mit Vorliebe mit dem großen Corvinus von Ungarn oder gar mit St. Gervinus abgab, dem frommen Wallfahrer, an dessen Fürsorge und Fürsprache im Himmel er nicht im geringsten zweifelte, da ja der Mann wenigstens das gleiche Interesse an dem unabweisbaren Stammangehörigen haben mußte, wie dieser an ihm. Nicht anders erklärt sich jener Zug im Mittelalter, denn kaum eine Stadt existirt ja, die nicht wenigstens eine solche kahle Herleitung und etymologische Deutung angeregt hätte, kein Volk, das nicht an ein Volk des Alterthums sich angelehnt, kein Wappen, das nicht eine dichterische Sage veranlaßt hätte. Da manchmal die Anknüpfung wirklich historisch beglaubigt war, so gestattete das um so mehr Lizenz. Einen bedeutungsvoll klingenden Namen, ein sonderbares Wappen zu erklären, was konnte eine größere Aufforderung sein zur Erfindung und zur Erdichtung? Die Etymologie giebt dem

Dsried Stoff für seine mystischen Betrachtungen, dem Cassiodor für seine Gelehrsamkeit, den Scholastikern für ihre Speculationen, und sie sollte den Dichtern keinen Stoff für Erzählungen gegeben haben? In Staat und Kirche gab es Einrichtungen und Gewohnheiten, die ein dunkles Herkommen gebildet hatte, die man sich also zu erklären suchte; nichts ward nun gewöhnlicher, als daß man Geschichte, Gebräuche, Sitten, Gesetze und Alles zurückconstruirte. Dies ist die erste freiere Form der Erdichtung überall; das ganze Mittelalter ist überfüllt davon, eben wie das griechische auch. Die rohere und frühesten ist das bloße Vorgehen. Aegyptische oder gallische Priester hören von griechischen Göttern und Heroen, und sie eignen sie sich an; die Franken hören von dem glorreichen Abstamme der Römer, die sie gestürzt hatten, was Wunder, wenn sie ihre obscure Herkunft mit dem gleichen Ruhme, trojanisches Blutes zu sein, vertauschen! In Italien und Spanien las man frühzeitig gefällige altgriechische und römische Sagen, so adoptirte man die Sage von den Lehren oder den Mohnköpfen des Thrasybul erst in Rom, dann später in Aragonien. Die Kreuzzüge regten geographisches Interesse auf, man entlehnte zuerst die Sagen des Herodot und der Griechen ehe man sich eine eigene poetische Länderkunde bildete. Zunächst wird das Vorgehen zur Nachahmung. Je näher dazu der Stoff lag, desto früher fing diese Kunst an. In Italien also ist bei dem ersten Hervortreten der Vulgarhistorie, weil dort die alten Geschichtsbücher vielleicht nie ganz verloren waren, schon das ganze Logographenwesen der alten Welt in schönstem Flor und die Urgeschichte der einzelnen neuen Staaten blüht von etymologischen Scharfsinn und von historisch-poetischen Transformationen altgriechischer Mythen. Dieser Art ist die Hannibaldische Chronik, die gerade so von eponymischen Etymologien und alten Geschichtszügen wimmelt. Wo aber das Uebertragen älterer Geschichten in neuern Zeiten nicht so bequem war, wie überall, wo die alte Literatur ausstarb oder noch nicht hinkam, da trug man nun Zustände und Geschichten in ältere Zeit über; und dies Zurückconstruiren ist im Alterthume eben so sichtbar wie im Mittelalter. Zugleich forderte dies schon größere Freiheit, ja, es bedingte auch gleichsam das historische Fortbilden der alten Sagen mit neuen Erdichtungen, sobald die Zustände, die darin zurückgetragen waren, sich selbst fortbildeten. In allen Verhältnissen des ganzen Mittelalters zeigt

sich diese Art der Erdichtung am unverfälschtesten. Ganze Urgeschichten der Völker liegen da, die aufs offenbarste nach einzelnen Zügen der späteren wirklichen Geschichte zusammengesetzt und im Laufe der Zeiten zum Theil aus dem trockensten Gerippe zum rundesten Körper geworden sind. Die Gesetze des Staats von Aragonien sind auf diese Art zurückgetragen und in der Kirche stehen jene Decretalen des Pseudisidor neben diesen aragonischen Fueros vielleicht als die merkwürdigsten Beispiele, wie sich die Welt der Wirklichkeit Jahrhunderte lang in den furchtbarsten Kämpfen um die Grundsätze solcher Schriften drehte, die nur insofern nicht völlig apokryphische und willkürlich erfundene Dinge sind, als sie, so wenig sie einen materiellen Grund haben, doch eben so entschieden auf dem Geiste der Zeiten ruhen, in denen sie entstanden oder entwickelt sind. Ganz genau so ergriff jetzt die Poesie die herrschenden Bestrebungen der Zeit und trug sie auf ältere Zeiten über, und die rohesten Anfänge hierzu sahen wir in der ganzen Entwicklung des Volksepos, und sehen sie hier in der Kaiserchronik im größeren Maasstabe in gleicher roher Gestalt in dem Uebertragen neuer Ereignisse und Thaten auf ältere Zeiten und Männer, neben der umgekehrten Accomodation älterer Sagen zu neuen Verhältnissen. Von da an steigt dies bis zu der Höhe, wo, wie etwa im Parzival, die höchsten Ideen der Zeit erfasst und im poetischen Körper sinnlich gezeugt werden, wo selbst das, was noch etwa ein Rücktragen und ein Anlehnen an frühere Zustände verrathen könnte, nur auf den allgemeinsten Ähnlichkeiten beruht, wie z. B. wenn in der Graalsage die Hüter aus Cappodocien hergeleitet werden, der uralten Heimat der Mystik und der Priesterstaaten, die noch dazu die Legende so früh im heiligen Georg, dem Patron der Ritterschaft und dem bewunderten Märtyrer, der dort geboren ist, an das christlich-ritterliche Ordenswesen des Mittelalters anknüpfte. In solchen Stoffen und Gedichten hat man Volkssage gefunden! im ganzen Mittelalter hat man Erfindung gelehnet, weil jenes Geschlecht mit Treue und Gewissenhaftigkeit an der ächten Sage hing, ächte Sage gegen die entstellte mit Eifer vertheidigte, und mit scrupulöser Genauigkeit dem Gange der Sage in Uebersetzungen folgte. Diese Passivität ist allerdings ein Charakterzug der deutschen Ritterpoesie und wer auf sie ähnliche Ansichten beschränkt, der behält Recht. Unsere Dichter jener Zeiten, die aller eignen

Produktivität zu ermangeln schienen, stehen darin nicht allein der ihr vorangegangenen Nationalpoesie, sondern auch den französischen und provenzalischen Dichtern entgegen. Wer aber den Ausdruck auf das ganze Mittelalter ausdehnt, der würde geradezu eine verkehrte Welt erfinden. Denn dieß ist eben der auf der Oberfläche gleich erkennbare entschiedenste Charakterzug der Dichtkunst neuerer Zeit überhaupt, daß in ihr die Macht des Gedankens so groß war, daß von ihm aus ganze poetische Schöpfungen frei erfunden ausgehen konnten. Die antike Dichtkunst lernte diese Art von Kunst und Poesie erst gerade dann kennen, als auch das Alterthum den Charakter unserer neueren Zeiten anzunehmen anfing; erst dann als auch im Alterthume das Romantische Eingang fand. Es war nun ganz natürlich, daß schon in den frühesten Anfängen des Mittelalters dieses kühne Erfinden sich in den Sagen und Dichtungen offenbarte. Es kam dazu, daß die keltischen Stämme, die den Uebergang in die neuere Zeit vermitteln, keine Geschichte hatten, doch aber in den vielfachen Collisionen, in die sie mit kriegerischen Nationen kamen, nicht ganz arm und ruhmlos dastehen wollten und daher die Lücke, die Volksfage und Geschichte entstellte, auszufüllen suchten; es kam dazu, daß die Religion die Wunder und Visionen und frommen Erdichtungen der Phantasie, daß der Gang der Zeit die Träume des Gemüths zu Bildern und Facten weihte; es kam hinzu, daß man mit Italien und Griechenland seit Carl und Otto dem Großen Verbindungen angeknüpft hatte, die sich jetzt vielfach erneuten, und daß man von da in größter Leichtigkeit den ganzen Schatz von Novellen und Legenden herüberholen konnte, der sich dort viel früher aufgehäuft hatte, als im Norden; und diese Legenden und Novellen sind es hauptsächlich, welche nun die Unterhaltung zu geben anfangen, welche früher in Deutschland der nationale Schwanz und das Märchen gemacht haben mögen, denn das Kinder-Märchen, wie auch aller Gespensterspuck, sind vorzugsweise Producte des Nordens und werden noch heute von den Ausländern als etwas vorzüglich Volksthümliches an uns angesehen. Wir sehen also schon in der Thiersage das Verhältniß und den Uebergang von dem älteren zum neueren, worauf ich mich nun hier schon beziehen darf; nur konnten wir auch dort das Älteste nur errathen; das neueste Deutsche ist erst der überarbeitete Gleichser, der jedoch auf eine frühere Quelle aus diesem 12ten Jahrhundert zurückweist, genau

so sind unsere besten und mehresten Legenden aus jener Zeit, wo im 13ten Jahrhundert die rückkehrende Prosa mit der schwindenden Poesie eben so streitet, wie jetzt die aufkeimende Poesie mit der weichenden Prosa; dort also werde ich wieder auf diese Art Dichtung zurückkommen müssen. Von uralten Schwänken und Märchen wird vielleicht Manches, wer weiß nach wie vielen Durchgängen, zu uns gelangt sein, denn noch trägt manches in der Grimmischen und anderen Sammlungen von Kindermärchen den Charakter eines sehr hohen Alters. Wäre uns dergleichen aus so frühen Zeiten erhalten, so würde ich vielleicht hier das ähnliche Verhältniß von fremder Novelle zur einheimischen herausstellen können, wie in der Thiersage, deren reiner nationale Gestalt wir unten noch kennen lernen müssen; und wir würden das Verhältniß finden, wie das des fremden Epos zum Volksthümlichen. Allein wer sollte damals gerade solcherlei Poesie aufzeichnen, die mehr wie irgend eine dazu bestimmt ist, nicht aufgezeichnet, sondern blos überliefert zu werden, was sich vielleicht auch darin zeigt, daß man eben in den Theilen von Deutschland viel mehrere und viel bessere Märchen im Volke zu erzählen weiß, wo man nie viel Antheil an der Schriftpoesie nahm. Es mag sein, daß man es für eine einseitige und eigensinnige Grille oder für ungemein profaisch erklärt, allein ich glaube nicht, daß der Druck von alten oder gar die Erfindung und Herausgabe von neuen Märchen zu verantworten ist. Der einzige Gebrauch, der davon gemacht werden sollte, dürfte nur der sein, daß man Sitte und Vorstellungen anderer Jahrhunderte darin kennen zu lernen suchte. Allein der Gebrauch, der davon gemacht wird, ist weit ein anderer, man giebt sie Kindern bis in hohes Alter zur Lectüre in die Hände und verdirbt damit jede frühesten Anlage und gefährdet alle menschliche Bestimmung. Das Kind soll zum Erwachsenen werden, der Knabe zum Mann. In seinen frühesten Jahren mag es geschehen und muß es geschehen, daß sich Vater und Mutter zu ihm oft herablassen, und ihn in seiner Sphäre mit Spiel oder Belehrung unterhalten. Dazu dient das Märchen vortrefflich und der geschickteste Erzähler wird am meisten auch im Ton und in der Action dieß Herablassen zum Kinde fühlbar machen und mit je leichterem, beweglicherer Phantasie er mit seinem Stoffe umspringt, je tändelnder und scherzender er ihn behandelt, desto besser wird es sein. Allein so-

bald diese Stunde vorüber ist, steht der Vater wieder im gewöhnlichen Ton der Verständigkeit und des unterscheidenden Alters da; er hat es in seiner Gewalt, mit den leisesten Fäden die Phantasie des Sohnes und jeden Eindruck zu lenken; er kann vorbauen und was die Hauptsache ist, wenn der Knabe zu dem Alter kommt, wo schon ernstere geistige Thätigkeit in Anspruch genommen werden darf, wird es dem natürlichen Vater von selbst schwer ankommen, noch Märchen zu erzählen; die Natur selbst lehrt ihn, zu rechter Zeit Einhalt zu thun. So wie der Ton der Unterhaltung ernst wird, wehrt sich der Tact gegen das spielende Märchen. Wenn der Knabe schon mit Leichtigkeit Bücher lesen und verstehen kann, wenn er anfängt Märchen lesen zu können, so ist schon die Zeit da, wo er sie nicht mehr lesen sollte. Und der Vater gar, der die Märchen erst aus dem Buche einstudiren mußte, um sie wieder zu erzählen, möchte auch nicht gerade der geeignetste zu diesem Geschäfte sein. Ich sehe also nichts als Verderb und Weichlichkeit aus diesen Märchenbüchern fließen und wer einige gesunde Erfahrung gemacht hat, wird es mir nicht leugnen mögen, daß gerade die verwirrtesten Köpfe und die weichlichsten und nervenlosesten Seelen unter der Jugend an dieser gefährlichen Frucht am liebsten nähren. Wer weiß, ob nicht schon jene Zeit der Hohenstaufen, die ein gebildetes und denkendes Zeitalter genannt werden muß, das Märchen entschieden und mit mehr Tact, als wir besigen, verschmäht hat; wenigstens ist die Stummheit, mit der die ritterlichen Sänger an den Thiermärchen vorbeigehen, durchaus auffallend. Gewiß ist, daß uns nichts älteres davon in älterer Form übrig geblieben ist; und selbst wie ich schon andeutete, das was an die Stelle trat, das Fabliau, die heilige und weltliche, ernste und komische Novelle, wird erst dann häufiger und ausgebildeter, als die Kunst der Poesie wieder nichts mehr als Unterhaltung bezweckt, und sie mag häufig gewesen seyn in und vor der Uebergangszeit des 12ten Jahrhunderts, von welcher ich rede, wo noch nichts als Unterhaltung in der Dichtung gesucht ward. Hier nun ist die Kaiserchronik die einzige Quelle und ist in so fern äußerst wichtig. Es ist der Hauptgesichtspunct, aus dem die Geschichte der Poesie dieses Werk betrachten muß, daß dasselbe, wie sich andere Werke von Umfang an andere Begebenheiten der äußeren Geschichte anschließen, in der deutlichsten Beziehung zu den

Richtungen der deutschen Kaiser seit Carl nach dem Süden, nach Italien, auf den Erwerb der Kaiserkrone und die Verbindung des deutschen und römischen Reiches steht, welche letztere geradezu den Faden des Buches ausmacht. Mit diesen Bestrebungen sahen wir den geistigen Verband mit der alten Welt schon oben im Zusammenhange. Noch war zu Ottos I. Zeit die heroische Seite der alten Poesie, Homer und Virgil, diejenige, welche wir in der weltlichen Dichtkunst die Aufmerksamkeit der lateinischen Dichter beschäftigen und ihren Einfluß auf unsere Heroenpoesie ausüben sahen. Seitdem aber von da an das Ritterwesen sich mehr und mehr ausbildete, seitdem mit Ottos II. Gattin die Verbindung mit Byzanz häufiger, seitdem unter Otto III. Hofstou und Hofceremoniel mit seinem unsäglich jammervollen Gefolge nach Deutschland kam, und nun der Uebergang zur Ständescheidung und allem, was den moderneren Charakter einer Zeit bildet, gemacht ward, fand man mehr Geschmack an dem, was das west- und oströmische Reich neues und modernes darbot, und dieß waren Umbildungen alter griechischer Sagen und Dichtungen in neuer Gestalt, Verschmelzung derselben mit Orientalischem, Legenden, Romane und Novellen. In Spuren zeigte uns schon der Lobgesang auf Hanno jene neue Gestaltung der Alexandersage; die geistliche und weltliche kleine Erzählung aber nimmt in der Kaiserchronik die breiteste Stelle ein.

Seit undenklichen Zeiten herrschte in Griechenland und Italien der Geschmack an solchen Novellen; jede Nation hatte natürlicherweise in dieser Gattung etwas eigenthümliches, und der Austausch dieser kleineren, faßlicheren Stoffe, die noch dazu weit anders belebt waren, als jede andere poetische Materie des Mittelalters, war so leicht und konnte und mußte bei jedem Zusammenreffen verschiedener Nationen so lebhaft werden, daß wir deshalb in den Zeiten der Kreuzzüge im Orient und Occident fast überall solche Sammlungen von Novellen hervortreten sehen, die es gemeinsam haben, daß sie meist in einen Rahmen gefaßt sind, welcher Einschlebung und Versezung, Erweiterung und Verengerung, Ausschneiden und Aufnehmen gleich leicht und bequem machte, und daß sie meist aus Altem und Neuem, aus Orientalischem und Occidentallichem, aus Nationalem und Fremdem gemischt sind. Die größere, höhere Dichtung des Mittelalters hält in der ganzen

damals thätigen Welt in Asien und Europa dem Geiste nach gleichen Schritt; dieselbe innere Regung, welche die persische Lyrik gestaltete, gestaltete auch die deutsche, und das persische Epos floß aus keiner weitem inneren Quelle als das fränkische; diese kleineren Dichtungen aber sind auch dem Stoffe nach Allgemeingut der ganzen Welt geworden, in einer Weise, wovon wir uns schwer einen Begriff machen können, da bei uns die mündliche Tradition bis auf die Anekdote herabgekommen ist, in der wir aber noch ganz die außerordentlich schnelle Verbreitung und die Localisation, wie in den alten Sagen, beobachten können. Die ältesten Zeiten stellten hier ihre Producte neben die neuesten, aus den größten Fernen trafen sie zusammen und fügten sich in Eine Gesellschaft mit oder ohne Veränderung. Aus jenen milesischen und sybaritischen Märchen der alten Welt, die ganz offenbar solche üppige Unterhaltungsstoffe verdorbener Städte waren und zur Zeit von Roms Gefunkenheit mit den Heeren bis nach Asien getragen wurden, ging vielleicht die bekannte Geschichte von der Matrone von Ephesus in alle Zeiten und Länder, war nach Duhalde in China bekannt und kommt im Petron, in den sieben weisen Meistern und in den Fabliaux aller Nationen vor, und die neuesten Zeiten versuchten sich wieder an so uraltem Stoffe. Alle Reiseabenteuer und Wunder gehören in diese Reihe; und nicht anders ist des Odysseus Erzählung seiner Irrfahrten innerlich und äußerlich lose verknüpft mit der Odyssee, wie die Abenteuer des Herzog Ernst bei Beldegel oder wie Alexanders Brief bei Lambert; und so erscheinen Reminiscenzen aus Herodot und Plinius in diesem deutschen Poeten und aus Homer in 1001 Nacht. Scandinavische Vorstellungen von Werwölfen erkennen sich scheinlich in den Bisclaveret der armoricanischen Lais. Die Fabel des Drients, die ganz an diese Stelle gehört und die noch bei Hans Sachs mit dem Schwank auf einer Linie erscheint und sich im ganzen Mittelalter mit dem Fabliau durchkreuzt, vermischte sich so enge mit dem Thiermärchen der Germanen, daß sie kaum mehr zu trennen sind, wie wir bereits bemerkten. In welcher Art der Sitopadesa, die Fabeln des Sidpai im Orient und Decident eine Sprache und eine Veränderung nach der anderen durchliefen, überall aber die begünstigende Einkleidung festhielten, ist bekannt genug. Das lateinische Werk von



Petrus Alphonsus <sup>123)</sup>, des getauften Juden, der unter Alfons I. in Aragonien schrieb, und dessen Werk auch früher mehrfach ins Französische übersetzt ward, verpflanzte mit am frühesten arabische Fabeln und Erzählungen in den Westen, die dann in die Erzählungen der Königin von Navarra, in die *Gesta Romanorum* und in die späteren italischen Novellisten Eingang fanden. Ich will von diesen späteren, den *Cento Novelle* und dem *Boccac* und seinen Nachahmern hier absehen; am interessantesten aber sind hier die sieben weisen Meister (deren Ursprung man auch bis nach Indien zurückführt) und die *Gesta Romanorum*. Die Genealogie der Fiction zu erläutern, sagt Dunlop <sup>124)</sup> ist kein Werk geschickter als die 7 weisen Meister. „In den arabischen Nächten ist die Geschichte von dem Ehemann und dem Pfau dieselbe mit der Elster in den weisen Meistern. Die Geschichte von dem Vater, der von seinem Sohne ermordet wird, war ursprünglich durch Herodot von dem Baumeister und seinem Sohne erzählt, der in den Schatz des Königs von Egypten einbrach, und wurde in vielen italischen Erzählungen nachgeahmt. Die getröstete Wittwe ist die ephesische Matrone des Petronius Arbitr und die zwei Träume entsprechen genau der Intrigue im *Miles gloriosus* von Plautus, dem *Fabliau le Chevalier à la Trappe*, einer Erzählung in dem *Aten Theile des Maffuccio* und der Geschichte von dem alten Calender in *Gueulettes tartarischen Erzählungen*. Endlich der Ritter und sein Windspiel ähnelt der berühmten welschen Sage von *Llewellyn dem Großen* und seinem Windhund *Gellert*, nur daß hier die Schlange ein Wolf ist, der von dem treuen über dem Rinde wachenden Hunde getödtet wird.“ Eben so sind in den *Gesta Romanorum* Fabeln aus *Petrus Alphonsus* und *Relilah* und *Dimnah*, es sind mönchische Legenden und profane Novellen, Geschichtchen und Anekdoten aus dem klassischen Alterthume und Apologe und Parabeln aus dem Orient (wie sie in dem ältesten *Barlaam* und *Josaphat* schon vorkommen) neben einander gestellt. Persien, Indien, Arabien, Griechenland, Italien, alle Welt trug zu diesen Sammlungen bei, nur gerade das deutsche Märchen und die welschen *Mabinogion*,

123) *De clericali disciplina.*124) *History of Fiction* t. II. p. 166.

das Volksthümliche unserer nordischen Novellistik, ging so wenig darin ein, wie unser heroisches Volksepos in Ariost, der alle alten und neuen Schätze umfaßte und benutzte. Gesammelt aber, bearbeitet und gelesen ward das Ausländische bei uns mit großer Thätigkeit, und wurden vielleicht die Fabliaux in Deutschland nicht mündlich so ungemein verbreitet, wie im nördlichen Frankreich<sup>125)</sup>, so geschah doch schriftlich vieles dafür. Unsere Kaiserchronik steht nämlich offenbar in der Reihe solcher Novellensammlungen, und gehört mit Petrus Alphonsus zu den frühesten Versuchen dieser Art. Dieß gibt ihr allerdings ein sehr hohes Interesse. Sie mischt alte klassische Erzählungen, wie wir schon hörten, orientalische Legenden, vaterländische Sagen<sup>126)</sup> und Züge aus der Volksgeschichte zusammen; sie scheint außer ihrer deutschen Quelle auch lateinische zur Erweiterung zu benutzen; und ganz charakteristisch ist dabei der eigne Rahmen, den sie dazu nimmt. Wer das Verhältniß unserer deutschen Dichter des Mittelalters zu den Originalen, die sie behandelten, kennt, und wie stets der epische Gedanke und das Gewand der Einkleidung ihnen eigenthümlich bleiben trotz aller Treue, mit welcher sie der Tradition der Sage folgen, der wird hier sogleich erkennen, daß die mühselige Einkleidung in der Kaiserchronik, und der Faden, der kein anderer ist, als die römische und deutsche Kaisergeschichte, und der Gedanke, der auf diese Einkleidung leitete, das ächte Nationale an diesem Werke ist. Der Inhalt aber ist dem größten Theil nach christliche Novelle oder Legende. Nichts verknüpft die Poesie der alten und neuen Welt so sichtbar und deutlich als die Legende, denn sie schließt Christenthum, philosophische Systeme und Disputationen, Allegorie, Parabel, Apolog und Novelle, Alles was das späte Alterthum am meisten mit der neuen Welt theilt, in sich ein. Schade daß uns Niemand diesen Zusammenhang gerade an diesem Theile der Literatur gezeigt hat. Dunlop beschränkt sich, vom griechischen Romane plötzlich den Ne-

125) Usage est en Normandie, que qui herbergiez est, qu'il die sablo ou chanson a l'hoste. Sa cristain de Cluni.

126) Sene von dem Baiernherzog Helger, dem vom Kaiser Severus zum Schimpf Kleid und Haar gestutzt ward. In Baiern thut man es nach, um den Schimpf zur Sitte zu machen. Dieß ist Volkswis, wie wenn die Griechen die Sitte nach zu kämpfen von einem Märchen herleiten u. dergl.

bergang auf den Johannes Damascenus und die Sage von Barlaam und Josaphat zu machen, statt die Geschichte der Legende bis auf den Ursprung des Christenthums und noch darüber hinaus aufzusuchen; eine solche literarische Geschichte aber, die nur auf erhaltene Werke und auf die verlorenen Mittelglieder durchweg gar keine Rücksicht nehmen will, muß immer ein mangelhaftes Stückwerk bleiben. Indessen erkennen wir auch auf eine bloße Vergleichung des Inhaltes der Kaiserchronik mit dem griechischen Barlaam allerdings den ganz gleichen Geist und die scharfe Einwirkung dieser Art Dichtung, die in lateinischen Uebersetzungen Vielen zugänglich und Allen interessant war, auf die Dichtkunst des Westens. Besonders wenn wir die große Episode von der Jugendgeschichte des Papstes und Märtyrers Clemens und seiner Brüder lesen, so finden wir da alle jene Magier- und Wundergeschichten, theologische Disputationen, jenen halb scholastischen, halb biblischen Styl, jene Siege über den Unglauben und Zweifel, und Erörterungen der Fragen und Streitigkeiten und Irrlehren, welche die Kirche in jenen Jahrhunderten bewegten. Hier dreht sich ein langer Kampf um das allgemeine Räthsel, das die ersten Christen beschäftigte, wie sich das Böse auf der Welt mit Gottes Güte verträge, wie sich das Glück und der Zufall zu Gottes Vorsehung, der freie Wille des Menschen zum Zwang der Gestirne und des Fatums verhalte; und geschieht ist die Fabel der Legende benutzt, den skeptischen Justinian zu überführen, indem die wunderlichen und zwecklosen Verschlingungen des Zufalls und der Willkür, die der Grund seiner Vertheidigung der „Wilselbe“ sind, sich zuletzt freilich gar maschinenmäßig in eine weise Fügung vorsehender Allweisheit und Allwissenheit auflösen und ihn dann überzeugen. Ganz ähnlich ist die Legende von Helena's Bekehrung und der Disputation zwischen Heiden, Christen und Juden in Durazzo, und so sind im Turpin, der in diesen Zeiten verfaßt ist, die Disputationen kein kleiner Gegenstand der Uebung selbst der Helden. Einfacher sind die Sagen von Liberius Krankheit und seiner Heilung durch Veronica; die Geschichten vom Gaußler Simon, die zahllosen Märtyrlegenden von Petrus und Paulus, von dem Evangelisten Johannes, von Sixtus, Felicitissimus, Agapet, Laurentius und Hippolit, der allgemeinen Christenverfolgung u. s. w.

Einen Werth der dichterischen Behandlung wird man in ei-

neuer Chronikartigen Buche wie dieses selbst in den größern und mit mehr Liebe behandelten Episoden nicht suchen. Noch gilt es hier um das bloße Material, das einfach entlehnt wird. Es kommt hinzu, daß dieser Werth bloß in den Legenden der Chronik zu suchen sein müßte, und wie wenig diese selbst unter den Händen geschickter Dichter, vermöge ihres für die Poesie meist ungeschickten Stoffes zu gedeihen pflegen, werden wir weiter unten beobachten können. Wo sie auch von dem religiös dogmatischen, von Wundern und Maschinenwerk freier sind, tragen sie den Charakter der Novelle und des Romans; daß ich auch dieser Art von Dichtung nicht einen großen Raum in der Geschichte der Poesie gönnen würde, erklärte ich bereits oben, und mit Recht scheint mir Humboldt gezweifelt zu haben, ob man den prosaischen Roman überhaupt nur zur Poesie rechnen dürfe. Dazu kommt, daß die Anlage dieser Dinge sehr oft die kindische Einfachheit der griechischen Romane an sich trägt, denen man gewiß kein günstiges Urtheil sprechen kann. Ich komme übrigens auf diese Punkte weiter unten in einer zweiten Periode zurück, aus der wir mehrere glänzende Behandlungen alter Legenden besitzen, und bis dorthin verspare ich auch von dem Leben der Jungfrau Maria von Werner zu reden, welches der Zeit seiner Entstehung nach hierher gehörte; ich schiebe es aber auf die Periode zurück, wo die Verehrung der Jungfrau überhaupt erst in der Poesie sichtbar hervortritt. Daß übrigens die Legende auch in diesem 12ten Jahrhundert vielfach cultivirt ward und selbst früher schon Eingang gefunden hatte, beweist schon das entstellte Fragment von dem Lied auf den heiligen Georg, aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert<sup>127)</sup>, das ich hier indessen keiner Erwähnung werth halte.

## 6. Ausartung der Volkspoesie.

In der Kaiserchronik, sahen wir, entlehnte Deutschland die Stoffe einfach aus Italien, wenigstens ist es nicht wahrscheinlich, daß zum Uebergang der vielfachsten Materien dieser Art nach Deutschland eine andere Verbindung nöthig war, als die mit Italien, diesem Herde der Unterhaltungspoesie; und jene Verbindung war

127) In Nyerop symbolae etc.

durch die zahllosen Heerzüge der Deutschen nach Rom und durch das Verhältniß des römischen Stuhls zu Europa seit den frühesten Zeiten hinlänglich befördert. Zunächst müssen wir uns auf ein schwierigeres Feld wagen und zu ermitteln suchen, welcherlei Einflüsse nach der Bekanntwerdung von Byzanz und dem Orient auf die deutsche Poesie ausgeübt wurden. Daß die Einen schon seit den Verbindungen, welche die Ottonen mit Byzanz angeknüpft hatten, begonnen haben könnten, ist nicht unmöglich. Allein hier ist durchaus aller Weg zur Untersuchung versperrt, und so lange nicht ausführliche und genaue Untersuchungen über den Fortgang und die Materien der griechischen Romane und poetischen Literatur gemacht sind, wird sich hier sehr wenig ausmitteln lassen. Noch ist aber in diesem Felde so gut wie nichts geschehen. Dunlop und Manso<sup>128)</sup>, die hier vor Andern genannt werden müßten, begnügen sich mit Aufzählung und Beurtheilung der älteren übrig gebliebenen Romane, ohne in die neuere Zeit weiter vorzubringen, und selbst, wenn wir uns dieß gefallen lassen wollten, wie urtheilen sie nicht selbst über diese Romane verkehrt, da z. B. keiner den Chäreas des Chariton zu würdigen versteht, den Manso in eine Klasse mit dem Heliodor und den übrigen wirft, zu denen er einen förmlichen Gegensatz bildet, den er, wie auch den Longus, kaum erwähnt, geschweige analysirt, da doch Jeder, der auch nicht ein Freund dieses Zweigs der griechischen Poesie ist, eingestehen muß, daß unter allen Romanen gerade dieser außerordentlich interessant ist, nicht nur wegen der naiven, natürlichen und süßlich glühenden Darstellung und Gesinnung, sondern auch besonders durch das treue Anlehnen an den altgriechischen Geist der besten Zeit, so daß hier noch einmal mit Wärme und Innigkeit jenes Verhältniß des Griechenthums zu dem Orientalismus, wie man es aus Herodot kennen lernt, poetisch aufgefaßt und geschildert ist. Es ist aber ganz ausgemacht, daß, wie später noch Tasso aus Heliodor entlehnte, wie den italischen und spanischen Schäferdichtern Longus vorschwebte, wie Cervantes erster Roman den ganzen Zuschnitt der griechischen Romane trägt, so auch in früherer Zeit schon sehr vielerlei griechische Stoffe in die neue Poesie des Südens Eingang fanden. Man denke nur

128) Der Eine in dem angeführten Werke *history of fiction*; Der Andere in seiner Abhandlung über den griechischen Roman in seinen vermischten Schriften.

an Apollonius von Tyrus und an die verschiedenen Umgestaltungen der Trojanerfage und des Alexander. Allein auch außerdem ließe sich ohne Zweifel, sobald man den Charakter und die Hauptzüge der griechischen Romanenliteratur festgestellt hätte, leicht denjenigen Poesien des Mittelalters auf die Spur kommen, welche ihre Farbe von griechischen Mustern trugen. So gut wie jede epische Dichtung der verschiedenen Nationen im Mittelalter ihre charakterisirenden Eigenheiten hat, so auch der griechische Roman; und sie scheinen hier im Wesentlichen zu bestehen in der Geschichte zweier Liebenden, die durch Gefahren getrennt, durch Zufälle aneinandergeschlendert, durch Zufälle wieder verbunden werden, die Scenerie ist Ufer und Meer, Wälder und Tempel; die Staffage machen Räuber und Magier; die Kunst geht auf Schilderung der Wunder der Ferne, oder auf Darstellung der Leidenschaften, oder auf das Malen von Personen, Gegenden, Statuen, kostbaren Gräbern und dergleichen; dabei herrscht eine Monotonie, eine Armuth; eine Wiederholung der Situationen und Begebenheiten, eine Kunstlosigkeit, eine Gesunkenheit der Sprache, daß man in vielen Stücken an alle Fehler der mittelalterigen Epen erinnert wird, obgleich man auch in allen diesen Beziehungen Eigenthümlichkeiten unterscheiden kann. Wo man nun Züge dieser Art, eine einfache Liebesintrigue, Trennungen, Verfolgungen, Sklavenverkauf, ungeschickte Maschinerie, Gräber und Scheinleichen, Automaten und bewegliche Statuen, die an die byzantinischen Anemodulien erinnern, in einem solchen Verbande findet, wie z. B. in Flore und Blanchefleur, sollte man da nicht, wenn auch nicht gerade auf griechischen Ursprung, doch auf einen Entstehungsort schließen müssen, wo griechische Litteratur zugänglich, oder auf einen Dichter, dem sie sehr geläufig war? Solcher Werke aber scheinen mir in der französischen Litteratur mehrere zu existiren, die eine solche Färbung vom griechischen Romane tragen; auch haben schon andere die ähnliche Ansicht gehabt, und nur mit zu viel Leichtsinne Herleitungen gemacht, wie wenn man z. B. die Fabel von Romeo und Julie auf des Xenophon Ephesiaca (die Bürger deutsch behandelte) zurückführte.

Wie sehr vorsichtig man aber auch mit solchen Herleitungen sein muß, wollen wir an einer Bemerkung deutlich zu machen suchen, die ich hier über ein eigenes Phänomen einschleiben muß,

in der Geschichte jener — ich möchte sie byzantinische Zeiten nennen, welche den Uebergang von der alten und neuen Welt bilden; ein Phänomen, das auf manche Erscheinungen im Staat, Leben und Bildung ein Licht wirft, allein die Untersuchung auch auf der andern Seite ungemein erschwert. Es begegnen sich nämlich im sinkenden Alterthume, sei es im Orient, in Griechenland oder in Italien, eine Unzahl von Erscheinungen in allen möglichen Beziehungen des Lebens, mit ähnlichen Erscheinungen, die von jenen ganz unabhängig in den nordischen Nationen aufkeimten, und welche die tausend und aber tausend Brücken bildeten, die je unmerklicher und unbemerkter um so fester die alte und neue Zeit mit einander versöhnten und verbanden. Es ist, als ob die Vorsehung die Kindheit der neuen Welt und das kindische Greisenalter der alten, zwei gleich hilfbedürftige Perioden, wechselseitig an einander hätten erziehen und zu einem neuen Leben emporbringen wollen. Oder sollen wir es Zufall nennen, daß das Christenthum und die barbarischen Germanen sich zu Einer Zeit ganz abgetrennt vereinten, die alte Welt von innen und außen zu stürzen, da das Christenthum doch, wie die 18 Jahrhunderte seiner Existenz beweisen, für die Germanen nach all seinen religiösen und politischen Beziehungen ganz eigentlich geschaffen war und in allen andern Theilen der Welt untergegangen oder entartet ist? Daß das Familienleben der Römer, oder ihr Sinn für Ausbildung des Rechts, oder ihre Latifundien mit den engeren Familienbänden der Deutschen, mit deren ungewöhnlich frühen Reigung für Bestimmung und Festsetzung der rechtlichen Verhältnisse, mit deren Hang zum Vasallen und Lehnwesen zusammentraf? Daß die geläuterten Religionsideen der Philosophen der alten Welt und der Christen an dem Naturdienst oder der wenig entwickelten Mythologie der keltischen und germanischen Nationen eine unbeschriebene Tafel fanden, auf die sich leicht das Leichtfaßliche auftragen ließ, da auch die Vorstellungen der Unsterblichkeit, in Norden und Süden unabhängig, sich die Hand reichten und die Verbindung erleichterten? Daß in der alexandrinischen und byzantinischen Welt jene leichtgläubigen Verfälscher aufkommen, die in Geschichte und Sage den ärgsten Wirrwarr bringen und daß diese nämlich Leute ganz unabhängig hauptsächlich unter den Kelten erscheinen, wo sie jedoch auch bald Bekanntschaft und Freundschaft mit den südländi-

schen Handwerksgenossen schließen? So ist es in allen nur erdenkba-  
 ren Verhältnissen. Das Abhängigkeitsgefühl ward in der verwüsteten  
 und erschütterten alten Welt wieder rege und leitete die Denk- und  
 Gefühlsweise der Völker ähnlich, wie das gleiche Abhängigkeits-  
 gefühl jede junge Nation leitet. Daher begegnen sich die Vorstel-  
 lungen jener Zeiten auch in der Poesie in sehr auffallender Weise,  
 und hier tritt die Thorheit der Aesthetiker oder Literaturhistoriker  
 heraus, welche die Entstehung romantischer Kunst auf Eine Na-  
 tion, auf Ein Local zurückführen wollen, da gleicher Geist und  
 gleiche Verhältnisse diese Romantik überall hervorrufen können und  
 überall hervorgerufen haben. Der also, welcher Riesen und Zwerge,  
 Drachen und Schlangen, Feen, Zauberringe und wunderbare Thier-  
 gestalten aus dem Orient, von babylonischer und ägyptischer Ma-  
 gie herleiten will, hat eben so Recht, wie der, der ihren Ursprung  
 unter den Scandinaven sucht, so wie jeder etwas Wahres ge-  
 sagt, der die Quelle der mittelalterigen Romantik bei den Scalden  
 oder den Warden, bei den Christen oder den Arabern, bei den  
 Griechen oder den Spaniern suchte, das Wahre aber nur der, der  
 eben jene Romantik des Mittelalters ihrem Wesen nach wie jede  
 andere aus der Dunkelheit und Unklarheit in neuen zum Theil  
 blendenden Vorstellungen und Erfahrungen, ihre ungemeine Aus-  
 bildung und Verbreitung aber, die so groß war, daß man sich  
 gewöhnte die Kunst des Mittelalters allein als eine romantische  
 zu betrachten, aus nichts anderem als der wilden Durchdringung  
 der romantischen Vorstellungen aller Nationen der Welt in den  
 Zeiten der Kreuzzüge herleitet. Daher ist in vielen mittelaltigen  
 Dichtungen das Zauberhafte und Wunderbare so gemischt, daß es  
 schwer ist zu sagen, ob einheimische, oder aus dem Norden oder  
 aus dem Süden entlehnte Vorstellungen dabei zu Grunde liegen;  
 oft mögen die ähnlichsten Züge an Nordisches oder Orientalisches  
 erinnern und dennoch selbstständig, national und unabhängig sein.  
 Wo man aber in den Extremen selbst sucht, da ist der Unterschied  
 außerordentlich leicht zu finden, und der Drache Fasner unterschei-  
 det sich gar charakteristisch von den südlichen Drachen, und die  
 Runenzauberei von der babylonischen Magie; in den nordischen  
 Wundern erkennt sich die Uebertreibung einer Phantasie, die, um  
 so zu sagen, an einer übertriebenen äußeren Natur genährt ist, in  
 den orientalischen die verbrannte Einbildungskraft von Gelehrten und



Priestern, und die Klügel des Müßiggangs. Beide verhalten sich wie Natur zu Kunst; dort ist reine Kindheit, hier ist eine Rückkehr zu der frühesten Romantik: daher im alexandrinischen Zeitalter die Wiederaufnahme aller alten romantischen Stoffe. So leicht nun, wie ich eben bemerkte, die Verschiedenheit und die Ähnlichkeit des Alten und Neuen unter so abgetrennten und entfernten und in keinerlei Berührung gekommenen Stämmen, wie Scandinaven und etwa Orientalen, zu finden ist, um so schwerer ist dies da, wo sich beides mag, wer weiß wie vielfach, durchdrungen haben. Ich will nicht von einzelnen Beispielen reden, und begnüge mich im Ganzen jene keltischen Nationen zu nennen, in welchen auf eine merkwürdige Weise die angegebenen Elemente der sinkenden alten und der steigenden neuen Welt gemischt zu sein und verschmolzen scheinen, als ob sie in der Entwicklung einer frühen und rohen Jugend durch Bekanntschaft mit römischer, griechischer und christlicher Bildung und durch Verfrühung jeder Art schnell alt geworden seien; und diese Verkrüppelung des inneren Organismus dieser Nationen erkennt man noch heute in allen Extremitäten von dem westlichen Europa, wo die Trümmer derselben ihre Sprache und ihren Stamm rein erhalten haben. Daher hat man sich so gerne bemüht, die Welshen oder Iren aus Judäa herzuleiten, denn man fühlte den verwandten Geist; daher verglich man die Iberer mit Recht mit den Indern, an deren Dichtung selbst die späte spanische Poesie noch erinnert. Daher haben, um aus unserem Gebiete ein Beispiel anzuführen, die walisischen oder bretagnischen Epen in ihrer Structur eine so auffallende Ähnlichkeit mit den griechischen Romanen, ohne daß ich darum sagen möchte, es sei an eine Entlehnung oder Nachahmung auch nur zu denken. Allein auf der anderen Seite leuchtet auch das außerordentlich leicht ein, daß, sobald nun eine solche Nation im Laufe der Zeiten und in gesteigerter Erleichterung der Verbindungen mit Producten einer anderen Nation bekannt ward, die mit der ihrigen eine große Ähnlichkeit darboten, sie sich derselben mit großem Eifer bemächtigt haben mochte, und daher konnten die Briten mit eben solchem Eifer den geklüterten Judaismus ergreifen, um ihn bald wieder leidlich zu entstellen, wie sie die modernisirten Sagen der Griechen ergriffen, um sie noch ärger zu verderben, und wie wir fast überall britische Geistliche Alles Alte aufgreifen sehen um ihre geübte Beredsamkeit daran zu erproben.

Nichts ist daher natürlicher, als wenn, wie wir oben sahen, ein heroisches Zeitalter in Deutschland Gesänge hervorbrachte, welche achaischen Geist athmeten; nichts aber auch natürlicher, als wenn ein Mönch, der die deutschen und griechischen Gedichte kannte, beider Geist faßte und erkannte, nun beider Form und Inhalt verschmolz und so ein Walthar entstand, der diese Verschmelzung deutlich darlegt. Sollte es aber minder natürlich sein, wenn unter den Ottonen, unter prunksüchtigen Kaisern, glänzenden Regenten, wo gerade der Charakter der Heldenzeit schwand, eine neue Zeit mit neuen Bedürfnissen, äußeren und inneren, aufzukommen anfing, wo die Ritterzeit, Hofleben, Zusammensein mit Frauen, Frauenbildung, Frauenabentheuer, Frauenliebe, Vermählungen und Reisen in die Ferne und dergl. begann, wenn sich damals eine Art von Sagen in Deutschland gebildet hätte, die einige entfernte Ähnlichkeit mit den griechischen Romanen verriethe? wenn der Roman oder das romanartige Epos überall in seinem Beginne sich ähnlich sähe, und so auch der deutsche dem griechischen, wie ja selbst in der neuesten Zeit noch Wieland den Roman in griechischer Gestalt einführend zuerst zu Ehren brachte? Sollte es minder natürlich sein, wenn sich unter Otto III. vielleicht gar einiger byzantinische Einfluß auf solche Dichtungen geltend gemacht hätte? Vor allem aber, wenn sich solche in Deutschland auch unabhängig entstandene Sagen, die nun, woher es immer sei, eine gewisse Ähnlichkeit, namentlich in der Construction, mit den griechischen Romanen trugen, zu der Zeit als der Weg nach Byzanz sich öffnete, als deutsche Kreuzfahrer dorthin kamen, sich diesen südlichen Dichtungen so genährt hätten, daß außer der allgemeinen Verwandtschaft, die sie von Natur hatten, auch eine wirkliche äußerliche eintrat, so etwa wie man sagen würde, daß die guten Deutschen auch von selbst auf Titelwesen und Rangordnung, ihre lieben Abgötter, gekommen sein würden, wenn nicht glücklicherweise die Bekanntschaft mit Byzanz die Sache ungemein erleichtert und beschleunigt hätte, zu der sie mit Hastigkeit griffen, da sie nun einmal geboten war.

Indem ich nun hier von dem König Rother zu reden mich aufschicke, bemerke ich gleich, daß in ihm äußere Verhältnisse von Byzanz aus allerdings eingewirkt haben, daß aber auch nur solche äußere und zufällige Verhältnisse die Entstehung und Weiterbil-

dung dieses Gedichtes<sup>129)</sup> begleitet haben; obgleich ich mit Bescheidenheit und selbst mit Schüchternheit gestehe, daß ich nicht die Untersuchung über diesen Gegenstand mit meinen wenigen Winken will abgeschlossen oder den Streit entschieden haben, der hier zwischen den größten Kennern herrscht, da nicht leicht bei irgend einem andern Gedichte so schwer abzurtheilen ist. Ich verweise auf die Einleitung zu demselben in der Ausgabe von Hagen und auf die Recension über dieselbe von Jacob Grimm in den Heidelberger Jahrbüchern<sup>130)</sup>, wo man finden wird, was man hier etwa vermist. Das Gedicht ist offenbar ein deutsches nicht entlehntes Werk, und von jener Art, der ich oben eine jüngere Entstehung zuzuschreiben wagte, als der Dietrichsage, und einen andern Charakter vindicirte. In der Wilkinasage findet sich, obgleich diese bedeutend jünger ist, als unser Gedicht, dessen letzte Abfassung, wie wir sie haben, ins Ende des 12ten Jahrhunderts fällt, eine Erzählung, deren Held Dsantrig und deren Schauplatz im Nordosten ist, die in allen wesentlichen Zügen mit dem König Rother zusammenstimmt, und von der Hagen in seiner Einleitung mit Grund behauptet, daß die Gestalt derselben überall eine reinere Uebersetzung, ein größeres Alter, die deutlicheren Züge roher Heldenzeit verrathe, während diese im Rother überall verwischt sind, wie sich dann an die Stelle der Kämpfe und Thaten sittliche und religiöse Reden, und in die Wildheit der Riesen christliche Bekehrung eingedrängt hätte. Nicht allein hierin zeigt sich eine Veränderung und eine Accomodation der Sage an spätere Sitten und Zeiten (wobei bemerkt werden muß, daß sie früher noch reiner existirt haben muß, indem zwar im Ganzen die Erzählung der Wilkinasage allerdings ächtere Züge des Alterthums, daneben aber auch entschiednere Züge noch späterer Entstellung nach dem Charakter des 14ten Jahrhunderts oder des Endes des 13ten trägt), sondern die Namen sind auch vielfach verändert, der Schauplatz ist nach Constantinopel und Italien verlegt, da er vorher in Hunaland und Wilkinaland war, und daher „ist der Rother mehr auf reiche und prächtige Hofhaltung, Milde und friedliche Tugenden der Fürsten und gegenseitige ritterliche Treue zwischen ihnen und ihren Mannen, und

129) In der Sammlung von Bäsching und v. d. Hagen.

130) Jahrgang 1839.

überall auf christliche Gesinnung und Ermahnung gerichtet<sup>131)</sup>. Dieses neue Local der Sage zu erklären, haben die Kritiker früher auf verschiedene Weise versucht, allein die Sache scheint eine befriedigende Lösung erhalten zu haben, seitdem Wilken in einer Beilage zu seiner Geschichte der Kreuzzüge gezeigt<sup>132)</sup>, daß sehr auffallende Beziehungen zwischen dem Inhalte dieses Gedichtes und den Zuständen des byzantinischen Hofes zur Zeit des Kaisers Alexius und den Collisionen der Kreuzfahrer mit diesem Hofe Statt haben, Beziehungen, die einen Dichter verrathen der nothwendig in Constantinopel anwesend war, was man zwar auch schon früher vermuthet hatte, ohne daß man dafür einen anderen als den schwachen Grund hatte, daß der Hippodromos (Poderamushof) erwähnt sei, und daß die Anrufung des St. Gilles und dergl. nothwendig eine Bekanntschaft und einen Umgang des Dichters oder des neuen Bearbeiters mit provenzalischer Ritterschaft voraussetze. Noch aber war dieser Bearbeiter, der also den Schauplatz verändert, die Namen vertauscht, die Begebenheiten verwischt und neue eingeführt hatte, nicht der Dichter, welcher dem Werke die Gestalt, die wir kennen, gegeben hat. Dieser letzte Text weist aber auch auf ein früheres deutsches Lied schon zurück<sup>133)</sup>, und dies würde denn etwa jenen Kreuzfahrer zum Verfasser haben. In wie weit dieser schon alle und sämtliche Namen so verändert hat, wie wir sie heute lesen, ist schwer zu sagen. Wenn man einen lombardischen Dichter annehmen, im Nothar eine Anlehnung an den lombardischen König Notharis (oder gar in dem Namen Dietrich, den Nothar einmal annimmt, eine Anlehnung an den von Bern) finden wollte, so möchte dieser Name mit andern schon noch früher und damit auch die Anknüpfung an Karl den Großen eingegangen sein. Allein, ich weiß nicht, ob man es lächerlich finden wird, ich sehe diese Namensveränderungen meistens als aus Kinderei hervorgegangen an und suche geradezu nichts als eine Erinnerung an Otto den Nothen oder erst an Friedrich Barbarossa, welche beide

131) Einleitung von r. d. Hagen. p. V.

132) Der fünften in Tom. II. Ich verweise den Leser dahin, ohne hier das Einzelne anzuführen, da es mir für meinen Zweck hinreicht, die geschichtlichen Bezüge dieser Art anzudeuten. Vergl. Grannus Deutsche Heldensage. N. 37.

133) J. B. W. 412. 3477 u. a.

den Bezug auf Constantinopel einfach an die Hand gaben. Aus der Zeit des letzteren, und also erst von dem letzten Bearbeiter eingeführt, ist wenigstens eben so jener Herzog von Meran eingegangen, der erst seit 1181 erwähnt werden konnte<sup>134)</sup> und öfters in Gedichten dieser Zeit Eingang oder Erwähnung gefunden hat. Ueber diese lose und kindische Anknüpfung alter Sagen auf lebende Helden habe ich mich schon oben erklärt, und was so sonnenklar am Tage liegt, was namentlich auch in französischen Romanen so oft herausgehoben ward, wo es weniger Namen als historische Facten sind, die man aus der Gegenwart einfuhrte, muß man nicht leugnen wollen, sollte es auch der Erfindungsgabe und dem Wige unserer Dichter jener Zeiten nicht eben große Ehre machen. Denn mir scheint, daß man diesem König Rothee überhaupt viel zu viel Lob und Bewunderung gezollt habe, und daß auch in weit bedeutenderen Dingen die Armuth und Dürftigkeit des Dichters hervorleuchte.

Folgendes ist in Kurzem der Entwurf dieses Gedichtes. König Rothee läßt um die Tochter Constantins werben; seine Gesandten aber werden in den Kerker geworfen, wo sie mit Beten und Weinen die Kühnheit der Werbung büßen müssen. Ein Heerzug Rothees soll die muthmaßlich Enthaupteten rächen, eine Schaar Riesen erscheinen zu Hülfe. Unter dem Namen Dietrich erscheint Rothee in Constantinopel, wo seine Riesen, namentlich ein Widolt, der in Ketten geführt wird, und sich einmal losreißt, und Asprian, der einen Löwen Constantins an die Wand wirft und tödtet, Aufsehen und außer diesem auch anderen Unfug machen. Die junge Königin findet an Rothee-Dietrich Gefallen, und er erhält Gelegenheit, ihr Geschenke zu schicken, worunter auch ein Paar Schuhe, von denen einer nicht passen will, den er ihr dann selbst, heimlich herbeigeht, anziehen muß, wobei er sich ihr als den Sender jener gefangenen Gesandten kund thut. Diese Situation ist in der Wilkinasage lieblicher noch als in unserem Gedichte. Die Prinzessin erbittet darauf von ihrem Vater die Befreiung der Gefangenen auf drei Tage, ihr Ausgang aus dem Kerker ist eine schöne Stelle, die zum Gefühl spricht. In der Wilkinasage hat dies Alles schon eine andere Wendung, dort wird mit Kampf und Gewalt Alles

134) Hermaier Werke. 3, 167 sqq.

vollendet, was hier mit List und Entführung, dort mit Grausamkeit, wo hier Edelmutb einspielt. Mit der Erwerbung der Braut schließt nun die Willkiasage, aber nicht so der Nothher. Hier geht die Geschichte wieder von vorn an. Ein Spielmann nämlich, als Kaufmann ausgerüstet, entführt aus War die junge Königin wieder und bringt sie nach Constantinopel zurück. Nothher zieht als Pilger nach Constantinopel, und hört, daß der König Ymlot von Babylon, den er früher von Constantin abgewehrt hatte, jetzt die Stadt erobert habe und sein Weib mit seinem Sohne zu vermählen gedenke. Dem Könige glückt's mit seinen Helden in dem Saale unter dem Tische sich zu verstecken; dem Constantin ahnt und schwant es, daß er nahe sein müsse, die Königin erfährt, daß er im Saale ist, durch einen Ring den er ihr unter dem Tische hervorreicht; vergnügt lacht sie, und der Babylonierkönig ist solch ein Mienen- und Seelenkenner, daß er daran gleich merkt, Nothher sei im Saale. Nun geht's denn an's Kämpfen und Befreien.

Man sieht wohl leicht, hier soll eine Erzählung erweitert werden, und sie wird von einem Dichter erweitert, der schon die Sagen von Alexander und Karl gelesen hat, der seine Helden die nämlichen Reiche fast besitzen läßt, welche Roland (beim Pfaffen Konrad) für Karl erobert hat, der gerne das Lied, welches er bearbeitet, dem Geschmack an der ausländischen Poesie anpassen möchte, der nur wenig Phantasie und noch weniger Geschick dazu mitbringt und gewissermaßen nur den abgesponnenen Faden noch einmal abspinnt. Dies nun ist ein Charakterzug, den jede unbeholfene Kunst an sich trägt. Lettische und finnische Lieder wiederholen jeden Gedanken in zwei aufeinanderfolgenden Versen; die Romane jener Zeit wiederholen beliebte Sagen; in neuerer Zeit wiederholte man jede neuauftommende Manier oder jeden neuen Gegenstand in Deutschland. Dies Alles sind in verschieden gebildeten Zeiten Erscheinungen, die auf Einerlei Grund ruhen. Man darf nur die griechischen Romane, man darf nur sämmtlich auf britischen Ursprung hinweisende Epen der Tafelrunde betrachten, um überall zu finden, daß sich da ein einziges Thema unzählige Male variirt, daß man sich selbst copirt und ändert und sich im Wiederholen des Nämlichen erst recht gefällt. Dies Wiederholen aber zeigt nicht allein ein einziges Gedicht in sich selbst; auch ähnliche Gedichte entlehnen ähnliche Züge. So kann man sagen, daß

wer Einen der britonischen Romane kennt, eigentlich Alle gelesen hat; dieselben Geschichten kommen bis zum Ekel mit solchen Variationen, wie sie eine armselige Einbildungskraft hervorbringen kann, wieder und immer wieder, und Lanzelot bringt was Zwein, und Wigalois was Wigamur. So hätte, falls man es Plagiat nennen will, wenn ein Dichter mit dem andern um die Wette Lieblingsgegenstände der Nationen behandelt, im griechischen Romane Jamblichus den Diogenes, Heliodor beide und Achilles Tatius den Heliodor geplündert. Genau so ist es denn auch mit unserm Nothar. Er lehnt sich auf der Einen Seite, und dies hat Grimm besonders hervorgehoben, an den Wolfsdietrich. Gefangenschaft von Dienstmannen, die dem Lehnsherrn nahe geht, „dieselben Grundzüge von Dienstmannschaft und Herrenpflicht,“ sind hier und dort. „Wie der alte Hugdietrich gestorben ist, und die Brüder sich des Reichs anmaßen, gehen Wolfsdietrich und Bechtung in das Schloß und lassen ihre Leute im Walde auf das Hornblasen warten, und wieder weiter hinten verkleiden sich Wolfsdietrich und eifß andere in zwölf Pilgrime, um nach den Gefangenen zu spähen, wobei wieder das Hornblasen verabredet wird (welches auch im Roman von Lothar und Maller vorkommt). Diese Sagen kehren auf andere Weise im König Nothar wieder. Ferner wollen die erlösten Dienstleute Constantinopel niederbrennen, denen es Wolfsdietrich um der lieben Apostel willen widerräth, aber vergebens, in Erwägung der Leiden, die man ihnen eifß Jahre lang angethan. Derselbe Zug ist wieder im Nothar, wo aber die Ehrfurcht vor dem Heiligthume überwiegt“<sup>125</sup>). Von der Hagen auf der andern Seite fand mehr Annäherung an den Roman von Salomo und Morolf, der ihm fast ganz von dem gleichen Geiste durchdrungen erscheint, der ähnliche Entführungen hin und her enthält, und der nur, wie auch Grimm bemerkt hat, nicht ganz so viele und genaue Ähnlichkeiten mit Nothar zeigt, wie der Herausgeber anzunehmen scheint, so wie auch von Grimm mit allem Rechte das Entleeren des Einen aus dem Andern von der Hand gewiesen ward. Ich bekenne auch, daß mir für meine Art diese Dinge anzusehen, das Aufspüren von entsprechenden Zügen in den ausmalenden und detaillirten Stellen der Gedichte von weniger Bedeutung

135) Grimm. a. a. D. p. 158.

scheint, als vielmehr jene Werbungen zu die Ferne um nie gesehene Frauen, jene Weigerungen derselben aus Uebermuth und Stolz, jene Kriegszüge und gewaltsamen Brautfahrten, welche den allgemeinen Typus aller dieser Werke bilden und welche sie gerade mit der deutschen Volksfage verknüpfen; und nächstdem die dichterische Deconomie und der gleiche Geist in Ausführung und Behandlung. Wäre von dem Romane Salomo und Morolf die ältere deutsche Bearbeitung, auf die sich der Dichter beruft, erhalten, so würde man vielleicht zu Nothor ein Seitenstück aus dieser Zeit haben, in welchem sich byzantinische und orientalische Einflüsse nicht bloß so äußerlich zeigten, wie hier. Ich bin mit Grimm, dem die Herausgeber dieses Gedichtes auch später nicht beistimmen wollten, der Meinung, daß Deutsches und Einheimisches zu Grunde liegt, daß es aber durchaus auf die innigste Weise mit Südllichem verschmolzen ist. Jener Weiberraub, jene Zauber geschichten, Ringe mit singenden Nachtigallen, versenkbare Schiffe, besonders aber die südliche Gluth der Leidenschaft die über diesen Gedichte liegt, scheint mir es glaublich zu machen, daß sich byzantinisch-orientalisches hier auf eigene Weise mit deutschem vermischt hat; es ist daher wohl möglich, daß van der Hagen eine ähnliche orientalische Erzählung mag gelesen haben, und selbst Grimm gesteht die orientalische Beziehung nicht leugnen zu können.

Meine Leser werden begreifen, daß ich nach dem Angeführten von dem Volksmäßigen im Nothor und in ähnlichen Gedichten nur sehr geringe Begriffe habe. Ich setze diese Werke vielmehr als ganz eigentliche poetische Romane dem Volksepos gewissermaßen entgegen. Nicht als ob ich volksmäßige Sagen, ächte Spuren des Volksgeistes darin vermiste; vielmehr bemerkte ich bereits, daß eben die kaum genannten allgemeinen Züge dieser Gedichte dem ächten deutschen Volksepos genau entsprechen. Gerade nur solche aus dem Volke hervorgegangenen Stoffe, die dem Volksgeschmacke so sehr zusagten, konnte man hoffen so oft mit leisen Veränderungen vorführen zu dürfen, ohne zu ermüden und beschwerlich zu fallen. Ich glaube die Aehnlichkeit dieser Dichtungen mit sich selbst und mit Anderen, die Wiederholungen desselben Thema's ganz in Parallele stellen zu dürfen mit der Erscheinung im vorigen Jahrhundert, wo jedes Meisterstück in der entstehenden Literatur von einer Fluth von nachgeahmten Werken gefolgt war.



Was sie aber dem ächten Volksgedicht entgegensetzt, ist der totale Mangel aller historischen Anlehnung, außer einer ganz willkürlichen, die sogar erst später eintritt. Was sie dem Volksepos entgegensetzt, ist der Abgang der Weihe des Alters, der Würde und des Ernstes, die ein ächtes episches Nationalwerk nie entbehrt. Man zeige mir doch in aller Welt ein einziges Volksgedicht von Umfang, das episch ist, das auf Erzählung von Thaten ausgeht, und das überall Züge des Burlesken so einzustreuen suchte, überhaupt Züge auch des Erhabenen, des Edelmuthes oder welcher Art sie auch seien, die auf Effect ausgingen! Man leugne aber, daß dies in allen diesen deutschen Gedichten, die uns aus den späteren Zeiten übrig geblieben sind, der Fall ist!

Ich sehe daher in diesen Werken eine Kunstpoesie gleichsam innerhalb der Volkspoesie, ich sehe darin, wie schon im Walthar, den Uebergang von der alten Simplicität und Heiligkeit des Volksgesangs zu der Entstellung desselben durch subjective Bearbeitung, und daher rühren schon im Walthar jene Späße und jene Effectscenen, die ein ächtes Volkslied nicht kennt, weil es ernst ist wie das Leben selbst, das es in unmittelbarer Wahrheit von der Seite seiner Größe, nicht seines Scherzes abbildet. Indem das deutsche Volkslied sich jetzt den Zeiten näherte, wo der Kunstdichter sich der Verwaltung der Poesie annahm, kam es lediglich darauf an, wie groß es an Umfang, wie erhaben es nach dem Inhalte, wie feststehend in der Ueberlieferung, wie geheiligt im Ansehen es war, es kam auf sein höheres oder geringeres Alter an, und nach Allem diesem bestimmten sich die Schicksale die es litt. Wer sollte es wagen, an dem Inhalte der alten, ehrwürdigen Dietrichsage zu meistern oder zu ändern? welcher Dichter wäre im Stande gewesen, den Geist der Nibelungen unzufügen und einer freieren Umarbeitung wieder einzuhauchen? Verachten konnte man ein solches Gedicht, aber kein ähnliches erschaffen. Die ältesten Erinnerungen der Nation lagen darin nieder, sie galten Jahrhunderte als geschichtliche Erinnerungen, bis die weisen Historiker sie zu vertilgen suchten; allein Niemand wagte die Tradition anzutasten und das Volksgedicht trotzte dem Zeitgeschmack und dem Eifer der größten Dichter der Nation. Nicht so glänzend oder wenn man will glänzender war das Geschick einer Gudrun. Rechte alte Sage liegt zu Grunde, schwerlich aber so alt wie die Dietrichsage; großer Umfang mochte

jener eigen sein vom Anfange, aber es war kein so endlos weiter, wie der Boden in dem diese ihre mächtigen Wurzeln schlug. Daher lockte sie leicht schon mehr den letzten Bearbeiter zu glätten und zu feilen. Was aber mochte das für ein Volksgedicht sein, das, wie die Duella des Nothar, nicht einmal seine Heimat, seinen Namen, seine Geschlossenheit, seine Hauptfacten, seinen Charakter und Geist, seine eigenthümlichsten Schönheiten behaupten konnte, sondern bis auf die letzten Spuren vertilgt hat: denn was ist vom Nothar nur in der Erzählung der Willkinasage zu erkennen, als der Rumpf vom Gerippe? oder was hat Nothar von dieser Erzählung beibehalten, als die vagsten Züge? oder was daran gescheut und unverändert und unveräußert gelassen? Und was ist überhaupt der epische Kern dieser Dichtungen, die endlose Verse häufen um ein einziges Factum, ein Ding, was das Volksepos, das Fülle der Handlungen sucht, ganz eigentlich flieht und vermeidet? Und was ist ihr innerer Kern anders, als jene Ideen von Dienstmannschaft und Herrenpflicht, die nur eben dann aufkommen konnten, als man sich über diese Verhältnisse überhaupt besann, was nur seit den Ottonen ansing lebhafter zu geschehen, in welche Zeit wir eben dieser Dichtungen Ursprung setzen zu müssen glaubten. Ganz derselbe Geist scheidet die spätere Karlsage von der früheren, ganz dieselbe Trockenheit auf der einen, dieselbe Jagd nach Wig auf der anderen Seite, ganz dieselben Aehnlichkeiten, Reminiscenzen und Wiederholungen, ganz dieselbe Armuth, dasselbe Kopfzerbrechen über das Erweitern und Fortspinnen der Erzählung mit dem steten Rückfall in das hundertmal Dagewesene. Dies ist der nämliche Fall mit dem britischen Epos; Alles was wir davon durch Franzosen überkamen, beruht auf einer späteren größtentheils eben so gut erdichteten oder durch Erdichtung vom Einfachsten zum Vielfachsten angewachsene Sage, wie die französischen Vasallensagen; sie verhalten sich ganz zu der ächten Merlinsage oder zu den noch älteren Wardenliedern, wie ein Reinald oder selbst schon ein Willehalm zu Conrads Karl und zu verlorenen Romanzen oder dem Rolandslied, ganz wie ein Nothar zu den Nibelungen und dem Hildebrandliede. Das Geschichtliche ist in allen drei Abstufungen in stetem Sinken, die Erdichtung und das Wunderbare in stetem Wachsen; die objective Treue, Scheu vor der Tradition, Wahrheit und Lebendigkeit hält Schritt mit jenem und die subjective Zu-

dringlichkeit der Dichter mit diesem; der würdevolle Ernst fällt mit jenem und das Komische steigt mit diesem; die Wirkung des Ganzen wechselt mit der Wirkung der Theile; die alten Verhältnisse werden von neuen verdrängt, größere von kleineren. Das Vaterland, das Christenthum, der Heldengeist athmet in den britischen, den fränkischen, den deutschen alten Sagen; das Ordenswesen, das Vasallenwesen tritt später an seine Stelle und wird seinerseits immer unwürdiger, und Alle diese Veränderungen halten mit der Geschichte ganz gleichen Gang. Wie jene älteren Epen sich einst an die Geschichte gelehnt und dann von ihr entfernt hatten, so lehnen sich diese Epen nur in bloßen Namen oft an jene älteren Gedichte und geben zuletzt auch sogar diese Anknüpfung auf. Nicht anders lehnt sich der Roman des Antonius Diogenes an Homer und die Alexandersage, nur daß hier die ganz neuen Liebes-Empfindungen eine größere Kluft machen, als die neuen Ideen von Lehnsmannschaft und dergl. in den mittelaltrigen Romanen. Einzelne Dichter, welche die Sagen gestalten, müssen wir hier, der Armuth der Erfindung nach, überall annehmen; Erdichtung, Hinzudichtung, Umdichtung herrscht hier überall vor; und daß die Namen der Dichter nicht bekannt sind, kann als kein Argument hiergegen gelten, da in jeder aufkeimenden Periode der Kunst, die aus dem Volke selbst emporkommt, die Namen im Dunkel bleiben, da selbst im vorigen Jahrhundert in Deutschland noch fast jedes Originalwerk ohne Namen erschien und ohne den literarischen Verkehr unserer Zeiten auch manches wohl namenlos geblieben wäre. Es mag mir denn vergönnt sein, wenn ich Werke dieser Art nach dem Muster der Franzosen, die ihr eigentliches Volksepos mit richtigem Tacte unter einer eigenen Benennung von dem bloßen Romane trennen, Roman nenne. Ich sehe diese epischen Romane in demselben Verhältniß zu jenen poetischen Erzählungen einzelner Ereignisse, welche ich den epischen Rhapsodien im zweiten Kapitel entgegensezte, wie das wirkliche Nationalepos zu diesen rhapsodischen Liedern. Ich leugne, um ja recht deutlich zu sein, das Volksmäßige darin nicht, allein ich sehe das Volksmäßige in den Epen durchaus nur als gradweise unterscheidbar und geschichtlich bestimmbar an. Historische Anlehnung ist die erste Bedingung; lange ungestörte Entwicklung und Reife ohne das Zutun von Kunstfägern muß hinzukommen. Wo ich die erstere gar nicht oder will-

kühlich gemacht finde, wo ich in der Fortbildung eben so die Willkühr vormalten sehe, wie wir im Rothe fanden, da tritt der Dichter in den Vordergrund<sup>136)</sup> und die Sage wird nur noch ein Werkzeug für ihn, mit dem er frei schaltet. Hier würde ich die Grenze des Volksgedichtes setzen, dem der Stoff heiliger ist als die Form. Auch in den Nibelungen, auch im achten Volksgedicht, fanden wir, hatten solche willkührliche Fortbildungen Statt, wie wir z. B. in dem Einschleichen der Pilgrim und Rüdiger fanden, allein diese störten den Organismus des Gedichtes nicht in dem Maße, daß nicht das Ursprüngliche vorwaltend geblieben wäre. Wie aber das Deterioriren des Volksgedichtes jetzt fortwährend steigt, und wie dies immer in einem gewissen Verhältniß mit der Neuheit, mit dem jüngeren Alter der Stoffe zu stehen scheint, wollen wir jetzt an einem weiteren Beispiele sehen, das uns den Uebergang auf die neue Zeit und auf die Eigenthümlichkeit der neuen Kunst noch bestimmter anzeigt. Sahen wir im Rothe nur äußerliche Einwirkung von Byzanz, muthmaßten wir im Salomo und Morolf Spuren von innigerer Durchdringung deutscher und südlicher Stoffe, so sehen wir dagegen im Herzog Ernst von Beldegk Einheimisches und Fremdes, Rationales und Antikes auf eine rohe Weise aneinandergeschnüpft; in einer ähnlichen Art sieht so in der Eneid Altes und Neues fremd nebeneinander, daß man beide Werke zugleich vorwärts und rückwärts schauen und das Heterogene so grell nebeneinander sieht, daß man in der That mit der schärfsten Kritik keinen besseren, schlagenderen Repräsentanten zur Bezeichnung dieser Uebergangsperiode finden könnte, als diesen

136) „Ein Nationalgedicht, das dem Munde des Volkes entnommen, der Willkühr eines Einzelnen Preis gegeben wird, hört auf es zu sein, und es verschlägt wenig, wenn man nachweisen kann, daß in einer Dichtung manches als Volkssage gegolten.“ Dies sagt Grimm in Bezug auf Herzog Ernst; es gilt auch schon von Rothe. Daß der Dichter nicht mit eignen Ansichten und Worten sich kund giebt, wie dies seit Beldegk geschah, wird Niemand einwenden wollen, denn dies ist ja nichts als eine Mode, die am Ende des 13ten Jahrhunderts wieder schwand, nachdem das Selbstgefühl der Dichter in dessen Mitte den höchsten Gipfel erreicht hatte. Wie kann sich aber die Subjectivität des Poeten greller kund geben, als wenn er, weil er in Constantinopel war, ein ganzes Gedicht von seiner Bühne, aus seinen Namen entrißt und vielleicht eine Fortsetzung hinzudichtet?

Heinrich von Veldeke, den schon Gottfried von Strasburg als den ersten höfischen Sängler auszeichnete<sup>137)</sup>).

Ich will aber die Erörterung über den Charakter des Dichters noch einige Augenblicke bis auf die Erwähnung der Eneid verschieben, wo sie sich bequemer schiebt, hier suche ich nur das Verhältniß des Herzogs Ernst<sup>138)</sup> zu dem geänderten Zeitgeschmacke zu ermitteln. Wir sahen bereits das historische Volksgedicht, wie es in der Heldenzeit der Völkerwanderung entstand, in der Zeit, wo Elemente eines moderneren Lebens eindringen, absinken; oder wir sahen, daß, wie einst der Uebergang aus engen Nationalverhältnissen zu den großen beim Umsturz der römischen Welt gemacht ward, so auch ein ähnlicher Uebergang von der poetischen Erzählung einer einzelnen Begebenheit zum rhapsodischen Epos Statt hatte, und daß dann mit den abermals verengerten Verhältnissen auch der Volksgesang beschränkter ward. In der fränkischen Zeit sank aber das Leben und die Kunst zu noch einer tieferen Stufe herab, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn in dem ersten Theile des Herzogs Ernst, der sich mit den einheimischen Schicksalen dieses unruhigen Stieffohns Conrads II. beschäftigt, die Poesie noch um einen bedeutenden Grad geringer ist als im Notho, ja daß sie an den Ton der Chronik und Historie erinnert. Geschichte aber und wirkliche Chronik ist darum dieses Gedicht eben in diesem ersten Theile nicht, sondern im Allgemeinen ist es so gut Volksgedicht, wie nur irgend etwas anderes diesen Namen verdient, was im Munde des Volkes war und vielfach verändert worden ist. Wenigstens dünkt mir, daß in keinem Theile unserer größeren Volksdichtungen das Localisiren und Accomodiren und das kecke Verändern so sichtbar sei, als gerade hier, und daß nur einzelne beliebte Volkslieder späterer Zeit sich in so auffallenden

---

137) Tristan. B. 4736. Er inpfeie daz erste rîc  
in Tiuscher zungen,  
davan si este ersprungen  
von den die blumen kranken,  
da si die spâche u3 namen  
der meiserlichen funde u. s. w.

138) In der Sammlung von van der Hagen und Büsching, im ersten Theil; wo man in der Einleitung das hier Mangelnde suchen muß, womit man dann verbindet, was Grimm dagegen in den Heidelb. Jahrbüchern 1809 eingewandt hat; und dann die Jenaer Lit. Zeit. 1810 und das altdeutsche Museum II. p. 254.

Metamorphosen zeigen lassen. Denn das kann doch unmöglich das Werk eines Dichters sein, daß hier der Herzog Ernst zum Theil die Rolle von Rudolf, Otto's I. Sohn spielt, daß Otto I. hier Otto der Rothe ist, und Conrad II. Otto I., daß Otto der Rothe die Adelheid zur Gattin hat, die die Mutter von Herzog Ernst ist, der mit Heinrich von Baiern in Feindschaft lebt und was dergleichen Confusionen mehr sind, die doch wohl den Volksmund so sehr verrathen, wie nur etwas? Wohl aber kehrt diese Sage wieder zu treuerer historischer Anlehnung, sie leitet im überall zu beobachtenden geschichtlichen Kreislauf auf die Quelle zurück, von wo das historische Volksepos überhaupt ausging, und zeigt daher am Ende deutlich, unleugbar ganz die gleichen Verirrungen der historischen Personen, wie die Dietrichsage auch. Daher kann man sie ebenso wohl wieder als den Anfang einer neuen Periode betrachten und an diesem Beispiele zeigen, wie auch die neue Poesie des 12ten und 13ten Jahrhunderts von bestimmterer historischer Anknüpfung ausgeht, eben wie auch in Frankreich Benoit de Sainte More mit seiner Geschichte der Herzoge der Normandie unter den ersten Dichtern erscheint und Robert Wace in seinem *Romane de Rou* und im *Brut* gerade so zwiespältig erscheint wie *Veldegi* in Deutschland, ein Zwiespalt der auch so weit geht, daß man bei beiden Mischungssprache und Spuren des nördlichen Dialects in der südlichen Sprache entdeckt. Im weiteren Verlauf der Dinge kehrte aber an der Scheide des 13ten und 14ten Jahrhunderts die Dichtung wieder auf diese Gattung zurück, und dort erscheint *Lohengrin* mit der Mischung der abentheuerlichsten Sage zur chronikartigen Geschichte ganz genau in demselben Verhältniß zu dem ungleichen und doppelartigen Herzog Ernst, in welchem wir den *Wolfdietrich* und den *Salomo* und *Morolf* zu *Rother* gefunden haben und finden werden. Was nur dieses Volksgedicht so mager ließ, ist die kurze Zeit, die ihm zu seiner Entwicklung gegönnt war, und der geänderte Geschmack, dem dieser Stoff wenig mehr zusagte, und die zu ausgebildete und geschriebene Geschichte, die bei den eigenen Begriffen der Zeit von Glaubwürdigkeit und Wahrheit eine poetische Entfernung von der Geschichte nicht allzuweit mehr gestattete; je mehr die Geschichte sich der Begebenheiten des Lebens bemächtigte und hier Boden gewann, desto mehr Boden verlor die Poesie in den wirklichen Ereignissen und sie flüchtete daher jetzt in

die Ferne, nahm ihren Stoff aus alten Zeiten, aus der Fremde oder erdichtete ihn geradezu und suchte ihn großartig mit den Ideen der Gegenwart zu durchdringen. Hier ist, deshalb die höchste Spitze und Scheide des alten und neuen Geschmacks. Man sieht an der Trockenheit dieses ersten Theils des Herzog Ernst, wo wir nichts finden als einen Sohn, der seine Mutter zu einer 2ten Heirath mit dem römischen Vogt bestimmt, der von Pfalzgraf Heinrich verleumdet seiner Lehnen beraubt wird, diesen nachher ermordet, dafür bekriegt wird und zuletzt das Land räumen und das Kreuz nehmen muß, man sieht an dieser Trockenheit eben so wie an dem Schwankenden und Irren in der Anlehnung an eine junge Geschichte, wie diese Art von Volkspoesie ihrem Ende nahe ist; und auf der anderen Seite findet nun gerade das, was von dem Dichter willkürlich an Herzog Ernst, wie anderswo im Volksbuche eben so willkürlich an Heinrich den Löwen geknüpft, was ausländisch und alt ist, gerade dies findet jetzt Eingang, gerade dies verdrängt das früher Volksthümliche aus seiner Stelle, und wird seinerseits selbst volksthümlich und ein Lieblingsgegenstand der Dichtung und Lectüre. Auch ist dies offenbar die Lieblingsparthie des Dichters gewesen, denn während in dem ersten Theile außer dem was ihn im Allgemeinen charakterisirt, außer der zarten und edeln Gesinnung, die sich da ausspricht, wo der Dichter in Person auftritt und urtheilend und fühlend seine Erzählung unterbricht, außer der schönen Einleitung die voll herrlicher Frömmigkeit und so gegen die falschen Gemüther gerichtet ist wie Gottfrieds im Tristan gegen die saueren, und außer der Stelle etwa wo Adelheit des Nachts für ihren Sohn den Kaiser bittet, nichts in der Erzählung ist was für ihre Müchternheit und eine gewisse Neigung zum Moralisiren entschädigte, so ist im zweiten Theile eine anschaulichere Darstellung und es herrscht der wohlthuende freundliche Ton des Märchenerzählers, den man hier noch mehr als die späteren gelehrten und buchmäßigen Dichter reden hört.

In diesem zweiten Theile der sich allerdings sehr wunderbar neben dem ersten ausnimmt, treffen wir nun auf die alte griechische Vorstellung von der geographischen Ferne und von den Ländern und Menschen an den Weltenden, wie sie im Laufe der Zeiten unter alexandrinischen und morgenländischen Einflüssen sich gestaltet haben. Der Kreuzfahrer Ernst zieht nämlich nach Con-

stantinopel, begiebt sich dort zu Schiffe und wird vom Sturm nach Cypern verschlagen. Dort findet er eine leerstehende Burg voll Pracht, und mit Wegel betrachtet er sich Pallast und Garten, deren Herrlichkeit im vorzüglichsten Styl des Fernwärdchens geschildert ist, sie baden sich, gehen zur Ruhe und beim Aufstehen hören sie und sehen sie ein Kranichvolk zur Seite der Burg auf einer Aue reiten. Die Schnabelleute ziehen in die Burg ein mit einer geraubten Königstochter aus Indien, die der König gern zum Weibe haben wollte<sup>139</sup>). Nachts suchen sie die Jungfrau zu befreien und tödten viele von dem „Schnabelvieh,“ sie aber wird dabei verwundet und stirbt. Sie fahren ab und ihr Schiff wird an den Magnetslein im Lebermeer geworfen, wo sie unter Trümmern festgehaltener Schiffe sich beichtend zum Tode bereiten; als nur noch sieben dem Hungertode widerstanden hatten, giebt Wegel an, sie sollten sich in frische Häute vernähen und als todt von den Greifen wegtragen lassen; bis auf Einen, der aus Zagheit zurückblieb, werden sie so erhalten. Nach einem kümmerlichen Leben im Walde, bei dessen Schilderung Beldegk in einem Tone spricht, der, wie auch die launige Erzählung von den Kranichen, bei Eschenbach Anklang fand, kommen sie zu den Arimaspen oder Cyclopen mit Einem Auge, stehen ihnen gegen die Plattfüße bei, es kommen Kriege mit Langohren, mit Vögeln, welche die Pygmäen bekriegen, mit den Riesen von Kanaan, und endlich mit den Babyloniern, worauf, als der Ruf von seinen Thaten erschallt, Ernst heimkehrt.

Man sieht, hier kann man die ganze Geschichte der Wundergeographie verfolgen. Wir finden die Riesen in Palästina; wir finden Homers Cyclopen und Pygmäen, deren erstere zu Herodots Arimaspen überleiten; von Plattfüßen und Langohren wußten Megasthenes und Duris zu erzählen; die Fabel vom Magnetberge, der das Eisenwerk der Schiffe auszieht, ist in 1001 Nacht zu finden und von orientalischem Ursprung, und die Sage vom Weg-

139) B. 2693.

Der konig yr sinen snabel bot  
vil dide an yr mündelin rot,  
so begunde die myneclliche  
weynen huneclliche,  
Icu gote sie zu hulffe schre.  
Es thut mir fur die guten we,  
das sie leit den ungemach.  
Dr herze von leide brach

in lut berndem krache  
offt, als ein dorrer spache.  
Ich enwolde selber da nicht wesen,  
solt ich da humber rich genesen.  
In was kein ander rede lunt,  
Wüam, als die franche tunt.



tragen durch Greife scheint eben dort zu Hause zu sein<sup>140</sup>). Wie verbreitet alle diese einzelnen Sagen von Unmenschen, von dem Magnetberg, vom Lebermeer, unter welchem das rothe oder das Nordmeer verstanden ist, vom Raube der Greifen schon vor, in und nach Beldegk Zeit waren, haben Grimm und die Herausgeber des Gedichtes nachgewiesen. Was Alles dieser Art schon Beldegk zu Gebote stand, war gewiß sehr bedeutend. Bald nach ihm schrieb ein Ddo ein Gedicht über Herzog Ernst in lateinischen Hexametern<sup>141</sup>), in welchem diese alten geographischen Sagen schon in viel größerem Umfange erscheinen und das wirkliche gelehrte Kenntniß der alten Literatur verräth. Beide schöpften nun wieder aus einer älteren lateinischen Quelle<sup>142</sup>), unabhängig von einander, außer welcher Beldegk noch eine Chronik nennt<sup>143</sup>), die vielleicht nur den ersten geschichtlichen Theil enthalten und dann noch Schiff- und Reisebücher<sup>144</sup>). Sodann aber waren altgriechische Sagen und die Geschichte des Alexander und was sich alles daran knüpfte, so ungemein verbreitet schon zu jenen Zeiten, daß möglicherweise, wie Grimm und van der Hagen vermuthen, schon damals Reisen, wie die spätern des Monteville, in Deutschland existirten, daß die wunderlichen Reisen des Brandanns, die wir nur in einer spätern plattdeutschen Behandlung kennen<sup>145</sup>),

140) Merkwürdig ist die Stelle im Benjamin von Tudela, ed. Const. L'Empereur ab Opyyck. p. 111. Verum enimvero homines artem quandam excogitarunt, qua ex hujus modi funesto loco evadere possent: nam sumptos secum juvenorum pelles, si ventus ille irruat, eosque in mare concretum protrudat, arripiunt, ac se iis inserunt gladium singuli manu tenentes, pellesque intus consuentes, ut eo aqua penetrare nequeat; posteaque sese in mediam aquam projiciunt. Quos prospicientes magnae aquitae gryphes dictae, jumenta esse putant; et descendentibus arripiunt eos atque in aridam exportant, iisque in monte aut valle ad devorandum insident. Sed homines inclusi festinant et illas gladiis caedentes occidunt, et e pellibus egressi incedunt, donec ad terram habitatam perveniant.

141) Ernestus, seu carmen de varia Ernesti Bavariae ducis fortuna, aut. Odone. in Martene thes. nov. anecd. Tom. III. Ueber sein Verhältniß zu Beldegk, siehe die Herausgeber in der Einleitung. p. VIII sqq.

142) B. 2049. *Eventewe dirre mere  
der erste deusch dichteere  
zeu latine geschriben fant n. s. w.*

143) B. 124. als in der kroniken siet geschriben.

144) B. 102. als in dem jungen ist geschriben in den schepbuchen —. Vergl. die Note II. der Herausgeber.

145) In Bruns altplattdeutschen Gedichten.

wer weiß wie früh bekannt waren; und aus Lamberts Alexander ist jetzt gewiß, daß schon im 12ten Jahrhundert die Reisen des Apollonius von Tyrland, die so deutlich das Orientalische und Griechische einführen, in deutschen Gedichten gelesen wurden, obgleich wir auch davon nur eine viel spätere Dichtung übrig haben. Diese Länder- und Naturwunder waren daher, wie auch Grimm anföhrt und mit Beweisen stützt, Allgemeingut der westlichen Welt geworden, und ich bemerkte schon oben, daß sie in Eine Reihe mit den alten und orientalischen Novellen zu setzen sind; wir sehen sie hier in roher Gestalt eingeföhrt, später aber werden wir sie in großer Freiheit behandelt, aufs vielfachste in den Gedichten der ritterlichen Poeten angewandt und benutzt finden. Auch hier sieht man, es gehörte ein Alexander dazu, an den sich diese Wunder anlehnten und der ein Held der Poesie und Sage des Ostens und Westens ward, um diesen Sagen eine so ungeheure Verbreitung zu geben, wie ein römisch-christliches Reich dazu gehörte, um den Novellenstoff über alle Welt auszugießen, und eine Zeit der Kreuzzüge, um alles dieses mit neuen einheimischen Ueberlieferungen und Vorstellungen zu vereinigen oder zu verschmelzen. Der Herzog Ernst ward übrigens einer jener beliebten Gegenstände, die nachher in die Volksbücher, und selbst in den jüdischen Dialect übergingen<sup>146)</sup>. Ueber das Verhältniß unseres Gedichts zu diesen späteren Umformungen, so wie über die Zeit seiner Abfassung und ersten Bekanntwerdung und was damit weiter zusammenhängt, verweise ich auf die Einleitung der Herausgeber, um nicht, was bereits gesagt ist, unnöthig zu wiederholen<sup>147)</sup>.

Im König Rothe ist ein älterer volksthümlicher Stoff getrübt durch die blos äußerliche Bekanntwerdung des Orients. Wie unmittelbar die Kreuzzüge auf die Dichtung einwirkten, wie schnell diese sich geschichtlicher oder erdichteter oder entlehnter Stoffe bemächtigte, welche mit jenen in engster Beziehung standen, beweisen nicht allein die frühen französischen Gedichte von der Eroberung

146) Grimm a. a. O. p. 222.

147) Vergleiche die Einleitung p. XVI. sqq. Was die Zeit der Abfassung angeht, so möchte ich auch jene Stelle für entscheidend nehmen, die die Herausgeber in Note 12 bebringen, wo Graf Berthold III. von Urdachs sich das libellam teutonicum de Herzogen Ernesten vom Abt von Tegernsee 1180 zum Abschreiben ausbittet.

Jerusalem's, sondern auch in Deutschland ist im Grafen Rudolf<sup>148)</sup>, der zwar wohl auch aus dem Französischen übersezt ist (um 1170), ein Fragment enthalten, welches dasselbe Zeugniß ablegt, und welches, wie der Herausgeber bemerkt, viel wichtiger für den Geschichtschreiber der Kreuzzüge sein würde, als Rothe, wenn das Gedicht ganz erhalten wäre. Im Ernst ist ein jüngerer volkshümlicher Stoff getrübt durch antike Ueberlieferungen, die mit der Bekanntschaft mit dem Süden allgemeiner verbreitet wurden. Im Witeolf<sup>149)</sup> aber ist Geist und Manier der britischen Dichtungen, die wir sogleich näher kennen lernen wollen, vielleicht nicht einmal in alte deutsche Sagen gedrungen, sondern irgend ein Dichter hat sich verleiten lassen, den britischen Romanhelden und Abenteuerern einen oder zwei deutsche gegenüberzustellen, und hat geschickt bei großer Kenntniß der deutschen Sagen seine Erdichtungen in irgend einen willkürlich herausgegriffenen Zeitraum eingeschoben. Ich erwähne dies Gedicht gleich hier, weil der Text, den wir besitzen, auf eine frühere Bearbeitung hinweist, die wohl ins 12te Jahrhundert hinaufreichen, also vom Ernst und Rothe nicht entfernt liegen würde. Der Dichter bemächtigt sich, gerade wie die britischen in ihrem Gebiete thun, der Züge deutscher Sage, schildert Kämpfe und Fahrten, schließt noch die Liebe und den Frauendienst aus, hält die beliebten Niesenspäße fest und dergleichen mehr. Die Structur aber ist ganz die der britischen Romane; ein Vater von seiner Heimat getrennt; ein Sohn, der in täppischer Unbeholfenheit drei-

148) *Grave Rudolf*. ed. W. Grimm. 1828. Der Herausgeber sagt p. 26. „So viel sich aus den getreteten Stücken entnehmen läßt, gewährte das Gedicht eine lebendige Darstellung des Zustandes, in welchem Palästina nach Eroberung der Hauptstadt und Begründung des neuen Königreichs sich befand. Jerusalem selbst, der Siz des christlichen Königs, die Kirche von einem Patriarchen versorgt, der beständige nur durch kurze Waffenruhe unterbrochene Krieg mit den Sarazenen, die Ankunft neuer Streiter aus dem Abendlande, die wallenden Pilger auf der Landstraße, der Zwist des Königs mit seinen stolzen Vasallen, die an sich unnatürliche durch die Verhältnisse herbeigeführte Verbindung dieser mit den heidnischen Fürsten, die Einmischung des griechischen Kaisers, die Pracht seines Hofes, selbst einzelne Sitten und Gebräuche, z. B. Stab und Becher des Pilgers oder Empfang der zurückkehrenden Sieger vor Jerusalem durch die Geislichkeit, welche Loblieder singt und das heilige Kreuz trägt, wie bei der Ankunft König Konrads, das Alles sind lauter der geschichtlichen Wahrheit gemäße Züge.“

149) In der Sammlung von van der Hagen und Primisser.

zehn Jahre alt, auszieht ihn zu suchen und der ganz jenen Helden der erwähnten Gedichte gleicht, die wir bald näher werden kennen lernen; dabei ist dann die Kürze und Trockenheit, welche in den ältesten dieser englischen Romane herrscht; vertauscht mit einem größern Umfang, wie ihn die Franzosen lieben, und mit einem gewissen leichtsinnigen Ton der Erzählung, der wohl dem späteren Arbeiter gehören könnte, und der mir schon einen Uebergang zu dem frivoleren Charakter der späteren Romane des 13ten und 14ten Jahrhunderts anzudeuten scheint. Die Ansicht, von der Wilhelm Grimm bei Erörterung der Entstehung dieses Gedichtes ausging, daß es mit Ausnahme von Einzelheiten eine bloße Erdichtung sei, hätte, dünkt mir, auch bei Nothor angewandt werden sollen, dem zwar nicht so sehr Geschlossenheit und Natur abgeht; allein nicht alles Erdichtete oder mit Erdichtungen Entstellte mußte ja nothwendig so elend sein. Wenn Nothor durch die Lieblichkeit einzelner Stellen, wenn Ernst durch seinen Verfasser interessirt, so ist dagegen der Biterolf eine so längweilige und so leere Reimerei, wie wir doch nicht viele haben. Es ist unglaublich, wie diese Leute, gleich phantasievollen Knaben von einiger Präcocität der Bildung, ungeheure Massen von Versen aus den Ärmeln schütteln, in denen man manchmal in tausenden kein rechtes Factum erbeutet und kein erfreuliches Bild, wie sie sich an diesem ewigen Einerlei von übertriebenen Zweikämpfen, von langen Reden, von pomphaften Worten, von sonderbaren Namen, froh ihrer Autorschaft, vergnügen können, wo keine Spur von Leben, von Empfindung, von Gedanken aus dem Herzen auf's Papier kommt. Es kam nur darauf an, daß der Schreiber seine Lust irgendwie blüfte; der Leser, auf einsamer Burg, bei mangelndem Verkehr; bei erschwerter Zugänglichkeit der Bücher, ließ sich gerne das Schlechteste gefallen, wie unser theäterlustiges Publicum sich die abgedroschensten Späße nachsichtig aufwärmen läßt, wenn sie nur irgend in einem neuen Kleide wieder erscheinen.

## 7. Einführung britischer Dichtungen.

Bis hterhin haben wir dem Verfall der Volkspoesie und historisch-dichterischen Sage zugesehen, und haben gefunden, daß sie theils geradezu verdrängt, oder mit Verpflanzung, Verwischung

und Verflachung durch gereifte Dichter entstellt, oder mit griechisch-morgenländischer Sage ungeschickt zusammengejocht oder nach der Manier der britischen Dichter mit Erfindungen bereichert ward. Jetzt ist es daher nothwendig, auf die Einflüsse aus England oder der Bretagne aufmerksam zu machen, von wo man eine Gattung von Romanen von sehr simpler Beschaffenheit einfuhrte und so lieb gewann, daß sie fast jedes andere Interesse überwand und verschlang. Wunderbar, wie sich in scheinbar so grundverschiedenen Zeiten, wie jene Literaturblüthe zur Zeit der Hohenstaufen und der im vorigen Jahrhundert, fast alle wesentlichen Züge entsprechen. Wir werden sehen, es ist ein Kampf zwischen Nationalem und Klassischem auf der Einen, und Fremdem, Französisch-Englischem auf der anderen Seite; nur siegt damals, was diesmal unterlag. Der Einfluß aus England aber und der Sinn nicht nur für die englischen Romane und Poeten und namentlich für Ossian, also gar für das Galische, machte in der neuen Zeit ein außerordentlich wichtiges Element in dem Streite des Geschmacks aus, eben wie damals. Weidemale hielt es oder leitete es die poetische Kunst hauptsächlich an, die Empfindungen der Liebe zum Hauptstoffe zu nehmen und überhaupt auf das Gefühl zu wirken und weniger auf die Phantasie; und was Lessing von dem Einfluß der englischen Literatur in der neuen Zeit sagte, daß hier der Geist der Nachahmung für Muster gepriesen hätte, was in der Geschichte der Poesie als Ausartung erschiene, dies läßt sich von jenen Dichtungen, die Deutschland vermittelt durch Franzosen aus der Bretagne oder von englischen Briten seit dem Ende des 12ten Jahrhunderts überkam, mit noch viel größerem Rechte behaupten.

Um diesen Ausspruch wenigstens mit einigen Andeutungen zu erhärten, muß ich einen flüchtigen Blick auf die britisch-walisische Poesie und Sage werfen und deren Umgestaltung und Entartung mit Winken bezeichnen, so viel das bei dem Mangel gründlicher und umfassender Forschung in diesem Felde, die von ächter Sprach- und Quellenkenntniß getragen wäre, gar für einen Fremden und Entfernten möglich ist. Es ist dies einer jener gefahrvollen Punkte, von denen ich in der Einleitung sprach; ich möchte mit den folgenden Bemerkungen gerne einen Kenner der walisischen und bretagnischen Alterthümer, Geschichte und Sprache anregen, eine höchst empfindliche Lücke in der Literatur- und jeder Geschichte auszufüllen;

denn in Recht und Sitte und Poesie und allen möglichen Beziehungen ist ein Haupttheil der Grundlage der neuen Welt lediglich in jenen keltischen Nationen zu suchen, die das Substrat der modernen Zeit sind, wie die Pelasger das der alten, die wie diese gestürzt sind, fast ehe sie mächtig waren, und in Cultur entartet, fast ehe sie blühte. Wer uns ein Gemälde dieser Völkerstämme, ausgerüstet vor Allem mit historischem Sinne, zu dem aber freilich Vielseitigkeit der Kenntnisse und Gesundheit des Geistes eben so nothwendig hinzukommen müßte, zu entwerfen versuchte, der würde, je umfassender dies ausfallen könnte, ein desto größeres und wahrhaft dankenswerthes Verdienst um die Wissenschaft sich erwerben. Was ich selbst über den Gang der Poesie und poetischen Literatur der Walisen und Bretagner hier angeben kann, hält sich, da mir die Kenntniß der Sprache mangelt und wenige Quellen zu Gebote standen, ganz im Allgemeinen, und ruht mehr noch auf historischer Analogie, als auf einem Urtheil, welches das Ergebnis einer weiten Kenntniß vielfältiger Quellschriften wäre. Ich gebe es gleichwohl mit einigem Vertrauen, weil ich den gleichen Gang mit der Dichtungsgeschichte jeder anderen europäischen Nation, mit denen ich eher ein wenig vertraut zu sein glaube, in deutlichen Symptomen auch an dem Wenigen wieder erkenne, was uns in Deutschland zugänglich ist.

Das Schwierigste bleibt immer der auffallende Charakter der Urzeit, der diesen Völkern anhaften blieb, und der um so schwerer für uns von dem Räthselhaften zu entkleiden ist, als sehr frühe fremde Einwirkungen seine reine Erhaltung störten, Einwirkungen, die wieder auf der anderen Seite kaum erkennbar sind, weil eben jene scharfe Eigenthümlichkeit der Nationen wieder die Unmittelbarkeit derselben aufhob. Gewiß ist, daß die walisische Dichtung in ihrem Ursprunge den reinen Charakter hatte, den wir nach so langer Zeit an den galischen Gesängen des Ossian entdecken, die sich eben in jenen Gegenden gestaltet und erhalten haben, welche den äußeren Einflüssen minder ausgesetzt waren. Die Lieder der walisischen Warden haben durchaus denselben oder doch den sehr ähnlichen Ton, wie die Gesänge Ossians, wenn sie von Macphersons Sentimentalität entkleidet sind, und sie nähern sich dem der nordischen, der scandinavischen Poesien. Dies verbürgt wechselseitig die Aechtheit der einen und der anderen. Dazu kommt daß die

Reste wälischer Volksmusik auf keinerlei Weise dem wunderlichen Wesen ihrer spätern Poesien vergleichbar sind, wohl aber die manchmal auffallendste Ähnlichkeit mit deutschem Volksgefang verrathen. Wo diese Bardennieder historisch sind, hat Turner gezeigt<sup>150</sup>), sind sie von aller Fabel entfernt und haben vielmehr den elegisch-lyrischen Schwung, der auch dem Ostian eigen ist, der verknüpft ist mit einer Verwischung des Factischen, der auch eben so mit eben diesem Mangel am Factischen in dem historischen Klagwerk des Gildas durchweg herrscht, den man ja auch mit dem Poeten Aneurin für identisch hielt; dieser elegisch-lyrische Ton unterscheidet diese Dichtungen von dem dramatisch-lyrischen der Nordländer, in denen deshalb auch das Factische nur nicht ganz so bedeutend in Unbestimmtheit schwebt. Zu den Zeiten aber, als man diese Lieder sang, mit den Thaten des Arthur und Urien, auf die sie sich bezogen, gleichzeitig, war schon römische Bildung und Christenthum in England eingegangen und gelehrte Bekanntschaft mit den Werken des Alterthums blühte dort in Zeiten, als noch alle Schätze geöffnet waren, und wo eine ganz andere Wirkung möglich war, als in Deutschland zu Karls und Otto's Zeit, wo die Verwüstungen der Barbaren vorausgegangen und nicht einmal Belehrung durch Bücher leicht war, die persönliche und lebendige Mittheilung und Belehrung aber durch Römer und Griechen selbst unmöglich. Mit der antiken Bildung aber mochte es gehen wie mit der christlichen; Römer und Griechen würden bald in dem was die Briten aus ihren Werken herauslernten, sich selbst so wenig mehr erkannt haben, wie die christlichen Apostel unter den Angelfachsen das Christenthum der britischen Mönche wiedererkennen wollten, das sie verzweifelter fanden als das Heidenthum der Sachsen. Biel ja dem Cicero schon das Aufgedunsene und Bombastische in den Cordubensischen lateinischen Poeten und das ähnliche dem Seneca am Sextilius Hena auf, was würden sie nun zu der furchtbaren Latinität der Briten gesagt haben, nachdem die Römer die Insel geräumt hatten, und was zu den Vorstellungen, die sich aus antiken und aus cambrischen mischten. Seit der Zeit der sächsischen Invasion aber, wo den Cambriern die Heimat verleidete, wanderten

150) In der history of the Anglosaxons und der Vindication of the ancient british poems.

sie erst in Masse nach der Bretagne aus, wo sie aufs Neue mit Galliern und Römern, und später mit Deutschen und Normannen in Berührung kamen; einzelne aber streiften in der ganzen Welt herum und ihre Missionäre erschienen in der Schweiz und Deutschland und noch spät in Belgien thätig. Aus den walisischen Staaten gingen ebensowohl, wie aus den angelsächsischen, Prinzen, Geistliche und Gelehrte nach Rom; England blieb die Zufluchtsstätte der alten Bildung, auch nachdem schon angelsächsisches, dänisches und britisches in Christenthum, in Kunst und Staat sich versöhnlicher zu mischen anfing. Habe ich also Recht gehabt, wenn ich in Mischung und Durchdringung von vielerlei unklaren Vorstellungen eine Hauptquelle romantischer Kunst nicht nur, sondern auch in der Reibung und Rivalität der Stämme eine Hauptveranlassung zum dichterischen Preis der alten Heroen entdeckte, so sieht man sogleich, wie England auch einer der ersten Heerde der epischen Poesie werden mußte, und daß was schon seit dem 6ten Jahrhundert sich gestaltete, nachher in einem höheren Grade durch die Ankunft der Normannen wieder aufgenommen werden konnte, die noch viel mehr massenweise und einzeln zu Land, zu See, zu Fuß an allen Küsten und in allen Ländern mit allen Völkern in Verbindung kamen. Früher schon konnte sich die Sage von Prydain durch solche etymologische Kunststücke der Gelehrten, wie wir sie nun schon kennen gelernt, mit Römischen verbunden haben und daran knüpfte sich dann später die Aufnahme und poetische Erweiterung der livischen Erzählung gallischer Wanderungen, von der noch Rennius nichts weiß. Aus einer Zeit aber, die schon angelsächsische Einflüsse zeigt, würden mir jene Sagen von Vortigern und Hengist herleiten, die sich noch an die Geschichte mit einiger Sicherheit anlehnen und neben diesen erscheint noch bei Rennius Arthur nur erst im Hintergrunde. Wie in diesen Sagen selbst noch in der lateinischen Erzählung etwas Germanisches anklingt, so durchdringt sich Britisches und Sächsisches im Beowulf, einem angelsächsischen Gedichte, das in eben diesen Zeiten entstand; Geister, Seeleben, Bewachung der Küsten, Wortwechsel und Prahlerei der Helden, Naturscenen, ein gewisser sentimentaler Ton, die nebelhaften Gestalten und Thatsachen, die Stellung der Frau des Prothgar, alles erinnert hier an Ossian oder die Wardenlieder, und dazu scheint die feste epische Form, die weder die Galen noch



die Scandinaven erhielten, von Virgil geradezu hergeleitet werden zu müssen, den im Beowulf nicht allein die Erwähnung des Iopas, sondern auch die Episoden von Prothgars Sängler selbst ins Gedächtniß rufen. Jene Wortigersage scheint mir nun noch ächt volksmäßig, etwa wie die Dietrichsage zur Zeit der Dittonen gewesen sein mag; dicht daneben aber entstehen, gerade wie wir einem zweiten Cyclus deutscher Volksgedichte in jener Zeit seinen Ursprung suchten, die Sagen von Arthur und Merlin, die weniger treu, mehr abentheuerlich und eigentlich um einen ganz neuen Helden versammelt sind, von dem die Barden wenig und zu Gottfried von Monmouths Leidwiesen Gildas und Beda nichts wußten; die auch nicht etwa aus Unkunde oder zufälligen Gründen schwiegen, sondern weil eben kein Stoff da war, und weil jener Gildas, eben wie Fordun und Andere, Geschichtsbücher machen wollten, wo keine Geschichte war; wo aber diese fehlt, da fehlt es an Erdichtungen und Märchen nicht, wie man überall und besonders deutlich auch unter den ähnlichen Verhältnissen in Spanien sehen kann; und wo man erdichtet und Märchen macht, da fehlt es auch nicht an Uebertreibungen, worin diesen Briten und den Kelten überhaupt sich nur der Orient und Indien vergleichen darf; und es ist daher eine verzeihliche Einseitigkeit, wenn Leyden<sup>151)</sup> das Romantische von den Briten herleitet, und zu ihren Gunsten läßt sich gewiß so viel sagen, als für Warton's oder Percy's Hypothesen. Selbst der Theil aber von der Merlin- und Arthursage, welchen ich schon in Rennius Zeiten oder bald nach ihm entstanden denke, und der kein anderer ist, als den Rennius selbst schon andeutet, selbst dieser Theil scheint besonders in Armorica gepflegt und also nur etwa in dem Sinne einheimisch in Wales zu sein, wie die Siegfriedsage in Deutschland. Von dort wenigstens hat Gottfried von Monmouth die alte Chronik, die ihm der Archidiaconus Walthar von Oxford gebracht, von der er solche Merkmale angiebt<sup>152)</sup>, daß man die poetische Schreibart, wie sie diesen Leuten eignet, wieder erkennt, von der er in solchen Ausdrücken spricht, daß er ein Lüg-

151) In der Einleitung zu der *complaynt of Scotland*.

152) Er sagt z. B., er habe die lateinische Sprache vorgezogen und Prosa: *nam si ampullosis dictionibus paginam illivissem, taedium legentibus ingererem, dum magis in exponendis verbis quam in historia intelligenda ipsos commorari oportuit!*

ner von unverschämter Geschicklichkeit sein müßte, wenn er diese Quelle rein erdichtet hätte<sup>153</sup>). So thöricht es ist, wenn unsere gewissenhaften neueren Gelehrten, die voll Ueberlegung, Scrupel und Wahrheitsliebe sind, in jedem Geschichts- und Sagenwerk jener Zeiten und Menschen Treue und redliche Scheu vor der Ueberlieferung und alle Eigenschaften, die sie selbst auszeichnen, suchen, so thöricht würde es sein an solchen bestimmten Versicherungen überall zu zweifeln; die kindliche Einfalt dichtet und lügt, sie lügt und dichtet ohne Sünde, sie thut es in Nationen wie in Individuen, und Niemand muß hier gleich Fälschung und Betrugsucht wittern; allein wo weder ein äußerer Nutzen noch eine innere Befriedigung der Einbildungskraft abzusehen ist, da muß man im Unterschieben so übler Absichten vorsichtig sein. Was nun den geschichtlichen Theil von jener Chronik angeht, so lasse ich diesen hier natürlich bei Seite, denn es ist dies Werk nach Gottfrieds Mittheilungen so gut unter die Hunnibalde zu stellen, wie so vieles Andere; es dient schon ganz so zu einem Rahmen für Novellen und Legenden, ist schon ganz so voll von Ethnologien und Etymologien, wie die Kaiserchronik; und älter als wie Nennius möchte es wohl, wie auch Ellis meint, auf keinen Fall gewesen sein. Was aber die Sage des Arthur angeht, so soll in Bretagne der Eifer für diesen Helden, den sie vielleicht mit spätern einheimischen Heroen verschmolzen, ärger und der begeisterte Glaube an seine Wirklichkeit größer gewesen sein, als irgendwo<sup>154</sup>). Wer nun aber die Merlin- und Arthurgeschichten bei Gottfried liest, der wird finden, daß eine große Kluft sie in zwei Theile scheidet; in dem einen, der sich an Nennius anlehnt, herrscht ein ganz anderer Geist, als in dem zweiten, der von dem famosen Kriege Arthurs mit Lucius handelt; jener

153) Turner, vind. of the ancient british poems, p. 159. I believe Geoffrey to state the fact, when he says he found the history of Arthür in a book brought from that country (Bretagne). Perhaps if any of the lays or legends concerning the Daniel Dremrudd, or red visage, the Alexander of Bretagne, could be found, we might meet the prototype of Arthur.

154) Id. ibid. p. 160. Alanus de Insulis was born 1109 and he informs us, that if any was heard in Bretagne to deny that Arthur was then alive (sie erwarteten nämlich seine Wiedergeburt), he would be stoned. He says, who does not speak of him? he is even more known in Asia, than in Britain, as our pilgrims returning from the east assure us.

entspricht dem ersten Theile des altenglischen Romans von Merlin und dieser dem zweiten; dieser stimmt mit den Trojanersagen in den französischen Behandlungen des Dares, jener mit dem lateinischen Gedichte desselben Gottfrieds von Monmouth über das Leben Merlins, das Ellis analysirt hat. In diesen älteren Sachen finden sich eine Menge noch sehr roher Züge; es findet sich jene Neigung zum Späßhaften, die wir in den deutschen Dichtungen bezeichneten, welche wir verglichen; es finden sich Anknüpfungen an die Geschichte und eine Ausführlichkeit, die in dem Späteren ganz mangelt, ja, jenes Gedicht von Merlin (1ter Theil) zeichnet sich durch seine Geschlossenheit und Lebendigkeit sehr vortheilhaft aus. Die Volksmäßigkeit dieser Erzählungen erhält überall her seine Bestätigung. Eine Menge einzelner Züge finden sich in den Romanen, die auch ins Deutsche übergingen, wieder; sie finden sich in den armoricanischen Lays; die Legenden walisischer Heiligen bestätigen die weltlichen Geschichten von Arthur und theilen ihrerseits neue mit<sup>155</sup>); und die wunderbare Erzählung von Merlins Geburt wird durch Aehnliches im Leben der heiligen Kentegern und David unterstützt<sup>156</sup>). Schon tragen aber selbst diese Erzählungen alle weit nicht mehr das einfache Gepräge der Vortigernsage oder gar der Wardenlieder; sie stehen mit ihren Wundern und Wunderlichkeiten davon ab, wie Nothar vom Hildebrandliede. Die wildeste Romantik herrscht hier vor; diese Nation, wie sie nie zu verständiger und einfacher Beurtheilung des Lebens kam, gab sich ohne irgend eine Schranke der tollsten Uebertreibung am liebsten hin; dazu scheint das Geisterwesen hier uralte zu sein und wo die Märchen der Bretagne Fremdes aufnehmen, scheinen sie mit Vorliebe das Feenwesen des Südens und das Wilde und Geisterhafte des scandinavischen Nordens zu ergreifen. So ist bekanntlich in ihren und den irischen Heiligenlegenden die schamlose Ueber-

155) Ellis specimens etc. Tom. I. p. 100. Note 2.

156) Pinkerton, vitae antiq. sanctorum. p. 200. Aus Jocelins Leben des heiligen Kentegern citirt Dunlop I, p. 214. folgende Stelle: Audivimus, frequenter sumptis transigiis puellarem pudicitiam expugnatam esse, ipsamque, desloratam corruptorem sui minime nosse. Potuit aliquid hujus modi huic puellae accidisse. Dies bezieht sich auf die Mutter des Heiligen, der ähnlich wie Merlin und wie Alexander in der orientalischen Sage geboren ist.

treibung so arg, daß sich die Kirche selbst und die Herausgeber der Acta Sanctorum davon wegwandten, und wer liest auch den chaotischen Wust und Geisterpfuf des Brandan, ohne an Lucians wahrhaftige Historien zu denken? Und wo ja sonst nur ein Britte an einen Gegenstand rührte, konnte er das Fabeln nie lassen. Wie alle Geschichte der Bretagne, von Wales und Ireland mit wunderlichen Traditionen entstellt ist, weiß alle Welt; selbst wo, wie z. B. in der Reise des Giraldus<sup>157)</sup> in seinem eignen Vaterlande, die Gelegenheit so fern lag, müssen die abentheuerlichsten Gespenstergeschichten eingeflochten werden. Wie viel aber auch schon in diesen Sagen von griechisch-orientalischen Vorstellungen eingegangen sein mag? Man kann es wenigstens nicht wissen, ob Gottfried Alles, was auf dergleichen schließen ließe<sup>158)</sup>, aus selbsteigener Gelehrsamkeit eingefügt hat; obwohl es darum wahrscheinlich wird, weil auch in seinem Leben Merlins eine gelehrte Unterhaltung zwischen Talieffin und Merlin eingeflochten ist, voll kosmologischer Ansichten und astronomischer, geographischer, naturhistorischer und mythologischer Vorstellungen, die zum Theil Reminiscenzen aus dem Griechischen sind, zum Theil sich ausdrücklich auf arabische Schriftsteller beziehen, die doch unter den Briten schwerlich lange vor Gottfrieds Zeit bekannt waren. Während der Zeit aber, wo die Arthursage in Bretagne sich so gestaltete, mochte auch vieles in England selbst sich fortpflanzen; Gaymar, der Dichter einer Geschichte der angelsächsischen Könige (noch vor Wace) spielt auf ein früheres Werk über britische Geschichte an, aus dem er den Gottfried verbessert habe; und so ist auch nicht wohl zu zweifeln, daß Gottfried wirklich auch Lieder benützt hat<sup>159)</sup>, denn man sieht diese sogar in den letzten Büchern aus der Uebersetzung wie in dem Leben des Merlin

157) Itinerarium Cambriae. ed. Dav. Poreli. Lond. 1585.

158) VI, 18. Maugentius von Bortigern über Merlins Geister-Geburt gefragt, antwortete: In libris philosophorum nostrorum et in plurimis historiis reperi, multos homines hujusmodi procreationem habuisse. Nam ut Apulejus de deo Socratis perhibet, inter lunam et terram habitant spiritus, quos incubos daemones appellamus: hi partim hominum, partim Angelorum naturam habent: et cum volunt assumunt sibi humanas figuras et cum mulieribus coeunt. Forsitan unus ex eis huic mulieri apparuit et juvenem istum in ipsa generavit.

159) I, 1. — Cum Gesta eorum digna aeternitatis laude constarent, et a quasi in scripta joande et memoriter praedicentur.

hervorleuchten; sodann aber ist auch möglich, daß schon aus Armorica früher das Werk, das Walther dem Gottfried gebracht, bekannt, und nur vergessen worden war <sup>160</sup>). Denn im Anfang des zwölften Jahrhunderts fing auch wohl unter den Wälschen erst wieder, unter dem Getümmel der Kreuzzüge, an denen sie gleich anfangs Theil nahmen, die lebhafteste Theilnahme an ihren alten Gesängen an. So lautet die Stelle des Allanus de Insulis, die ich kurz vorher in einer Note anführte, wie der Ausspruch eines Mannes über ein ganz frisch erregtes Interesse. Nachdem aber nun in England der Heerzug Wilhelms des Eroberers geschehen war, nachdem man in Bretagne und durch die Normanen mit der Sage von Karl und Roland, und auf irgend eine Art mit Homer und Alexander bekannter ward, jetzt konnte auch die alte Sage von Arthurs nicht mehr genügen, und nun mußten große Heerzüge, welche die Kreuzzüge erneuten und welche die griechischen und fränkischen Sagen beschrieben, Kämpfe einzelner Helden und dergleichen in die Sage eintreten. Daher hat der Krieg Arthurs mit Lucius Tiberius bei Gottfried ganz einen andern Klang, eine Unordnung, einen Ton, der grundverschieden ist und wie im Titarel und ähnlichen Dingen treten die wunderbarsten orientalisirte-griechisch-römisch-homerischen Heldenamen auf, ächte und erdichtete, wie z. B. im Alexander der Späteren. Auch die Tafelrunde überhaupt und gar der Graal, der in dem englischen Gedichte von Merlin (im zweiten Theile) schon misspielt, sind offenbar erst nach Bekanntschaft mit französischen Poesien in die Arthursage hineingerathen. Diese letzten Theile sind aber auch nicht mehr aus Gottfrieds erster Quelle, aus Walthers Buch, sondern hier citirt er den geschichtenkundigen Mann als mündliche Autorität. Dann scheint auch die Art wie schon Wace von der Arthursage spricht, auf plötzliche Verderbung zu deuten <sup>161</sup>).

160) Nach Ellis p. 100. sagt John Price, der mit Leland unter Heinrich VIII. in England die Mönchsbibliotheken untersuchte: Deinde in eodem libro ubi vita S. Dubritii recolitur, luculenta sit mentio de eodem Arthuro et de rebus ab eo gestis, ad eundem fere modum quo in hist. ab Gaufrido translata memorantur. Quam quidem vitam longe ante Gaufridi tempora in ecclesia Laudaventi, divi Dubritii memoriae dicata, quotannis ab ipsius ecclesiae cultoribus repetitam fuisse liquet.

161) En esto grant paix que je di surent les merveilles trouvées, Qui d'Artus sont tant racomptées.

Und jetzt schließen sich jene Romane von den Tafelrunden an, nachdem durch Lieder und durch Gottfried deren Viele als historische Figuren ac-creditirt waren; eine neue Reihe von Gedichten, ärmer an Erfindung, wachsend an Umfang, baute sich an diesen Namen auf, ganz wie die Romane von den französischen Vasallen, ganz wie die spätern deutschen Sagen; die wenigsten der Helden dort haben auch nur dem Namen nach eine historische Beglaubigung oder alte Autorität, gerade wie die, welche die spätere Erzählung in Deutschland um Siegfried und Dietrich versammelt; das Meiste ist ohne allen Zweifel reine Erdichtung, die nur hier noch sichtbar, als in den französischen und deutschen und griechischen Romanen die volkstümlichen und beliebten Züge der alten Gedichte festhält, und noch unholpener und langweiliger variirt. Fauriel und Andere haben daher hier durchaus keine historische oder volksmäßige Grundlage anerkennen wollen. Und gerade diese Gattung ist es, die in ganz Europa sich alsbald reißend verbreitete; je schneller man den trocknen Ton des chronikartigen Gedichtes, womit man, gleichfalls bestimmt von den Briten, unter den Normannen anfing, satt ward, um so begieriger ging man auf diese neuen Stoffe über. Ihren Werth und ihr Ansehn gab ihnen nichts als ihre Neuheit, und das vorwaltende Element der Courtoisie und Frauenliebe, das zum erstenmale hier Eingang in die epische Poesie fand, wenigstens in der Weise, wie sie der ritterlichen Sitte der Zeit zusagte und gefallen mußte, wie sie bald nothwendiges Requisit für jedes Gedicht ward und von da bis auf die neueste Zeit zum offenbaren Schaden der Poesie geblieben ist, in die sie eine Eintrübnigkeit dadurch gebracht hat, die einem Griechen viel unangenehmer auffallen mußte, als uns das ewige Thema der Götterscheu, das jedes der unzähligen griechischen Dramen durchdringen haben mag, das doch wenigstens ein Gegenstand ist, welcher der Phantasie viel freiern Spielraum zum Eingang in alle Verhältnisse des Lebens und alle Leidenschaften des Menschen läßt. Diese Stoffe stritten mit dem Altclassischen, welches zugleich mit ihnen über Europa kam; wenigstens scheint der Iscanus, dem man den trojanischen Krieg, der unter Dares Phrygius Namen geht, zuschreibt, in

---

ne tout mensonge, ne tout voir; Ne tout faulce, ne tout savoir;  
 tant out li compteour compté, Et li fableour tant sablé,  
 pour les comptes embeleter, que tout out fait fable sembler.

diese Zeiten des Gottfried zu fallen, und da unglücklicherweise die Trojanersage durch diesen Dares eingeführt ward; der wahrscheinlich in England und vielleicht durch einen Briten und bereits dem neuen Geschmack accomodirt entstand, da auch die Alexandersage mehr in Entstellungen als in reinerer Gestalt gesucht und geliebt ward, so konnte man erwarten, welcher der beiden streitenden Style in der Kunst dieser Zeiten das Uebergewicht erhalten würde, oder wie sich das Antike würde fügen müssen, wenn es Eingang finden wollte. Dennoch ist in der besten Zeit eine Art von Durchdringung beider, dieses neuen und des antiken Elements, unter den größten Dichtern nicht zu verkennen, nur ist es minder deutlich als in der neueren Zeit. Bald aber kehrte man ganz entschieden zu der Trennung zurück und während Thomasin zu der antiken Weisheit neigt, so setzt Rudolf von Ems einen Lambert herab und hebt wohl dagegen einen Ulrich von Bazichoven.

Dieser ist nämlich einer der deutschen Dichter, der uns ein solches britisches Gedicht übersetzt hat, noch im zwölften Jahrhundert (1192) und ganz in jenem strengen, trocknen Ton, der noch die größere Seltenheit und Ungewohnheit des Dichtens oder das gewissenhaftere Anschließen des Dichters an sein Original verräth, das er auch selbst bezeugt<sup>162)</sup>, und das in jenen Zeiten so lange angenommen werden muß (und bei Einzelnen noch länger), bis Heinrich von Veldeke in seinen Werken den freien Ton und die begleitende Stimme des Dichters in die Erzählung einführte, was ihn gleich als einen ganz deutschen Mann bezeichnet; denn jedem besten unter den Dichtern damaliger Zeit in Deutschland ward es in den nüchternen Dichtungen der Franzosen zu enge und ihre lebhaft-

162) Cod. Pal. 371. fol. 174. b.

Die selbe gedichte, also ich euch berichte,  
do ist nicht noch zugeleit, manne also ein welsches buch seit,  
das uns zu erste wart erkant, do der kunig von engelant  
wart gefangen also got wolte von dem herzogen lüpolde  
und er in hohe schrehte. Der gevangen kunig ime faste  
zu gesellen edel herren von freunden landen herre,  
die bevalch aber keyser Heinrich in türsche land also umb sich,  
also ime riet sin wille. Hie von morille  
hieß der selben gesellen einz, in des gewalt uns vor erschein  
das welsche buch von langelet; do trang in lieber fründen bet,  
do diese not nam an sich von Bazichoven Ulrich,  
und er richten begunde in türsche also er kunde  
bis lange fründe mere, durch nicht, manne das er were  
in der frowen hülde beste dag.

innere Theilnahme und Beschäftigung machte sich gewaltsam Luft, indem sie mit Gefühlen und Betrachtungen die monotone Erzählung unterbrach. Es ist nicht meine Absicht den Lanzelot dieses Ulrich oder den Tristan des Eilhart von Hobergen, aus der ähnlichen Zeit, zu analysiren und lange Zeit damit zu verlieren, zumal da sie beide nicht gedruckt sind; ich will vielmehr, je weniger auf diese schlechten Nachwerke ankommt, aus ihnen und anderen, aus Wigamur, der vollkommen den Charakter dieser Dinge trägt, aber blühender in Sprache und Vortrag ist und im oft schnurrigen Ton der Erzählung sein Zeitalter verräth, und aus Zwein und Wigalois, auf die ich dann allein der Dichter wegen zurückkomme, zusammenstellen, was mir die Art der Sage und des Stoffes und die Behandlung zu charakterisiren scheint, und will so versuchen, dem Leser ein ungefähres Bild von diesen Dichtungen zu geben. Ich habe dabei nur die ältere, ursprüngliche Gestalt im Auge, die uns in allen den genannten Stücken, im Wigalois schon nicht mehr ganz, erscheint; bekannt ist, wie später, als man diese Dinge in ganz Europa kennen lernte und einbürgerte, der Tristan verändert ward, von dem schon Eilhart verschiedene Sagen kannte<sup>163)</sup> und mehr noch der Lanzelot, der sich in dieser älteren Form nur noch bei Ulrich erhalten zu haben scheint und durch Chretien von Troyes und seine Fortsetzer schon in Frankreich einen viel weitern Umfang und einen ganz andern Inhalt erhielt. Man darf mutmaßen, daß die Bretagne diese weiteren Sagen gepflegt hat; vielleicht gibt bloß der wahrscheinlich bretagnische Ursprung dem Gwile Galois seinen abweichenden Charakter, wenigstens möchte er in der Bretagne verändert oder ähnlich, wie wir am Nothier sahen, fortgesetzt sein, indem sein letzter Theil eben so von dem ersten unterschieden ist, wie der zweite Theil des Romans von Merlin vom ersten; wie denn auch durch Percy und Ritson der Roman Lybeaus Desconus bekannt geworden ist, welcher eine einfachere Recension des Wigalois enthält, in der dieser letzte heterogene Theil mangelt<sup>164)</sup>.

Da wegen Gottfrieds Tristan das sehr rohe Gedicht des Eilhart für uns wenig Werth haben kann, so will hier ich Ulrichs Lanze-

163) Cod. Pal. 346. fol. 173. b

164) Percy in den reliques T. 3. p. XV. sqq. und Ritson metrical romances T. 3.



lot zum Vorwurf einer kurzen Betrachtung machen <sup>165</sup>). Der Roman beginnt in einer Einleitung die Endschicksale der Eltern seines Helden zu berühren. Dieß kommt fast in allen Gedichten dieser Art vor; schon im Havelok, einem der frühesten aus dem bretagnischen übersehten Lai, im Tristan, im Wigamur, im Wigalois, im Parzival u. A. und ist ein so nöthiges Stück in dem Hausrath dieser Romane, wie Entführungen und Versuchungen im griechischen oder eine gefährliche Werbung im deutschen. Es war nämlich, heißt es, ein König Pant von Genevis, streng, hart und kriegerisch, dessen sanftes Weib Clarine ihm einen Sohn gebracht hatte, von dem große Dinge waren geweissaget worden. Die Vasallen des Königs aber erregen, als das Kind kaum ein Jahr alt war, einen Aufruhr und verwunden ihn, auf der Flucht stirbt er und eine Meerminne raubt der Königin ihren kleinen Sohn und führt ihn in ihr krystallenes Haus. So wird auch Wigamur von einer Meerseie seinem Vater geraubt und Lanzelot, ist nur darin eigen, daß die Mutter ganz aus dem Gesichte verloren wird, (ein Fall übrigens, der wieder auf der anderen Seite oft in diesen britischen Dichtungen wiederkehrt, daß nämlich Personen, an denen man den lebhaftesten Antheil genommen hat, plötzlich verschwinden und nicht wieder erscheinen, ein Zug der die größte Kindheit der dichterischen Erfindung verräth); sonst ist es gewöhnlich, daß, wie im Wigalois, der verwaiste Sohn seine Aeltern aufsucht. Trennungen von der Heimath, von dem älterlichen Heerde und Erziehung in der Fremde und der Einsamkeit bilden in sämtlichen Romanen dieses Ursprungs, den Zwein ausgenommen, ein weiteres nothwendiges Moment. In der Legende bildet Josophat schon eine ähnliche Figur. Schon hier will ich vorläufig aufmerksam machen, daß es höchst kindisch und unverständlich wäre, wenn wir alle diese Züge, die sich so oft wiederholen und so oft behandelt wurden, als bloße Copien und müßige Geschichtchen ansehen wollten; vielmehr ist Alles äußerliche der Scenerie gewiß von der Mythologie und den Märchen der Briten aus Urzeiten her Lieblingsmaterie der Nation, und alles was auf die innere Natur des Menschen geht, wie diese Erziehungsgeschichten, ist aus dem herrschenden Geiste je-

---

165) Wir haben davon auch eine kritische Ausgabe von Herrn Hahn zu erwarten.

ner Jahrhunderte zu erklären. Ich verschiebe nur diese Erklärung bis auf den Punct, wo im Parzival das, was die Zeit und die Dichter bisher dunkel mit sich getragen, in einem großen Kopfe zum Bewußtsein und in seiner großen poetischen Schöpfung zur deutlichen Erscheinung kommt; bemerke aber hier andeutend, daß es einer Dichtung, die nur erst anfängt sich den inneren Menschen zum Gegenstande zu nehmen, ganz angemessen erscheint, auf die Erziehung ihrer Helden Aufmerksamkeit zu richten und aus der Art dieser Erziehung den Charakter der Helden herzuleiten. Wenn nun aber die Welt damals auf dem Puncte stand, wie wir aus der versuchten Charakteristik der Kreuzzüge schlossen, aus einem jugendlich beschränkten Kreise der Vorstellungen und Wirksamkeiten in einen plötzlich unendlich erweiterten überzugehen, in den sie sich schwer und für den Beobachter lächerlich genug hineinfand, so war es natürlich, daß sich dieß Verhältniß eben in den Dichtungen am deutlichsten aussprach, welche die betretene neue Welt schildern wollten, und dieß thun diese britischen Dichtungen eben so roh, wie die letzterwähnten deutschen Dichtungen die alten Zustände ablegen und mit neuen vertauschen. Daher konnten alle diese Dichter kein schärferes Bild von dem innersten Wesen der ganzen Zeit entwerfen, als wenn sie einen solchen Knaben, der im Dunkel erzogen war, nun plötzlich und ohne alle Vorbereitung in die weite Welt schicken; und wollte daher in unsern Tagen Jean Paul einen ähnlichen Kampf zwischen der wirklichen Welt und den obskuren Jugendträumen schildern, so erzog auch er seine Helden in der unsichtbaren Loge oder in den Flegeljahren in solcher Weise. Noch aber verstehen diese wackern Poeten die Kunst der Erziehung und der Seelenmalerei gar zu schlecht. Sie wollen gern innerlich einen gewissen Charakter ihren Helden geben; da soll dann der Eine als ein solcher tappender Junge in den Löpeljahren geschildert werden, den die Begegnung mit der Welt unglücklich macht und in sich zerwirft; ein anderer soll als ein Glückskind auftreten, und unser Lanzelot soll dann ein fröhlicher, wohlgemuther Bursche sein, dem nichts seinen guten Humor zerstören kann. Wir werden sehen, jene erste Aufgabe stellt sich Parzival in einer ganz überraschenden Weise und löst sie noch überraschender, und ganz psychologisch; ein ähnliches setzt Gottfried, mit etwas ungleicher Ausführung, entgegen im Tristan; jene Aufgabe des Lanzelot aber, die

einen ganz herrlichen Gegensatz zum Parzival abgäbe, einen Jüngling, dem nichts noch so Fremdes und Uebles die frische Lust des Knabenalters tilgen könnte, diese Aufgabe ist wohl genannt, und hernach noch einmal genannt, und wieder erwähnt, allein gelöst — nein, nicht einmal verfolgt; und was ihm selbst die gute Natur gibt, welche im Gefängniß und in Noth keine Trauer an sich kommen läßt, ist auf keinerlei Weise natürlich und geistig erklärt, sondern es ist eine Folge — von den wunderkräftigen Steinen der Krystallburg; denn Steine, die in wunderbaren Sympathieen mit der menschlichen Seele stehen, ist etwas, was in allen diesen Romanen gleichfalls gar häufig wiederkehrt. Mit dieser guten Laune ausgerüstet, geht also der gute Lanzelot mit 15 Jahren in die weite Welt, versehen mit Waffen, die er nicht führen, und mit einem Ros, das er nicht reiten kann; und dazu erhält er die Weisung den stärksten Ritter der Welt, einen gewissen Moret von Dordona, zu bezwingen. Gerade so unbeholfen sendet auch die Herzelaude den Parzival aus und so auch tritt Wigamur auf, welchem Gedichte man ein großes Unrecht gethan hat, wenn man es aus Parzival, und Iwein und dem trojanischen Kriege zusammengesetzt nannte, weil wir diese Reminiscenzen uns ganz anders erklären müssen, wie wir gesehen haben. Ein guter Zug ist noch, daß jetzt Lanzelot an eine Burg kommt, wo ihn ein Zwerglein mit einer Geißel schlägt (auch im Erek ist ein solcher ungezogener Zwerg mit einer Geißel), was er nicht rächt, obwohl er doch der Burg böse wird; dieß deutet denn etwa sein Naturel an, im guten Gegensatz zum Parzival wieder, dem gleich die erste Beleidigung, die nicht einmal ihn selbst trifft, ganz irre und wild macht. Etwas zugestuzt wird nun unser Reitersmann, der statt des Bügels den Sattelbogen lenkt, in der Burg eines Jünglings Namens Joffrit, der ihm begegnet war, ähnlich wie Parzival beim Gurnamanz. Hernach begegnet er zwei kämpfenden Rittern die er versöhnt und mit denen er Gesellschaft macht. Irrende Ritter aber sind die Seele dieser Dichtungen, und nach dem oben angegebenen Gesichtspuncte sieht jeder von selbst ein, wie dieß mit dem Geiste des Zeitalters zusammenhängt, und wie man nicht wirkliche Vorbilder dieser Figuren in der wirklichen Welt suchen muß (obgleich es Reiseabenteuer im Mittelalter genug gab, die nur eher eine Folge als ein Muster dieser poetischen Figuren waren). Sie kom-

men denn zusammen auf Burg Moreiß, wo Galugadruweiß wohnt, der die böse Sitte hat, seinen Gästen übel mitzuspielen, wenn sie das Geringsste missethun. Haus- und Wegtyrannen, bedrängte Frauen und Reisende müssen natürlich ein vielfältig wiederkehrender Stoff in den Erzählungen von verliebten Abenteuerern sein; und dann wollen wir auch auf die schreckhaften Namen merken, welche noch die späte Kunstpoesie der Italiener so unentbehrlich fand, die schon einem Wirnt ansößig waren, und deren Ursprung hier zu suchen ist. Vielleicht war es hier nicht die Absicht der Italiener, welche solche Namen schuf, leichter mögen die französischen Uebersetzer aus Unfähigkeit die walisischen Namen zu lesen, sie entstellt haben, so daß man denn nun neben den Genannten die entsetzlichsten Seitensücker stellen könnte, als da sind: Glaforhelesflour, und Dyartorforgrant und Triasoltrifertrant, und Grifmasmalin und Rathachypso. Daher herrscht auch in den Handschriften oft sehr verschiedene Schreibung von einerlei Namen<sup>166</sup>). Nun folgt eine versärgliche Scene mit des bösen Wirthes schöner Tochter, die von der Liebe bezwungen ist. Die Zuchtlosigkeit ist in diesen Dichtern, welche die Welt nicht mit den ernstigen Augen, wie unsere Deutschen, und wie auch diese nur zum Theile, ansahen, beinahe grundsätzlich. Ueber die obscönsten Dinge wird hier ruhig weggegangen, als müsse es so seyn, und es ist sehr charakteristisch, wie hier Hartmann von der Aue und Wirnt von Grävenberg sich drehen und wenden, und der Sache eine Seite abzugewinnen suchen; in Lancelot und dem alten Tristan aber ist das Häßliche nicht einmal mit dem Reiz der Darstellung verschönert; und was Ariost zwischen Ernst und Scherz predigt, und Gottfried mit mehr Ernst als Scherz, das thut Eilhart mit dem heftigsten Ernst, der zornig den Teufel in die Gesellschaft der argen Verkünder ruft, die den guten Marke gegen den schändlichen Ehebrecher Tristan — nur warnen. Am Morgen nach der ersten gastlichen Nacht erscheint der erzürnte Vater und fordert den Mißethäter Lancelot zum Messerwurf, Lancelot sticht ihn todt, ohne Klang und Sang wird er begraben und die Tochter lebt als Weib mit dem Mörder. Solch ein durchaus stumpfes moralisches

166) So bemerke ich, daß Benedek zweifelt, wer im Wigalois v. 4021 die Samanie sei; keine andere als Amene, die Mutter der Lorie.

Gefühl herrscht hier überall; so im Tristan; und wenn in ähnlicher Art im Iwain die schöne Laudine den Mörder ihres Mannes gleich nach dem Begräbniß heirathet, so sieht man an der ganzen Darstellung das zarte deutsche Gemüth, mit dem Hartmann Alles aufbietet, um den schnellen Wechsel zu entschuldigen, und die Möglichkeit des Leichtsinns zu verdecken; aber dafür hat Ulrich noch keinen Sinn. Ich weiß auch nicht, ob es Unkunde ist, wenn mir scheint, als ob auch die Art, wie sich hier Lancelot seines Sieges bemächtigt, eben wie Tristans Verfahren im Ermorden des Usurpators seiner Länder und selbst im Zweikampf mit Morolt nicht einmal sein ritterlich wäre, sondern ein bißchen meuchelmörderisch. Und hier kann man leicht sehen, wie diese Romane gerade in dem Verhältniß zu dem früheren Ritterthume der Briten stehen, wie die Malagis und Aehnliches zu der Karlsage, wo auch schon der alten guten Ordnungen des Ritterwesens gespottet wird. Lancelot zieht übrigens bald von seiner Burg wieder aus, und wo die gutmüthige Beraubte hinfort bleibt, erfahren wir nicht weiter. Wieder kommt er zu einem so gefährlichen Schlosse, wo ein gewisser Limer jeden, der bewaffnet zur Burg kam, zu tödten pflegte. Seine Nichte Aude nimmt dem Ritter vom See (denn so heißt er von seinem Jugendaufenthalt und jeder dieser Ritter der britischen Romane pflegt einen Beinamen zu führen) Antheil, allein ihr Dhm wirft ihn schonungslos in den Kerker; da aber Lancelot den Streit, den der Dhm seine Aventure nannte, bestehen will, so wird er losgelassen, und dieser Kampf besteht nun darin, daß er erst einen Riesen, dann zwei Löwen und endlich den Herrn Limer selbst bestehen muß. Der deutsche Dichter Ulrich muß nicht viel britische Romane gekannt haben; er nennt diesen Lancelot auch am Schlusse eine fremde, eine sonderbare Mähre, und wie er hier von diesem Kampf redet, den Limer seine Aventure nennt, scheint ihm das was ganz Unbekanntes, obgleich in allen diesen Epen dergleichen vorkommt, und zwar solches, woneben diese Riesen und Löwen, die natürlich alle darauf gehen, ein wahres Kinderspiel sind. So wundert Ulrich sich gleich wieder, daß die Sage nicht bemerke, was weiter zwischen Aude und Lancelot vorgefallen sei. Der praktische Deutsche kann sich gar nicht darin finden, daß diese Leute einmal im Verschmähen so launisch sind, als ein andermal im Begehren, oder daß sie beides gleich kalt betreiben. König Artus

hört indeß von Lanzelots Thaten, und sendet den Walwain nach ihm aus, der ihn unterwegs trifft und sich Kampfes mit ihm versuchen will; die Streitenden trennt ein Herold, und läßt sie zu einem Turnier auf der Wiese bei Joisse, der Stadt des Gurnamanz; Walwain folgt sogleich, allein Lanzelot fährt ihm erst später nach. Auch diese Situation ist in jeder dieser Dichtungen ein stehender Artikel; und daß nun auf dem Turniere der Held unbekannt erscheint und das Beste thut und alle die trefflichsten Helden von Gawan bis auf Keye niederwirft, das versteht sich nicht allein in diesem, sondern in allen Sagenkreisen des Mittelalters von selbst, und nur dem ehrlichen Sammler der Wilkinasage mußte der Gedanken kommen, daß diese Uebertreibung doch gewissermaßen eine Entschuldigung bedürfe. Die Jungfrau Ude mit ihrem Bruder begleitet den Lanzelot; sie kommen auf die Burg eines Herrn Nabus, welche die Eigenschaft hat, daß sie den Tapfern feige macht; daher kommt Lanzelot wieder einmal in einen Kerker, und wird wieder befreit, weil er sich wieder mit dem Besiegen einer Aventure rettet. Diesmal fügt es nämlich der Zufall, daß eben jener Moret, den die Meersei dem vom See als seinen Hauptfeind auf die Seele gebunden hatte, den Nabus belästigt. Die Sache ist, daß man in einem Walde an einem Brunnen eine Glocke mit einem Hammer zu berühren hat, worauf sich dann Moret zum Kampfe stellt. Ganz so, nur ein wenig ausgemalter, ist im Iwain ein Brunnen, mit einem Stein, auf den man mit einem Goldbecken etwas Wasser aus dem Brunnen gießt, worauf ein furchtbares Gewitter sich erhebt, nach welchem der Herr des Abentheurers erscheint. Noch ehe aber der Glockenschlag ertönte, träumt Morets schöne Tochter Iblis von Lanzelot, sie kommt zu dem Brunnen und warnt ihn, allein vergebens; er tödtet abermals der Tochter ihren Vater und giebt ihr dafür einen Mann, und ihr fällt so wenig wie jener früheren Jungfrau auf Burg Morets ein, sich einen Augenblick zu bedenken. Da nun der Held eine Frau hat, mit der es Ernst ist, so muß er doch auch einen Namen haben, denn bisher hatte er keinen; aber sein Vater ist todt, seine Mutter ist — Gott weiß wo; wer soll ihm den Namen sagen? Die französischen Sagen bemühen in solchen Fällen kurzweg einen Engel; hier ist's noch viel bequemer; es darf ja nur eine Frau der Meersei kommen und ihm verkünden, da ja nun

die große Aufgabe gelöst ist, daß er so und so heiße und Artus Schwesterkind sei, deren der Mann gar Viele hat. In Artus Hofe wird denn auch Gelegenheit gegeben, die Tugend von Lanzelots Weibe ebenso triumphiren zu lassen, wie vorher seine Tapferkeit im Turnier. Der weibliche Bote der Meersei (denn weibliche Boten reisen schon damals, wie sowohl Wirnt mit Erstaunen als auch noch Ariost mit Schelmerei bewundert, sicher durchs Land, nur freilich mit Ausnahmen, sowohl im Wirnt wie im Ariost), der weibliche Bote also bringt einen Zaubermantel zum Geschenk, bestimmt für die Frau der er paßt. Passen aber wird er nur der völlig Tugendhaften. Dies ist dann ein anderer Tugendprüfstein, wie im Titurel die Brücke, wie im Wigalois der Stein. Nun ist's dann lustig, wie der winzigen Frau des Malduis das Kleid zur Jacke und der riesigen Dame des Iwain zum Reitkleid wird; Frau Iblis aber trägt es davon. Dieser Wig war so beliebt, daß er in Novellen und Balladen über alle Welt, bis nach Nordland (in der Samson-, Jagraas- und Möttulsfage) verbreitet ward. Gleich zur Vergeltung muß aber Iblis hören, daß der abwesende Lanzelot ein Abenteuer in Pluris, der Burg die noch von seinem ersten Auszug seinen Haß trug, bestanden habe, aber bei der Königin dort in Kerker- und Liebesbanden liege. Die Massenie befreit ihn also. Es folgen weitere Abenteuer; denn schon im Wigalois heißt es ja, daß die Tafelrunde nicht speißt, ehe der Tag ein Abenteuer gebracht, was Wunder, wenn der edle Don Quigote Abenteuer wie den Sand am Meere seinem Sancho zu verheißten weiß! Die Königin, Arthurs Weib, muß noch entführt werden vom König Gallarin, denn diese Scene darf abermals in keinem dieser Gedichte fehlen. Dann erlöst Lanzelot ein bezaubertes Weib von der Drachengestalt, eine Sache, die auch im Wigalois vorkommt. Und das Ganze endet mit Festen und Herrlichkeit.

In der That, Alles wozu spätere Zeiten durch Uebertreibung die Romane des Amadis und seiner Söhne und Enkel gestalteten, liegt in diesen bretagnischen oder britischen Dichtungen des 12ten Jahrhunderts im Keime, und eben jene der Zeit nach Legten kehren zu eben diesen der Zeit nach Ersten, auch wieder mit größerer Ähnlichkeit zurück; nur ist hier noch alles im höchsten Grade roh, was dort ausgeflügelt und raffinirt ist, und in der That bezeichnen diese Romane im engern Kreise der britischen Dichtung dieselbe

Ansartung, wie die *Amadis* in der romanischen. Wenn sich aus solchen Anfängen, und nach solchen Mustern und in kurzer Zeit in Frankreich und Deutschland auch nur etwas Mittelmäßiges herausarbeitete, so darf man in diesem Falle, sollte man fast glauben, sogar das Mittelmäßige bewundern! Noch liegt hier eine Reihe langweiliger Geschichten ohne Verbindung, ohne innere Bedeutung, hintereinander; wenn nur etwas Neues von dem alten Arthur, oder etwas Altes von einem neuen Rittersmanne erzählt wird, so ist Alles gut. Kein Schluß einer Begebenheit, kein Schluß des Ganzen, kein fesselndes Ereigniß, keine kleinste Intrigue, keine Leidenschaft, kein Gefühl, weder im Dichter noch in seinen Geschöpfen, kein Bild, keine Sprache, kein Leben, und selbst wo der Vortrag lebhaft geschildert sein soll, in jenen schnellen Frag- und Antwortstücken die in diesen Zeiten ein Lieblingsornament der Poeten sind, selbst da kein Leben. Selbst die *Lais* und *Fabliaux*, die man auf britischen Ursprung zurückführt, sind voll der elendesten Erfindungen, der mechanischsten Verbindungen und der wunderlichsten Albernheiten, so sehr sich sonst diese Gattung an poetischer Ausführung in Frankreich auszeichnet. Wenige Momente echter Sage, einiges aus der Mythologie und gewisse Scenerien sind ewig erneut, ewig vervielfacht. Und für diesen Mangel aller Phantasie und aller Kunst pflegt doch sonst, wo sich eine Poesie überlebt hat, *Didactik* und dergleichen zu entschädigen, allein hier kam gleich ein wahres Gift mit diesen Dingen in die Länder von Frankreich und England und hier, wo man gerade in frischester und junger Begeisterung nach Idealen in Kunst und Leben rang, mußte das Geschick gerade diese Dichtungen hinwerfen, die Trümmer der absinkenden Poesie einer abgefunkenen obskuren Nation, der fast jedes freiere und höhere Bedürfniß des Geistes ein Räthsel war; Dichtungen, die der allerersten und allereinfachsten Bedingung jedes erzählenden Gedichtes vollkommen entbehren, der lebendigen, sinnlichen Darstellung, der Unterdrückung des Zufälligen, des inneren nothwendigen Zusammenhangs.

### 8. Antike Dichtungen in neuer Gestalt.

Und was schlimmer war, als dies Schlimme: schon hatte der alexandrinisch-italienische Geschmack so überwogen, daß an eine



Gegenwirkung gegen diese Dichtungen durch alte klassische Schriftsteller nicht mehr zu denken war, daß Virgil fast allein von alten Dichtern bekannt blieb und seinerseits bald von Franzosen und Deutschen entstellt wurde, daß an keinen Griechen mehr gedacht ward, daß der jugendlich heitre Homer nur verarbeitet von einem lateinischen Poeten dieses Jahrhunderts eingeführt ward, der gleich im Anfange in seinen schlechten Wortwigen jammert über das Greisenalter der Welt, daß während andere im Alter weiß würden am Kinne, wir alterten im Sinne, und daß uns das Hirn statt des Haares ergraute. Ich spreche von jenem Dares Phrygius, dessen oft wiederholte fabelhafte Entstehung ich lieber den Herbort von Friglar in der Note erzählen lassen<sup>167)</sup>, und dessen kritische Herleitung ich den Literaturhistoriker anheimgeben will. Ich stelle diesen Namen gleich hier voran, weil wir aus Herbort und Lamprecht wissen<sup>168)</sup>, daß schon vor ihnen der trojanische Krieg ins Deutsche übersetzt, daß dieser Gegenstand also im 12ten Jahrhundert ohne Zweifel schon ganz allgemein bekannt war. Wie vielfach verbreitet alle diese Dinge waren, ist noch lange nicht genug untersucht; seitdem Benoit de St. More den Dares und Dictys in Eine Uebersetzung verschmolz, müssen sich diese in allen Sprachen ungemein vervielfältigt haben; bekanntlich ist der trojanische Krieg so außerordentlich gesegnet an vielen und wortreichen Bearbeitern, und obzwar Benoit noch über Unbekanntheit des Trojanerkriegs klagt<sup>169)</sup>, so fand er doch auch in Frankreich Aufnahme genug, ja es muß, scheint mir, schon dem Herbort eine andere wälsche Uebersetzung vorgelegen haben, da Benoit zwar der Zeit

## 167) Cod. Pal. 368, F. 1.

Diz buch ist franzoys und walsch, sin fuge ist ganz und ans falsch;  
 zu kriehen was sin erste nam, in latin ez dannen quam,  
 hinnen ist ez an daz walschische kommen, daz ban ich also vernumen,  
 tares der aller beste den sturm von troegen weite,  
 wan er da mit was gewesen; der scrip in und siz in lesen;  
 Cornetius den stit las, als er in kriehisch geschrieben was,  
 als hat er in inz latin gefact.

## 168) Lamprechts Alexander. B. 1489.

|                               |                           |
|-------------------------------|---------------------------|
| Man saget von guten knechten, | achilles unde hector,     |
| di wol getorsten uechten,     | aiar unde nestor u. s. w. |
| in der troiere liede,         |                           |
| e der sturm geschiede         |                           |

169) Ceste hystoire n'est pas usée, ne en gaires de lieux trouvé,  
 Jà refaite ne furt cueore, analis Beneois de Sainte-More.

L'a comencié é faite é dito, et a ses mains l'a toute escriite.

nach seine Quelle sein kann, aber dem Inhalte nach schwerlich ist. Noch viel verbreiteter und aufs allermännichfaltigste variirt aber ist die Sage von Alexander. Dieser besaunenswerthe Göttersohn hatte seit seinem Erscheinen nicht aufgehört, die Phantasie der Dichter und die Darstellungsgabe der Historiker zu beschäftigen. Kein Mensch der Erde, der sich die Größe der Welt zu seinem Ziele steckte, hat je so Ungeheures vollbracht, und ist zwar dem glühenden Bewunderer des Achill kein Homer zu Theil geworden, so würde doch auch die ungemessenste Ruhmsucht befriedigt sein, wenn sie die Revolutionen überschaute, die im Reich der Dichtung und Geschichte der Wirksamkeit dieses Mannes folgten. Erst neuerdings hat man angefangen, diesen außerordentlichen Mann in sein wahres Licht zu setzen und noch fehlt sein Biograph, der ihn würdig in seinem Verhältniß zur Weltgeschichte betrachtete. Er hat im Orient und Occident die neue Welt eröffnet, und der Osten und Westen haben sich um seine Geburt und um sein Wirken in der Dichtung beneidet, sie haben jedes Große an ihn geknüpft und die christlichen und heidnischen Poeten haben ihm ihre Paradiese geöffnet. Noch ehe Christus war, hat dieser Mann durch die Art, wie er die Vorurtheile seiner Griechen und Makedoner von einer Rangordnung der Menschen, von Hellenismus und Barbarismus, factisch brach und zerstörte, den christlichen Lehren von Menschengleichheit den Weg gebahnt, und ohne die Schöpfung der griechischen Cultur im Orient hätte das Christenthum nie Boden fassen können. Ob es natürlicher war, daß er die Bewunderung seiner Griechen, der Gegenstand des Reides im Orient, der Lieblingsheros des Mittelalters oder dem Koran ein Prophet war, wer kann es unterscheiden? Gleich verschuldet ist ihm Asien und Europa; und wie er die achäische Tapferkeit der homerischen Helden verjüngte und die reine Hetäre der Mythenwelt, wie er einen Weltkampf im Sinne der persischen Autoren bei Herodot kämpft, wenn er die Himmelsstürmerei des Herakles und die lachende Culturschöpfung des Dionysos aus der Heroenzeit in die Gegenwart versetzte, wenn er sich mit dem Glanz eines orientalischen Despoten und dem Heiligenschein eines Gottsohnes umgab, wenn er die Grenzen des Landes und der See aufsuchte, so war das geeignet, die Bewunderung aller Völker und aller Zeiten in Anspruch zu nehmen. Er that das Riesegesehene, was Wunder, wenn schon seine Zeitgenossen

ihm ins Gesicht das Micerhörte von seinen eigenen Thaten erzählten. Das Räthselhafte der neuen Welt, die Alexander geöffnet, bedingte, daß unmittelbar darauf alle jene wunderbaren Sagen von Indien und den Enden der Erde unter den Griechen aufkamen und sich an Alexanders Geschichte knüpften, die alten Wundererzählungen des Herodot und Ctesias wurden hervorgesucht und seit jener Dnesicrit zu liegen begann und Hegesias den schwülzigen orientalischen Prunk der Rede hinzubachte, gestaltete sich schon im alexandrinischen Zeitalter eine ganze Welt voll der wunderlichsten Vorstellungen von Naturspielen im Reich der Steine und der Pflanzen und der Thiere und der Menschen. Alexanders Landsleute also fabelten nur über die Fernen, die er ihnen geöffnet, und was ihnen an dem Manne selbst wunderbar schien, war nichts als seine heldenmäßige Tapferkeit, die sie schmeichelnd über den Ruhm der alten Götter und Heroen setzten. Aber dem Oriente selbst, den die Fabel über ihr eignes Gebiet nicht berühren konnte, schien das Räthselhafte, das ein solcher Mann selbst für sie haben mußte, interessanter, und er entstellte seine Geschichte im Westen; oder der Nationalhaß suchte sich mit der abgenöthigten Bewunderung zu versöhnen und so entstanden theils jene ägyptischen und persischen Sagen von seiner orientalischen Herkunft oder Dienfbarkeit, theils jene jüdischen von seinem ehrenvollen Besuche in Jerusalem. Orientalische Sagen wußten demnach von der Eroberung des Westens, von Rom und Carthago; im persischen Gedichte des Ahmed el Kermannani, oder doch in einem prosaischen Romane von Alexander, der ein Auszug aus jenem sein soll, ist die Straße von Gibraltar sein Werk, und er ließ den Berg Calpe durchstechen; in Kedrenos Chronik kommt er schon zu den britischen Inseln. Die Chronographie des Joannes Malala (800) kennt Alexanders Beziehungen zur Mährenkönigin Candace, und diese kommt in eben jenem Perser als Kaidase, und auch schon unter andern Namen bei viel ältern Schreibern vor. Nicht zufrieden hiermit, so rückte man dort die Grenzen seiner Züge auch nach Osten hinaus und endlich über die Grenzen der Erde selbst. In jenem persischen Romane kommt er nach China und die chinesische Mauer ist hier in seine Geschichte eingegangen, die der Koran in den Wall des Gog und Magog verändert, als welcher er in die Gedichte des Mittelalters einging. Der Perser läßt ihn mit karthagischen Seelenten eine zweite Welt

entdecken; er läßt ihn dann, und dies war im ganzen Orient Sage geworden, den Duell der Unsterblichkeit suchen, den nur der Prophet Khebr entdeckt hat, und dies ist auch in die westlichen Romane übergegangen oder in das Aufsuchen des Paradieses verwandelt worden, so wie Khebr, der auch im Iskendername des Kasami vorkommt, vielfach für identisch mit Elias gehalten wird, der in den christlichen Gedichten von Alexander stets eine Rolle zu spielen hat. Es war nicht genug, daß er die Reiche der Menschen bezwungen, auch die Ungeheuer und Mißgeschöpfe sollte er vernichten, das Reich der Vögel durchfliegen und im kühlen Gewässer des Meeres vom stummen Volke der Fische Tribut empfangen. Alle diese Vorstellungen des Ostens und Westens, die Ausgebirten der glühendsten Phantasie, die von den mächtigsten Gegenständen erregt und auf die großartigsten Ideen gerichtet war, und dazu die Berichte der Geschichtschreiber mischten sich im Laufe der Zeiten wirr durcheinander. Das Zeitalter des Hadrian begünstigte dies ungemein und damals entstanden schon poetische Alexandriaden. In dem Valerius, den Mai herausgab, ist eine Hauptquelle der Alexanderfage des Mittelalters zu suchen: diese reicht noch ins 4te Jahrhundert. In welchem Verhältniß diese, oder seine griechische Quelle, Aesopus, zu dem sogenannten Pseudocallisthenes steht, ist noch nicht ausgemacht, scheint es. Von diesem Werke gab es und giebt es noch eine Menge von verschiedenen lateinischen Uebersetzungen, und es wäre von St. Croix verdienstlich gewesen, wenn er die Abweichungen derselben kurz zusammen- und ihr Alter festzustellen versucht hätte; es würde sich daraus ein Gewinn für die ganze Poesie des Mittelalters ziehen lassen; denn wahrscheinlich könnte man mittelst dieser lateinischen Werke die allmähliche Veränderung der Alexanderfage genauer als die von irgend einem anderen poetischen Cyclus verfolgen und davon vielleicht die schönsten Aufschlüsse auch für diese letzteren erhalten. Die Prosen des Mittelalters, deren Erzählung die verbreitetste ist, berufen sich, wie auch Seyfried, auf einen Eusebius, hinter welchem Namen man den Aesopus gesucht hat, und den Eustachio des Thomas von Kent suchen möchte, wenn nicht dieser letztere verriethe, was es mit den Citaten hier für Bewandniß habe. Im Wesentlichen des Factischen stimmt damit auch der Alexander des

Pfaffen Lamprecht Aberin<sup>170)</sup>, allein in allem gerade was diesem Schönes und Großes anhängt, weicht er ab. Ob nun dies das Verdienst des deutschen Bearbeiters ist, der allerdings kritisch und mit gesundem Sinne gegen entstellende Fabeln heftig ankämpft<sup>171)</sup>, oder ob es das Verdienst seiner nächsten wälschen Quelle, des Alberich von Vicenza oder Besançon, ist, kann ich nicht entscheiden. Nirgends habe ich von diesem Alberich etwas finden können, als daß er dem Stricker auch den Stoff zum Daniel von Blumenthal geliefert, — zwei verschiedenartige Dinge in einer Feder —; und möglich wäre es wohl, daß hier ein Italiener schon seinen klassischen Sinn offenbart hätte, mit dem die großen Männer des 15ten und 16ten Jahrhunderts die Dichtungen des Mittelalters auffaßten; wie ja auch Thomasin schon von den Ritterpoesien geringschäßig spricht, wie ein Ghiberti und Vasari von den deutschen Domen; denn einerlei Geist richtete den Geschmack der Italiener gegen die gothische Baukunst und die fränkische Poesie. Alles was in England, in Frankreich, in Spanien und Deutschland erschien, weicht mehr oder weniger in der Erzählung ab, von dem Geiste dieser Dichtung ist nirgends eine Ahnung. Nicht lange vor dem Ende des 12ten Jahrhunderts hatte dazu die Sage eine ganz andere Gestalt durch Walthers von Castiglione lateinische Bearbeitung erhalten, der den Curtius zum Faden nahm, wie wir im Ulrich von Eschenbach sehen können, der ihm genau folgt, und dies lateinische Werk erhielt ein solches Ansehn, daß man es in den Schulen den Klassikern vorzog und daß Le Grand d'Aussy bemerkt, unter 19 Manuscripten der Nationalbibliothek finde sich nicht Eines ohne Randbemerkungen und Scholien. Die Bearbeiter des französischen Romans, auch ein Pfaffe, Lambert und Alexander von Bernay (die nicht zusammen, sondern nacheinander arbeiteten), folgen aber einer anderen lateinischen Quelle; dem Walthar dagegen der flandrische Alexander, den man dem Jacob von Maerlant zuschreibt,

170) In Masmanns Denkmälern deutscher Sprache und Literatur. 1828.

171) Gleich im Anfange eifert er trefflich gegen die schmutzige Geschichte von Nectaneubus und Alexanders Geburt:

Noch sprehint manige lugenere, daz er ein gouheleres sun were,  
alexander, dar ih u von sagen: si siegent alle bose jagen,  
alle di is ie gedachten; wande er was rechte kunine slachte.  
sulhe lugen mere sulen sin unmere  
iegetlichen frumen man.

und der spanische des Juan Lorenzo Segura de Astorga<sup>172)</sup>, der auch die französische Arbeit des Lambert schon kennt. Alle diese aber weichen gerade am meisten von dem deutschen Lambert ab, dessen Erzählung das, was ich aus Anführungen Anderer, die das Manuscript des Lambert li Cors kennen, noch am nächsten zu kommen scheint<sup>173)</sup>. Doch wie Noth auch um die Quellen! vielleicht hält Masmann sein Versprechen und liefert uns die Nachweisung derselben zu allen unsern deutschen Bearbeitungen, obgleich dies eine ganz immense Arbeit ist, da Zusätze, Erweiterungen, Mißverständnisse, Weglassungen, Mischung verschiedener Quellen hier eine unglaubliche Varietät bei steter Ähnlichkeit hervorgebracht haben. Genug, wir besitzen dies deutsche Gedicht, einen der schönsten Schätze der ganzen älteren mittelaltigen Poesie, der namentlich in unserer Zeit und nach unserem Geschmacke vielleicht mehr Anerkennung finden dürfte als manches Andere was die damaligen Zeiten höher stellten, das Werk eines Dichters, den zwar Rudolf von Ems gewaltig hochmüthig ansieht<sup>174)</sup>, ohne daß er ihm selbst die Schuhriemen zu lösen werth wäre, der vielwehrl so hoch über ihm steht, wie er über Ulrich und wie dieser über Seyfried. Wären uns selbst die Alexandriaden von Berchtold und Witerolf bekannt<sup>175)</sup>, wir würden schwerlich etwas Besseres oder nur etwas Gleiches an ihnen besitzen. Ich glaube nicht, daß die damalige Zeit überhaupt sich höher zu erheben fähig war; denn dieser Lambert scheint mir an die größten Ideen zu reichen oder

172) In der collection von Sanchez.

173) Le Grand d'Aussy in dem 5ten Band der notices et extraits etc. bemerkt, daß auch Lambert li Cors die Erzählung von Nectanebus nicht hat und er erzählt aus ihm nur etwas anders, das Märchen von den Mädchenblumen, das nirgends sonst in dieser Weise vorkommen scheint; aber Schade, daß dieser ein so leichtfertiger Kritiker ist. Mir ist mehr als wahrscheinlich, daß erst Alexander von Bernay den Lambert aus einer einfacheren Gestalt in jene erweiterte überführte, in der schon homerische Schlachten und Zweikämpfe vorkommen. Höchste wahrscheinlich würden wir, wenn alle deutsche Bearbeitungen erhalten wären, ein ähnliches Verhältniß finden, wie zwischen diesen Lambert, Alexander, Thomas von Kent und Walther.

174) Er sagt in seinem Alexander:

Es hat auch noch den alten sitten  
stumplich, nicht wol besnitten,  
ein lamprecht gedichtet,  
von welsche in durche berichtet.

175) Altdeutsches Museum I. p. 137 und 138.

sie vielmehr zu eröffnen, deren sich damals Menschen und Dichter bemächtigt, für die sie sich begeistert haben, und an wahrhaft dichterischem Genius dürfen sich nur ganz Wenige neben ihn stellen, so schlicht und einfach er sich neben einem Wolfram oder Gottfried ausnimmt. Eigen aber ist, daß dies Gedicht auch bei uns, nachdem es mehrere Jahre publicirt ist, keinen besseren Willkommen und in späteren Literaturgeschichten nicht einmal Erwähnung gefunden hat! und gleich Anfangs hätte es eine schöne Ausstattung und eine Zurichtung für ein größeres Publicum sehr süßlich verdient.

Der Dichter erinnert in seiner ganzen Schreibart an die Uebergangszeit, wo sich so häufig noch die Dialecte durchkreuzen, indem hier, wie im Herbort, im Weldegk und in fast allen Schreibern dieser Zeit des 12ten Jahrhunderts Spuren des Niederdeutschen in die herrschende hochdeutsche Mundart hereinspielen. Auch schließt ihn die angeführte Stelle des Rudolf von Ems von den Meistern der ächten Reimkunst mit Recht aus, denn noch herrscht hier vielfach die bloße Allsonanz, wie in der Kaiserchronik u. A. Zugleich lehrt ein Blick auf seinen Vortrag, daß wir den Mann einer Zeit vor uns haben, die von dem herrlichsten Ernst der Lebensansicht noch nicht gewichen ist. Er beginnt in einfachem Vortrage, ohne eine Einleitung der Art, wie sie von Weldegk an Sitte geworden, seine Quelle zu nennen; er versichert ihr treu zu folgen<sup>176)</sup>, und nirgends drängt sich, wie bei den ritterlichen Sängern der nächsten Zeit die Persönlichkeit des Dichters lästig in die Erzählung ein. In einem „Salomonsmuth“ dichtete sein wälischer Gewährsmann Albrich seinen Alexander, im Gedanken an der Welt Eitelkeit, und in diesem Gedanken dichtet auch er<sup>177)</sup>. Auf der Schwelle, beim Eintritt gewinnt die schlichte Art des Mannes und der Ton runder Geradheit, herzlicher Innigkeit und Kraft.

## 176) B. 13.

Esberich von bisenzun der brachte uns diz liet zu.

Der hetiz in wälischen getichit, ih han is uns in dutschen berichet.

Nieman ne schuldige mih, alsic daz buoch jaget, so sagen ouch ih.

## 177) B. 19.

Do Kselberich daz liet irhub, do heter einen salemonis mut,  
in wilhem gedanken salemon saz, do er rehte alsus sprach  
vapitatum vanitas —

dar ane gedachte meister Kselberich,  
den selben gedanc haben ouch ih.

Seine Darstellungsweise entspricht dem: es ist noch mehr die trockenere Zeichnung des Volksliedes, der anspruchlose Vortrag dieses Jahrhunderts; der Mann will nichts gelten durch sich, sondern durch seine Sache; allein diese Trockenheit ist weit verschieden von der eines Bajohoven, sogar von der der Nibelungen, Alles ist dabei Wärme, Gefühl, innerer Drang und Fülle, und oft strömt in wahrhaft melodischem Fluß seine Periode ungesucht, und ohne die mühselige Künstelei der Hofdichter, ohne Zwang empfangen und ohne Verrenkung wiedergegeben schließt sich der rechte Ausdruck an seine kernigen und gesunden Gedanken, das lebendige Wort legt sich um seine Vorstellungen und für die Bilder seiner Phantasie fällt ihm die verkörpernde Rede mühlos zu. Im ersten Theile seines Liedes treten diese Eigenschaften minder vor; in allen Alexanderfagen sind zwei Theile unterschieden, welche die Geschichte selbst bedingte, von der sich diese Gedichte niemals ganz entfernten. Der erste ist klar, einfach, geschichtlich, ganz in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit gehalten, im letzten häufen sich dann die Wunder der Ferne. Gleich vorne verschmäht Lamprecht die ekle Fabel von Alexanders Geburt durch den Zauber des Nectanebus; die Zeichen aber die sie begleiten und den Traum der Olympias der ihr vorausgeht führt er an. Wenn auch er seines Alexanders Jugendjahre schildert, sein Aussehen, seine rasche Entwicklung, seine Jugendbeschäftigungen, wie er reiten lernte und streiten im Sturm und der Volksschlacht, mit dem Schild sich zu decken und die Lanze zu führen, wie er in Sprachen und Musik unterrichtet ward, damit er von sich selbst den Sang erheben könne, wie er gelehrt wird zu Dinge sigen, Recht und Unrecht zu kennen und das Landrecht zu bescheiden, wie er aus Wahrheitsliebe einem lügenhaften Lehrer den Hals bricht, wie er den Bucephalus händigt, und dergleichen mehr, so fällt schon gleich auf, wie geläufig noch diesem Manne alle Zustände des wirklichen Lebens sind, wie gegenwärtig und lebendig er sie zu machen weiß, eine Kunst, die man bei den Anhängern der britischen Dichtungen vergebens sucht, die wahrhaft vor dem Leben und seinen gewöhnlichen Erscheinungen flüchten, wie besorgt, ihrer sublimen Dichtung mit so materiellem Stoffe zu schaden, während dieser Lamprecht auch selbst das Derbe und Harte hier und da nicht scheut. Eine Lücke hindert uns, den nächsten Fortgang der Geschichte zu verfolgen; sie muß hauptsächlich



Alexanders Eroberungszug im Westen, nach Italien, Carthago und Aegypten enthalten haben, welchen diese Geschichten alle erzählen, und auf den sich auch unser Gedicht später bezieht. Wir finden den Dichter und seinen Helden vor Tyrus wieder. Welcher Dichter des 13ten Jahrhunderts hat solche Gemälde? Ein Schiffsturm, Anstalten zum Bau von Sturmzeug, Herbeischaffen der Bäume vom Libanon, Belagerung und Erstürmung — welcher Dichter des 13ten Jahrhunderts hätte dergleichen zu schildern auch nur unternommen? Hier ist die frische Lebendigkeit jener Cäsarschlacht im Loblied Hannos, und die schönste Anlage zu einer Besonderheit der poetischen Darstellung und zu treuer und wahrer Schilderung wird hier sichtbar, deren fast völligen Verlust in der nächsten Zeit man bitter beklagen muß, so wie überhaupt die vielen Bruchstücke, die jetzt allmählig aus dem 12ten Jahrhundert bekannt werden, uns stets erfreulichere Blicke in die Poesie dieser Zeit werfen lassen, wie z. B. reizende Stücke in Graff's *Diutiska* von einem Deutschen Athys und Profilas nach Alexander von Paris bekannt geworden sind, die noch ganz den Charakter dieser schlichteren Zeiten tragen. Bei so viel Lebhaftigkeit, die in diesem Alexander herrscht, solche ruhige Einfachheit, bei so viel ungestümer Kraft und oft selbst einer gewissen Fruchtbarkeit, die an das Altnordische erinnert, so viele Sinnigkeit, bei so viel Gesundheit diese schöne Frömmigkeit, bei so viel Frische und ungestörter Ausdauer diese gleichmäßige Wärme — man würde sich betroffen fragen, ob man ein deutsches Gedicht, ein Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert, das Gedicht eines Priesters vor sich hätte, wenn nicht die Naivetät des Dichters, die Dürftigkeit seines Ausdrucks und die große Simplizität der Sprache unserer zu großen Begeisterung Einhalt thäte, obgleich man auch hier bewundern muß, daß die stehenden Verse des Volksgesangs und die conventionellen Phrasen der Hofdichter, die Geschwägigkeit der letzteren und die stammelnde Rede des ersteren gleichmäßig mangeln. Von gleicher Anschaulichkeit ist die Schlacht am Granicus, die hier an den Euphrat verlegt ist und der nächste Gegenstand von Bedeutung außer des Darius spöttischen Geschenken an Alexander, zu dem die Erzählung übergeht, indem die Ordnung der Begebenheiten vielfach umgekehrt ist, offenbar in orientalischer Verwirrung; auch tragen die Namen, wie Daclym für Rhytus, etwas Orientalisches an sich, während sonst auch in

diesem Punkte Lamprecht sich auszeichnet durch die exacte Schreibung griechischer oder lateinischer Namen, wie man namentlich sieht, wenn er bald hierauf die Völker aufzählt, die sich nun in ungeheuren Massen um Darius sammeln. Nun folgt ein wunderliches Durcheinander, Alexanders Zug nach Griechenland, wo seine Mutter Olympias krank lag, unterwegs sein Kampf mit des Darius Herzog Alentax; nachher Rückkehr nach Asien, Einnahme von Abdirus, Verbrennung von Theben, der Zug nach Corinth, Athen, und Lacedämon, das nach einer Belagerung um Frieden bittet. Es folgt sein Bad und seine Krankheit, der Marsch über den Euphrat, ein Mordversuch auf Alexander, eine neue Schlacht in der er kämpft „wie ein zorniger Bär den die Hunde bestehn; der seine Wuth küßt an Allem was seine Klauen erreichen,“ und wo er Darius Weib und Mutter gefangen nimmt. Darius schreibt ihm in einem Briefe im Troz der Verzweiflung und dankt ihm nicht die gute Behandlung und von jetzt entschädigen für die große Müchternheit, die mitunter in diesen Parthieen herrschte, die schönsten Züge psychologischer Beobachtung, die hier mit einem Bewußtsein von dem Dichter behandelt werden, und dabei sich auf Seelenzustände beziehen, die jenen Mittersängern sonst so total fremd sind, daß es in der That zum Erstaunen ist. Alexander antwortet ihm zurück: um seiner eignen Mutter willen, aus Liebe zu der er allen Frauen gerne diene, habe er seine Gattin wohl behandelt, um seines Dankes willen habe er es nicht gethan. Nun folgt nach einigen unbedeutenden Scenen, auch nachdem Alexander verkleidet ins feindliche Lager gegangen, die dritte Schlacht gegen eine ungeheure Uebermacht, von der der Rückkehrende seinem Heere sagt „nicht schadete ein Heer von Fliegen zweien wenigen Wespen.“ Die Heere nahen sich wie brüllende Meere, die Geschosse flogen von beiden Seiten dicht wie der Schnee, die Heerhörner tönten, Alexander auf dem Bucephalus eröffnet den Streit und ermahnt seine Getreuen. Jetzt kamen sie zusammen: wer sah je zwei so herrliche Schaaren? Da war mancher Mutter Kind, das zu Schaden kam, weit überdeckt ward das Feld mit Todten, sie schlugen und stachen, daß die Schäfte zerbrachen, dann griffen die Recken zu den scharfen Schwertern und fochten mit Grimm. Alle Volksschlachten und Stürme und Streite die Darius bisher gefochten, vergleichen sich diesem nicht; daß je von Darius Zins verlangt ward, das reute hier:

manchen in der Fahrt, denn mancher Lebensfrohe schwamm hier im Blute. Der Sturm war grimmig und hart, mancher Helm und Panzer und Schild ward durchstoßen und zerhauen, und der gewaltige Perser sah jammernd seine Helden auf dem Wahlplatz besoffen mit Blute und erdrückt und ertränkt, und er war der Erste zur Flucht. Als die Kunde über Persien kam, ward großer Jammer. Mancher hatte seinen Freund, der Vater sein Kind, die Mutter den Sohn, die Verlobte den Geliebten zu beklagen. Die Jungen an den Straßen, wo sie zu Spiel versammelt waren, beweinten ihre Verwandten und Herren; die Kinder weinten der Spur nach und legten ihre Freude ab. Mond und Sonne verwandelten ihr Licht und wändten sich ab von dem Mord der da geschehen war. Darius kam in seinen Saal, um ihn weinten klagend seine Leute, er warf sich auf den Estrich nieder, und jammerte daß er noch lebe, und klagt das wankende Glück an, das seine Herrlichkeit durch den Einen Mann zertrümmert hatte, das den Reichen zum Spiel hat und den, der fest saß, niedersfällt. Wohin kam diese Fülle an Gedanken, an Bildern, an menschlichen, allgemeinen Gefühlen bei den späteren Dichtern? wohin dieser antike Sinn der Unpartheillichkeit, mit dem dieser Mann von Mißfallen an des Persers Hochmuth zum Mitleid mit seinem Unglück und seinen im Unglück sich veredelnden Charakter hinreißt, eben wie er auch weit entfernt ist von der blinden Bewunderung für seinen wunderbaren Helden? Wohin diese Theilnahme, diese Menschlichkeit, die das Auge auf Allen, auf allen Ständen, auf der ganzen Volksmasse hat, und nicht bloß an den Einen vergeudet für den jene Sängere, wie sie gewöhnlich sind, einzig Herz zu haben scheinen? Darius schreibt jetzt Alexandern nachgiebig; der Blick den hier der Dichter wieder in die innere Natur thut, ist so vortrefflich wie der Ton, mit dem er den würdevollen Unglücklichen den früheren Ausdruck seines Uebermuths in Demuth umwandeln läßt, so daß sein Selbstgefühl immer noch vorblickt. Er mahnt ihn, sich seines Glückes nicht zu überheben; er erinnert ihn an seine eigne Gewalt, und ob er wohl früher einem hätte glauben mögen, der ihm solch ein Geschick geweissagt? Nun gehe es ihm nahe, den Spott der Weiber dulden zu müssen! Dies sind in der That die Gesinnungen des ächtesten Alterthums, ihre Reinheit ist bewundernswerth und läßt uns höchlich wünschen, die eigentliche Quelle

dieser Dichtung zu entdecken; denn sei es ein Italiener oder ein Byzantiner; der dies Alles so schuf, er war ein außerordentlicher Mann. Aber mag doch auch dem Deutschen seine Quelle so vieles geboten haben als möglich, daß er diese eigenthümlichen, dieser Zeit ganz fremden Vorstellungen und Züge so treu bewahrt, mit einer Wahrheit aufgefaßt und mit einer Sicherheit ausgesprochen hat, die ein Zeugniß für sein inneres Verständniß derselben ist, dies ist nicht minder außerordentlich und man muß nur sehen, wie ein Weldegk Alles eigenthümlich Große im Virgil bis auf die letzte Spur fast vertilgt und verlöscht hat, um zu sehen, welcher Kopf dazu gehörte, in jenen Zeiten dieses Gedicht auch nur zu übersetzen. Vor den weichen, zarten, schwimmenden Gefühlen dieser Späteren muß jedes Große, jedes Einfache verschwinden, jeder Laut der Natur verstummen. Hier hält er, falls er auch nicht frei hätte aus des Deutschen Brust quellen können, doch voll darin nach. Wer der damaligen Poeten hätte den Sinn für jene erhabene Wendung in Alexanders Antwort gehabt: er wundere sich, daß ihm Darius zur Zeit noch Anerbietungen macht, da Er selbst weit mehr zu geben habe als er; Nun gelte es Kampf um Alles oder um Nichts! Und wenn hernach Darius an seinen Vasallen Porus um Hülfe schreibt, wenn er ihm ergriffen, innig, in Verzweiflung, mit erschreckender Aufrichtigkeit seine ganze Noth vorhält, so frage ich jeden, der mit der alten Sprache fort kann, ob es nicht vortrefflich ist, wie dabei der königliche Ton gehalten und der Herrscherwürde nichts vergeben ist, und frage, wer der damaligen Poeten so etwas nachmachte, die Allerbesten kaum ausgenommen? Wenn der Flehende dabei von dem Gedanken ausgeht, dem Porus ans Herz legen zu wollen, daß der ächte Freund in der Noth geprüft werde, und er dazwischen denselben Mann, zu dessen großer Gesinnung er jetzt redet, im andern Augenblick mit dem Versprechen von Sklavinnen und von Alexanders Waffen und Rosß zu gewinnen sucht, in der Angst ja nichts zu versäumen, was dieser letzten Hülfe Hoffnung in ihm erhalten könnte, wer erstaunt nicht über diese Seelenkenntniß, und fragt sich betroffen, ob selbst dem Gottfried von Strasbnrg dergleichen möglich gewesen wäre? Als nachher Darius ermordet wird, und Alexander bei dem Sterbenden erscheint, beklagt er ihn im Ton der Männlichkeit. Alle Bearbeiter der Sage haben sich hier gefallen, die edelmüthige Aeußerung Alexanders,

daß, wenn er ihn erhalten könne, er ihm sein Reich zurückgeben würde, auszumalen, hier wird sie kurz ausgesprochen, wie man so etwas spricht, dagegen fragt der Sieger hier ernstlich nach den Mördern und darin erkennt Lambert die königliche Gesinnung. Auf dem Zuge gegen Porus schon wollen Alexanders Leute nicht weiter; er spricht zu ihnen und hier scheinen jene trefflichen Reden, in Indien und in Babylon, die bei Arrian sind, verschmolzen zu sein. Welch eine jammervolle Gestalt haben diese Reden bei allen Bearbeitern der Alexanderssage im Mittelalter, wo die Zwernatur der träumerischen Dichter recht klar wird neben dem Hiesigen, der in des Lebens Mühen selbst den Zweck des Lebens setzt; aber hier sind sie durchglüht noch von dem Geiste, der sie ursprünglich dictirte, hier ist ganz der unruhige Strebsinn ohne Schwanken, hier das Selbstgefühl, der Trost in das Angesicht der Aufwiegler, die Verachtung der Heimwehmänner, und hier ist es kein Räthsel, wenn diese Worte auch jene Wirkung hervorbringen, ähnlich wie sie die Geschichte schildert, daß die Getroffenen bleich und roth werden, ihre Schuld gestehen und nach wiedererlangter Huld auffpringen und singen und die Fahnen aufbinden. Wenn der Dichter hernach in Porus Heer die Elephanten beschreibt, so spricht uns die Wahrheitsliebe und die Naivität, mit der er zwischen Nichtiges Fabelhaftes mischt, so rührend komisch an, wie im Herodot, wenn er Indiens und Arabiens Naturwunder aufdeckt. Die Schlacht mit Porus folgt. In seiner Aufmunterung an sein Heer spricht sich Vaterlandsliebe aus, und Rachetrieb für Darius Tod, und Sinn für Ruhm bei den Nachkommen und den Verwandten zu Hause. So menschliche, so gewöhnliche Leidenschaften, die sogar in einem kriegerischen Zeitalter die fast einzig herrschenden sein sollten, wo wären sie bei unsern Sängern zu finden, als eben hier? Im Zweikampf schlägt Alexander den Porus; wenige höchst lebendige Verse: Sie zuckten die Schwerter, sie sprangen zusammen, die Schwerter klangen an ihren Händen, da sie sich hieben wie die wilden Schweine, der Stahlschall war groß, das Feuer bligte überall, da sie den Schildbrand zerhieben. — als ob man in das Hildebrandlied zurückversetzt wäre, so einfach lebendig ist die Schilderung. Jetzt erst folgt der Volkskampf; mit Grimm stößt die Menge zusammen, die grünen Wiesen röthten sich, kein Helm besteht vor Alexander, manche Furche füllt sich roth mit Blut und es häufen sich die Leichen.

In so gleichmäßiger Kraft schildert der Dichter bis hierhin den Lauf von Alexanders Siegen, und in einer Lebendigkeit, wie sie wohl andere Gedichte an einzelnen Stellen, nur dieses aber in so stetem Zuge besitzt. Es ist der Eindruck einer fernfesten Mannernatur, den wir davon tragen, der uns hebt und kräftigt, während uns alle mittelalterigen deutschen Dichtungen fast ohne Ausnahme erschaffen.

Wäre diese Wirkung lediglich die Folge von der Natur des Dichters, der dies Lied bearbeitete, und die sich in seiner Bearbeitung übertragen hätte, so würde sie weder so groß sein wie sie ist, noch so rühmlich für den Dichter. Allein sie ist die Folge wirklicher poetischer Kunst und diese Kunst hat mehr als diese Eine Seite. Von jetzt nämlich folgt ein zweiter, von dem bisherigen historischen Theile ganz verschiedener Abschnitt in unserem Gedichte; es folgt nach dem Zuge ins Land der Skythen der weitere Zug bis ans Ende der Welt und die gefährvolle Rückkehr von da durch die Schrecknisse der Wüsten und Wälder, was in diesen Sagen der Hauptreiz für das Mittelalter war. Da Alexander zu den äußersten Enden der Welt kommt, denkt er heim, an seine Mutter und an seinen Lehrer, und er schreibt ihnen einen Brief von Leid und Freud seiner Fahrten. Man muß in jugendlichen Jahren die Erfahrung gemacht haben, wie am Ziel einer weiten Reise und nachdem ihr Zweck, der bis dahin noch gespannt hatte, vollendet ist, die Sehnsucht nach der Heimat ergreift, um die wenigen Worte, mit denen Lamprecht den Brief einleitet, zu fühlen und um den Ton der sanften Behmuth zu empfinden, der über den Brief selbst, der nun mitgetheilt wird, gebreitet ist. Auf einmal schweigt der kriegerische Sturm der Begebenheiten, und wir sehen den Griechischen Helden im Rückblick auf seine Thaten nachdenklich, am Ziel seiner Bestrebungen weich wie den Achill nach Hektors Mord, den unbändigen Kriegermann im ächthellenischen Heimweh geschmolzen, und wie gerne läßt man hier die moderne, christliche Pietät gegen Mutter und Lehrer hineinspielen, die sich hier mit der antiken Pietät gegen das Vaterland so herzlich und innig berührt. Wir hören nun von den wunderbaren Geschöpfen der fremden Natur, die der Held auf seinen Reisen kennen gelernt habe, und es berührt uns wohlthätig, wenn wir durch allerhand Entstellung und Fabel doch die Wirklichkeit, wenn wir unter den sonderbaren Thiergestalten

und Pflanzen das Rhinoceros, die Affen, die Palmen, den Asbest, die Kokosnüsse, die Schakals erkennen und merken, daß wir nicht ganz im Reiche der Träume sind. Sie kommen an einen Wald, lösen ihre Rosse und gehen hinein. Wir fanden da, erzählt der Brief, manch schönes Mägdlein spielend auf grünem Alee zu hunderttausend und mehr. Sie spielten und sprangen, und wie fangen sie schön, daß durch den süßen Ton ich und meine Helden unser Herzeleid und alle Last und Ungemach vergaßen, das uns je geschah<sup>178)</sup>. Uns allen dächte, daß uns für unser Leben Fülle und Freude genug gegeben sei. Da vergaß ich Angst und Leid, und wir Alle was uns Leides geschehn war bis an diesen Tag; und mir dünkte, als ob mir Krankheit und Tod an diesem Orte nichts anhaben könne. Wie es mit den Frauen war, will ich euch sagen. Wenn der Sommer kam und es begann zu grünen und die edeln Blumen gingen auf, da waren diese herrlich zu schaun in der Pracht ihrer Farben, sie waren rund wie ein Ball und überall fest geschlossen; sie waren wunderbar groß und wenn sich die Blume oben erschloß, das merket in eurem Sinne, so waren darin Mägdlein ganz vollkommen, die da gingen und lebten, und Menscheninn hatten und redeten als ob sie etwa ein zwölfjähriges Alter hätten. So schön geschaffene Frauen an Leib und Antlitz, an blanken Armen und Händen sah ich nie; sie waren in Büchten fröhlich, und lachten und sangen, daß ich so süße Stimme nie vernahm. Aber nur im Schatten konnten sie leben, in der Sonne vergingen sie sogleich. Der Wald erschallte von der Mägdlein und Vögel süßen Stimmen, wie mochte es wohniglicher sein, späte oder früh? Ihr Leibesgewand war ihnen angewachsen, roth und schneeweiß wie der Blumen war ihre Farbe. Da wir sie zu uns gehen sahen, zog es uns lockend zu ihnen hin. Ich sandte sogleich nach meinem Heere, sie schlugen ihr Gezelt auf in den Wald; und wir freuten uns mit Jubel der seltsamen Bräute, und wir hatten

178) Man höre die Stelle selbst.

mit manich scene magetin wir alda funden,  
 di da in den stunden spilsten uf den grunen ale  
 hunderttusint unde me. Di spileten unde sprungen,  
 bel wi scone si sungen, daz beide kleine unde groz  
 durch den süßlichen toz, den wir horten in dem walt,  
 ih unde mine helede halt uergaßen unsre herzeleit  
 unde der grozen arebelt, unde alliz daz ungemach  
 unde swaz uns leides te geschach.

mehr Sonne, als je seit wir geboren waren. Weh, aber wie bald verloren wir das große Behagen! Drei Monate währte es und zwölf Tage, daß ich und meine wackern Helden im grünen Walde und bei der schönen Aue weilten und mit den Frauen in Lust und Freude lebten. Da geschah uns großer Jammer, den ich nie sattfam beklagen kann. Da die Zeit vollging, zerging unsere Freude; die Blumen gar verdarben, und hin starben die schönen Frauen. Die Bäume ließen ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen. Unfreude begann mein Herz zu zwingen mit mannichfaltigem Schmerze, da ich täglich die schönen Frauen sterben, die Blumen verderben sah. Da schied ich weg mit meinen Mannen mit schwermüthigem Herzen. — Wenn irgend etwas die homerische Schilderung der alcinoischen Gärten, den Zauber der Kirke oder des Lotos oder des Sirenen gesangs, wenn irgend etwas in Worten und Ausdrücken, in inniger warmer Empfindung an Odysseus von Wehmuth überzogene, von Sehnsucht durchbrochene, von schwankender Erinnerung an vergangene Seligkeit und Jammer begleitete Erzählung reicht, die so wunderbar die Stimmung der Seele trifft, in welcher der Herumgefahrene Last und Lust der Reise überdenkt, oder wenn irgend eine Dichtung die reinste Unschuld athmet und die naiveste Gläubigkeit einer schönen, geregelten und reichen Phantasie ausspricht und bei der wunderbarsten Welt die sie öffnet den gesündesten Sinn bewahrt, so ist es diese unbeschreiblich liebliche Erzählung, die an Indien und die Nymphen der Natur und der Mythologie erinnert. Ich will die Feinde der Romantik fragen, ob diese neue Richtung der Kunst, wenn sie überall so in Schranken, so der menschlichen Natur nahe geblieben wäre, nicht die alleredelsten Früchte hätte tragen müssen, und ich frage die Bewunderer der Romantik, ob sie in den besten Dichtern der reifsten Zeiten etwas aufweisen können, was an Reiz der Kindlichkeit und Unschuld dieser Erzählung voranstieht, an der dazu die Anmuth der Darstellung, die hier freilich außerordentlich hervorsteht, ohne Zweifel das Verdienst des Deutschen ist. — Nach manchen anderen Abentheuern kommt Alexander an der Welt Ende, wo der Himmel sich umdreht wie um die Achse das Rad. Dann gelangt er zum Land der Candace, die schon früher sich durch einen Maler sein Bild verschafft hatte. Ihr Sohn Candaulus kommt



ins Meer, und bittet den Ptolemäus um Hülfe, ein Feind habe ihn sein Weib gestohlen. Ptolemäus spielt auf Alexanders Geheiß die Rolle des Königs und er selbst die des Antigonus. Sie unterstützen den Prinzen, und kommen dann durch ein Land mit wunderbarem Gethier in den Feen-Palast der Candace, dessen Herrlichkeit hier eben so vortreflich geschildert wird, als Aehnliches in andern Gedichten durch Kälte und Uebertreibung langweilig und lästig ist. Es ist eine zweite Kalypso oder Kirke, in deren Bereich der Held kommt, und Wundergärten und blendende Kunstwerke empfangen ihn. Candace erkennt ihn aus ihrem Bilde, sie schreckt ihn, nun sei er ihr Gefangener, der stolze Weltcroberer. Zornig kehrt er sich ab: wenn er ein Schwert hätte, würde er sie zu Tode schlagen. Sie tröstet ihn, um Candaulus willen wolle sie ihn erhalten und wie Kirke versöhnte sie ihn nach der Gefahr; mit Ruhe und der Unschuld des achäischen Sängers führt Lamprecht darüber weg, so unähnlich als möglich allen folgenden Sängern. Wie die Kirke den Odys in die Unterwelt sendet sein Schicksal zu erfragen, so auch Candace den Alexander zu einer Grotte in eine Gesellschaft von Göttern, die er um seinen Tod befragt, und deren Einer ihm so viel sagt, daß er in seiner Stadt Alexandria werde begraben werden. Nach wenigem Weiteren, was auf die Abreise von der Candace folgt, endet Alexanders Brief.

Ich glaube nicht daß etwas in der poetischen Literatur existirt, was den Abenteuerern des Odysseus so nahe kommt, wie diese Episode, wenn man nur von dem blühenden Vortrag der in ewig neuer Gestaltung aufs vollendetste entwickelten Sprache und poetischen Form des Griechen etwas absieht, wenn man nur den Anspruch auf die plastische Gruppierung des Homer gegen den auf ein romantisches Gemälde neuerer Poesie hingiebt. Die Farbe der Unschuld, der Ton der größten Einfacht, der romantische Zauber, die eigne Mischung von wirklicher und wunderbarer Welt, der gleichsam historische oder wirkliche Boden, der hier den Wundern unterliegt, und der diese Feenreiche fast von allem Aehnlichen im Mittelalter eben so wie jene Episode der Odyssee unterscheidet, dazu der Ton des entfernten Erzählers, die Sehnsucht nach der Heimat, dem Lande der Einfachheit und Alltäglichkeit trotz aller Herrlichkeit und Wunder der Fremde und Ferne, dies Alles berührt sich weit

inniger, als die Züge, die in dem letzten Theile offenbar aus der Odyssee entlehnt, aber mit einer solchen Selbstständigkeit entlehnt sind, daß sie dem Verdienste der Originalität gar keinen Abbruch thun; dies Alles macht den Eindruck beider Dichtungen durchweg vollkommen gleich. Dazu kommt die feine Wendung das Alles in einen Brief einzukleiden. Jeder geniale Dichter hat sich stets versucht gefühlt, die Wunder seiner poetischen Welt irgendwie nicht allein der Phantasie lieb, sondern auch dem Verstande, der sein Recht üben will, ergreiflich zu machen. So hat Ariost Ironie eingemischt und in seiner Alcine die Allegorie angedeutet, wie sie Homer nahe gelegt hat in seiner Kirke; er lenkt oft vom dichterischen Genuß des Einzelnen ab, indem er den Verstand mit großen psychologischen Problemen beschäftigte. Jede Heldenzeit fühlte immer, daß etwas anderes die Dichtung, etwas anderes die Wirklichkeit sei, und wie ein denkender Knabe schon nicht gerne erdichtete Geschichten liest, so wird auch der Gereistere noch, wenn er sich mit dem Wunderbaren und dem Reiche des Möglichen versöhnt, Treue und Natur verlangen und wird Götter und Geister, Heroen und Feen immer menschlich wissen wollen; wenn uns in der Jugend ein liebgewonnenes Märchen geschichtlich zu deuten gelingt, freut es uns doppelt, daß es in der Wirklichkeit bestehen kann, wie es in der Einbildung besteht. Indem nun Homer seinen Odysseus das Unglanbliche erzählen läßt, schiebt er gleichsam die Verantwortung von sich ab, und indem er in seiner ganzen übrigen Erzählung das Wunderbare vermeidet, gewinnt jener Wink des Alkinoos eine Bedeutung, der des Odysseus Erzählung mit dem Vortrag des Sängers vergleicht. Derselbe Kunstgriff ist nun hier mit dieser Briefform gegeben. Nun mag Alexander selbst für seine Erzählung einstehen. Es ist dem Verstande eine Zuflucht gegeben; wir können den Dichter nicht unmittelbar fragen, wie sich dies Alles der Wirklichkeit gegenüber verhalte; es ist des Aristoteles Vorschrift gewahrt, das Alterthümliche mit Berufung auf Andere lieber, als in eigener Person zu erzählen um den Schein der Erzählung wunderbarer Dinge zu vermindern. Auch in Lamprechts übriger Erzählung ist das Wunderbare in ähnlichem Verhältnisse vermieden und nur im Schlusse nicht, wo es wieder heraustritt, und zwar um dem epischen Plane des Gedichtes zu dienen, den

ich bis hier anzudeuten verschoben habe und den der Dichter so schlicht ausführt, wie er in allem ist, was er thut und sagt.

Am Ende seiner Kämpfe mit Darius und Porus führt Lamprecht den Alexander zu den Skythen. Sie beschicken den König und lassen ihm sagen, bei ihnen sei nichts zu holen und wenig Ruhm zu erjagen. Alexander giebt ihnen Friede und befragt sie um ihre Lebensweise, ihre Sitten, ihre Begräbniſſe u. s. w. Nichts, sagen sie, hätten sie zu verlieren; Wohnung und Grab sei ihnen allezeit zur Hand, sie hätten nicht die eine noch das andere, im Leben und Tode hätten sie den Trost, daß sie der Himmel bedecke. „Da fragte er sie nichts weiter.“ Es ist der Alexander, der vor der Sonne des Diogenes auch ihn bewundert und der von zwei Dingen nur Eines will, entweder die Welt verachten oder besitzen. Es ist der Mann mit dem Charakter, der seine ganze Nation so herrlich repräsentirt; seine Nation selbst theilte die Bewunderung der Bedürfnislosigkeit der Skythen und es ist ein Wunder, daß ein Mann der das Alterthum kannte wie Niebuhr, dies leugnen konnte! Der Skythe von Alexander aufgefordert, ihn um etwas zu bitten, verlangt von ihm, daß er sie unsterblich mache. Als Alexander sich mit seinem menschlichen Unvermögen entschuldigt, fragt ihn jener: warum denn, da er ein Sterblicher sei wie sie, er die Welt so in Bewegung setze und nicht Mäßigung lerne, die in allen Dingen gezieme? Auch in allen anderen Bearbeitungen der Alexandersage im Mittelalter wird dem Helden diese Frage gestellt und die guten christlichen Dichter lassen ihn dann beschämt und wie einen armen Sünder abziehen, aber hier erhebt er sich herrlich in seiner glänzendsten Größe, der ächte Sohn des hellenischen Volkes, der die Beschaulichkeit und die Beschränkung achten kann, aber nicht üben, der mönchischen Sinn gewähren läßt, aber nicht herrschen, der von den Pflegern eines rückgezogenen bescheidenen, bedarflosen und regungstosen Lebens eine Warnung, aber keine Belehrung annimmt, und er weist sie von sich mit den vortrefflichen Worten: Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt, zu üben, welche Kraft wir erhalten haben! Das Meer ist dem Winde gegeben, es aufzuwühlen! Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meister bin, muß ich etwas beginnen was mir wohl thut. Was sollte uns das Leben, wenn euren Sinn Alle

theilten die in der Welt sind? 179) — Als nun aber der Eroberer an das Ende der Welt gelangt ist und alle die Drangsale überstanden hat die sein Brief uns erzählte, jetzt dünkte ihm noch nicht der Macht genug zu sein, und er will auch das Paradies haben und Zins von den englischen Hören! „Sie muget ir tumpheit horen!“ ruft der Dichter; und doch! selbst jetzt versteht er, was die Sage mit dieser Geschichte will, innigst, oder er richtet sie sich gar zu seinen Zwecken zu, und obgleich in seinem Gedichte manchmal der gelehrte Geistliche herausfieht, der besangene Christ blickt an dieser gefährlichen Stelle utrgends heraus! Der Held hört den Rath der Alten und Jungen, jene rathen ihm ab, diese zu; der letzteren Rath dünkt ihn gut. In Arbeit kam darum der tobende Wüthe-rieh, ruft der Dichter wieder, seine alte Kraft hervorrufend, der der Hölle gleich war, dem Abgrund, der nie gefüllt wird; der unersättlichen Höhle, die weder nun noch nie sprach: Dies ist was ich nicht mag! Ein Zug unter den Schrecknissen der Hölle, durch Gewürme und scheußliche Thiere, unter Donner und Bliz führt das Heer zum Euftrat, der aus dem Paradiese fließt, und sie sahen den Tod überall vor sich. Sie kommen endlich an eine Mauer und an ein Thor, schlagen und poltern daran, aber die Schaaren der Engel darin beachten sie nicht. Ein Alter endlich fragt sie was sie wollten? Ihr Singen sollten die da inne lassen und Alexandern Zins bezahlen. Der Alte aber läßt den König zur De-muth und Bekehrung warnen und giebt den Kriegsleuten einen Stein mit. Den Helden trifft das Gewissen, und von der inneren Stimme nimmt er die Lehre an, die er von Müßiggängern nicht annehmen wollte. Den Stein deutete ihm ein alter Jude; er zeigt ihm, daß er die Gabe habe, eine große Last aufzuwiegen, und doch seinerseits von einer Feder und ein bißchen Erde aufgewogen werde. Er lehre ihn, sich nicht thöricht zu überheben; in Gierig-

179) B. 4524.

Dise sache — ist uns also geschaffen  
von des iberisten gewalt:  
swaz uns dannen wirt gezalt,  
daz muze wir alliz ubin.  
Daz mere ne mac niman truben;  
iz ne trube der wint:  
angist hant, di dar inne sint.  
di wile ih uor dem tode mac genesen,  
wen: tazent ir mit wesen

meister von minen sinnen:  
ih muoz beginnen  
ettewaz daz mir wol tut.  
Heten si alle iberen mit  
di in der werlde wolent wesen,  
was fosde in danne daz leben?

keit und Unerfättlichkeit liege die Hölle; sie mache Abends und Morgens in Sorgen leben, wie stets mehr zu erringen sei; der Gierige sei die nimmersatte Schlucht der Hölle. Dem Stein gleiche der Mann, der wohl eine Last aufzuheben vermochte; doch sei es unweise gewesen, zu wähnen, daß das Paradies zu erschelten sei. Gott aber habe ihn besonders seine Wunder schauen lassen. Sterblich sei der Mensch und an Flüchtigkeit; gleiche er der Feder, und mit Staub und Erde werde er gemischt, und diese seine Schwachheit wiege alle menschliche Wunderthaten wieder auf. Zu Gott solle er sich fürderhin wenden, der ihm Gnade und Weisheit, Ehre und Reichthum gegeben. Was helfe ihm all seine Macht? gemischt zur Erde müsse er werden; an Güte soll er sein Gemüth kehren; daß wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich. Alexander entließ den Alten in Ehre, und gedachte seiner Lehre hinfort; er wandelte seine Sitte, er ehrte die Menschen mehr als vorher, er pflegte guter Mäßigung, ließ Kampf und Habsucht sinken und berichtete sein Reich herrlich durch zwölf Jahre. Seinen Tod erwähnt der Dichter nur mit Einem Wort: „Da ward ihm vergeben.“ Von Allem was er je besaß blieben ihm sieben Fuß Erde, wie dem ärmsten Manne der je zur Erde kam.

Wenn es wahr ist, daß Alexander nicht ein Eroberer gemeiner Art war, daß seine riesenhaften Pläne in einem großen Verbande mit seines großen Lehrers Bestrebungen standen; wenn es wahr ist, daß das Alterthum groß geworden ist durch sein Vertrauen auf menschliche Kraft und im äußeren Leben, während die neuere christliche Zeit groß ward durch das innere Leben das sie erschloß; wenn es wahr ist, daß das Alterthum aus eben jener Eigenschaft in Egoismus eben so leicht fallen mußte, wie die christliche Zeit aus eben dieser in Erschlaffung und Thatenlosigkeit; wenn es wahr ist, daß Alexander den Uebergang von alter zu neuer Zeit, von jenem zu diesem Charakter bahnte, so sehen wir auf Einen Blick die ganze Größe dieses Dichters. Er schildert den Charakter des Helden im ersten Theile des Gedichtes ganz treu der Geschichte und faßt sein Wirken im Ganzen in dem erhabensten Sinne auf; er schildert zugleich das Alterthum und seinen Geist aufs wahrste und giebt auf eine ganz wunderbare Weise zu eben der Zeit, wo am allerentschiedensten gerade dieses äußerlich Thatkräftige, dieser jugendliche knabenhafte Trotz abgelegt werden sollte, noch einmal wie

zum Scheidegruß dieses Gedicht und pflanzt es als ein Monument den völlig erstorbenen Ideen der alten Welt auf. Das Große, was der Dichter in seinem Werke dabei positiv thut, ist durch die Größe, welche in dem liegt, was er vermeidet, ausgewogen. Ich würde nur hier zu weitläufig werden, wenn ich Alles was die Alexandersage gewöhnlich berichtete neben den Inhalt dieses Gedichtes stellen wollte, ich werde aber bei Ulrich von Eschenbach, wo sie ihren höchsten Umfang erreicht hat, kurz hierauf zurückkommen und dort möge der Leser vergleichen, wie hier mit einer meisterhaften Sicherheit und dem reinsten Geschmack vermieden oder verändert ist, was in der gewöhnlichen Gestalt der Sage lag und unserem Dichter oder seinem Vorbilde meistens bekannt war. Mit dem ganzen Charakter der alten Welt, rüstiger Thatkraft und Selbstsucht, stimmte bisher der Charakter der germanischen Heldenzeit überein. Den Egoismus und die Hierigkeit personificirt die Thiersage vom Isegrim im zwölften Jahrhundert, nicht lange vor dieser Zeit; die ganze deutsche edlere Dichterschaar zieht gegen ihn zu Felde und predigt gegen Geiz und Habgier Mäßigung, gegen Gewaltthat Milde. Darin liegt nichts Großes. Abstellen und Tadeln kann jeder, aber nicht jeder aufbauen. Es drohte die alte Rüstigkeit draufzugehen mit all den milden christlichen Schwärmerien: Lamprecht ehrt also diese Kraftübung männlich, nur lenkt er sie nach dem höheren Sinne der christlichen Ansichten. Ich habe ihm schon oben in seinem Verhältniß zu den spätern ruhmvollsten Dichtern andeutend seine Stelle angewiesen; es wird hier an einer neuen Seite klar, daß er damals wie in neuer Zeit Bosß erscheint und wie dieser von der später herrschenden streng romantischen Schule Anfechtungen zu dulden hat. Auf Wolfram könnte Lamprecht möglicherweise, und mir fast wahrscheinlicher Weise einen so stillen Einfluß geübt haben, wie Vossens Homer auf die Blüthe der Göthischen Poesie. Wenigstens werden wir sehen, daß sich an den Grundgedanken dieses Gedichtes der Parzival aufs engste anschließt, obgleich ich eingestehe, daß dies nicht nothwendig einen Einfluß des Lamprecht auf Wolfram beweist. So liegen auch Dantes Ideen in der nämlichen Reihe mit Wolframs, und führen den Gedanken des Parzival eben so weiter, wie der Parzival den des Lamprecht. Dies beweist aber nur eine Verwandtschaft dieser Geister und die gemeinsame tiefe Eindringung der herrschenden

Ideen jener Zeiten in alle Länder und Völker. Den Zusammenhang dieser Dichtungen hier schon darzulegen, ist noch nicht der Ort, ich komme darauf bei dem Parzival zurück. Erst dort werden wir die Bedeutung dieses Alexandergedichts ganz übersehen.

Wenn es bei diesem Gedichte, so lange die nächste Quelle unausgemittelt bleibt, schwer zu sagen ist, wie Vieles des ihm inwohnenden Verdienstes dem deutschen oder dem wältschen oder welchem noch früheren Bearbeiter zuzuschreiben ist, so ist dagegen in der Aeneide des Heinrich von Beldegt<sup>180)</sup> etwas deutlicher, daß er einem französischen Texte folgt, der schon die meisten, aber nicht alle Abweichungen enthielt, welche wir bei Vergleichung des lateinischen Gedichtes entdecken. Wir werden also billig sein müssen und den Beldegt, der wohl schwerlich das Werk des Virgil selbst lesen konnte, nicht allein beschuldigen dürfen, wenn wir Ursache finden sollten, mit der Gestalt unzufrieden zu sein, die dieses Gedicht bei ihm erhalten hat<sup>181)</sup>. Allein bedauern müssen wir gleichwohl, daß der Dichter, von dem die romantische Kunst des Dante, des Tasso und Ariost so oft einen Gebrauch gemacht, den man heut zu Tage kaum einem Dichter ungestraft hingehen lassen würde, von Franzosen und Deutschen nicht gekannt oder entstellt wurde, und auf diese Art nicht allein dem Geschmack am Wagen und Formlosen, der jetzt einriß, nicht steuerte, sondern sogar in seiner neuen Gestalt beitrug, ihn zu befestigen. Es ist merkwürdig, wie ungeheuer der Abßich zwischen dieser und der vorher besprochenen Dichtung ist (obgleich beider Erscheinen gewiß kein großer Zeitraum trennt<sup>182)</sup>), wenn man auf die Bewahrung des alterthümlichen Geistes in jener Alexandreis achtet, und die Ablegung desselben in dieser Aeneis, deren Text in Deutschland damals gewiß nicht unbekannt war; und man würde dies nicht begreifen, wenn man nicht diese ganze Zeit aus dem Gesichtspuncte einer Reform- und Revolutionsperiode betrachtete, in der sich der verschiedenartigste Geschmack zugleich mit der aufkommenden Wuth nach Neuigkeiten

180) In der Sammlung von Müller.

181) B. 13246 und 49 gibt er eine wältsche Quelle an und bezeugt daß er geschrieben habe, wie er darin fand.

182) Die Eneit setzt man vor 1186; die unvollendete größere Hälfte ließ Heinrich der Gräfin von Cleve; sie kam abhänden und erst nach 9 Jahren erhielt sie der Dichter wieder und vollendete sie nun. Siehe über die Zeitbestimmung die Anmerkung zum Zwein. p. 407.

gerade so paarte wie im vorigen Jahrhundert, wo man doch wohl, wenn alle erläuternden Quellen fehlten, die Erscheinung von Wielands Uebersetzungen, nachdem Boß und Wolf Muster gegeben hatten, eben so wenig begreifen würde. Alles worin die alte griechische und römische Kunst ihre höchsten Aufgaben sucht, ist in dieser deutschen Eneit geradezu gestoben und verwischt, und wenn man irgendwo das Verhältniß des Universalisirens der Romantiker jener Zeit zu der Besonderheit der Alten will kennen lernen, so darf man nach keinem weiteren Beispiele suchen: hier zerstäubt gleichsam Alles, was irgend nach griechischer oder lateinischer Eigenthümlichkeit nicht nur, sondern was nur irgend nach einem Fall des gewöhnlichen Lebens aussieht. Ein Märchen von Didos Ochsenhaut weiß der ritterliche Sänger noch zu erzählen, allein den Sturm des Aeneas, oder Didos Schicksale in Tyrus, oder den Bau der Stadt<sup>183)</sup> behandelt er sehr dürftig oder gar nicht. In der Erzählung von der Eroberung Trojas bleibt Laocoon weg, der Kampf, der Inhalt des dritten Buches — was ist aus ihm geworden? Fast nichts als das hölzerne Pferd ist geblieben. Für all den Schmerz über den Untergang des Vaterlandes, für all diesen Zorn und Haß gegen die Zerstörer der Vaterstadt, für alle Irrfahrten muß uns eine Spielerei, eine Beschreibung des Bettes, zu dem Dido den Aeneas führt, entschädigen. Ich gestehe, wenn ich dichterischen Genuß suche, so bin ich eben kein Freund vom Virgil, von diesem französischen Pathos, dieser Poesie des Witzes, diesem Zwang zu glänzenden Worten und dieser traurigen Heldin und diesem traurigen Helden, doch aber ist Sinn da für Alles, was ein menschliches Herz schwellen und heben und begeistern kann, Sinn für jedes dem Menschen heilige Verhältniß, für Vaterland und Heimath, für Ruhm und Glück. Und mögen es die Bewunderer unserer alten Poesie unverzeihlich finden oder nicht, dennoch wird jedem, der da in jenen Zeiten und in unserem Vaterlande bessere und auf ernstere Dinge gerichtete Talente erblickt, erlaubt sein, schmerzlich zu bedauern, daß gerade die Männer, die mit der Sprache zuerst fort konnten, die zuerst die neue Diction zu gestal-

183) B. 352.

Ja were zu sagene alzu lanc —  
 das virgilius der helt  
 an seinen buchen dar abe zelt,  
 des sulte wir vil lassen.



ten bestimmt waren, eben wie in neuer Zeit Kleland; gerade auf solche Stoffe, auf solch eine Schule trafen, die geradezu Alles zu verderben drohte. In diesem Weldegk ist es zuerst sichtbar, wie sich sein erregtes Innere, das eine Nahrung für die Seele sucht, gegen jede Weitläufigkeit und Kleinlichkeit sträubt und er lehnt daher detaillirte Beschreibungen von Städtebau und dergleichen, die nichts für Gefühl und Empfindung bieten; ab, die noch in seiner wälschen Quelle sich vorfinden. Wenn man sich diesen Zug leicht erklärt und ihn gern entschuldigt, so wird es dagegen schwer, sich gleich in die totale Schwachherzigkeit zu finden, mit der man hier entschädigt werden soll. Alle Spielereien und Ländeleien, die man sich etwa im Minnelied noch gefallen läßt, drängen hier im ernstesten Epos die bedeutendsten Scenen weg, welche Wirkung mußte dies hinfort üben? Ueber den närrischen Tod der weisen Dido weiß sich der gute Heinrich nicht genug zu erstaunen und zu verwundern; ein Tod aus heiler Haut wäre ihm wohl viel natürlicher vorgekommen, weil er dergleichen doch in britischen Gedichten gelesen haben konnte. Aber mit welcher Wichtigkeit und Liebe wird dagegen behandelt, wenn Anna die Dido nach ihres Geliebten Namen fragt und sie ihr antwortet, er heiße E— und ne— und ehe sie sprach as, hätte die kluge Anna schon gewußt, wer es war! Die Naivetät hat doch eben auch ihre Grenzen, und hier überschreitet sie sie offenbar, so lieblich sie diesem Dichter sonst ansteht. Wie gerne läßt man dem Lamprecht die Versetzung der alten Namen, Titel, Sitten in neue Zeit hingehen, wenn ja nur das Wesen gewahrt ist, aber hier weiß man schlechterdings nirgends anzufangen und nirgends zu enden, wenn man diese Verflüchtigung jedes antiken Moments betrachtet, wenn man mit jener historischen Festigkeit aller Localität im Virgil dies Nebelland vergleicht; mit jener heroischen Dido, ihrer dramatischen Action und ihrem Pathos diesen gestaltlosen Schatten; mit jener zerquälten, vom Gott besetzten Sibylle und der schaurigen Wirkung ihres Erscheinens, diese Häre des Weldegk, die den frommen Aeneas auf seinen Guten Tag hübsch freundlich empfängt und sich traulich mit ihm unterhält; mit jenen gräulichen Göttern der Zwietracht, die das Land aufstürmen gegen die Troer; dieses Geheiß der hausherrischen Frau des Latinus; mit dem bludürstigen Vollerer Turnus beim Virgil diesen Schwäger des Weldegk; mit dem Hirsche der dem Schicksale

dient beim Virgil, den Kunststückmacher des Deutschen. Wir gehen hier durch die Hölle, wie durch einen Spaziergang; Charon und Cerberus, die ewige Finsterniß und der Pechqualm der Hölle sichts uns nicht an, denn im trockenen Bericht führt uns der Erzähler vorüber; er selbst hat keinen Begriff von dem was er erzählen soll, er bestaunt das selbst, dessen Schilderung dem Hörer Erstaunen auspressen soll, fürchtet die Grauen die der Leser nicht empfindet, und redet von einem Entsetzen, das Niemand theilt. Was man dem Virgil selbst geschenkt und erlassen hätte, Beschreibungen der Heere und der Helden, das findet hier Eingang; was uns dort begeistert, wie die Episode von Nisus und Euryalus, das geht hier kalt vorüber; wenn dort die kleine und minutiöse Malerei immer auf wichtigeren Gegenständen ruht, so ist es hier die Farbe eines Pferdeohrs (eine Reminiscenz findet sich im Wigalois), das Kleid einer Heldin, das Bett eines Helden, die Begrabnißstätte der Kamilla sammt der brennenden Lampe.<sup>184)</sup>, was hier die Beschreibungslust des Dichters reizt. Im Virgil dünkt man sich in einer alten aus dem Schutt ausgegrabenen Stadt zu wandeln, die aus jedem Steine stumm zu uns spricht und große Ruinen erhalten hat; hier geht man träge und getäuscht zwischen wüsten Trümmerhaufen, unter denen uns ein gutmeinender, eingelernter, aber gläubiger, auf seinen Unsinn stolzer Cicerone mit endlosem Geschwätze und Fabeln fast zur Verzweiflung bringt.

Aber wenn doch diese Eneid gar so ein elendes Nachwerk ist, und nicht allein uns heutzutage zu sein scheint, sondern sogar vielleicht den Uebersetzer selbst in einigen Theilen ihres Inhalts gelangweilt hat, wie auch von Provenzalen, wie noch von Cavalcanti bekannt ist, daß er den Virgil nicht leiden mochte, woher kam es denn, daß Rudolf von Ems gerade dies Gedicht als den Vorläufer der ganzen Masse späterer Productionen, daß Gottfried den Heldegg als einen vortrefflichen Dichter auszeichnet und daß die Besten, daß selbst der spottfüchtige und schwer zufriedene zu stellende Wolfram von Eschenbach in dies Lob einstimmt und Alle eine gleichmäßige Bewunderung für diesen Heldegg an den Tag legen, die sich untereinander oft so feindselig beschden. Man könnte sagen,

184) Dergleichen ist in der Münchener Hs. noch ausführlicher als in dem Druck bei Müller. Siehe Doegen Misc. II, 61.

es sei dies darum natürlich, weil der Mensch lieber zum Preise eines unschädlichen Verstorbenen, als eines gefährlichen Rivalen geneigt ist und daß auch das Aeltere und Unvollkommnere, schon eben weil es älter ist, zur Nachsicht auffordere. Und das Verdienst die Bahn gebrochen zu haben, ist auch eben das Verdienst, um das ihn alle die späteren Dichter vorzüglich preisen<sup>185</sup>). Wie dies aber zu verstehen sei, kann man auf mehrere Weise fassen. Denn der erste Dichter dieser Periode ist er nicht, noch seine Eneit das erste Gedicht, welches den Reihen führte; dies wissen wir nicht allein aus übrig gebliebenen Resten, gewiß existirte unendlich Vieles schon vor ihm was uns verloren ist. Man dürfte wohl eher sagen, er möchte unter den Uebersetzern einer der frühesten und bedeutendsten sein, und einen vorzüglichen Dank sich dadurch erworben haben, daß er der ganzen Fluth französischer Romane nun Thür und Thor geöffnet in Deutschland. Wenn man bedenkt, daß damals die Poesie von der Unterhaltung aus und auf die Unterhaltung zurückging, daß unter Hunderten von Poeten kaum Einer aus innerem Drang, sondern Alle nur aus der guten Meinung der Gesellschaft einigen neuen Stoff zu liefern, dichteten, wofür uns gleich der nächst zu erwähnende Herbot von Trigrar<sup>186</sup>) ein Zeugniß giebt, daß gerade das was aus dem Inneren der Nation hervorquoll, das Nationalepos, damals verfallen war, und das, was in eben jener Periode das einzige ist worin sich in Deutschland productives Talent zeigt, in nichts als im Minnelied besteht und was damit im Zusammenhange ist; wenn man sieht, wie selten der Stoff damals noch in Deutschland war, wie dem Ulrich von Zazichoven ein Zufall seine Quelle bringt, wie dem Pfaffen Konrad durch Herzog Heinrich den Löwen, dem Herbot, dem Wolfram und Anderen erst durch die Gunst des Landgrafen Herrmann von

185) Die Stelle aus Gottfried ist schon oben beigebracht. Wolfram nennt ihn im Willehalm No. 76.

So müesse ich minen meister klagen  
von Weldek: der künde; baz.  
Der wære der wige euch niht so saz,

er hand in baz denne al min sin  
wie des jewederen frivendin  
mit spæche an si leit kost re.

186) Er sagt von sich:

Et enist niht andere  
daz er iht dichten kan,  
doch so nimet er sis an

mit andern tichterren:  
der ichar wil er meren,  
er gert anders lobes niht.

Thüringen französische Gedichte verschafft werden mußten, dem großen und liberalen Beschützer unserer Minnesänger in eben dem Theile von Deutschland, wo wir auch in der neueren Blüthezeit der Poesie einen ähnlichen Sammelplatz unserer schönen Geister sich öffnen sahen, wenn man dazu bedenkt, wie wenig Ansprüche ein solches Geschlecht zu machen pflegt, das erst eine poetische Literatur werden sieht und sich zu schonender Ermunterung aufgefordert fühlen müßte, wenn es auch nicht innerlichst aus lebhafter Theilnahme und Begierde nach Neuem auch das wenige Langweilige verschlänge, so lange es keinen besseren Maassstab kennt, wenn man hinzu nimmt, wie die späteren Urtheile allerdings aus der Humanität fließen konnten, die Beldegks größeren Schülern oder Racheisenern Pietät und Ehrfurcht vor dem alten Meister einflößte, wenn man all dies zusammen nimmt, sage ich, so sieht man leicht, daß das ganz zufällige äußere Verdienst der Erste zu sein, so klein und unbedeutend nicht war.

Doch dies ist immer in seinem Primare das Geringste; wichtiger ist, daß Er zuerst die höfische Bildung einführte, was damals im Gegensatz zu unserer neueren Zeit eine ähnliche Wirkung hatte, wie Lessings umgekehrtes Uebergehen von dem herrschenden vornehmen Bombast auf den Volkston, und daß er offenbar die Reimkunst und die Sprache der mittelhochdeutschen Poeten zuerst gestaltete. Alles was wir bisher behandelten, der Pfaffe Konrad, der König Diederich, die Kaiserchronik und Lamprecht folgen durchaus den Gesetzen einer ungebundneren Reimkunst und reimen mit größerer Willkühr die verschiedensten Vocale und Consonanten. Beldegk führte zu einem reineren Gesetze über und wenn man das Niederdeutsche zur Erklärung seiner ungenauen Reime zu Hülfe nehmen will, hat Grimm aufmerksam gemacht<sup>187)</sup>, so werden seine Reime fast sämmtlich regelmäßig, regelmäßiger, meint er, als man nach dem Fortgange der Kunst damals erwarten könnte. Dies berührt sich nämlich mit der zweiten Eigenheit aller dieser Gedichte, die wir bisher betrachteten, daß sie nämlich sämmtlich Spuren der niederdeutschen Sprache in ihrem hochdeutschen Texte tragen. Wie dies in Beldegks Werken zu erklären sei, wollten weder Grimm noch Zachmann entscheiden; ob nämlich, da sich Beldegk am Clever Hofe

187) Grimm Grammatik I. p. 453 sqq. ed. 2.

auffhielt, eine niederdeutsche Abfassung der Eneit anzunehmen wäre, die später ins Hochdeutsche übertragen sei, oder ob der niederdeutsche Dichter hochdeutsch dichtete und dabei manche Eigenheiten seines Dialectes einfließen ließ. Ich überlasse das Urtheil in Bezug auf das Sprachliche den Männern, die hierin Competenz haben, füge aber hier eine Bemerkung über diese Erscheinung aus einem geschichtlichen Gesichtspuncte an. Mir scheint, daß fast in jeder Periode aufblühender poetischer Literatur die Bemerkung zu machen ist, daß in dem Bereiche, welches sie umfaßt, der Süden als der erreglichere Theil, von dem der erste flüchtige Impuls ausgeht, erscheint; daß dagegen der Norden den Nachdruck giebt mehr durch anhaltendes und dauerndes Interesse, als durch große dichterische Talente und Genien, die meist dem freundlicheren Klima vorbehalten scheinen. Die Art, wie in der neueren Zeit unsere schöne Literatur von der Schweiz ausging, im Norden aber gehegt ward, den größten Theil ihrer Pfleger im Norden gefunden, ihre größten Genien aber nur im Süden, wo namentlich der Mangel des poetischen Interesses im Süden bei dem Hervorbringen der Wielande, Göthe, Schiller eben so bezeichnend ist, wie der große Eifer im Norden, wo doch den ausgezeichnetsten Köpfen, wie Lessing und Wolf, das was eigentlich den Dichter macht, abging, ist hier durchaus charakteristisch. In Island bildete sich die scandinavische Sage ihrem Umfange nach; die Dichtungen der Normannen erhielten in der nördlichen Provinz, wohin sie übergewandert waren, ihre erste umfassendere Gestalt. So gelangten auch die deutschen Dichtungen des Südens wohl erst viel später in den Norden, aber hier ist uns das Hildebrandlied erhalten, das den Ton des gothischen Liedes aus dem 6ten Jahrhundert noch im 8ten halten mochte, so wie die Dichtungen der Pfaffen Conrad und Lampert weit mehr den Charakter des Waltharius aus dem 10ten Jahrhundert tragen, als den der nächsten Rittergedichte des Südens und so hier ein Festhalten an dem alten heroischen Lied und Epos bekrunden, während man im Süden viel leichtfertiger den Einflüssen der Geistlichen und der Ritterschaft die Art der alten Dichtung preisgab. Ein solches treues Festhängen des Nordens an dem Hergebrachten scheint uns die Gudrun und die Nibelungen vielleicht hier erhalten zu haben, als schon in jener Zeit, die alles generalisirte, auch das dialectische aus der Schriftsprache zu weichen begann; es scheint

auch dieses den Reichthum des Niederdeutschen zu bedingen, das sich nur zu dieser rechten Zeit, wie es Grimm ausdrückt, unbezeugt gelassen hat. Daß nun, indem damals in der Zeit Heinrichs des Löwen Niederdeutschland gleichsam ein Dittionisches Zeitalter nachfeierte, die neuen französischen Dichtungen, vermittelt durch die Niederlande und besonders Flandern, hier den schnellsten und ersten Eingang fanden, scheint an und für sich einleuchtend genug; und wie diese Uebersetzungskunst von hier ausging, so kehrt sie auch im 14ten Jahrhundert, am Ende der ganzen Periode der ritterlichen Romane, nach einem allgemeinen Gesetze, dahin zurück. Deutschland hatte das seltsame Geschick, die Elemente seiner nördlichen und südlichen Bildung, sich in vielen Zeiten vielfach durchdringen, den Süden seine dichterischen Talente dem Norden, den Norden seine wissenschaftlicheren Geister dem Süden mittheilen zu sehen, und fortwährend einen heilsamen Mischungsprozeß zu nähren, der weder in England noch in Frankreich in dieser Weise vor sich gehen konnte.

Was aber der Aeneide des Weldegk noch ein weiteres Ansehen und vielleicht die größte Gunst verschaffte, ist unstreitig die Einführung der Minne in der Weise, wie das Minnelied damals diesen Gegenstand behandelte. Schon im Herzog Ernst kommt ein artiger Minnebrief des werbenden römischen Bogtes vor, in der Eneit aber füllen einen großen Raum die Episoden von der Lavinia und des Aeneas Liebe, und die Scenen zwischen der Liebenden und ihrer Mutter, die sie dem Turnus zu vermählen denkt. Was auch Weldegk hier in seinem französischen Original gefunden haben mag, diese Scenen sind sein Eigenthum, wenn nicht völlig dem Stoffe, doch ganz der Behandlung nach, die in allen Stücken deutsch ist, und diese Episoden sind im Gedichte mit solcher Vorliebe behandelt, daß man wohl sieht, es gilt eigentlich nur um sie; sie sind, wie im Ernst die Urfahrten, das was dem Zeitgeschmack anpaßt und dem das übrige als trockne Zugabe anhängt, sie sind das, was dem Buche befriedigte Leser verschaffte<sup>188)</sup> und was den Gottfried zu dem Ausruf berechtigte, wie wohl der Weldegk von Minne

188) Schon Herbert spricht von der Eneit als sehr bekannt. Im Wigalois scheint in der Stelle, wo die Königstochter von Persen sich von einer Jungfrau die Aeneide vorlesen läßt, der Vers 2722 „als es in oste ist geseit“ große Verbreitung eben dieses Buches von Weldegk anzudeuten.

gesungen habe <sup>189</sup>). Und in der That, dieser Ausruf ist nicht bloße Redensart, sondern wahrhafter Ernst. Abgesehen von den Spielereien, die mit unterlaufen, hat die deutsche Dichtung jener Zeit gewiß wenigstens an Lieblichkeit, an Herzlichkeit, an inniger Unschuld und Naivetät diesen Gesprächen der Lavinia und ihrer Mutter zu vergleichen. Ich möchte glauben, daß diese Scenen nicht allein im Epos vielmal nachgeahmt wurden (denn hier ist's unleugbar), sondern daß sie auch die Vorläufer von den Minneliedern des ähnlichen Inhalts waren, wo im Monolog oder Dialog das Wesen der Liebe zu ergründen gesucht wird. Wir werden künftig Gelegenheit haben, auf dergleichen Nachahmungen im Epos zurückzukommen und werden mit Erstaunen bemerken, wie schnell dieser Ausdruck unbefangener Unschuld, die so tief in jener Zeit gewurzelt scheinen sollte, verloren ward und wie vergebens selbst namhafte Dichter sich abmühen, auf diese Reinheit zurückzukommen. Dies ist auch der Hauptgesichtspunct, den man festhalten muß, wenn man die Liebespoesien dieser Ritter beurtheilt: Eine Blüthe der Ritterzeit, so plötzlich, so neu, die wie diese ganze Literatur und das ganze Staatsleben in Deutschland so plötzlichen Schwung unter Friedrich I. erhielt, mußte in ihrer ersten Entfaltung von einem Glanze, von einem Züdrange, von einer Lebendigkeit und einem Reize des Verkehrs begleitet gewesen sein, der sich unmöglich lange erhalten konnte, der mit der Kraft des heroischen Kaisers selbst verloren ging und an dessen Stelle dann bei den Besseren eine um so größere Sehnsucht nach der verschwundenen Herrlichkeit trat, je tiefere Eindrücke und Erinnerungen jene glanzvollen Reichstage hinterlassen hatten, deren Gleichen Deutschland weder je vorher noch wieder nachher sah und auf deren Pracht ein Guyot <sup>190</sup>), also selbst die Franzosen, wie auf die gute, alte, goldene Zeit zurücksehen. Der schnelle Wechsel von der ersten Begeisterung, welche die neue Geselligkeit durchdrang und rein und unschuldig hielt, zur

189) Tristan W. 4724.

Von Welcken Heinrich  
der sprach uz volken sinnen;  
wie wol sang er von minnen!

wie schone er sinen sin besneit!  
ich waen er sine wisheit  
uz Pegases urspringe nam,  
von dem diu wisheit eliu kwam.

190) Bible, V. 278. Et de l'empeur Ferri vos puis bien dire que je vi  
qu'il tint une cort a Maience: ice vos dis-je sanz doutance, c'onques  
sa pareille ne fu.

größeren Freiheit und zu jeder Art Ausartung liegt in der Natur der Sache selbst und namentlich der Umgang mit den Frauen konnte, wie einmal die Menschen sind, wohl unter einzelnen fortwährend veredelnd wirken, mußte aber die Sitten sehr bald zum Uebeln kehren und wir dürfen uns weder wundern, noch müssen wir es anderswohin zu deuten suchen, wenn wir so bald die nächsten Dichter, einen Wirnt und Walther, über den Verfall aller ritterlichen Zucht klagen hören, deren Klagen wohl nicht einmal poetische Uebertreibung enthalten. Wenn also diese Männer der späteren Zeit diesen Beldegk aufschlugen, der die Herrlichkeit des großen Friedrich gesehen, von der ihnen höchstens die Jugenderinnerung etwas im Gedächtniß gehalten hatte, wenn sie im Herzog Ernst ihn in freudigem Behagen von dem Verkehr der Frauen und Ritter sprechen hörten, im Ausdrucke des reinsten Entzückens, der bei ihnen schon von Klagen und Unmuth verbittert ist, wenn sie, was mehr ist, in den Liebescenen der Eneit den vollen Ton des Herzens vernahmen, den sie selbst nur noch selten im kleinen Liebetrasen, so mußte gewiß der, zu dem diese reinere Sprache noch Eingang fand, von dem ehrwürdigen Alten begeistert und für ihn zur Bewunderung hingerissen werden, der ihm ein Repräsentant des wundervollen Lebens unter Friedrich war, einer Zeit, auf die eben die nächste Zukunft auch in allen anderen Verhältnissen schon schmerzlich zurückblicken ließ.

Eine merkwürdige Mitte zwischen Lamprecht und Beldegk<sup>191)</sup> hält Herbort von Friglar, der in dem Anfang des 13ten Jahrhunderts einen trojanischen Krieg nicht ohne Spuren von gelehrter Bildung und mit Kenntniß deutscher, lateinischer und wälscher Quellen bearbeitete<sup>192)</sup>; der nichts hat von dem schöpferischen und

191) Ich sollte hier auch von dem Dvld des Albrecht von Halberstadt reden, allein leider kenne ich ihn nicht ganz. Ich glaube jedoch nicht, daß dies ein wesentlicher Mangel sein wird, wenn ich nach dem was mir davon bekannt ist, urtheilen darf.

192) Cod. Pal. 368. Fol. 1.

Wilt ich die formen merken,  
so muoz ich dreisunnic sin; ein ist kriechisch, ein latin,  
und des welschen buches ein; zwischen den letzten sinnen zwein  
krim ich nu den dritten, und folge im so mitten,  
daz er min rechte geleite ist, an des tutschen buches list.  
Nu hant ez ander lute gemachet me zu dute,  
den ist ez vil wol gelungen; sint ez aber von drin jungen  
mit eime sinne ist her gescriben, des bin ich dar zu beschriben,



dichterischen Geiste beider und doch durch die eigene Mischung von Altem und Neuem, durch die Empfänglichkeit mit der er die Züge der Lamprechtischen Dichtung zugleich neben die der Weldegkschen stellt, ohne auch nur einen Versuch einer Versöhnung beider Manieren zu machen, ganz originell und interessant ist. Er hat nichts mehr, weder von dem freieren Reim noch aber auch von der schönen Diction, er hat nichts mehr von dem kritischen Sinne des Lamprecht, denn er setzt aus den lateinischen und wälschen Sagen seine eigne Erzählung vergleichend und nach Willkühr zusammen, ohne sich übrigens dem lateinischen Texte des Dares oder des Dictys (denn beide kennt er<sup>193</sup>) zu nähern. Wie konnte auch die trockne Erzählung des Cinen und die rhetorischen Exclamationen des andern einen Dichter damaliger Zeit reizen! Das Beste in diesen trojanischen Begebenheiten dünkte der damaligen Welt gewiß das was der wälsche Dichter ausgeführt und zugesetzt hatte und was bedeutend genug ist; und diesem wälschen Texte, welcher dem Herbort durch den Grafen von Leiningen unter Vermittlung des Landgrafen Hermann von Thüringen zukam, folgt unser Herbort ohne Zweifel sehr genau, vielleicht mit einigen Abkürzungen, zu denen er hier und da durch die Breite bestimmt sein mag, von der er kein zu großer Freund scheint, oder durch feinere moralische Gesinnung, da er gleich im Anfänge sich scharf erklärt gegen das Lob, welches das wälsche Buch dem untreuen Pelias zolle, was seinem Herzen widerstehe, indem er nie einen Mann loben werde, der untreu sei und ob sich auch alle anderen Tugenden in ihm vereinten; und dann könnte ihn auch wohl die Schwierigkeit anderer Stellen abgehalten haben, denn es findet sich in seinem Werke eine sehr merkwürdige Stelle, die recht deutlich zeigt, wie beschränkte Leute sich der Dichtung in jenen Zeiten annahmen. Er findet dort eine schwere Rede in seinem Texte, an deren Uebersetzung er sehr ungerne Hand legt<sup>194</sup>), eben wie auch Wace und die ersten Trou-

das ich si das fierde rat, das ist rehte sus bestat,  
 sint ich von den drin quam, das man mich zu den fierden nam;  
 hat ez ein ander sollenbracht, als ich zu dem fierden wart gedacht,  
 so zete man mich zu dem funfsien rade, und frumme ich nicht, ich bin niht  
 schade.

193) Den Dictys nennt er Fol. 97.<sup>b</sup> und nachher noch einigemal.

194) Fol. 92.

Sie han ich ein rede funden, der man sie wol enpere,  
 und euch ein teil swere! Sint ez aber gescriben ist,  
 wurde ir an mir brist, man ipreche ich hette gelazzen

veres manchmal über Schwierigkeit des Uebersetzens klagen. Die Schaam aber, seines Vorgängers Text zu verlassen und die Furcht vor Vorwürfen darüber überwiegt und bewegt ihn, sich an die harte Arbeit zu machen. Was ist aber diese schwere Rede? Nichts als eine kleine Abhandlung über den Ocean, die Erde, Länder und Flüsse, ein geographischer Abriss, im Grunde ein sehr einfaches Ding, was man wohl allerdings, wie Herbort sagt, hier wohl hätte entbehren können, was aber doch auch einem Anfänger, der sich Dichtens versuchen wollte, keinen Anstoß und keine Schwierigkeit hätte machen müssen. Dieser Herbort hat aber auch wirklich wenig Beruf zum Dichten und es ist ein Unglück, daß in jenen Jahren und im ganzen Mittelalter die Ansicht herrschte, die dieser geradezu ausspricht, daß es nichts auf sich habe, wenn auch einmal ein Dichter als fünftes Rad am Wagen mitlaufe. Wenn er nichts nütze, meint er, so schade er auch nicht; ich weiß nicht ob man dabei stehen bleiben darf, einzuwerfen, aber wenn er nichts schade, so nütze er auch nichts. Das Mittelmäßige ist überall das Verderblichste und mußte es damals noch mehr sein, als noch die Fluth der Dichtungen nicht so ungeheuer war, wie in unseren Zeiten, wo man unendlich Vieles Mittelmäßige übersehen muß, weil es nicht möglich ist Alles zu lesen. Mit welcher Geschmacklosigkeit hier nebeneinander die neue Sentimentalität und die alte rohe Kraft liegt, ist ergötzlich zu lesen. Beschreibt er den Zorn des Hercules auf Laomedons Vörschaft, wie ihm der Schweiß aus den Augen rann, wie er die Zähne knirschte, die Augen rollte, seine Haut sich runzelte, seine Stirne faltete und seine heißgrimme Stimme donnerte, so hört man die Gewalt nordischer alter Dichtung, und nicht ohne Wohlgefallen; dann muß man die Selbstgespräche der liebenden Zauberin Medea daneben lesen, ganz in der flügelnden Sophistik der Liebesphilosophie dieser Zeit, und man muß nicht unbemerkt lassen, welche eine rohe Art den Hof zu machen dem ritterlichen Jason hier noch eigen ist, die man nicht näher bezeichnen kann. Die kurzen kräftigen Züge seiner Schlacht:

---

vor forchte die strazze, ich enturste niht volen varn.  
 ob ich kan ich wil es bewarn, sint im geraten hat sin sin  
 des folger ich bin, daz im das zu mure was,  
 daz er hie hohe rede las; Ich han noch jungers namen,  
 ich wolte mich des idoch schamen, daz ich ungesiaget lizege,  
 daz er mich sprechen hieze.

malerei suchen den Lamprecht an Effect zu überbieten und bleiben dadurch zurück; seine detaillirte Schilderung von Kämpfen, von Wunden, von den Leichen, die mit verkehrten Augen, mit blutbeflecktem Schädel, Hirn, Haare und Ohren mit Blute gemischt liegen, gehen aufs Gräßliche aus, eine auffallende Erscheinung unter jenen Dichtern. Dagegen ist wieder das allmähliche Liebesverständnis zwischen Helena und Paris im Weldegkschen Tone, einfach und nett. Ganz deutsche, ganz heimatliche Züge mischt er unter das Fremdeste und die Art, wie er das Alte in die neuen Sitten übersetzt, ist schon ganz eigan. Die Medea läßt hier den Jason schon feierlich eine viermalige Eidesformel wiederholen; der Thurmwächter sitzt hier schon auf dem Thor und singt sein Lied in den Saal der Ritter. Die Kämpfe, die verschiedenen Schlachten erscheinen hier schon ganz in der Ausführlichkeit und mit der Mischung ächter Heldennamen mit erdichteten, welche letztere den anglonormannischen Poeten verrathen, und mit Zweikämpfen, wie sie offenbar aus der Karlsage oder dem ächten Homer entlehnt sind, und wie sie später in der Alexandersage, im Titurel und sonst erscheinen; dazu kommt die eigne Freude an Beschreibung von Gräbern, Bildsäulen, Mosaikwerken und dergleichen, welche die Eindrücke verrathen, die nordische Kreuzfahrer aus dem Süden, aus Constantinopel mitbrachten, wo ja die Kaisergräber ein so willkommener Gegenstand der Plünderung wie die Kunstwerke zur Zerstörung waren. Manchmal meint man, eine zarte Seele leuchte aus dem Dichter, wie wenn er den Achill über Hectors Leiche ihm sanft Segen nachwünschen läßt, dann greift wieder erschreckend die Stimme der größten Nothheit durch, wie wenn Andromache nach dem übrigens ganz verwischten Abschiede von Hector, weinend und verzweifelt sich gegen Priamus kehrt und ihn mit den scheußlichsten Schimpfwörtern, die kaum nachzuschreiben sind, wie eine Furie überfällt. Wenn Lamprechts Alexander durchweg eine feste, dauernde, männlich ruhige Kraft athmet, und die Zeit ausspricht, wo Deutschland in ehrwürdiger Größe unter dem zweiten Hohenstaufen glänzte, eine Zeit, die sich in dem ernsten und erhabenen Charakter eines Walthar und in der Wiederbelebung der Nibelungen noch abspiegelt, und wenn Lamprecht selbst mit seinem ritterlichen Sinne an jene Bischöffe unter Friedrich erinnert, die Zierde der deutschen Nation, die kriegerischen Adel und geistliche Würde

in sich vereinten, so leitet dagegen Beldegk ganz auf die weichere Folgezeit über, die das Heroische ganz aufgibt, im Herbort aber spiegelt sich eine Zeit der Verwilderung, wie die der Gegenkönige Philipp und Otto war, und in ihm erscheint eine gleichsam erzungene Kraft und die unnatürliche Anstrengung eines Jünglings der zwischen Talent und Leichtsinne, zwischen zügelloser Kraft und Weichheit, zwischen Geschmack und Gemeinheit getheilt und von Ungleichheiten voll ist, eine Erscheinung, die ich neben Nithart mit dem teutonischen Geschlechte unserer jungen Göttinger Dichter des vorigen Jahrhunderts vergleichen möchte.

## VI.

### Regeneration des deutschen Volksepos.

Ich weiß von den Nibelungen und der Gudrun an keinem schicklicheren Orte zu reden, als hier, wo sie auf der einen Seite mitten unter den aus der neuen Richtung der Zeit gestoffenen Dichtungen stehen, am auffallendsten dagegen contrastiren, und die Dpposition der Hofdichter erklären, wo sie auf der andern Seite noch am nächsten an die Dichtungen des 12ten Jahrhunderts rücken, in welchem diese Gedichte die großen Veränderungen erlitten, die ihnen allmählig ihre jezige Gestalt gaben, nach der sie in den Anfang des dreizehnten gehören. Rücksicht auf die ängstlichere chronologische Stellung muß dem Kritiker, kann aber nicht einem Werke wie dieses zukommen, das überall den Geist der Sache im Auge hat, der uns hier entschieden ins zwölfte Jahrhundert weist. Daß die Gudrun in diesem in früherer Gestalt existirte, ist durch neugefundene Zeugnisse entschieden; daß aber die Nibelungen darin vielfältige Schicksale erlitten haben, ist von Niemanden geleuznet. Leider können wir diese nicht anders als errathend und vermuthend verfolgen; und die Resultate, die auf solchem Wege gewonnen werden, können wohl den Scharfsinn kritischer Forscher, aber nicht den darstellenden Historiker reizen, der überall das sichere Allgemeine dem ungewissen Besonderen vorzieht. Wo zudem so aus-

gezeichnete Männer, wie Lachmann und die Grimm, gearbeitet haben, die fast auf die Autorität alter Quellen Anspruch machen dürfen, da wäre es vermessen, auf die Einzelheiten in der Geschichte unseres Volksgebichtes einzugehen, über die in Uebereinstimmung zu kommen diese Kenner selbst nicht hoffen können; ich werde mich daher an das Ausgemachte halten, und dieses wieder nur aus den Gesichtspuncten betrachten, die dem Plane meines Buches zusagen.

Wir haben oben gesehen, wie die Dietrichsage in der Völkerwanderung entstehen konnte, welche Veränderungen sie zu welchen Zeiten muthmaßlich erlitten haben mochte; wir fanden, daß die Siegfriedsage, vermöge ihres engeren weniger epischen Charakters in den Zeiten der Völkerwanderung von Deutschland aufgegeben und seitdem im Norden ebenso vorliebend gepflegt ward, wie im Süden die Dietrichsage. Daß dort die Sage von Siegfrieds Mord und Kriemhildens Rache reiner und ursprünglicher erhalten ward, bei zwar vielfacher nationaler und localer Veränderung, ist von Jedermann anerkannt; in Deutschland sehen wir aber das Volks-epos theils dadurch, daß es die alte Sage stets modernisirte und modernisirend erweiterte, theils schon dadurch, daß der Stoff nur neuer und den Zeiten unmittelbarer poetischer Verarbeitung näher war, theils dadurch, daß alter und neuer Stoff mit fremdartigen in verschiedener Weise entstellt und vermischt ward, stufenmäßig ausarten. Noch ehe aber diese Ausartung zum weitesten gediehen war, was offenbar im Süden geschah, so kehrte man anderswo zur Aufnahme der alten ächten Sagen zurück, und regenerirte die Volksgedichte von Grund aus. Daher kehren jetzt im 12ten Jahrhundert plötzlich die vielen Zeugnisse, vorerst aber immer nur noch von der Dietrichsage zurück. Doch aber wies das Bestreben auf die reine Sage zurückzugehen ganz natürlich nach dem Norden: daß man also von dort her die Siegfriedsage wieder einführte, war einfach genug, so wenig sie nach der Gestalt die sie dort empfangen hatte, zu der Gestalt welche sie in Deutschland angenommen, mehr passen wollte. Wo diese erneuerte Anknüpfung Statt hatte, und wann, und in welchen allmählichen Abstufungen läßt sich mit völliger Gewißheit nicht zeigen: es ist aber natürlich, daß es in Niederdeutschland geschah, wo wir überhaupt im 12ten Jahrhundert eine Werkstätte für unsere Literatur mehr ahnen als nachweisen können, wo die strophischen Lieder unseres Volksesangs

aber noch gesungen werden mochten, als man im Süden nichts that als die fremden Sagen lesen, wo auch die ersten Zeugnisse für die Siegfriedsage im 12ten Jahrhundert gefunden werden. Als man in Deutschland alles Fremde einzuführen begann, als man das Antike ans Deutsche knüpfte, das Britische ins Deutsche verarbeitete, das Moderne ins Alte und das Alte ins Neue mischte, was war natürlicher, als daß man auch vom Norden dies und jenes borgte, oder Aldargeliebnes zurückforderte. Alle größeren Verhältnisse in der Geschichte der damaligen Dichtkunst wiederholten sich, bei so wenigem äußeren Anschein zwar, in der neuern Zeit. Man wird behaupten dürfen, daß das damalige Wiederbeleben der halbverschollenen Volksage, die Sprache, die ein Herbart oder Lambert von ihr sich aneignete, die deutlichere Anlehnung an das Nordische keine andere Bedeutung habe, als in der neuern Zeit das Deutschthümliche, Vaterländische und Volksmäßige der Göttinger Schule, und die auffallende Anlehnung an das Nordische in Klopstock, Cramer u. A.; und nicht anders wandte sich nachher Göthe vor jenen roheren, Anstand und Sitte mehr aus den Augen lassenden Jünglingen der Göttinger Gesellschaft, und Schiller von Bürger ab, als die Hofsänger des 13ten Jahrhunderts von dem Volksgesang. Die Anknüpfung dieser nordischen Sage nun geschah übrigens auf eine freilich nicht so unbeholfene Art wie wir im Herzog Ernst Antikes und Deutsches verknüpft sahen, allein doch springt die ungeschickte Verbindung zweier in sich höchst unähnlicher Stoffe von selbst in die Augen.

Diese Unähnlichkeit der beiden Theile des Nibelungenliedes ist auch jetzt so anerkannt, daß ich mich begnüge, gerade nur Ein Symptom dieser Heterogenität anzuführen, das nicht einmal direct ihre Beschaffenheit, sondern ihre Auslegung betrifft. Der vortreffliche Verfasser der Sagabibliothek, indem er nachweist, wie unglücklich selbst die bloße Wiederverpflanzung der Sigurdsage in die Nibelungen Statt hatte, wie alle ursprünglichen Züge entstellt und verwischt und die alte Kraft geschwächt ist, indem er zur reinern Quelle, d. h. zu der rein nordischen Gestaltung der Sage zurückgeht, findet sich veranlaßt, den Ursprung derselben in unsere frühere asiatische Heimat zu legen, jede deutsch-historische Anlehnung dieser Sage zu leugnen und dagegen folgende Deutung der Siegfriedsage an die Stelle zu setzen. Nachdem er den Namen Attila

und Rhein ganz allgemeine Bedeutungen vindicirt, fährt er so fort<sup>195)</sup>: „Bezeichnet Rhein im Allgemeinen einen Fluß, so sind des Rheines Rotherz und Rheinsteine Benennungen für Flußgold, ohne Zweifel in vielen Gegenden das älteste Gold. Wenn die Menschen mit Mühe und zuweilen mit Gefahr dies Gold aus den Flüssen sammelten, mußten sie wohl auf die Frage verfallen, wer es dahinein geworfen hätte, und der Beweggrund mußte Mißgunst zu sein scheinen, die dem Menschen diesen Schatz entziehen wollte. Forschte man nun weiter, wer den Schatz gesammelt hätte, so geschah es in Uebereinstimmung mit anderen persischen und indischen Mythen, sich denselben von den Bergen des Nordens hergeholt zu denken, dem Lande des Goldes und der Ungeheuer. Der welcher ihn holen sollte mußte ein junger Held vom Göttergeschlechte sein, ein siegreicher Krieger (Sigurd), ein Sohn der Gewalt (ein Volfsunge), der durch Erschlagung der Ungeheuer, die über dem Schatze ruhten (Fafner von Fiofner, des Schatzes Inhaber) ihn ans Licht brachte. Das Gold als Geld scheint nach einer uralten nordischen ohne Zweifel auch orientalischen Mythe, wovon einzelne Spuren sich in der Voluspa finden, nur Unglück über seinen ersten Besizer gebracht zu haben. Der junge Held, welcher nicht der sein konnte, der mißgünstig den Schatz versteckte, mußte also fallen, und zu Folge der poetischen Gerechtigkeit durch eignen Fehltritt fallen. So lange der Held seine Kraft entwickelt, so lange er der Kriegsjungfrau (Bryn-hilde) huldigte, die er aus dem Schlummer erweckt hatte, war er siegreich durch Stärke und Weisheit. Bosheit (Grimhilde) führt ihn in der Wollust (des Weibes, gud-runna) Arme und brachte ihn dahin, den Ruf der Valkyrien zu vergessen. Nun verließ ihn sein Glück. Die Söhne der Finsterniß (Niflungr) überwältigten ihn. Diese bewahrten das Gold in des Flusses Tiefe und trotzend auf ihre Stärke fielen sie durch des Bluträchers Uebermacht, der wieder selbst für seine Verbrechen gestraft wurde.“ Man sieht, dies ist sehr verschieden von dem Unsinn unserer deutschen mythischen Deutler und in jedem Falle eine so geistreiche als scharfe und klare Auslegung; und wenn wir in Deutschland, vermöge unserer geringeren Neigung zu dieser Art alte Sagen zu betrachten, im Allgemeinen dieser Aus-

195) Sagabibl. II. p. 366.

legung ungünstig sind, so dürfen wir nicht leugnen, daß zwischen ihr und der Sigurdsage des Nordens ein Verhältniß ist, das den Versuch einer solchen Deutung allerdings entschuldigt, ein Verhältniß, das zwischen der deutschen Gestalt der Sage und unseren extremen mythischen und historischen Auslegungen nicht Statt hat, wie mir dünkt. Doch dem sei wie ihm wolle; unsere Dietrichsage aber würde man doch selbst im Norden schwerlich dem Historischen in ähnlicher Weise zu entrücken nur versuchen können, und selbst unsre Siegfriedsage hat, wie bemerkt, den historischen mehr als philosophischen Scharfsinn unter uns gereizt. Dies bestätigt aber von neuem den früher behaupteten Unterschied zwischen nordischer und deutscher Sage; bestätigt, daß man den mythischen oder historischen Charakter einer Sage geschichtlich in seinen Veränderungen betrachten muß, daß die Freunde mythischer oder historischer Deutung beide Recht haben, sobald sie verschiedene Sagen-gestaltung in verschiedener Zeit nach ihrer Weise verschieden beurtheilen, aber unrecht, sobald sie meinen ein allgemeingültiges Gesetz hierüber aufstellen zu können; bestätigt ferner, daß Müller richtig schreidet zwischen Mythischem und Romantischem, daß er nur mit letzterem nicht zugleich hätte die deutschen Nibelungen begreifen sollen, die er als etwas historisch-episches oder wie er sonst hätte sagen wollen, noch einmal abtrennen mußte. Nach Allem, was die ganze Geschichte der deutschen Poesie, wie wir bisher sahen, nachweist, ist in Deutschland das Einfachere, Geschichtliche, Naturtreue, Wahrscheinliche und vom Wunderbaren Entfernte das Ursprüngliche, und sukzessiv entfernt sich die Nation, verirrt in einer einseitigen Kultur, von ihrer alten Simplicität, wie in ihrer Poesie, so im Staate und in allen Verhältnissen. Fast Alles was in der deutschen Siegfriedsage historische Beziehungen an die Hand giebt, fehlt in der Sigurdsage; Alles was hier die mythische Anmuth begünstigt (Hafner, der Schag, Brunhilde u. s. w.), ist in der deutschen unverstanden entfiel oder gar nicht aufgenommen. Wie hier der Nibelungenhort eine Rolle spielt und auch nicht spielt, je nachdem man will, so ist dort der Atli historisch oder nicht, je nachdem man will. Die Vorstellungsart des einen Volkes ist dem anderen weder geläufig noch angenehm. In Deutschland aber, nahmen wir an, ist der Boden und die Heimat dieser Sage; die ursprüngliche deutsche Gestalt aber, die uns verloren ist, würde



mit der nordischen viel weniger gemein haben, als die, welche wir jetzt vor uns haben und welche ihre Rüge aus dem Norden entnahm und ungeschickt genug uralte Rohheit und Wildheit neben die neue ritterliche Courtoisie stellte. Daß aber in den deutschen Sagen die geschichtlichen Beziehungen erst später eingetreten seien, ist ein vollkommenes Mißverständniß aller Geschichte. Jedes ältere Fragmentchen zeigt festere geschichtliche Anlehnung; der Inhalt jedes älteren Liedes, der auf uns kam, zeigt feste historische Haltung. Wie man im Geschmack überhaupt bis zum 13ten Jahrhundert hin stets das Besondre mehr ablegte und ins Allgemeine und Unbestimmte hin flüchtete, so verließ man auch stufenmäßig in der Sage den besondern historischen Boden, was aus der Natur unserer inneren Entwicklung erklärt werden muß. Dies habe ich oben versucht und die Aufschlüsse die wir dort fanden erklären zugleich die Entstehung jener irrigen Meinung. Allerdings traten geschichtliche Beziehungen später zur Sage, aber nur erst dann, wo sich Geschichte und Poesie völlig geschieden hatte. Dies Erweitern erklärten wir, im Gegensatz zu der Concentration in dem griechischen Epos, aus dem Ringen der neueren Nationen nach dem Zukünftigen, nach dem stets Neuen. Unser Eldorado und Utopien liegt stets in einem ersehnten Glückstand der Menschheit, den uns Philosophen und Theologen und wie manche Historiker und Poeten in Aussicht stellen; das der Alten lag in dem geschwundenen goldnen Zeitalter. Dahlman sagt, es sei eine natürliche Reigung des Menschen, das Bild einer angenehmen Gegenwart auf die Vorwelt zu übertragen. Nur im Menschen der neuen Welt, muß ich beschränkend hinzufügen. Im Alterthume bildete sich jeder große Mann nach einem Urbild aus der glänzenden Vergangenheit, und ein Alexander strebte den Achill darzustellen und das ähnliche Streben ging bis ins Caricaturmäßige durch Demetrius, Antigonus, Caracalla u. A. Allein die neue Welt begann zwischen Verderbtheit und Natur, zwischen verfeinerter Cultur und Rohheit und suchte sich flüchtend vor diesen älteren Zuständen stets in ein Besseres zu retten, bis sie die Extreme aufs Höchste getrieben hatte und wieder mit jener antiken Welt genauer bekannt ward, was nun seit der Reformation in Religion und Literatur die Rückkehr zur alten Natur und Einfachheit zur natürlichen Folge hatte. Das Alterthum also bildete sein Epos mit stetem

Rückblick auf die Vergangenheit und hielt die erste Grundlage fest; und wenn würde es auch einfallen, der Ilias den historischen Ursprung leugnen zu wollen. Wenn aber auch unsere deutsche Sage sich so ruhig auf der ersten Grundlage hätte fortbauen wollen oder können, so würde das auch bei dieser Niemanden einfallen.

Näher als so weit in die Verhältnisse der deutschen und nordischen Sage einzugehen, halte ich dem Zwecke meines Werkes nicht für angemessen. Auch lasse ich alle anderweitige, ungarische und sonstige Umgestaltung der Sage, so wie das Verhältniß der Handschriften um so mehr unberücksichtigt zur Seite, als die Veränderungen und die Verbreitung derselben in Grimms Werk über die deutsche Heldensage so leicht mit Einem Blicke zu übersehen sind, die Verschiedenheiten des uns übriggebliebenen Textes aber zu geringfügig sind, als daß sie in einer allgemeineren Betrachtung wesentliche Erörterung verdienen. Nur wenn uns andere deutsche Bearbeitungen in poetischer Form vorlägen, würde ich hier näher darauf eingehen, weil die Veränderung, welche diese erleidet, dem Geschichtschreiber der Dichtung fast allein wichtig ist. Ist nun zwar eine solche ältere Gestalt nicht übrig, was ich für den bedauernswerthesten Verlust in unserer alten Literatur halte, so läßt uns doch unser Text, verglichen mit der Klage, so deutlich auf eine dergleichen schließen, daß ich daran nicht vorbeigehen darf. Der Dichter der Klage nämlich hatte, wie Lachmann nachgewiesen hat, eine ältere Sammlung von Nibelungenliedern vor sich, die nach den gewissenhaften Ausführungen dieses Dichters zu urtheilen, an vielen Stellen unserem erhaltenen Texte wörtlich entsprochen haben, an vielen anderen aber davon abweichen. In ganzen Abentheuern folgt er ganz anderen Liedern<sup>196</sup>); andere die wir in unseren Nibelungen lesen, kennt er gar nicht, und am Ende seines Gedichtes las er eine Fortsetzung, die wir wieder nicht kennen<sup>197</sup>), und die das enthielt, was er in der Klage weiter ausführte, eine Bot-

196) Lachmann, über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen, p. 45.

197) Klage B. 2172. Sie führt hier ausdrücklich eine Aeußerung des alten Dichters an, die wir nicht lesen:

uns seit der siftraere, der uns richte diz maere,  
 ez en waere von im sus niht beliben, er hat iz gerne gescheiden,  
 daz man wisse din maere, wie ez im ergangen waere (Ezeta);  
 waere ez im ieder zuo komen oder het ez sus vernomen  
 in der werlde von iemen. Da von weiz noch niemen  
 war der künec Ezel ie bequam.

schaft an die Verwandten der Erschlagenen, seine Klage und Be-  
 rüftung. Selbst da, wo seine Erzählung mit unseren Handschrift-  
 ren stimmt, ist seine Quelle nicht als gleich anzunehmen; sondern  
 nur als unserem Diede sehr ähnlich, überall aber ursprünglicher als  
 unsere Umarbeitung. Das Auffallendste aber ist, daß er nur den  
 letzten Theil unserer Nibelungen kennt, daß er von der Werbung  
 um Kriemhilde und der Reise der Burgunden nur summarische  
 Einzelgen hätte. Wenn wir das durchgehen, sagt Lachmann, was  
 in der Klage von den früheren Schicksalen Kriemhildens und ihrer  
 Verwandten vorkommt, so wird daraus klar, daß der Dichter nicht  
 den ersten Theil unseres Liedes, sondern mit einem kurzen Hin- und  
 wieder auch abweichenden Auszug der Geschichte desselben vor sich  
 hatte. Nirgends ist von Siegfrieds fröhlicher Thaten, oder  
 von seiner Beschönigung zu Brunhilden die Rede, dagegen scheint der  
 letzte Theil, vorzüglich im Kampf mit den Bannern Helden, reichet  
 an Besonderheiten, an Reminiscenz des Einzelnen und wie es aus  
 den Personen des Idarrit und Irine hervorgeht reichet an historik-  
 scher Anlehnung gewesen zu sein. Hier also würden wir eine  
 Bearbeitung besitzen, falls sie erhalten wäre, welche vor der Ein-  
 führung von so mancherlei Szenen der ersten Hälfte läge, die zum  
 Theil (in der Liebeswerbung u. d.) Schmuck des letzten Dichters,  
 zum Theil Entlehnung aus fremder Sage sind. All das Störende  
 und Ungleiche, was die Zusammenfügung dieser beiden Theile mit  
 sich führt, würde also wegfallen; schon dies würde uns von dem  
 Werthe dieses verlorenen Gedichtes günstiger denken lassen, als von  
 dem erhaltenen. Allein der Dichter der Klage erlaubt uns noch  
 tiefere Blicke in die innere Structure jenes Gedichtes zu thun.  
 Schade vor Allem, daß wir nicht unterscheiden können, wie sich  
 unsere Klage, die einem Chor zu einer alten Tragödie ähnlich  
 sieht, ursprünglich ansahm. War in dem Schlusse der älteren  
 Nibelungen, den sie ausfüllte, die Eintönigkeit unserer Klage ver-  
 mieden, war nicht das lyrische Hinstreben nach der Wirkung aufs  
 Gefühl, war vielmehr, wie es sehr möglich, wie es sogar einzig  
 natürlich ist, die Handlung, die Botschaft nach Pechlarn und Worms,  
 also das Epische, die Hauptsache, so diente dies ganz vortrefflich den  
 harten, tragischen Ausgang der Nibelungen zu mildern, und wie die



Dinge unterrichtet gewesen wäre; die furchtbaren Vorfälle hätten vermieden werden können; daß ihm aber die Burgunder aus Uebermuth das Wort nicht gegönnt hätten, fast mit den nämlichen Ausdrücken wie in der Klage vorfindet. Allein es ist eben in unserem Texte so charakteristisch und man könnte das aus den Varianten auch an einzelnen Fällen zeigen, daß er zwar eine Menge solcher innerer Verhältnisse der Sage berührt oder ahnen läßt, nirgends aber deutlich ausspricht, und ich würde darin gerade das Charakteristische unserer Nibelungen suchen; indem man auch in anderen Fällen, am deutlichsten in den späteren Bearbeitungen des Alexander, wenn man sie mit Lambert vergleicht, ganz in derselben Weise höchst deutlich erkennt, wie Alles was noch den Dichtern des 12. Jahrhunderts klar und bestimmt vorstand, ihnen des dreizehnten anfang unbegreiflich zu werden; die innere Bedeutung von Alexanders Leben und Treiben, die noch Lambert mit solcher Schärfe durchschaute, verschwand vor dem Sinne der Rudolfse und Ulrichs. Wenn ich also von einer Regeneration des Deutschen Epos sprach, so möchte ich glauben, daß wir diese reiner und entschiedener erkennen würden, wenn sich noch einmal eine solche ältere Bearbeitung finden sollte, wozu freilich bei der ungemainen Aufnahme, welche unsere heutigen Texte damals gefunden zu haben scheinen und wdrüber wohl alles Ältere ganz verdrängt ward, wenig Hoffnung sein mag; wir würden dann finden, daß unser jetziges Nibelungenlied dagegen in der Nachlässigkeit behandelt erscheinen würde, die schon nicht mehr die alte frühere Ehrfurcht vor der Tradition kennt, wenn sie gleich hier im Volksgedicht immer größer blieb als in den Romanen. Seine Rückkehr aber zu der alten lauterer Quelle des Volksgedichts hätte alsdann zu derselben Zeit Statt gehabt, in der wir zugleich eine fortschreitende Entartung und Modernisirung desselben fanden. Dieser scheinbare Widerspruch bestätigt gerade die Richtigkeit der Ansicht. Denn dieser Fall aus

202) Nibelungen Str. 1803. —

Der iemen geseit Egein diu rehten maere,  
 eheze wot understanden das doch sit da geschach;  
 durch ir vil starken übermuot ir behiner im verjach.

Und Klage W. 142. —

Der Egein hete kunt getan  
 von erst diu rehten maere, so het er die starken swaere  
 harte sihteclich erwant, die von burgondenlant  
 liegeng durch ir übermuot.

Einem Extrem ins Andere; dieser Kreislauf wird in aller Geschichte bestätigt, und besonders können wir aus der Thiersage später zeigen, wie die französische Fabliau und die französische Duell des niederländischen Reinaert in vollkommen gleicher Weise die Rückkehr zu früheren Reinheit aus gegenwärtiger Verbertheit darstellen. So ist es in der Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts unendlich schwer zu schreiben, was eigentlich fortgehende Ausartung der Poesie des 17ten Jahrhunderts und was anfangende Verbesserung des 18ten ist.

Bei diesem Verhale der Sache, scheint mir, darf man nicht zwei Wünsche schwanzen: möchte doch entweder ein altes Gedicht in noch strengeren und anspruchsfoller Form, diesen einfachen Gang der Fabel wie man ihn aus der Quelle der Klage erzählt, verfolgt, uns erhalten, oder möchte es dem letzten Bearbeiter gegliedert sein, mit der Einführung von so vielen Schmuck, der an feiner ritterliche Zeit erinnert, zugleich Sprache und Vortrag höher zu heben; nicht möchte er lieber das Alte unverändert gelassen, oder wollte er einmal ändern, möchte er doch geradezu etwas feiner geordnet und wenn auch nur mit so viel Geschick gearbeitet haben, wie sein Vorgesetzter, der denn die Gudrun zuletzt durch die Hände ging. Einige letzten Dichter von einigem bedeutenden willkürlichen Einfluß anzunehmen, scheint mir in einer Zeit ganz subjectiver Dichtung so natürlich, so wie nach allen angezeigten Schicksalen unserer Poesie so unerlässlich, daß ich nicht weiter davon reden mag; jede andere Vorstellung führt auf eine wunderbare Entwicklung des Volksgesangs, die kein Geschichtschreiber brauchen kann. Ob nun dieser Dichter Heinrich von Ofterdingen oder ob er Klinckschield, scheint mir sehr gleichgültig zu sein und wer daran Freude hat, den verweise ich auf Schlegels Aufsätze über das Nibelungenlied<sup>1)</sup>, über die es zwar jetzt Mode geworden ist, in schimpfen die aber darum doch zum Einführer des alten Gedichtes in die Nation oder der Nation in das Gedicht das Geignenste geblieben sind; und darauf sollte ich meinen, läme es bei Dichtwerken, die ein Volkseigenthum sind, doch noch mehr an als auf die sprachliche Reinigung und kritische Vergliederung, so wie man sich auch, wenn man näher nachsehen wollte, den halbmodernisirten Uebersetzungen

1) *Über die Nibelungen* S. 100. *Über die Nibelungen* S. 100. *Über die Nibelungen* S. 100.

gen der alten Gedichte, die man wunderbarlich genug nicht dulden will, da wir doch griechische und lateinische Satzgebungen und Satzsaftmengen gebildet, am meisten für das bische Eingangs verbunden sind, würde, das unserer alten Dichtart zu Theil ward, sowie auch auf diesem Wege wenigstens der Husum nicht zu fürchten ist, den wir auf dem Weg des Modernistens in doppelter Auslagen noch in diesen Tagen erleben mußten. Genug um zurückzukommen, dieser letzte Dichter oder Ordner hinterließ uns das Gedicht in einem Zustande, in dem es wie die ritterlichen Notizen einen schneidenden Contrast zwischen Form und Stoff mit sich trägt, der nicht weniger unangenehm fällt, obgleich das Verhältnis das umgekehrte ist. Dort finden wir die größte Reimth im Stoffe, aber den prächtigsten Reichthum in der Darstellung; hier aber ist der Stoff viel mannigfaltiger und größer, aber die Darstellung desto dürftiger. Hier dürfen wir nicht über kleinliche, armselige Gegenstände klagen, eine einzige gewaltige Handlung eröffnet sich großartig in allen ihren Theilen. Dort sahen wir die Dichter mit pomphaften Worten ihrer mageren Erzählung vorangehen, hier leibt das Gedicht demüthig den kolossalen Begebenheiten ein allzubescheidenes Kleid. Dort lächert uns der Dichter mit seinem Feuer, dessen Wärme wir nicht mitempfinden, hier ärgert uns die Kälte und Eintönigkeit des Vortrags in seiner Materie, die uns ergreift und fesselt. Die Gegenstände begeistern uns hier, aber der Dichter sollte uns die Worte dafür leihen; allein sie schreien ihn selbst kalt gelassen zu haben, weil er kein Publikum mehr fand, und keine begeisterte Aufnahme. Wir möchten gern den ungeheuren Sturz der Ereignisse begleiten, wir möchten uns mit den größten Gegenständen auf gleicher Höhe halten, allein der fast predigtische Sermon schneidet uns die Flügel, hält uns am Boden und verhöhnt uns seinen freieren Aufschwung. Im Trüben reißt die Lectüre von Vers zu Vers, gleitet immer neu ramp, läßt uns von Scene zu Scene, aber wenn wir geandigt haben, erstaunen wir über die Kleinheit und Niedrigkeit der Materie, an die so viel Kunst verschwendet ist; in den Uebelnungen erröthen wir über dem Lesen, über den armen Reim und der trockenen Ton und klanglosen Sprache, aber wenn wir das Ganze überschauen und überdenken, so erkennen wir befriedigt die Gewalt und Größe des Stoffes und tragen einen reinen Eindruck davon. Wir vermessen

in der Sprache, vermöge seines Mangels an Reife des Geistes und geistigen Lebens, jenen vollen und schwellenden Strom, auf dem sich reiche Empfindungen und große Leidenschaften offene Bahn zu brechen vermöchten. Wir vermiffen in ihr die Bildung der damaligen ritterlichen Dichter, und dies giebt diesen ein Recht, sich dagegen zu erklären. Ein Volksgedicht, wie dieses, hätte lange Zeit noch in jener Periode poetischer Cultur von Mund zu Mund gehen sollen, allein damals, und wohl schon früher, mochte die Schreibkunst die seine und unermüdete Feile der mündlichen Uebersieferung vielfach hemmen, die tausende von Worten und Ausdrücken in glücklichen Momenten glücklich änderte. Man sollte denken, auch später, auch in unseren Tagen noch, hätte die Größe der Sache gerade neben der fallenden Sprache von selbst einen Dichter auffordern sollen, sich wie Göthe an Keines Fuchs, wie Seiberg und Andere zu der nordischen Mythologie daran zu versuchen, allein Ziel, als er dies zu unternehmen dachte, mochte es wohl gefühlt haben, daß hier Lücken auszufüllen sein, denen heute Niemand mehr gewachsen ist.

Sobald wir uns aber über diesen Zwispalt wegsetzen, sobald wir das äußere Gewand wegdenken und auf die Sache selbst gehen, so erscheint uns das Gedicht in jeder Hinsicht überlegen und groß. Das Außerordentliche in der deutschen Dichtungsgeschichte ist, daß sie überall einen so vollkommenen Abriß des Ganzen der Dichtungsgeschichte überhaupt bildet, und einen Abriß, der mit einer seltenen Bestimmtheit ausgezeichnet ist. Wir finden in diesem Nibelungenliede die rein plastische objectiv Kunst der Alten, die reinere Wirkung auf die Sinne und die Phantasie, ohne Einmischung der Persönlichkeit des Dichters, ohne eine ausschließliche Einwirkung auf eine Empfindung des Lesers oder auf seinen Verstand. Kein Volk des neueren Europa hat hiermit etwas zu vergleichen; und wenn auch die Erfolge dieses Gedichtes und unsere ganze Natur uns sagt, daß wir nicht bestimmt waren, in dieser Gattung eigenthümlich ausgezeichnet zu sein, so steht doch dies Werk in seiner grandiosen Anlage ganz allein neben dem griechischen Epos und beweist unsere Verwurzeltheit mit der allgemeinen Entwicklung der Menschheit, die wir in allen ihren Theilen zu vollenden streben, auch wo wir hier äußere Hindernisse sich entgegenstellen. Wir singen von dieser Art der Dichtung auf die am meisten entgegen-



gesetzte über, von den äußeren Formen auf die inneren, von der objectiven epischen zur subjectiven lyrischen Kunst. Während wir am meisten unter den neueren Völkern uns in unserem Volksepos dem einfachsten Begriffe der Kunst, der in der Sculptur liegt, näherten, so fielen wir jetzt umgekehrt dem entferntesten zu, der in der Musik liegt, mit der unser Minnegesang, der so ganz Empfindung ist, die engste Verwandtschaft hat. Wir sollten und wollten den ganzen Kreis der Dichtung beschreiben; wir versiegeten uns in die äußersten Extreme fast zu einer und derselben Zeit. Die größte und entschiedenste Anlage gab sich in Weiden kund; kein epischer Stoff that es dem unseren an Grobheit, kein lyrischer Gesang an Tiefe der Empfindung gleich. Allein es fehlte an der Reife der Einbildungskraft, um in beiderlei Art vollkommnere Kunstwerke zu gestalten. Es schien als ob wir auch das Unerlernbare uns erst durch Lernen aneignen müßten. Es erforderte Jahrhunderte der einseitigeren Cultur des Verstandes, die uns in jederlei Art von Erkenntniß weiter brachten, ehe wir im Stande waren in einer neuen Periode jene Extreme zu versöhnen und die eigenthümlichen Vorzüge der antiken Kunst mit denen der neueren zu vereinigen. Wir nahmen das ganze Reich der Gefühle und Ideen in unsere neuere Kunst auf und daß sie mit diesem erschwereten Körper noch einen so hohen Flug nahm, daß zeugt von der ungemeynen geistigen Biegsamkeit und Energie der Nation.

Vergleichen wir die Nibelungen mit den ritterlichen Epen der Zeit, so erscheinen sie von jeder Seite ehrwürdiger und poetischer. Es sind nicht zufällige Begebenheiten, die hier neben einander gestellt und durcheinander geworfen sind, sondern es ist, zwar nicht streng Eine einzige epische Handlung, sondern eigentlich zwei getrennte dramatische, aber es sind doch eben Handlungen, deren Anfang, Mitte und Ende, deren Entstehen und Fortbildung so verfolgt wird, daß alle einzelnen Ereignisse einfach und nöthwendig auseinander entspringen, daß wenigstens von äußerer Maschinerie, nichts von Willkühr des Dichters, nichts von seiner Betrachtung oder seiner Empfindung erscheint; daß Alles, jeder Umstand, jede Begebenheit, jede Verschlingung und Lösung aus den handelnden Charakteren und aus dem Gegenstande selbst fließt, der sich vor uns wie von selbst darstellt, ohne daß wir dabei an den Dichter oder an uns selbst störend erinnert würden. Mit dem griechischen

Epos verglichen führt uns das Gedicht mehr auf unser Inneres, verglichen mit dem ritterlichen führt es uns aus uns heraus; gegen das Antike wirkt es mehr auf die Empfindung, gegen das Ritterliche auf die Phantasie; gegen das Alte verliert es an Fülle der Gestalten und an Reichthum der Verhältnisse; worin es gegen das Romantische gewinnt; gegen jenes steht es an reicher Menschenkenntniß eben so im Schatten wie gegen dieses im Licht; dem Homer gegenüber schadet ihm die Heroensitte, die roher und nicht so gleichmäßig gebildet ist, wie die achäische, den britischen Romanen gegenüber wird es dadurch gehoben, weil sie gegen die verfeinerte Rohheit dort die gute Symplicität der Natur zeigt. Weder ist die menschlich reine Natur der Achäer noch die Wunderlichkeit der Tafelrunder hier; weder die Lustgestalten der bretagnischen Gedichte noch die festen Formen des Griechen; weder die kleinlichen Verhältnisse jener, noch der gewaltige Umfang der Verhältnisse bei diesem; weder die historische Helle hier, noch der undurchdringliche Nebel dort. Wir folgen nicht einem einzelnen Helden, der uns ein dürftiges Interesse abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen, sondern wir sehen, wie es das achte Epos verlangt, in einer Welt von Menschen, die nicht die Mine bewegt, sondern der Zwang der Verhältnisse, die nicht mit Chimären im Kampfe liegen, sondern mit dem Fatum, die nicht blind in Abenteuer stürzen, sondern in ein großartiges Verhängniß von einer außer ihnen liegenden Gewalt gestürzt werden. Hätten wir das alte Gedicht übrig, in dem jener Fluch auf dem Nibelungenhorte ruht, so würden wir noch bestimmter das aus dem Dunkel treffende Schicksal der Alten erkennen, das jetzt in unseren Texten mehr in den handelnden Personen selbst liegt, obwohl wieder, wie wir sehen werden, sehr merklich verschieden von der Art, wie auch Parzival sein eignes Geschick mit sich trägt. Bei Homer erscheinen die Figuren, die gleichsam die Träger des Schicksals sind, eine Helena und Paris, mehr im Hintergrunde, aber Kriemhilde und Hagen stehen hier gerade hervor vor den Andern. Sie reißen durch Eigenwillen sich und Freunde und Feinde in das Verderben, und wie ihre Handlungen den Verhältnissen gegenüber wechselseitig diese und sich selbst aus diesen entwickelt, ist mehr in tragischer als in epischer Weise geschildert, ist aber, wenn wir uns dies einmal gefallen lassen, ganz

vortrefflich. Wie Kriemhilde, nachdem ihr Siegfried ermordet ist (denn diesen ersten Theil lasse ich gern aus der Betrachtung weg) im ersten Schmerz sich versöhnlich zeigt, sich wirklich versöhnt, bis dann der verhängnißvolle Schlag wieder anfängt hereinzuspielen (dessen Bedeutung sich noch überall erkennt), wie dann das treu bewahrte Gefühl für den toten Hatten, das keinem neuen Gefühle weichen will, dem Gedanken der Rache weicht, zu der ihr die Möglichkeit in der Ehe mit Egel geboten wird, wie nun der weibliche Charakter allmählig abgelegt wird, wie das Weib, das früher die unbefonnenste Offenheit, die größte Hingebung, die zarteste Versöhnlichkeit besaß, nachtragend (Lantrache) über Dacheplänen Jahrelang sinnt, wie sich diese Dache sucht bei steigender Nacht und Anseh'n nährt, wie sie endlich im losgebrochenen Hahrik, das zunächst nur auf den Einen Mörder berechnet war, sich allmählig in größeren Grimm und, nachdem ihr Kind gefallen war, in völlig blinder Wuth bis zum eigenhändigen Bruderword verliert, dies Alles ist zwar nicht mit jenen tausend individuellen Zügen charakterisirt, aber doch in großen Umrissen deutlich gezeigt, und beweist wie frühe uns unsere ganze Eigenthümlichkeit darauf hinwies, die äußeren Gestalten unserer poetischen Geschöpfe aus der inneren Form errathen zu lassen, statt daß das griechische Epos aus jenen diese errathen läßt, was dem Begriffe des Epos ebenso zusagt, wie jenes dem Drama. Ihr gegenüber steht dann Hagen in einem Gegensatz, den kein Genius erster Größe vortrefflicher hätte ausbilden können. Der trotzige Mann sucht von dem Augenblick an, wo seine Ahnung und die Weissagung des bevorstehenden Schicksals ihn grimmig, wild, gottlos und rücksichtslos macht, Alles auf, was ihn und seine Gefellen recht tief in das unvermeidliche Geschick stürzt, als wolle er wenigstens ihren Fall so kolossal als möglich machen. Er versucht den Mord des zur Rettung bestimmten Kaplans, er zertrümmert das Schiff, er trägt in seinen Mienen die Furchbarkeit, die Rüdiger's Tochter bleich macht, als sie ihn küssen soll, und die Reizbarkeit, die ihn den Helm seiner binden läßt, als Kriemhilde den Giselher allein zum Willkommen läßt, er unterläßt nichts was sie reizen kann, er zeigt ihr Erb und Geringschätzung und eröfnet sie gesillemlich an Siegfried, er gesteht ihr den Mord, der regt die Sonnen selbst in Argwohn und Spannung auf und beginnt, nachdem die Lösung gegeben war,

mit dem Word von Kriemhildens Sohn, der den Schaden unheilbar macht. Wie sich nun unter dem Kampfe und unter der Verwüstung selbst sein Charakter groß erhebt, in dem Maße wie Kriemhilde sinkt, wie er dem Rüdiger edel gegenüber erscheint, wie er Dietrichs ehrenvolles Anerbieten ausschlägt und jetzt geküßt ist, sich selbst mit diesem zu versuchen, dies ist sogar in der Ausführung theilweise eben so vortrefflich, wie der letzte Theil der Nibelungen überhaupt immer darum ausgezeichnet worden ist, weil das hereingebrochene Unheil sich bis zum letzten Momente so trefflich steigert, daß nachdem schon die ungeheuersten Niederlagen erfolgt sind, noch auf den Kampf der berühmten Helden alle Lebhaftigkeit, alle höchste Wildheit der Kampfschilderung gespart ist, wo dem fast ermüdeten Leser durch die wohlthuende Kürze, mit der der Fall der wackersten erzählt wird, ein neues Grauen bereitet wird, das endlich der schauerhafte Untergang Guntthers und Hagens noch überbietet. Man sieht wohl, dies ist die Katastrophe einer Tragödie mehr, als der ruhige Ausgang eines Epos; nach dem Äußersten zu dem wir hier geführt werden bleibt uns nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten. Im Homer ist der unendliche Hintergrund das Große; die Aussicht auf den Fall Trojas, auf den Untergang eines großen Volkes, auf die Strafe des Verbrechens, auf Achills und Priamus Tod mit allen Söhnen, auf Hekubas Verweisung und Andromachas Selavererei, Alles arbeitet zusammen, uns auf dem außerordentlich weiten Gebiet der Sage den Gegenstand des Ilias als eine einzelne Episode betrachten zu lassen, die wie sie selbst aus Rhapsodien zusammengesetzt ist, uns wieder als bloße Rhapsodie in einem noch ungeheureren Cyclus erscheint. Allein der Stoff der Nibelungen hat noch etwas von der Eigenheit der poetischen Sagen vor der Völkerwanderung an sich, die sich überall mit einer geschlossenen einzigen Begebenheit beschäftigen. Nehmen wir Gunther und Attila als historische Personen, so sieht man auch, daß der Ursprung der Sage gerade auf der Grenze jener Zeit liegt, von der wir behaupteten, sie habe den Sagen den weiteren epischen Charakter gegeben. Sagen engeren Behalts, haben wir die Siegfriedsage im Norden, diesen weiteren erhalten die Nibelungen und bekanntlich kann man schon mit Vergleichung der älteren



Sage aus der Zahl der burgundischen Helden die stete Erweiterung und Ausdehnung nachweisen. Dietrich, Hildebrand und Eck sind man möchte sagen schon darum die rein epischen Charaktere dieses Gedichtes, weil der tragische Fall sie nicht einschließt. Und dennoch würden sie uns wenig interessiren, wenn wir sie nicht aus anderen Gedichten kennen, worin wieder, was wir so oft finden, ein Beweis liegt, daß diese Dichtwerke alle erst in ihrer Gesamtheit und nach dem Studium der ganzen Geschichte der Poesie, in ihrer rechten Bedeutung erscheinen. In und für sich könnten Dietrich und Hildebrand keine große Theilnahme erregen, ja sie müßten dem, der außer den Nibelungen nichts aus unserer Sage kennt, ganz wunderbar erscheinen, da in dem Gedichte selbst nichts liegt, was uns ihre entscheidende Wichtigkeit erklärte. In unserem Gedichte, obgleich es gegen die Enge der Romane so weit scheint, ist nicht wie im Homer die Gelegenheit gegeben, den Leser für die Helden durch die weiten Verbindungen zu interessiren, in die sie gestellt sind. Homer hat die ganze ruhmvolle Vergangenheit von Griechenland, Thracien und Kleinasien zu seiner Verfügung; wir kennen die Väter, die Ahnen und Urtrahnen seiner Helden. Er darf uns jene Helena in den Hintergrund rücken, wie wir wissen welchen großen Geschlechte sie angehört, wer ihre Brüder sind, wie sie die Quelle der Geschichte der Völker ist. Er zeigt uns kaum in mehr als einer Scene die Andromache, allein wir wissen dann ihre Herkunft, das schreckliche Schicksal ihrer Verwandten und ihrer Heimat, ihren gegenwärtigen Ruhm, ihre Hoffnungen, ihre Freuden und Leiden und wir erfahren den Anfang und haben das Ende ihres traurigen Loses. Ja selbst mit dem Jauern weiß er zu fesseln, oder wer wäre nicht gerührt von der kaum erscheinenden Mausilaa, die später Dichter trösten zu müssen glaubten, in dem sie ihr den Seltsamach zum Gatten gaben. Allein ein ähnliches Interesse uns nicht zu lösen, gelingt nicht einmal der so mächtigen Branhilfe, die wir theilnahmlos vergessen; gelingt auch Dietrich und Hildebrand nicht, oder erst dann, wenn wir gelehrte Kenntnisse anderswoher mitbringen. Der Reichthum der Verhältnisse, der Umfang der Sage, die Mannichfaltigkeit der Episoden, Alles was einem epischen Gedichte erst Leben giebt, geht den Nibelungen ab, und damit dem Dichter das Mittel, auf so endlos verschiedene Weise zu fesseln, und seine Erzählung mit immer neuen Reizen.

zu schmücken. Der griechische Dichter verweilt auf dem, was uns das Wichtigste scheint, auf dem Tode des Hector oder dergleichen, nicht länger oder nicht so lange, als auf mancher unwesentlichen Episode, das Große liegt immer nur in den Verhältnissen, in denen wir uns umdrehen, nicht in den geschilderten Begebenheiten, nicht in künstlich geschürzten Knoten, nicht in spannenden Erwartungen, nicht in der Entfaltung der Charaktere, was Alles das ist, womit die Nibelungen wirken. Hier soll uns immer Alles zugleich, ein Vollendetes dargestellt werden, und wir hören von Siegfrieds Jugend und Tod, wie von Kriemhildens. Offenbar wäre, was die Burgunden angeht, diesem Mißstand abgeholfen, sobald in dem älteren Gedichte die Begebenheiten in dem ersten Theile weggiefen und bloß angedeutet und vorausgesetzt wurden; in Bezug auf Dietrich und Hildebrand aber müßte ein Blick auf die Zukunft, wie auf ihre Vergangenheit, geworfen werden. Dies sollte nicht allein durch Andeutung ihrer Schicksale, es könnte auch durch die Zeichnung ihrer Charaktere geschehen. In der Ilias werden wir schon auf den Odysseus gespannt, der in der Odyssee auftritt; wir könnten ihn errathen aus den wenigen Zügen die ihn dort schildern. Man rufe sich den Telemach ins Gedächtniß, ob wir ihn nicht als Knaben, als Mann uns denken können. Man versuche dagegen das Aehnliche mit den Helden unseres Epos, wie viel schwerer dies sein wird, man versuche es mit einem Tristan, wo man es geradezu unmöglich finden wird. Dennoch muß man gestehen, daß die Charaktere, oder die Gruppe von Charakteren, welche in den Nibelungen auftreten, ihr größter Vorzug sind. Stellen sie auch nicht in der Mannichfaltigkeit, wie das homerische Gedicht, den menschlichen Charakter überhaupt in seinen Haupteigenschaften dar, so kann man uns doch schwerlich ein anderes Gedicht nennen, wozu dies annähernd so sehr geschieht wie hier und ich weißte, daß man selbst den Ariost hier nennen darf. Wenigstens erscheinen die Hauptseiten des Nationalcharacters vortreflich: in dem jungen Siegfried arglose, harmlose Ehrlichkeit; in dem männlichen Dietrich die weise, ruhige, fast bedächtige Ueberlegung und besonnene Kraftübung; im greisen Hildebrand beratende Treue und Gerechtigkeit; in der, wenn man die Züge aus anderen Gedichten anführen darf, derbe Geradheit und natürliche Festigkeit hinzu-

Es ist schon lange ausgemacht und gezeigt worden; daß auf dem gleichen Grunde, auf dem alle ächte Geschichte, auch das ächte Epos, das Erzeugniß der Kunst beruht. Derselbe Sinn richtet sich auf beides; sobald aber die Thätigkeit der verständigen Beobachtung vorherrschend wird; sobald eine Nation sich und ihre Thaten vergleichen lernt, hört die poetische Behandlung auf und die profaische Rede kommt auf. Vielleicht ist im Homer so viel Historisches, als im Herodot episches; beidemale ist der Kampf der griechischen mit der asiatischen Welt das gleiche Thema; allein man sieht wohl, wie im troischen Kampf noch aller Gegensatz, selbst der von Griechen und Barbaren, mangelte; der im Perserkampf Alles durchdringt; und der ganz allein das herodoteische Werk diente und ganz allein ihm Hören verschaffen konnte. Ein solcher Gegensatz aber gegen die Römer existirt in der deutschen Nation, wo wir ihn zuerst in der Geschichte begegnen, und folgericht erfüllt unter ihr von allem Anfang an eine Geschichtsbildung, die in ganz gleichem Verhältniß zur wirklichen Geschichte steht, wie der Deutschen Kenntniß jenes Gegensatzes und des Verhältnisses zu den Römern sich zu den wirklichen Verhältnissen verhält. Es sieht wie ein Wunder aus; und scheint hiernach keines zu sein, daß der ungeheure Kampf mit den Römern in Chlodwigs und Theodorichs Zeit keinen Sänger fand, weil sich die Geschichte desselben bemächtigte. Die inneren Verhältnisse also blieben der Dichtung überlassen; und folgericht hat auch kein Geschichtschreiber, so lange die äußeren Kämpfe dauerten; die inneren Verhältnisse berührt; wo Hornandes dies versuchte oder Hunnibald; da geriethen sie auf Abwege; wie wir sahen; und als es Paul in schon helleren Zeiten versuchte, mußte er dazu den Stoff aus Liedern holen. Was waren aber, oder was konnten die inneren Verhältnisse in Deutschland unmittelbar vor und während und nach der Völkerwanderung sein? Offenbar höchst unbedeutende; ewige Auswanderungen hätten Alles entkräftet und Alles verwildert; nur an den Grenzen gähren nördlich die Sachsen; nordwestlich die Franken; südwestlich die Burgunder und im Osten Hunnen und Gothen in unbestimmter Unruhe; dies ist das Bild, das wir in den Nibelungen ganz getreu erhalten. Durch die Annahme, daß zugleich neben einander Geschichte und Dichtung entstehen, was wieder durch die Stellung der neuen zur alten Welt natürlich und nothwendig war,

folgen die weitere, daß die Producte in beiden nur halb sind; die Geschichtswerke, also liegen als Chroniken dürr und trocken da und lassen uns die inneren Zustände auch nicht einmal ahnen; die Gemälde zeigen uns, was ihnen nur gelegentlich hätte einwohnen sollen, Sitten und Zustände genau wird enthalten dafür desto weniger Thaten und Handlungen, die ihre Seele sein müßten. Die deutsche Nation hat daher erst nach ihrer neueren Poesie Geschichtswerke erhalten; die Franzosen nur nach ihrer alten, die viel vorzüglicher war als ihre spätere; die Italiener hätten zu Einer Zeit ihren Ariost und Machiavell. Daß aber Ariost die historische Grundlage und Machiavell die poetische gemüthvolle Betrachtungsart der Geschichte nicht vor sich hatten, dies wehrte beiden den Gipfel des Ruhms zu ersteigen, dem sie so nahe waren. Eben das was der Geschichtschreibung der neueren Zeit die Palme entrisen hat, wenigstens der Geschichtschreibung, die den Gedanken und die Philosophie ausschließt, hat sie auch der Poesie entrisen; wenigstens der Poesie, die dem strengen Begriff aller Kunst näher steht, der epischen, plastischen Poesie.

Wer nun unsere obigen Erörterungen über das Entstehen des Volksepos in Deutschland im Gedächtniß hat, und die Resultate hier mit dem dort Gesagten vergleicht, dem glaube ich hinreichende Winke gegeben zu haben, um über den Werth der Uebersetzungen, und über die Umstände die diesen erhöhen und beschränken können, richtig zu urtheilen. Soll ich auch noch ein Wort über ihren Gebrauch und über die gewöhnliche Beurtheilung sagen, so möchte ich denen die blos poetischen Genuß und Unterhaltung suchen es nicht so unverträglich verargen, wenn sie sie gering schätzen; desto mehr aber denen, welchen die Gelegenheit zur Erwerbung der Hülfskenntnisse gegeben ist, die hier unentbehrlich sind, und die aus Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit auf unser ehrwürdiges Volksgedicht vornehm herabsehen und je unwissender sie sind, desto unmaßender aburtheilen. Was den Gebrauch angeht, so hat Schlegel<sup>(20\*)</sup> ganz vortreflich darauf hingewiesen, daß dieses Gedicht und die damit verwandten vorzüglich gut dazu dienen könnten den alten Geschichten unseres Volks einen poetischen Hintergrund zu geben, daß durch sie dem Alterthume der Nation die Seele wieder



eingehaucht werden könne, die wir in den lateinischen Chroniken vergebens suchen. Allein was damit gemeint war, das blieb den Leuten überhaupt, und wie es anzufangen wäre, unseren guten deutschen Geschichtschreibern, scheint es, ein Räthsel. Wenn Schlegel dabei zugleich verlangt, daß man das Gedicht in Schulen einführen, ein Hauptbuch der Erziehung daraus machen, es dem Gedächtniß der Jugend einprägen solle, so möchte ich dabei zur äußersten Vorsicht rathen und es höchstens in der obersten Klasse räthlich finden; wo schon die Vorkenntnisse da sind, die dem Werke seinen historischen Werth absehen können. Zur Bildung der Frühjugend halte ich seinen Gebrauch — um es offen zu sagen — eher für schädlich als für nützlich. Die Jugend, aus sich selbst, nimmt keinen Antheil daran, wie an Homer. Und wer mir das widerspricht, der wird seine Erfahrung unter dem Bedenken zurücknehmen müssen, daß, wo ja die Nibelungen erklärt werden, es meist durch einen begeisterten Kenner geschieht, dessen Antheil und vielleicht geistvolle, gewiß aber liebevolle Behandlung mehr fesselt, als die Sache selbst, während Homer das einzige Buch der Welt ist, dem in einem irgend sinnigen Knaben auch die Mißhandlung des ärgsten Pedanten nur wenigen Schaden thut. Wenn man uns doch nicht mit dem schönen Gedanken einer Nationalerziehung fördern und fangen wollte! Eine Nation, die die Bibel und den Homer zu ihren Erziehungsbüchern gemacht hat, die sich am besten Markt der ganzen Menschheit nähren will, eine solche Nation kann einem solchen Werke, wie die Nibelungen, keinen so bevorzugenden Rang unter ihren Bildungs- und Unterrichtsmitteln gönnen; sie bleibt trotz ewigen Widersprüchen der Klüglinge auf dem betretenen Wege mit fester Ausdauer, während die Begeisterung für unsre alten Poesien von heute und gestern ist, und aus Zeiten die von einer Deutschhümelei befallen waren, über die wir mit kaltem Blute lachen. Man versuche nur den Geist unserer Jugend, ob es ihr nicht wie angeboren scheint, das engere Nationale zu verspotten; sie lernt erst dann ihr eignes Volk schätzen, wenn sie ihrem Alter nach die Erfahrung gemacht haben kann, wie viel Tüchtigkeit, wie viel gesunder und kräftiger Sinn, wie viel besonnene Weisheit in diesem Volke ist; und erst wenn sie dies beurtheilen kann, kann sie auch richtig von dem Werthe unserer alten Dichtungen urtheilen, die sie dann mit all der herzlichen Einfalt und Schmucklosigkeit, mit

all dem frischen unverwüßlichen Kerne, mit all der unschuldigen Zucht und Ehrbarkeit der faden, trockenen und oft schmutzigen Bersmacherei der fremden Nationen damaliger Zeit gegenüber betrachtet wird. Aber verrücken wir ja nicht diesen Gesichtspunct, den einzigen, der der Sache gemäß ist; und trachten wir nicht mit eitlem Lobeserhebungen einen Werth zu geben, der nicht da ist: die Folge ist immer, daß man statt der Liebe, die man bezweckt, das gerade Gegentheil hervorruft. Dem Knaben, dem werdenden Menschen, können die Helden der Nibelungen die achäischen des Homer nicht ersetzen. Die Strebbarkeit, das Feuer, das Vertrauen auf menschliche Kraft, von dem diese beseelt sind, kann allein Menschen von tüchtiger Art bilden, die Passivität dieser alten Germanen, die ihre heidnische Unruhe schon mit einer gewissen Schläfrigkeit vertauscht haben, kann uns nicht das Geschlecht schaffen, das den gegenwärtigen Zeiten gegenüber nothwendig ist. Wie auch Nationalstimm durch dies Gedicht geweckt werden soll, wäre mir ein Räthsel, und die Hoffnungen die man darauf in dieser Hinsicht hatte, konnten nur in einem so begeisterten Manne wie Johannes von Müller, oder in einer so begeisterten Zeit wie 1813 aufkommen. Wir fühlen uns schwerlich diesen Burgundern verwandter, als den Achäern des Homer, die uns doch noch Liebe zum Vaterlande lehren können, für das im ganzen Mittelalter nicht einmal der Name existirt. Wenn man vollends den poetischen Werth im vaterländischen Dünkel dem Homer entgegenzustellen kühn genug war, so muß man bedauern, daß so wenig Kunststimm unter uns herrscht, daß Aussprüche der Art nur eine Möglichkeit sind und man wird aufs neue darauf aufmerksam, wie ganz verschwunden in uns Neuere das Verständniß und die Erkenntniß der sinnlichen Formen ist und wie nur in wenigen Einzelnen (doch vorzugsweise in unserer Nation) der Schönheitsstimm der Alten in entschiedener Schärfe ausgebildet ward. Dieser Homer hat im Gebiete der Künste die Rolle des prophetischen Offenbarers gespielt, und wie mir dünkt, mit entschiednerer Wirksamkeit, als vielleicht irgend ein anderer Prophet im Gebiete der Religion. Wenn man auch seine Spuren aus Schwäche und Verkehrtheit vielfach verließ, so wagte man niemals sein geheiligtes Ansehn und die ewige Gültigkeit seiner Gesetze anzutasten oder zu bezweifeln. Welcher Religionslehrer könnte sich rühmen, so gleichmäßige Anerkennung für so un-

endliche Zeiten gefunden zu haben? Wie er in seiner Nation auf die Erziehung, wie er in dieser Hinsicht neuerlich unter uns wirkt, kann man mit nichts vergleichen, als mit den Schriften der Juden und mit Recht hat man ihm hart neben diesen seine Stelle unter uns gegeben. Was aber die griechische Poesie, Sculptur und Malerei ihm zu danken hat und welche herrliche Revolution er in unserer Poesie des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht hat, das wird ihm die Geschichte der Dichtung nie vergessen. Ihn nur zu fassen (dieser alte Ausspruch des Quintilian gilt heute in noch viel höherem Grade) ist schon die Sache eines großen Geistes; unsere ersten Dichter und Kritiker, unsere Göthe und Schiller, unsere Lessing und Humboldt müssen erst die ganze Herrlichkeit des nie ergründeten und nie zu ergründenden Dichters unseren stumpferen Sinnen erschließen und ehe wir diese gehört und verstanden haben, sollten wir uns nicht anmaßen, feck zu urtheilen über Dinge, für die nur wenige rechtmäßige Richter bestellt sind. Wenn man zu Vergleichen mit solchen Erscheinungen zwingt, wohin sinken dann die Nibelungen herab, die an ihrer bescheidenen Stelle für sich nur den gerechten Anspruch machen dürfen, das Bestreben anerkannt zu sehen, daß sie mit Homer in seiner plastischen Kunst wetteifern wollten. Dies ist großartig genug, sobald man die ungünstigen Umstände bedenkt, und darum wiederhole ich, daß ohne ein historisches Studium die Nibelungen wie fast alle Dichtungen jener Zeiten viel unter ihrem allgemeinen Werthe erscheinen müssen.

Den Nibelungen setze ich nun die Gudrun<sup>205)</sup> entgegen oder zur Seite, die deutsche Odyssee zur deutschen Ilias, wenn ich diese beliebte und allerdings anwendbare Bezeichnung gebrauchen soll. Noch liegt der Ursprung dieses merkwürdigen Gedichtes im tiefen Dunkel. Entschieden ist, daß schon im 12ten Jahrhunderte Bearbeitungen existirten; unser Lied selbst weist auf ältere Quellen<sup>206)</sup>, und der Pfaffe Lambert hat ein Zeugniß, das auf eine verschiedene Recension deutet. Auf einzelne Züge in unserem Gedichte finden sich aber noch ältere Anspielungen<sup>207)</sup>, so daß die volkmäßige Ausbildung außer Zweifel ist, obgleich die Mittel fehlen, sie zu

205) In der Sammlung von van der Hagen und Primisser.

206) Außer mehrfachen Berufungen auf mündliche Ueberlieferung, einmal Vers 249 als uns die puch kundt tunt.

207) Siehe die Zeugnisse gesammelt bei Grimm p. 325 sqq.

verfolgen. Der Schauplatz der Sage weist uns auf Friesland, Diemarsen, Dänemark, Irland, Seeland und die Normandie, und merkwürdig genug ist's, daß bald der Ton bald der Inhalt des Gedichtes nordische, britische, dänische und deutsche Züge verräth. In allen Theilen erinnert es an den Zusammenfluß von Menschen und Nationen an der Nordsee, ein seefahrendes Volk ist der Pfleger der Sage und die genaue Bekanntschaft mit dem Schiff- und Seewesen ist einmal in unsern deutschen Gedichten eine ganz neue Erscheinung. Daß mehrfacher Nationen Sagen zu der heutigen Gestalt des Gedichtes wirklich Beiträge geliefert haben mögen, dünkt mir um so wahrscheinlicher, als der Anfang ein leicht abzutrennender, britischen oder willkürlichen Ursprung verrathender Theil, die Mitte mit einem eigenthümlichen Schluß im Norden eine vielfach bekannte selbständige Sage, die letzte Hälfte aber, der Kern des deutschen Gedichtes, wieder etwas ganz für sich bestehendes ist. Würde man nun jemals den Quellen dieser einzelnen Theile des locker verknüpften Gedichtes auf die Spur kommen, so zweifle ich nicht im Geringssten, daß man an diesem Gedichte im Norden, wie an der Graalsage in der Provence, die zwei merkwürdigsten Beispiele von der Wirkung dieses Zusammentreffens fremder Nationen auf die Dichtung haben würde und von dem Zusammenschmelzen ausländischer und einheimischer Sagen; und die Bedeutung, die ich immer in dieser Vermischung der Stämme für die romantische Dichtung suchte, würde sich bestimmter herausstellen lassen. Wie wir hier scandinavische Kenningar (die wasserkühle, die blutfarbige Sælde u. A.) finden und den Ton dänischer Kämpfer, den Styl des deutschen Epos und die Lieblingsfabeln der Waliser mit einigen noch entlegneren Zügen, so würden wir dort arabische Astrologie, britische Irrende, neben den französischen Heidenkämpfen und dem sonst Einheimischen beisammen finden. Wie die Tafelrunde des Arthur schon einen weltlichen Gegensatz zu den Graalrittern, ja schon zu den frommen Gotteshelden Karls bildet, so würden diese Raubfahrten der Normannen in Gudrun die weltliche Seite der Kreuzzüge darstellen, wie die Graalsage ihre ideellere erfasst. Ich würde die totale Entfernung der Graalsage von jeder Erinnerung an Karl und Roland mit der ähnlichen in Gudrun von dem übrigen deutschen Sagenkreis vergleichen; ich würde in der genealogischen Form in beiden eine auffallende Aehnlichkeit

finden; die sittliche Reinigung des Mannes dort und des Weibes hier würde sogar ein entsprechendes Thema sein, und ganz eigen hat es mich immer beschäftigt, woher die auffallende Annäherung im Aeußeren und Inneren der Darstellung in Gudrun und dem Wolframschen Bruchstück des Titirel rühre; ohne daß ich darüber zu einer Befriedigung hätte kommen können, so nahe es liegt, viele ganz Wolframsche Wendungen und Eigenheiten geradezu aus ihm herzuleiten. Einen durchgreifenden Unterschied bedingt immer die außerordentliche Einfachheit unseres Nordens und die größere und unmittelbarere Volksmäßigkeit, obgleich man auch hier bemerken muß, daß die Gudrun eine viel kunstmäßiger Feile erhalten hat als die Nibelungen, daß poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, kurz alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, weit vorzüglicher sind als in den Nibelungen, daß alle Situationen lebendiger, die Charaktere theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen sind, daß überall dies Gedicht wieder eine ganz originale Mitte zwischen Kunst- und Volksepos einnimmt, wie auch die Sitte moderner ritterlich ist, wie auch der letzte Dichter zwar im Ganzen gleich dem der Nibelungen aus dem Werke entfernt bleibt, aber doch zuweilen hervortritt, ich möchte sagen wie Lamprecht, im kritischen Eifer<sup>208)</sup> und in dem Ton des inneren Verständnisses der Sage, was in den Nibelungen gerade das umgekehrte ist.

Bei den Nibelungen fand ich es überflüssig, von einem bekannteren Gedichte eine Analyse zu geben; bei der Gudrun glaube ich dies nicht versäumen zu dürfen. Einmal würde ich die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit dieses Gegen- oder Seitenstücks der Nibelungen nicht besser anschaulich machen können und dann scheint dieses vortreffliche Gedicht, das mehr wie irgend ein anderes zu einer neuen Bearbeitung hätte auffordern sollen, das wenn es in unserer guten Dichterzeit bekannt gewesen wäre wohl zuverlässig einen kühneren Mann zur völligen Umdichtung bewogen hätte, die es mit vollem Rechte verdient, dieses Gedicht, sage ich, scheint

208) An einer Stelle, wo er die Länge einer Meerfahrt auf 1000 Meilen angegeben findet, ruft er:

so liegent tobe:iche, es ist dem mere nicht geliche.

unbillig schon jetzt vergessen und selbst Männern unbekannt zu sein, denen es nicht hätte entgehen sollen. So vielen Einfluß, sieht man, hatte die dichterisch begeisterte Schule der Romantiker und die vaterländisch begeisterte Zeit der Befreiung auf die größere Verbreitung der Nibelungen und unserer alten Dichtung überhaupt, daß alles später bekannt geworden, eine Gudrun, ein Alexander, unbeachtet liegen blieb.

Ger's und Ute's Sohn Siegbant ist König von Eyrland (man hat die Wahl zwischen Irland und Oerland, wie in den Nibelungen zwischen Island und einem näheren Local in den Niederlanden). Sein Sohn ist Hagen. Einst hält König Siegbant ein großes Fest; neun Tage währte die Freude, am zehnten aber folgt auf Aller Wonne Mancher Klage, auf große Freude herzliche Schwere: mitten unter den Festlichkeiten, da die Magd mit dem kleinen Hagen vor dem Hause allein stand, kam ein Greif und nahm das Kind weg, das die Magd flüchtig verläßt. Der Knabe wird von dem Greifen in sein Nest getragen, wo sich ein junger Greif mit ihm zu schaffen macht, aber mit ihm zu Boden fällt, was dem Hagen Gelegenheit schafft sich zu verkriechen. Er findet in der Nähe drei Königstöchter, die sich auch vor dem Greifen erhalten hatten und jenen nun kümmerlich mit sich ernährten. In der Wildniß wuchs Hagen so auf und lernte von den Thieren körperliche Gewandtheit. Die Ausgesetzten werden nachher durch das Schiff eines vorübersegelnden Grafen von Arabie gerettet, eines Feindes der Familie des Hagen, den er mit Gewalt zwingen muß, das Schiff nach Eyrland zu richten. Hier wird Hagen von seiner Mutter erkannt; wächst nun zu einem Helden heran, von dem man im Lande sagte und sang, und vermählt sich einer der drei geretteten Jungfrauen, Hilde von Indien. Siegbant tritt ihm seine Regierung ab und auf großem Festtag giebt Hagen seine Lehen aus; hält im Lande strenges Gericht und wehrt die Feinde ab. Wie jene früheren streng romantischen Züge an Britisch-Anstikes erinnern, so diese letzten ganz aus dem Kreise des Lebens genommenen an angelsächsische und normanische Dichtungen, wie wir sie z. B. in unserem Wilhelm von Orleans erscheinen sehen.

Ein zweiter Theil beginnt nun. Hagens Tochter ist Hilde. Er zieht sie so sorgsam auf und ist auf sie so eifersüchtig, daß er nicht einmal der Sonne und dem Wind gönnt sie zu berühren;

geschweige einem Manne. Keiner soll sie haben der nicht ihm selbst an Stärke überlegen ist; er läßt die Boten hängen und bringt die Bewerber um Ehre und Leben. Auch König Hetel in Hegelingen trägt zweien seiner Ricken, Frute und dem berühmten Sanger Horrand auf, für ihn um Hilde zu werben, allein sie wollen das Wagstück nicht ohne die Hülfe des alten Wate übernehmen. Dieser also wird beschickt und vernimmt nicht ohne Zorn das schwere Geschäft, zu dem ihn jene empfohlen. Mit Widerwillen geht er in den Vorschlag ein, in kaufmännischer Verkleidung nach Eyrland zu gehen und sich für geachtet von Hetel auszugeben. Sie gelangen unter Hetels Segen nach Eyrland, gewinnen mit dieser Täuschung, mit ihrem Reichthume und ihrer Freigebigkeit Hagen's Gunst. Die drei wurden an den Hof geladen, die Frauen mochten sie gerne sehen, besonders den alten wunderlichen Wate, der ihnen doch ins Gesicht sagt, daß ihm nie bei schönen Frauen so sanft gewesen als in der Schlacht. Als die Leute des Königs Waffenspiel treiben, fragt ihn dieser, ob so tüchtiger Kampf auch in seinem Lande zu finden sei; da lächelte Wate spöttisch, er habe es nie gesehen, wünsche es aber wohl zu lernen. Der König selbst versucht ihn zur Kurzeile zu lehren und gesteht bald, daß er nie einen so gelehrigen Jünger gesehen. Nachdem Wate auf diese Weise den Hof mit seiner Stärke, und Frute mit seiner Pracht in Erstaunen gesetzt, thut's Horrand durch seinen Gesang. Wie er anhebt, schweigen die Vögel, Hilde und ihre Mägde saßen und lauschten, die Schlafenden ermunterten sich, der König trat auf die Thronen, und als er aufhört, bittet Hilde ihren Vater, ihn mehr singen zu heißen. Dies ist eine jener lieblichen Scenen voll Duft, wie die in den Nibelungen von Volkers Geigenpiel, die so schön die unheimliche Stille der Nacht und jener Nachtwache malt, wie nur immer jene Doloniade im Homer. Auf Hilden hatte die Sehnsucht nach dem holden Gesang solche Wirkung gemacht, daß sie den Horrand zu sich rufen läßt und dieser Gelegenheit giebt, Hetels Werbung vorzubringen. Sie willigt in Entführung, sie besucht das Schiff der Helden, die verborgenen Ricken treten heraus, scheiden Tochter und Mutter, zucken die Segel auf, stoßen die Fremden aus dem Schiff und gelangen nach Hegelingen. Der verfolgende Hagen erscheint, ein Kampf erhebt sich, in dem Hetel verwundet wird, Wate aber den Hagen besteht und der mit einer

Versöhnung endet. Nun saß Hilde mit hoher Ehre auf dem Brautstuhl und als ihr Vater scheidet, läßt er ihr eine jener Königstöchter, Hildeburg von Portugal, die Gespielin seiner Frau, zurück. Dies ist die zweite Sage von Högni und Hedra, die im Norden mehrfach sich erwähnt und verschieden erzählt findet.

Jetzt erst beginnt eigentlich unser Gedicht, zu dem das bisherige ebenso ein Vorspiel bildet, wie die Episode von Rivalin und Blanchefleur zu Tristan; die Geschehnisse der Eltern wiederholen sich wie ein Erbschicksal im größern Maße bei ihrem Kinde. König Hetel gewann zwei Kinder, den Ortwin, den der alte Vater erzieht, und die Gudrun, der schönen Mutter schönere Tochter. Um sie läßt Hartmut, König Ludwigs von Normandie Sohn, werben, wird aber abgewiesen. Unerkannt besucht er seinen Hof, gibt sich der Gudrun zu erkennen, die ihn aber weggehen heißt, obwohl sie ihm doch gewogen ist. Dies hebt nachher ihre weibliche Tugend in ein höheres Licht. Von da denkt er darauf, die Schöne zu erwerben, sich an Hetel zu rächen, ohne doch die Gunst der Gudrun darüber zu verlieren. Zu gleicher Zeit hatte ein König Herwig auch vergebens um sie geworben; und sich darauf entschlossen, mit den Waffen seine Werbung selbst anzubringen. Eines Morgens ruft der Wächter von dem Thurm Hetels Mannen zu den Waffen, er sah den Helminglanz der Feinde. Herwig dringt in die Stadt; Gudrun aber scheidet den Streit und wird Herwigs Braut. Als aber Vater und Bräutigam im Kampf gegen einen eingebrochenen Feind liegen, landet Hartmut, von Spähern benachrichtigt, in Hegelingen, und sendet zu Gudrun, die ihm ihr Verlöbniß ankündigen läßt. Hierauf dringt er in die Stadt und raubt die Gudrun und Hildeburg und läßt Hetels Stadt und Land verwüstet zurück. Hetel und sein Heer, sobald sie dies vernehmen, verfolgen Hartmut und ereilen ihn auf dem Wulpenwert: dort erfolgt ein trefflich geschilderter Kampf auf den sich auch Lamprecht in seinem Alexander bezieht, wo Hetel dem Vater des Hartmut erliegt, wo Vater wüthet wie ein Eber und Ranchen dahin bringt, wo er immer bleiben sollte, wo bis in die Nacht gestritten wird, daß selbst die Waffen gegen die Freunde gekehrt werden. Alles ist hier in der Lebendigkeit, wie in dem Besten des 12ten Jahrhunderts und in der mehr nordischen Kraft gehalten, an die uns alle diese vom Niederdeutschen herstammenden Dichtungen erinnern.



Am andern Tage ist die Frage, ob die Feinde den Raben und Wölfen zur Beute sollen liegen bleiben, oder begraben werden; man rät den Christen diese Ehre anzuthun; man singt den „Sturmtodten“ sorgfältig Messen und baut ihnen ein Kloster auf dem Wulpenfande. Hier sieht man deutlich, daß auch dies Gedicht wie Karl und Alexander durch die Hände eines Geistlichen gegangen ist, der sich auch gleich im Anfange durch seine Scheu vor Meerwundern und dergleichen unchristlichem Volke verrät. Die Heggelinger fahren heim; der gerade Wate verkündet schonungslos ihr Mißgeschick und heißt Hilden ihr Klagen zu lassen, sie erwecke die Todten damit nicht wieder. Wenn das junge Geschlecht erwachsen sei (ein ganz nordischer Zug wieder), dann wollten sie sie rächen.

Indessen sucht der alte Ludwig die gefangene Gudrun für Hartmut zu gewinnen, und als sie ihn entschieden abweist, wirft er sie in die See, aus der sie Hartmut an den Haaren herauszieht. Dies ist den harten Zügen der älteren Sage ganz gemäß. Vielleicht sollte mit dieser Rettung dem Hartmut ein Verdienst beigelegt werden, um ihn Gudrunen annehmlicher zu machen, allein es ist nichts der Art erwähnt, wie auch kaum jene anfängliche Gewogenheit der Gudrun gegen ihn, was Beides vortrefflich gedient hätte, ihre Treue gegen Herwig zu heben. Allein dies ist wieder Verdienst und Mangel dieser Dichtungen, daß sie dergleichen feine Züge stets andeuten, nie aber ausführen, so wie ihre Charaktere oft mit den versprechendsten Linien zu zeichnen angefangen sind, aber nicht beendeten. Da Gudrun nicht in die Ehe mit Hartmut willigt, so zwingt sie die wölfische Mutter Hartmuts, die Dienste der Wäscherin zu thun, ihre treue Hildburg theilt ihr Schicksal, und Niemand als Hartmuts Schwester Drerun nimmt an ihr Antheil. In Heggelingen aber rüstet sich nach dem Verlaufe der Zeit auf Hildes Betrieb ein neues Heer zur Rache. Sie landen nach einer gefährlichen Meeresfahrt in Normandie, waffnen sich, üben die Rosse, die sich „verstanden“ hatten, und Drerun und Herwig, Bruder und Verlobter der Gefangenen gehen aus, als sich die Sonne senkt, Kunde über die Gefangene einzuziehen. Den waschenden Jungfrauen erscheint am Strande in Vogelgestalt ein Engel, der sie anredet und ihnen die Ankunft des Heeres und zweier Boten verheißt. Die Sehnsucht, mit der sich die gerührte

Gudrun, ehe sie für die freudige Aussicht auf die Lösung ihres elenden Geschickes einen Sinn zeigt, nach ihrer Mutter, nach Bruder und Geliebten, nach dem biedereren Horrand und dem alten Wate erkundigt, ist ganz vortrefflich behandelt. Als die Mägde Abends nach Hause kommen, werden sie mit Schmähungen von Gerlinde empfangen, die sie heißt, morgen mit dem Frühesten an ihr Tagewerk zu gehen; Festzeit nahe und Gäste sollen kommen, wie sie wohl vernommen hätten. Es war Winterzeit, gegen Ostern; Nachts fiel noch ein tiefer Schnee, baarfuß müssen die Gequälten ihre Wäsche zum Strande tragen. Als sie vielfach nach dem verheißenen Boten ausgespäht und sie herbeigewünscht hätten, erscheint die Barke, und weibliche Scham heißt die Jungfrauen vor den Männern fliehen. Sie rufen sie zurück, befragen sie nach dem Gebieter des Landes, bieten den vor Frost starrenden vergebens ihre Mäntel an; Drtwin fragt auch nach Gudrun; während Herwig oft ihre Züge mit denen seiner Freundin im Gedächtniß vergleicht, und ausspricht, sei Gudrun noch am Leben, so müsse es diese sein. Zugleich nannte er Drtwin beim Namen, und Gudrun, sie zu prüfen, gibt sich für todt aus. Die Erkennungs-scene ist an Wirkung dem beliebtesten Gegenstande der griechischen Tragiker, dem Wiedersehen der Electra und des Orestes, gleich. Drtwin will sie nicht auf der Barke mit sich nehmen: die man ihm im Sturme nahm, mag er nicht stehlen. Sie fahren hinweg, im stolzen Selbstgefühl wirft Gudrun die Kleider, die sie waschen sollte, in die See, urd als sie heim kommt, wendet sie die drohende entehrende Strafe ab, indem sie sich willig erklärt, dem Hartmut anzugehören. Sie badet und kleidet sich, sie heißt Hartmut listig Boten nach seinen Freunden aussenden, um die Zahl der Vertheidiger zu schwächen, ihr freudiges Lachen verräth sie der Gerlinde. Als die zwei jungen Helden zu ihrem Heere zurückkommen, verkünden sie wie wunderbar sie auf Gudrun gestoßen, und wie sie sie waschend gefunden. Die Kriegsleute weinen; der alte Wate sieht sie zornig an und sagt: ihr gebärt euch wie die Weiber; sorgt vielmehr, daß ihr die Kleider roth macht, die ihre Hände weiß gewaschen haben. Des Nachts noch sollen sie ausbrechen nach Hartmuts Burg, die Luft sei heiter, der Mond schein hell. Dies geschieht; als der Morgenstern aufgeht, späht eine von Gudruns Frauen, die den Preis verdienen wollte, den sie derjenigen versprochen hatte, die

ihr des nächsten Tages Schein zuerst verkünden würde, aus dem Fenster und sieht Helme und Schilde vor der Burg leuchten; der Wächter ruft die Helden Ludwigs zu den Waffen, Gerlinden ahnt, daß sie heute der Gudrun Lachen theuer bezahlen müsse, und Hartmut zeigt ihr jetzt zum erstenmal seinen Zorn über Gudruns Mißhandlung, und weist sie an ihr Weibergeschäft, als sie ihm rath sich belagern zu lassen und nicht ausziehen. Er beginnt den Kampf mit Ehre, verwundet Ortwin und Horrand, und auch Herwig besteht schlecht beim Zusammentreffen mit dem alten Ludwig, aber das zweitemal schlägt er ihm das Haupt ab. Den Hartmut schneidet Wate von dem Thore ab, als schon das Wehgeschrei aus der Burg über Ludwigs Fall ihm Böses verkündet; Gerlinde bot großen Lohn, wer ihr die Gudrun erschläge und schon wollte Einer ihrer Leute diesen Preis verdienen, als ihm auf das Hülfgeschrei der Gudrun in den Fenstern Hartmut edelmüthig von unten wehrte. Ortwin bittet die Gudrun im Jammer um ihren gefallenen Vater, den Wate und Hartmut zu trennen, sie fordert dazu den Herwig auf, der aber mit Worten und Waffen den alten Wate vergebens zur Schonung zu bewegen sucht. Hartmut wird gefangen, Wate stürmt die Burg und grundsätzlich schont er nicht die ungeborenen Kinder: denn wüchsen sie auf, „so würde er ihnen nicht mehr trauen, als einem wilden Sachsen.“ Ortwin und Gerlinde suchen Schutz bei Gudrun; als der grimelige Mann mit knirschenden Zähnen, mit forschenden Augen, mit ellenbreitem Barte naht, gelingt es ihr die Ortwin zu retten, aber die Gerlinde wird ihm verrathen und büßt mit ihrem Leben, und so übt er auch an Hergart, einer der Dienerinnen Gudrunens, welche die Rolle der Melantho spielte, die Rache des schonungslosen Rächers. Es folgt dann die Heimfahrt nach Heselungen und die dreifache versöhnende Verbindung zwischen Hartmut und Hildburg, Herwig und Gudrun, Ortwin und Ortwin.

Man wird aus dieser kurzen Angabe des Gangs der Handlung, so wie aus den wenigen Zügen die ich aus der Darstellung einfließen ließ, die Ähnlichkeit und Hinneigung zu der Manier des Kamprecht und jener Zeit nicht verkennen, während im Ganzen die volkstümliche Manier der Nibelungen herrscht. Es ist eine gewisse Lockerheit in der Zusammensetzung der verschiedenen Theile des Gedichtes, aber die Handlungen selbst hängen fest zusammen,

wie auch die Charaktere, und von den Widersprüchen in den Nibelungen findet sich nichts, wenn man nicht jene ähnliche ewige Jugend in der Hildburg wollte geltend machen, eine Freiheit, die sich doch die Dichtung überall nahm. Viele Eigenschaften dieses Liedes möchte man den Nibelungen wünschen; es legt die trockne Farblosigkeit ab, ohne die leere Prunksucht der Hofdichter anzunehmen. Beide Gedichte dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Sie reichen gleichsam in jene alten Zeiten mit ihren Thaten, Sitten und Gesinnungen hinüber, aus denen die Stimme der mißgestimmten römischen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verlässigkeit, die Zucht und Keuschheit unserer ehrwürdigen Ahnen rühmten. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, eklek und windigen Inhalt der britischen und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen der französischen Romane, ja neben dem bigotten fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andre Zeugnisse für die angestammte Vorzugslichkeit unseres Volkes reden hören, als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Reime werden wir bei unseren Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit, und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Routine zur Schau tragen, wie das die fremden Poesien jener Zeit besser können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die seitdem ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst.

## VII.

## Blüthe der ritterlichen Lyrik und Epöe.

## 1. Minnegefang.

Niemand erwarte in diesem Abschnitte eine erschöpfende Abhandlung über die Minnepoesie, diesen eigenthümlichen Zweig unserer Literatur in der hohenstaufischen Zeit. Seitdem Bodmer sich durch die Herausgabe der sogenannten Manessischen Sammlung ein Verdienst erworben hat, wie er es mit seinen eigenen Productionen nicht erwerben konnte, ist durch Erweiterungen dieser Sammlung aus den verschiedenen Handschriften, durch Umdichtungen seit Gleim und Gräter, durch Ausgaben einzelner Minnesinger, durch ästhetische Kritik und Streitschriften historischer Kenner so vieles für das Verständniß und die Eröffnung dieser Lieder geschehen (die auch überdies immer eine größere Theilnahme erregt haben als die Epen), daß man sich füglich hinfort beschränken darf, wenn man darüber zu reden denkt. Wenn ich dergleichen also, und darunter namentlich Jacob Grimms Schrift „über den altdeutschen Meistergesang“ voraussetze und auf viele hierhergehörige Punkte nicht streng eingehe, so wird mir das Jeder gut heißen, der weiß wie man in unserer Bücherwelt Sparsamkeit und Kürze zu schätzen und dafür zu danken hat. Zugleich schließt auch das Ziel, das ich mir gesteckt, viele der Seiten die man in Beurtheilung dieser Gedichte herausheben könnte, mehr oder weniger bestimmt aus, und auf ein anderes Verdienst sehe ichs nicht ab, als in einer Darstellung, die möglichst aus Einem Gusse sein soll; von Einem Gesichtspuncte aus, der bisher ziemlich versäumt ward, das Gemälde unserer Dichtungsgeschichte zu entwerfen, so daß alles zerstreunde Detail nicht allein entfernt werden darf, sondern muß.

Es war die Bestimmung der neueren Kunst, das Innere des Menschen zu ihrem hauptsächlichsten Gegenstande zu machen; die Stellung der neueren Nationen in der Weltgeschichte, die sie auf der Cultur der alten Welt ruhen und von da ausgehen ließ; bedingte dies. Zu frühe lernten sich die germanischen Nationen vergleichen, erhielten durch das Christenthum eine vielleicht zu

schwere Nahrung für den beschaulichen Gang, der den nordischen Nationen ohnehin eigen ist, empfangen zu zeitig Begriffe und Vorstellungen in allen Beziehungen, denen sie nicht gewachsen waren, verloren zu frühe das Zeitalter physischer Entwicklung und heroischer Kraftübung, und mit dieser die Erinnerung an eine große Vergangenheit. Die Nationen der alten Welt lebten, so lange sie ihre gute Natur behaupteten, nur im Rückblick auf ihr Alterthum, und ihre ganze Dichtkunst füllte sich mit dem Preis der alten Zeiten und der Thaten der Ahnen; die homerischen Gedichte lebten unter Jung und Alt fort in steter Erneuerung und gestalteten sich mit jeder neuen Zeit vortheilhafter; indem sie Ein Stamm dem anderen überlieferte und jeder sie natürlich nur in einer poetisch angeregten Zeit suchte und pflegte, so förderte dies nothwendig ihr Gedeihen gerade so, wie wir das z. B. in der neuen Welt an der Dichtung vom Reinhart Fuchs sehen, der auch so von Hand zu Hand gegangen ist und seine Wanderungen nicht ohne Erfolg gemacht hat, weil hier gleich der Stoff auf die innere menschliche Natur hinwies, auf deren Betrachtung einmal Alles unter uns von frühe an hinneigte. Allein das heroische Epos hatte dieses glückliche Schicksal nicht. Statt sich in sich selbst zu vollenden, sahen wir es nach seinem ersten Entstehen ohne Aufhören sich erweitern und ganz gegen alle Regel, ganz gegen allen Vortheil mit den Zeiten fortrücken, so daß wir es bei jeder Umgestaltung mit der Gegenwart gleich stehend fanden. Das Epos, als eine Dichtungsart, die sich mit der Vergangenheit beschäftigt, was ihr allgemeinstes und festestes Kennzeichen ist, hätte darum eben stets auf die Vergangenheit gerichtet bleiben sollen; dann hätte sich Alles zur Klarheit geordnet, die erzählten Begebenheiten hätten sich lebendiger dargestellt, und die Form hätte die Ruhe und das Gleichmaß der alten griechischen Gedichte sich wenigstens in einem höheren Grade aneignen müssen. Allein mit dem jedesmaligen Fortrücken der Personen und der Sitten in die Gegenwart der jedesmaligen Umarbeiter mischte sich etwas von der Unruhe ein und der Bewegung, welche immer die Theilnahme an etwas Gegenwärtigem mit sich bringt, es kam dadurch der lyrische und dramatische Charakter in das neuere Epos, der den Werth desselben gegen das griechische so außerordentlich herabsetzt, weil er das innerste Wesen und die erste Grundbedingung jedes epischen Gedichtes

erschütterte. Ist die Vergangenheit das Element der epischen, so ist die Gegenwart das Element aller lyrischen und dramatischen Kunst. Wenn wir nun fanden, daß selbst im Volksepos, das die ruhmvolle Vergangenheit der Nation zum Gegenstand hat, das Wegwenden von dieser Vergangenheit sichtbar ward; eben da also, wo eine solche Erscheinung fast unmöglich scheinen sollte; wenn wir hinzurechnen, was wir weiter beobachten konnten, daß nämlich auch aller fremde und alte Stoff in die neue und deutsche Welt gerückt ward: Karl der Große, das byzantinische Zeitalter, das alexandrinische, das homerische, wo wir uns überall mehr oder minder grell zwischen alten Begebenheiten und neuer Umgebung sahen, so wird uns klar werden, mit welcher Macht dieses Geschlecht in seiner ganzen Entwicklung vorwärts strebte, sich der Gegenwart freute und nothwendig in einer Zeit so ungeheurer Bewegungen, wie die der Kreuzzüge, alles Alte herabwürdigen und unter sich sehen mußte. Die größte Selbstgenügsamkeit mußte in diesen Zeiten vom Allgemeinen bis zum Besonderen herab nothwendig herrschend werden. Seit der Völkerwanderung hatte es keine großen Nationalkriege in Europa gegeben, man sah sich nur als Christen den Nichtchristen gegenüber, Nationaleifersucht war nur erst in Worten da, nicht in Thaten, es gab keine Feinde, als im Oriente Franken und im Occidente Sarazenen, und wenn altwaldische Gedichte die neuwaldischen Sängern an jene großen Nationalkämpfe mit den Sachsen erinnerten, so nannten sie diese schlechtweg auch Sarazenen. Die Verachtung aber, mit der der christliche Stolz auf alles Ungläubige herabsah, schloß nothwendig den christlichen Dünkel auf der anderen Seite in sich. Allein dies war das Geringste; die ganze Bildung der Zeit zog sich aber jetzt auf den Ritterstand zurück, der zugleich mit dem Verdienste der Beschirmung und der Erhöhung der Christenheit die moralische, die intellectuelle und die artistische Kultur an sich zu reißen begann, und zu dem christlichen Dünkel noch den des Standes und Ranges, der Macht und der feinen Bildung hinzubachte. Unter diesem Stande aber handelte es sich wieder um Prinzipien, die sich einander, wie wir später erfahren werden, sehr scharf gegenübertraten, und hiermit war denn jedem Einzelnen nach Beruf und Fähigkeit die schönste Gelegenheit gegeben, sich der allein Keine oder Gute oder Weise zu dünken. Alles also, die äußeren Verhältnisse und die inneren Zustände

wiesen den Einzelnen auf sich selbst und die damalige Welt auf die Gegenwart hin, der sie sich mit einer Zufriedenheit und einem Stolze erfreute, den man in allen Poesien und in allen Bulgarhistorien der Rittersleute so unverhohlen ausgesprochen findet, daß man wohl in aller Geschichte von einer solchen Selbstzufriedenheit im Leben und in der Schrift, in Nationen oder in Individuen kein anderes Beispiel wird aufweisen können, es müßte denn unter dem auserwählten Volke Gottes sein, das uns kein schlechteres Erbtheil hinterlassen konnte als eben dieses. Es war ganz unfehlbar, daß sich unter solchen Umständen das Leben sehr glänzend und lebhaft zu gestalten anfing, und dies war besonders in den Zeiten und an den Orten der Fall, wo engerer Raum den Verkehr erleichterte und die Geselligkeit erhöhte, und an diesen Orten, womit ich Spanien und Frankreich besonders bezeichnen will, trifft auch noch das Glück begünstigend hinzu. Der castilische, catalonische, aragonische und provenzalische Adel hatte bis zum Anfang des 13ten Jahrhunderts an allen spanischen Küsten, im Inneren des Landes, auf den Inseln, in Afrika, im Morgenlande glücklich und glorreich gegen die Heiden gestritten, der Glanz seiner Thaten hatte die ruhmstüchtige Jugend aller Länder Europas in ihre Mitte gelockt und zum Antheil an den großen Land- und Seeexpeditionen bewogen, endlich hatte er gar das oströmische Reich über den Haufen gestürzt und ein lateinisches Kaiserthum gegründet. Da zugleich hier eine Menge kleiner naheliegender Staaten, eine Masse von kleinen Höfen, die an Glanz und höfischer Bildung wetteiferten, eine große Zahl der Macht nach kleiner, dem Charakter nach oft sehr achtungswerther Fürsten, eine wahrhafte griechische Tyrannie, das öffentliche Leben ungemein mannichfaltig, im höchsten Grade reizend und blühend machten, so konnte es nicht fehlen, daß sich in diesen Gegenden jenes Streben, die Gegenwart und ihren Reiz zu erhöhen, auf der äußersten Höhe zeigte, und daß zugleich dies Streben überall besonders auf die äußerlichen Verhältnisse, auf Staat, Politik, Nationalität, Krieg, Feste und dergleichen gerichtet war und dabei poetischer und verständiger Sinn geübt und geschult wurde. Dies hinderte nicht, daß Einzelne das Leben von seiner ernstern Seite faßten und die religiöse und Herzensbildung vor jener äußerlichen bevorzugend cultivirten. Wie ganz anders aber sprach sich diese Richtung auf die Gegenwart, dies Streben



nach einem Bewußtsein über die eignen Zustände der Zeit, diese Sorge jedes Einzelnen für sein Wohl in Deutschland aus! Hier war kein begeisterter Kampf gegen Religionsfeinde, die gefährdeten, sondern Kriege in Italien um Phantome und für die Ehrsucht der Fürsten, die, so groß und so deutsch sie waren, doch ihrem Deutschland den Rücken kehrten und mit der härtesten Belastung des Einzelnen die schönsten Kräfte des Vaterlandes in einem Lande und für eine Sache vergeudeten, für welche Niemand einen Sinn haben konnte, der nicht die großen Entwürfe der Unternehmer zu überschlagen verstand. Hier war für die Kreuzzüge, jene großen Begebenheiten, welche damals alle Welt anlockten, gerade zu der Zeit kein Herz und kein Sinn da, als sie mit der ersten warmen Begeisterung unternommen wurden, als sie die glänzendsten Erfolge zeigten, als wirklicher Ruhm und Ehre dabei gewonnen ward. Sondern hier nahm sich der Sache zuerst ein nüchterner Kaiser an, nachdem er gleichsam durch einen Ueberfall von dem heiligen Kreuzprediger Bernhard dazu gezwungen worden war, in einer Zeit, wo der frischeste Eifer schon erkaltet, das erste große Unglück schon einschüchternd eingetreten war und sein Zug kostete das deutsche Land ein großes Heer und seine Ehre. Und die zweite deutsche Wallfahrt kostete dem glänzendsten Herrscher, den damals Europa kannte, sein Leben und zog in Folge dieses Unfalls den frühen Regierungsantritt des dem Vater sehr ungleichen Sohnes und nach dessen Tode jene unseligen Spaltungen im Innern nach sich, was Alles nur zu sehr geeignet war, hier das Leben und die Kunst in einem Froste, in einer Trauer und einer Düsternheit zu halten, die gegen das fröhliche Gewimmel und die Klarheit in den romanischen Landen möglichsst abstach; und hier hätte man daher weder früh noch spät die jenen Zeiten angehörige Kunst ein ganzes nennen können. Hier also wies Alles in der Umgebung seit dem Verschwinden des schönen Schwungs unter Friedrich von der irdischen Glorie hinweg und hier tritt daher so schnell jene Freude am beschaulichen Leben unter die Ritterschaft und das Aufsuchen einer inneren Weihe wird dem sinnigeren Gemüthe ein quälendes Bedürfnis. Dicht neben diese Heiligkeit drängte sich dann, entsprechend der Art, wie Friedrich II. das Kreuzwesen behandelte, eine Frivolität und eine heitere Lebensphilosophie, die hier, wie überall, wo eine Nation solche Innigkeit und Gründlichkeit

zur Eigenschaft hat, einen Gegensatz bildet, dessen ganze Schärfe wir nachher auch in der Dichtung werden erscheinen sehen. Daher ist dann das ewige und stets wiederkehrende Thema des Minneliedes und des Epos in Deutschland der Gesang von Freud und Leid. Sie singen vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von der Liebe Lust und Leid, von süßer Maienblüthe und bitterem Reife der sie tödtet, sie klagen, daß Honig und Wermuth, daß Hitze und Kälte, daß Fülle und Mangel, daß Blödsinn und Klugheit ewig auf dieser Erde wechseln. Dies Thema, weit entfernt der Idee des Epos zu entsprechen, widerspricht ihm in dem Maasse geradezu, als es dem lyrischen Wechsel der Empfindungen zusagt. Dies Thema (*jo i e marimen*) zeigt sich auch wohl einmal in einem Provenzalen, die überhaupt nach ihrer ruhmvollen Periode auch in ihrer Geschichte Stoff genug dazu fanden, allein es drang dort in keiner Weise so tief in das Gemüth noch in die Kunst. Man sieht daher auch im strengsten Widerspruche mit jener Selbstgefälligkeit, die ich oben als ein so charakteristisches Merkmal dieser Zeiten und namentlich des romanischen Südens bezeichnete, auf der anderen Seite hier eine Verachtung der Welt, eine Schärfe und Bitterkeit gegen die Sitten der Zeit, eine Wehmuth und einen Zug des Schmerzes über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge, die wieder mehr im Oriente, als irgendwo sonst in einem Theile der Geschichte wiedergefunden wird. Diese beiden Gegensätze scheiden damals Nationen von Nationen; sie unterscheiden die provenzalische Lyrik von der deutschen, sie scheiden die einzelnen Individuen unter sich, wie wir im Gottfried und Wolfram finden werden, sie scheiden einzelne große Individuen nach den verschiedenen Perioden ihres Lebens sogar in sich, wie wir im Walthar von der Vogelweide ziemlich deutlich beobachten können; es sind die Gegensätze jener heiteren, antiken, selbstvertrauenden, menschlichen Weltansicht, die sich wie die alte Sprache in jenen südlichen Nationen erhielt, und der düsteren, christlichen, demüthigen und göttlichen, die wir in jenen Zeiten in Deutschland siegen sehen. Auf diese Gegensätze werden uns alle möglichen Gesichtspuncte, aus denen wir diese Zeiten auffassen können, mit ewigen Variationen zurückführen; und wir werden finden, daß sich der Kampf dieser Gegensätze in die Dichtung einbrängt, und ihnen zu der epischen Form, deren Feststellung ich

schon oben erklärte, die lyrische Farbe gab. Das Bestreben, sagte ich oben, welches das Mittelalter zeigt, das Vereinzelte mit Ideen zu binden, brachte diese epische Form des Volksepos hervor. In dieser lyrischen Zeit hielt man auch im Roman diese Form fest, eben den Ideen zu gefallen, die in allen Epen der Ritter das einzig epische Element sind; die Behandlung und alles übrige trägt durchaus subjectiven Anstrich, und nur das Volksepos widerstand dem. Dieser Gegensatz des Antiken und des Christlichen, des Plastischen und des Lyrischen trennt daher unser Volksepos von dem Ritterroman und brachte die Spaltung zwischen den Verehrern und Pflegern des einen und des anderen hervor. Wie konnte unter diesem Wecheln, diesem Schwanken, das zwar überall in solchen Epochen literarischer Gährung Statt hat, das sich aber sonst verfährt, hier aber stets ärger wird, bis endlich erst mit dem Ende der ganzen Bestrebungen zu Ariosts Zeit sich das ganze Gewirre derselben zusammenfassen ließ, wie konnte sich unter diesem ewigen Unfrieden ein Epos gestalten, das Ruhe, Besonnenheit und selbst eine gewisse Gleichgültigkeit fordert, die aus der Vergangenheit der erzählten Begebenheiten und dem Mangel an unmittelbarer Theilnahme fließt, und wie konnte sich selbst eine Lyrik gestalten, die überall das Individuelle liebt und Mannichfaltigkeit sucht, während sie sich hier muß von jener Einen Stimmung der ganzen Welt und der ganzen Generation, jener Stimmung zwischen Freude und Leid bestimmen lassen! Diese Stimmung trägt unstreitig jede Zeit, die eine nationale lyrische Poesie pflegt. Aber man betrachte einmal, wie sie nicht nur, wie ich bemerkte, in Südfrankreich unter günstigeren Umständen ward, man halte dagegen die Zeit, wo Griechenland seine Lyriker und seine Dramatiker erhielt, eben die Zeit, wo es von seiner Vergangenheit in seine Gegenwart rückte, wo es seine umgebenden Verhältnisse besang, wo es aus kleinen Bestrebungen in Weltereignisse übertrat, und man erwäge, welcher ein anderer Gesang aus den anderen Verhältnissen werden mußte. Die damaligen Kreuzzüge waren ein Kampf für Vaterland, Heerd, Weib, Kind und Götter und Recht und Sitte: von all dem klingen noch heute die Töne der Lieder in den wenigen Resten, die wir übrig behielten. Die damaligen Riesenkämpfe fingen mit rechtmäßiger Vertheidigung an und endeten nach nicht allzulanger Zeit mit Umsturz des persischen Reichs, während die Kreuzzüge

ausgingen von fanatischer Eroberung und endeten mit dem Verluste des-Orients und Griechenlands; ein einziger Zug nach einem ungeheueren Erfolge dort, der freilich mit dem Uebergange in neue Verhältnisse Griechenlands Umsturz nach sich zog, und hier ein einziger Zug nach einem furchtbarem Unglücke, das freilich umgekehrt mit dem jetzt entschiedenen Uebergange in eine neue Welt Europas Größe und die Reinigung seiner Religion nach sich zog. Auch hier sieht man, wie Europas Glück stets in der Ferne, in dem endlichen völligen Herausstritt aus den Trümmern der alten Welt lag, wie eine richtige Ahnung die unruhige Bestrebsamkeit und das Haschen nach einem stets Neuen die Völker unbestimmt leitete, während die Griechen sich stets ihres Besizes freuten, ohne den weiteren Erwerb zu verschmähen; und daher näherten wir uns in der neuen Zeit zugleich größerer Befriedigung und größerem Glücke, indem wir uns dem griechischen Sinne mehr näherten. Damals kämpfte Griechenland mit dem Weltreich des Ostens: weit entfernt den Gegner gering zu achten, wie die Europäer die Sarazenen, bewunderte es seinen Glanz, fürchtete jaghaft seine Macht, bestaunte seine Größe und überschätzte ihn in Allem. Weit entfernt, einem verachteten Gegner zu unterliegen, errang es die glorreichsten Siege, die nach tausenden von Jahren nicht ihres Gleichen haben; weit entfernt, im Unglück verzagen zu müssen, wie die Christenheit unter den Siegen der Türken that, häufte es Ruhm auf Ruhm, und was bewundernswerther ist, es lernte nicht sich seiner Kraft und seines Glückes zu erheben, sondern der furchtbare und unerwartete Sturz der persischen Monarchie, welche die Griechen in Schlachten niederwarfen, an deren Erfolg sie jedesmal selbst verzweifelten, hatte auf sie einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß sie aus dem Unglück der Feinde vielmehr Belehrung, als aus dem eigenen Glücke Uebermuth zogen, daß die Scheu vor der neidischen Gottheit und die große Erfahrung wie Gott zwischen die Lippe und den Rand des Gefäßes den Tod legt und wie er dem Menschen das höchste Glück oft zeigt um ihn um so tiefer zu stürzen, daß diese Erfahrung hinsfort über die ganze Iyrische und dramatische Kunst jene großartigen Ideen breitete, einförmig, wenn man will, aber zu groß, um je zu ermüden, und auf der anderen Seite ein Thema von so allgemeinem Charakter, daß es alle menschlichen Verhältnisse in sich schließen konnte. Dies möchte

das Freud und Leid der Neueren auch; allein nur Schade, daß das Maas von Glück und Unglück eine eben so subjective Sache, wie das Fatum und seine Gesetze ewig unwandelbar ist; daß jenes den Menschen stets auf sich selbst, dieses auf Alle zugleich hinweist; daß eben hierdurch auf dem letzteren Wege nothwendig Reichthum des Geistes erworben wird, aber vielleicht Innigkeit des Gemüths verloren, die umgekehrt auf jenem ersteren Wege gewonnen wird, indem man des anderen verlustig geht. Die griechische Lyrik und Dramatik umschlingt daher alle möglichen menschlichen Beziehungen, der Minnegesang und das Kunstepos der Deutschen singt nur von der Liebe, und nur von der eigenthümlichen Art von Liebe, die damals in Deutschland herrschte, worauf ich gleich weiter zurückkomme.

Aber nicht einmal so weit her brauchen wir, um die Verschiedenheit und die ganz einzige Eigenthümlichkeit des deutschen Minnegesangs anschaulich zu machen, die Punkte der Vergleichung zu holen. Der gleichzeitige Gesang der Troubadours zeigt schon auf den ersten Blick, welch eine merkwürdige Kluft zwischen beiden ist, die zwar sonst so viele Verwandtschaft und gleiche Duelle haben, obgleich an eine Herleitung des Deutschen vom Französischen gar nicht zu denken ist, da kaum eine einzige Nachahmung durch einen Grenzmann, Rudolf von Neuenburg, von Bodmer nachgewiesen werden konnte, und die inneren Merkmale himmelweit, wie wir sehen werden, verschieden sind. Die neuen Verhältnisse, welche an den Meeren Verkehr und Nüchrigkeit nährten, hatten den Ritterstand für geistige Thätigkeit empfänglich gemacht; das Christenthum und die Kreuzzüge hatten ihn innerlich gesittigt, singen an seine Rohheit zu brechen, sein Gemüth zu beschäftigen und edelmüthig ließ er jetzt seinen Arm der Kirche und seinen Schutz dem schwachen Geschlechte, das er bisher so sächlich behandelt hatte, wie die Kirche feindlich, und von dessen Verehrung unter dem Ritterthume sich eine Geschichte schreiben ließe, die der Geschichte der ritterlichen Frömmigkeit sehr analog ausfallen würde. Je inniger es mit dem Gottes- und Frauendienste gemeint war, desto heiliger und sehnüchter stimmten sich die Herzen, desto bestimmter legte man das ausschließliche Wohlgefallen an Waffenthaten, am alten Epos und am historischen Liebe, das sich mit äußeren Begebenheiten in ruhiger Erzählung beschäftigte, ab, und wandte sich auf die Ge-

schichte der Seele. Wer nicht aus seiner Jugend und aus der Zeit, in welcher die ersten Regungen der Liebe aufkeimen, Erinnerungen übrig hat, wer in sich kein Mitgefühl mehr spürt mit seinen eigenen Zuständen in jenen Jahren, wer nicht den ganzen Jammer der ersten unbestimmten Sehnsucht noch nachempfindet und die Süßigkeit und Bitterkeit der mit ihr verknüpften Empfindungen, und die Qualen und Freuden, mit welchen die feurigste Phantasie uns dann abwechselnd martert und beseeligt, wer nicht im Gedächtniß hat, zu welchen unsäglichen Raivetäten und Thorheiten, zu welchen wunderlichen Vorstellungen und Gedanken, zu welchen Selbsttäuschungen und Selbstbetrügen diese glühende Einbildungskraft den aufrichtigsten, gesündesten, natürlichsten Jüngling verblendend verleitet, oder wer Dantes *vita nuova* gelesen hat, ohne sich bei diesem treuen Abbilde dieser Zustände eines ungefähren Analogons aus seinem eignen Leben zu erinnern, oder wer Ulrich von Lichtensteins Frauendienst kennt, ohne sich erklären zu können, wie ein solches Liebes- und Sängereben zu verstehen sei, wer durch altkluge Erziehung oder durch Schullast oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor diesen Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir vergeblich einen Begriff von dieser Periode des Mittelalters, schwerlich eine Vorstellung von den Quellen dieser Poesie, gewiß keinen Geschmack an dieser Lyrik beibringen. Dieß ist die Ursache, warum sich unsere Generation meist so entschieden von diesen Poesien abwendet, denn der wieviele möchte unter uns so unverkünstelt emporwachsen, um ungestört jenes Leben in Innigkeit erfassen zu können? und hierin liegt auch die Ursache, warum die Frauen viel leichter sich mit diesen Dichtungen ausföhnen, wenn sie nur einmal über die Schwierigkeiten der Sprache hinweg sind. Dieses Seelenleben mit all seinen Wundern überwand das Wohlgefallen am Waffeneben, der Frauendienst trat über den Ritterdienst, die Waffen hatten nur noch Bezug auf Religion und Frauen, die Turnierpreise vergaben diese, und man diente ihnen mit Gesang und Lied wie mit dem Schwerte. Dieses reine Leben der Einbildung stellte bald das äußere Leben, That und Handlung, in Schatten, und daher verschwindet jetzt im Epos die Schilderung von Handlungen und Thaten, um der Schilderung der Seelenzustände und Liebesempfindungen Raum zu machen; es flüchtete vor der Wirklichkeit, und es giebt nichts Merk-

würdigeres, als die ideale Höhe der Stellung des Weibes bei diesen Dichtern mit der untergeordneten zu vergleichen, welche die Wirklichkeit ihm im Staat und Recht anwies. Die Sublimität dieses neuen Lebens forderte eine neue Sprache. Die erreglicheren südlichen Gegenden in Frankreich wie in Deutschland, wo der Rhein, Oesterreich, Baiern, Schwaben und die Schweiz<sup>209)</sup> fast ausschließlich im Besitze der lyrischen Kunst erscheinen, Dialecte ferner, welche sich mehr durch Modulation des inneren Accentes als durch Reichthum an äußerer und sinnlicher Bezeichnung auszeichneten, bemächtigten sich dieser Liederkunst; man verließ die Volkspoesie, die mit dem Stände der herumwandernden Sänger und Harsner in Verachtung sank, bei der neuen Erhebung der Kunst von einer volksmäßigen zu einer adligen, bei dem Uebergange derselben aus der Pflege von Blinden und Bettlern zu der von Königen und Fürsten; versetzt von den Märkten und Dörfern an die glänzendsten Höfe, gewöhnt an Fürstengunst, an Ehren und große Gaben statt an ärmliche und dürftige Pfennige, eingeführt an die prachtvollsten Feste und in den Kreis der Frauen, lernte die Dichtkunst jetzt die eintönigere vierzeilige Strophe des Volksgesangs verschmähen, die noch in den ältesten Liedern geherrscht und zufolge Grimms Nachweisungen<sup>210)</sup> den Uebergang auch aus dem Volksliede zu der Kunstichtung der Minnesänger vermittelt zu haben scheint und die wir, um Ein Beispiel zu geben, in einem schönen Liede des Kiurenbergers<sup>211)</sup> finden, das auch in seinem Inhalte volksmäßig klingt. Schade, daß uns so wenig in dieser oder in der ähnlichen Art einiger dem von Nissen zugeschriebenen Lieder<sup>212)</sup> übrig geblieben ist, woraus wir stufenmäßiger nachweisen könnten, wie auch in jener Zeit schon, im Gegensatz zu der französischen und südlichen Poesie, gerade wie in neuerer Zeit ein volksthümlicheres Prinzip selbst in dieser unvolksmäßigen Dichtung vorwaltet, wie denn die vielen Wächter- und Taglieder mit Recht als volksmäßig

209) Grimm über altb. Meistergesang p. 127 sqq. In Note 112 weist er eine interessante Stelle im Nysner nach: „der sang unrecht, er sei ein Schwabe oder ein Vater,“ d. h. er sei einer der besten Dichter. Ueber die Schweiz vergl. Wadernagel über die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel 1833.

210) Ibid. p. 28. 48.

211) Manessische Sammlung I, 38b.

212) Benedes Beiträge I. No. 30. 39. 50.

Reife angesehen werden und die Tanz- und Frühlings- und Herbstlieder den Stamm verrathen, auf dem unser Minnegefang gewachsen ist. Eine solche allmähliche Entwicklung aber ist jetzt nicht nachzuweisen; wir sehen plötzlich an die Stelle der armen Reime die außerordentlichste Fülle und Eleganz einer mit zahllosen Künstleien (selbst bei den Besten) überladenen Reimkunst treten, die eine große Vollendung zeigt, und sich mit reichen, neuen, looninischen, Anfangs- und anderen Arten künstlicher Reime jeden Schritt erschwert, ohne daß sie — es sei denn in den höchsten Uebertreibungen — irgend einen Zwang verriethe; an die Stelle des einfachen Maasses des Volksliedes sehen wir auf einmal eine Mannichfaltigkeit von Tönen treten, die sich fast der Zahl der Lieder selbst gleichstellen läßt und zu deren Erfindung schon damals an den besten Dichtern das Talent bewundert wird. „Von weitem meinen wir denselben Grundton zu vernehmen, treten wir aber näher, so will keine Weise der anderen gleich sein. Es strebt die eine sich noch einmal höher zu heben, die andere wieder herunter zu sinken, und mildernd zu mäßigen; was die eine wiederholt, spricht die andere nur halb aus<sup>213)</sup>.“ Dies zu erläutern, dient alsdann, daß Grimm nachgewiesen hat, wie fast in sämtlichen Liedern der dreigliedrige Strophenbau herrscht, jene Trilogie, die auch in den meisten Melodien der deutschen und auch der walisischen Volkslieder obwaltet, eine Grundform, welche gleichwohl jene bestaunenswerthe Verschiedenheit und unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der einzelnen Töne duldet. „Diese Sänger haben sich selbst Nachtigallen genannt, und gewißlich könnte man auch durch kein Gleichniß als das des Vogelgesangs ihren überreichen nie zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen<sup>214)</sup>.“ Diese Wahrheit hat Gleim und gewiß Jeder, der sich in neuerer Zeit mit diesen Poesien näher abgegeben hat, gleichmäßig empfunden.

Dies wären im Allgemeinen die inneren Quellen der Entstehung und die äußeren Merkmale dieses deutschen Minnegesangs aber schon in diesem Allgemeinen weicht die provenzalische Lyrik

213) Grimm l. l. p. 37.

214) Idem ibid.



ab<sup>215)</sup>. Mitten unter den ersten glorreichen Thaten der Kreuzfahrer ertönt schon der erotische Gesang zur Laute und der Graf Wilhelm von Poitou sang schon 1101, als er heimkehrte, Lieder von seinem unglücklichen Kreuzzuge. Nicht einmal brauchten sie so weit die Stoffe solcher ritterlichen Gesänge zu suchen, ein eben so heiliger Krieg war in der Nähe und dieser noch mehr als jener im Osten beschäftigte die heldenmäßigen Kämpfer, in denen die schönste kriegerische mehr, als christlich-ascetische Begeisterung für die Glaubenskriege brannte. Wer sollte es wohl glauben! unter tausenden von Liedern, die uns von einer Menge von ritterlichen Minnesängern aus verschiedenen Zeiten erhalten sind, unter allen Producten eines ausschließlich kriegerischen Standes, der nichts zu thun hatte, als das Schwert zu führen, der noch vor wenigen Jahrzehnten fast ohne Ausnahme nichts zu thun wußte, als das Schwert zu führen, unter allen diesen Dichtungen dieses Standes in Deutschland nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegerische Tugend des Ritters gepriesen wäre! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand du Born, dem wohl auch die Frühlingsblumen und der Vogelsang lieb sind, aber lieber das Kampfspiel und die Belagerung, das Schlachtgetümmel und der Wetteifer im Streit, der wohl auch festliches Gelag schätzt und die Ruhe des Schlafs, aber mehr das Schlachtgeschrei und die wiehernden Roffe und die fallenden Feinde zu sehen liebt, wer gibt nicht, sag ich, wenn uns dieser ein kriegerisches Lied singt, die erotischen Jeremiaiden unserer Minnesinger zu hunderten dafür hin? So ferne liegt das Nächste in der wirklichen Welt unseren träumerischen deutschen Meistern, so sehr vergessen sie aller Kraft und männlichen Tugend, um sich in Selbstquälereien aufzureiben! Alles was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, spiegelt sich in ihrer Kunst, nichts davon unter den Deutschen. Von Kriegslust, von Wetteifer, von Vasallentreue, von Ritterpflicht singt Jeder, wer die Saiten zu rühren weiß; von Standesspott und Haß gegen andere Stände glühte Castelnau, von Born über Juristen und Prälaten Bonifaz von Castellane, von Eifer gegen Rom und den Pabst Figueira. In Deutschland beschwerten sie sich, wie jener nicht unähnliche Tasso

---

215) Ueber das Nähere vergleiche man das Werk des trefflichen Diez über die Troubadours.

des Göthe, dem dieser Zug vortreflich geliehet ist, daß man sie nicht an den Hof zöge — aber was sollte man in einem Kreise, der zu handeln und nicht blos zu singen hatte, mit diesem Geschlechte anfangen? Aber in der Provence mußten sie an den Hof und ins Leben gezogen werden, denn dort beurtheilten sie jede öffentliche Handlung, drängten sich mit ihren Sirventes, die man in Deutschland nur ausnahmsweise kennt, in alle Verhältnisse, nahmen mit wüthender Leidenschaft Parthei bei allen politischen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunst wünschenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politische Geschichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirksamkeit zu stoßen, in Deutschland kann diese Geschichte sie, fast nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen. Gegen Einen Landgrafen Hermann in Deutschland, (denn wen soll man mit Auszeichnung hinzuzählen?) sind hier die Protectoren dieser Kunst zu hunderten, und man sollte meinen, unter so vielen Gegensätzen und Aehnlichkeiten der neu- und altdeutschen Entwicklung der Poesie müsse man auch die hervorheben, daß wie damals das Fremde in Allem überwiege, so auch der Hohenstaufen Neigung nach dem Süden eben so viel geschadet hätte, als in der neuen Zeit des großen Friedrich Vorliebe für die französische Literatur die vernichtende Kritik Lessings nur schärste. Diese Troubadours rangen in ihren Liebeswerbungen mit Königen und befehdeten die Throne mit ihrer politischen Opposition. Mit ihrer Kunst, eben weil Rangunterschied selbst unter diesen Dichtern war, haben sich manche emporgebracht aus dem Kreise von Handwerkern, Bürgern und Bauern, und das Talent, nicht die Niede, förderte Fündlinge und Waisen. Diese Dichter sind voll von Lebenslust, von Kraft, von Energie, von Männlichkeit, sie mischen sich froh und heiter in Alles und Alles muß sich ihren Angriffen, ihrem Lob und Tadel aussetzen. Von ihrem Leben, ihrem Glanz, ihrem Verkehr, ihren Leiden und Freuden, von ihren Liebeshändeln, Eifersuchten, Kämpfen, Wallfahrten — sind ganze Bücher geschrieben worden; man sage nicht, von den Deutschen wäre nichts dergleichen erhalten: es würde erhalten sein, wenn etwas dergleichen existirt hätte; man sage nicht es seien Fabeln, nicht einmal Fabeln haben sich von den Deutschen erhalten, es müßte denn jener Meistergefang über der holdseligen Kunst Entstehung sein, oder der Wartburgkrieg, der

durchweg vom Geiste des späten 13ten Jahrhunderts gefärbt und überhaupt ein absurdes Ding ist, auf das man nicht viel mehr Werth legen darf, als daß es neben anderen Zeugnissen und nur neben diesen die Existenz von Sängerversammlungen in Deutschland beweist. Diese Dichter sind auch voll von Gelehrsamkeit und stets lebendiger Kenntniß; Religionsmeinung, Philosophie, Roman, Alles erscheint in ihren Gedichten. Als im Verlaufe der Zeiten die Dichtkunst und die Schätzung der Sänger sank, als sich die Zeiten verschlimmerten, da beginnt in Deutschland im lyrischen Gesang jenes ewige Jammern der Konrad, der Zweter und wie sie alle heißen, allein in der Provence steht ein Pierre Cardinal auf, ein derber Sittenprediger, den die Ungunst der Zeit ungebeugt läßt, ein fester Mann, der auch einmal nichts von der Liebe wissen will, ein Satyriker voll Kraft und Würde, Lebendigkeit und gesundes Sinnes. So haben diese Troubadours unseren neueren lyrischen Dichtungsarten, schöpferisch wie die Griechen, Namen, Gestalt und Autorität gegeben: sie haben Canzonen und Pastorelle, Satyren und Briefe, Serenaten und Lenzonen und Sonette. Ein Dante nährte sich am Duell dieser lebenvollen Dichter, ein Petrarck verschmähte nicht Valencianische Dichter zu benutzen, denn diese Dichter kennen ächte Kunstform, und wissen was poetischer Ausdruck ist<sup>216)</sup>, und die Schäferdichter erkennen Riquier und Esteve als ihre Führer. Das Persönliche in den Dichtungen der Troubadours macht Vieles gemein und prosaisch, aber es hält sie von Einseitigkeit ab und macht sie lebendig; ihre Vielseitigkeit macht sie zuweilen platt und schaal, dagegen sind die Minnesinger in ihrer Eintönigkeit stets edel, warm und tief. Die erweiterte Bildung der Provenzalen brachte unter den dichterischen Anlagen und Naturen die größten Verschiedenheiten hervor, unter ihren Gedichten den ungleichsten Werth, der auf den ersten Blick zu unterscheiden ist, unter den Minnesingern kann man hunderte zusammenstellen, die zu trennen schon ein sehr scharfes Auge und ein langes und eindringendes Studium erfordern würde. Die Troubadours sind reich an Empfindungen, wo die Deutschen in wenigen Empfindungen tief sind

216) In den *osserrazioni sulla poesia de'Trovadori etc.* Mod. 1829 ist aufs neue versucht worden, zu zeigen, wie Vieles die Italiener den Provenzalischen Dichtern schuldig sind.

und innig, beharrlich ruhen diese auf Einem Gefühle, wo jene leicht hinflattern im Rausche von Bildern und Empfindungen. Man kann es an den Melodien, die uns von diesen und jenen übrig sind, am deutlichsten lernen, wie gerne das deutsche Minnelied einen einzigen Ton der Empfindung fest hält und welche eine unendlich rührende Wehmuth darüber liegt, während der Franzose selbst im Klaglied die leichte Natur nicht verleugnet. Die Sprache der Musik ist hier reicher und mannichfaltiger, wie auch die des Gedichts, aber zugleich strenger, als die weiche und seelenvolle deutsche, die von einer Innigkeit und einem Ausdruck voll ist, dem man nicht leicht etwas an die Seite setzen kann, eine Einfachheit, die selbst noch in den Zeiten des Meistergesangs für die verkünsteltesten Verse entschädigt, und die nur eine so plumpprosaische Natur wie unser guter Forkel für Armuth nehmen konnte, was ihm dann Raumer am wenigsten hätte nachschreiben sollen. Die Leidenschaft des Troubadours ist größer und wilder, nichts ist da von der Schüchternheit des Deutschen; seine Leidenschaft bricht sich Bahn und schafft sich Luft, und nichts weiß man z. B. hier von dem Verbot, den Namen der Geliebten im Liebe zu nennen. Diese Troubadours haben ja in ihrem Leben gezeigt, daß sie treu und innig liebten, aber sie waren nicht Engel, sie suchten nicht Märtyrer zu werden, und unter so vielen Leichtsinrigen erscheinen dann die Edlen um so höher, und wo ihre Liebeslieder Treue und Anhänglichkeit und wahre Empfindung athmen, ist man von der Wahrheit überzeugter, als in den deutschen Minneliedern, wo sich diese Anbetungen und Schwüre im conventionellen Style zu oft wiederholen, als daß man überall Glauben schenken möchte, während unter so vieler Eifersucht, so mancher Obscönität, so mancher gemeinen Gesinnung, zwischen Reibungen, Prüfungen, getäuschten Erwartungen, Uebereilungen, Vorwürfen, Benennungen, Verfolgungen, Rachen und Strafen, die wir zwischen den Liebenden vorkommen sehen in den Liedern der Troubadours, das wenige Reine sowohl schöner heraustritt als wahrer erscheint. Die Lyrik der Provenzalen hat nicht eben ausgezeichnete Mannichfaltigkeit, auch hier zeigt sich die Armuth des Lebens, jedoch weit nicht so arg wie in Deutschland. Das Gelegenheitsgedicht, das man bei uns fast kaum in Spuren entdeckt, die ursprünglichste und ächteste Quelle lyrischer Poesien, herrscht unter den Troubadours, oft von

der Art, daß man ohne Commentar aus ihrem Leben den Inhalt nicht versteht, eine Eigenheit, die das lyrische Lied der besten Dichter nicht immer ablegte. Dennoch darf man nur selbst die Lyrik der Perser vergleichen, um zu finden, wie selbst im Orient Besonderheit, Reichthum und Mannichfaltigkeit größer ist als selbst unter diesen. Zu allen Zeiten war die lyrische Kunst eine fröhliche; sie hat mit dem Weibe den Wein und den Gesang immer gleichmäßig gepriesen. Dies hat selbst ein Dschelaladdin und Hasis verstanden, allein nicht einmal die Provenzalen kannten den übermüthigen Jubel des Inneren, der zum freudigen Gesang und zum Gelage gehört; in Deutschland gar möchte schwerlich das Wort Wein oder viel Begriff von lautem und lustigem Singen in dem Minnesingercodex gefunden werden, und man wird uns nicht die mäßige Freudigkeit in den Tanzweisen entgegen halten wollen, die auch meist erst aus späteren Zeiten sind, oder nur ausnahmsweise sich auszeichnen, wie z. B. eine des Burkart von Hohenfels eine süppige Bewegung und eine schwindelnde Raschheit kennt, der man wenigstens an die Seite stellen kann; ich spreche aber überall hier vom Allgemeinen und kann die Anomalie nicht in Anschlag bringen. Es gibt vielleicht nichts was unsere ritterlichen Zecher so charakterisirt, als wenn sie versuchen, die Wirkungen ihres süßlichen versetzten Weines zu schildern. Was ist nicht jene Wiener Meerschwarz<sup>217)</sup> für ein plumper Wig! Bezeichnender aber ist der Weinschwelg<sup>218)</sup>, der Monolog eines Trinkers vor seiner Kanne. Es giebt nichts Ekleres, als ein einsames Saufen, nichts was der Bestimmung des Weines so sehr entgegensteht, der die Herzen öffnen, den Verkehr traulich machen und die gemeinsame und laute Freude erhöhen soll. Mit einer ganz unnachahmlichen Kunst (und allerdings so vortrefflich, daß man das Häßliche übersehen kann) ist nun in diesem Gedichte ein solcher Alleinzecher, geschildert, der in regelmäßigem Fortschritt seine Kanne vom Weine leert und mit Lobpreisungen füllt, bis er zuletzt seinen schwellenden Körper muß in Eisen waffnen lassen, um der Macht des Getränkes zu widerstehen, worauf er dann am Schluß des Gedichtes, nachdem das Unmögliche bereits geschehen war, nach einem auch hier wie:

217) In Lassbergs Liedersaa I.

218) In Grimms altdutschen Wäldern III.

derkehrenden Refrain, erst eigentlich anhebt zu trinken. So überraschend einfach und so ruhig im Ton der ächtesten Ironie dieses kleine Gedicht gehalten ist, so sieht man doch, daß nur in einem Stande, der die freien Künste der männlich lustigen Gesellschaft nicht kannte, sondern bloß Hofceremoniel und steife Frauencirkel, eine solche Materie so behandelt werden, und überhaupt nur aufgegriffen werden konnte, da dieses lästliche heimliche Zechen sonst nur unter gemeinen Weibern gefunden wird und so von Aristophanes verspottet wurde. Von eigentlicher Männlichkeit findet sich aber in der Kunst der Troubadours sogar wenig, unendlich viel mehr jedoch als in dem Minnegefang, den auch Grimm eine frauenhafte Kunst genannt hat; und welches Wunder ist's dann, daß dieser Minnegefang demnach aller der Lebenskenntniß, der Frische und Freiheit und des heftigeren Affects entbehrte, den die provenzalische Lyrik an sich trug? welches Wunder, daß er jedem kräftigen männlichen Geiste nicht zusagt, daß er erschlaffend wirkt, daß er eine vorbereitete Stimmung bedarf, ehe er wirken kann.

Aus allen Ansprüchen auf Reichthum des inneren und äußeren Lebens muß also Jeder weichen, der diese Minnesinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geist darf er nicht hoffen; auf Nahrung für das Gemüth — auch auf diese nicht Jeder. Die Lyrik dieser Ritter dreht sich einzig und allein (denn die Ausnahmen verschwinden fast) um die Liebe. Es ist die Zeit, von der an kein Roman, kein Drama, kein Epos mehr in Europa gedichtet wird, ohne daß diese den Mittelpunkt der Sache ausmachen oder zu den reizendsten Episoden dienen müßte. Ich glaube die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Wendung, welche die neue Kunst im Gegensatz zu der alten nahm, ganz zu erkennen. In unserer neuen Welt, wo aus dem Leben die Poesie völlig entschwand, wo Bedürfnisse, verständige Richtung, die Schwierigkeit der Subsistenz, die getrennten Stände, die angestrengte Thätigkeit des Kopfes und der Hände, kurz wo Alles darauf hinstrebt, den Verstand und den practischen Sinn auf Kosten des Gemüths allein zu bilden, konnte die Poesie, falls sie überhaupt ihre Existenz behaupten wollte, nicht besser thun, als wenn sie sich des eben reisenden Jünglings, wenn die erste Geschlechtsliebe ihn sinnig und weich macht, gewaltig bemächtigte. Sie mußte ihn bei dieser seiner inneren Beschäftigung fassen, ihm dafür Nahrung bieten, von da aus sein moralisches

Wesen zu reinigen, von da ihn für Alles Gute und Schöne empfänglich zu machen suchen. Es frage sich Jeder unter uns, der Sinn für Edles und Gutes in sich hat, ob er ihn der Erziehung, der Schule, dem Umgang, der Religionslehre mehr zu verdanken habe, als (von der angeborenen Natur abgesehen), den Grundsätzen, die sich in solchen Jahren mitten in der ersten gemüthlichen Bersehung bilden und ihren äußeren Impuls gewöhnlich von neuerer Dichtung erhalten, die erst in diesen Jahren anfängt, für den Jüngling Reiz zu bekommen, weil ihn jetzt erst jenes Vorherrschende in ihrem Inhalte ergreift. Die heilige und sanfte Stimmung des Menschen in dieser Periode, im Vereine mit einer Dichtung, die diese Stimmung hervorzurufen und zu unterhalten ganz geeignet ist, hält in uns allein eine ideale Seite gegen die materielle Welt, in der wir uns umtreiben, aufrecht; denn jene Zeit setzt sich noch über Rang und Stände, über Brodsorgen und Convenienzen und Alles, was an unserer edleren Natur gefährlich nagt, hinweg, und sie setzt den Mann in eine enge Beziehung zu dem Weibe, das in der neuen Zeit die poetische Seite der Gesellschaft bildet, wie es in der alten Welt der Mann that, weil ehemals auf dem Manne, wie heutzutage auf dem Weibe die Last des Lebens nicht so unmittelbar ruhte, wie auf dem männlichen Theile der jetzigen Gesellschaft, weil das Weib heute, wie einst der griechische Bürger, den gemeinen Berührungen des Lebens entzogen, weil es den Einwirkungen des Rangsinns, den Verderbnissen durch niedrige Beschäftigung, der Unruhe und Gewissenlosigkeit der Erwerbssucht nicht ausgesetzt ist und weil von Natur schon das Weib mehr als der Mann gemacht ist, mit der höchsten geselligen Ausbildung den Sinn für Natürlichkeit und die ursprüngliche Einfachheit des Menschen zu vereinen und die letztern nicht dem erkünstelten geselligen Leben aufzuopfern. Die geänderte Gestalt der äußeren Verhältnisse in neuerer Zeit bedingte sogar diese Art Gefühle, die in diesen Dichtungen so ausschließlich behandelt sind, mehr als man glauben sollte. Die Hindernisse und Beschwerden unsers Lebens wehren uns den leichten Genuß und die rasche Befriedigung der Alten; sie schrecken uns in uns zurück, sie erzeugen die unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns die Lasten des Lebens tragen hilft und diese Lasten kannte der Grieche so wenig, wie unser eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib

wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen<sup>219)</sup>, und es war eine wunderbare und wohlmeinende Fügung des Schicksals und der Vorsehung, daß, als sie die Ordnungen der alten Welt und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerstörte, sie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraus hob und zur Herrschaft über die Gemüther berief, ohne die die neue Welt in Gemeinheit der Bestrebungen aufs tiefste hätte herabsinken müssen. Nicht einmal da, wo das Weib aus dieser schönen Bestimmung herauswich, wo es seine Unabhängigkeit zur frivolen Lizenz mißbrauchte, nicht einmal da hat sich das Leben auf einer Höhe erhalten können, die dem menschlich Empfindenden genügte, denn welcher Bessere unter uns möchte in dem Zustande einer Pariser Welt anderes als Widrigkeit und Ekel empfinden? Nur wo, wie in Deutschland, das Weib, indem man ihm jene größte und schönste Gewalt einräumte, von jeder Anmaßung einer weiteren Herrschaft abstand, nur wo es dieser Aufopferung des Mannes jene andere entgegenbrachte, mit der sich jeder ächt weibliche Charakter des Mannes und seiner kleinen Bedürfnisse pflegend und dienstfertig annimmt, nur wo häusliche Tugend im Weibe aufrecht erhalten ward, nur da füllt das Weib die würdige Stellung würdig aus, die ihm die Natur angewiesen hat. Wir dürfen es freudig sagen, kein Volk der Welt kann sich in alter und neuer Zeit hier mit uns vergleichen. Und mögen Christenthum und Naturanlage zur Erschaffung und ersten Gestaltung dieses Verhältnisses in der neueren Gesellschaft das frühere und wesentlichste gethan haben, so ist es gewiß, daß erst das ritterliche Leben und diese ritterliche Minnepoesie demselben seine Blüthe gegeben, so wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausstandes erst die Reife hinzugab; der Genuß der Früchte war vielleicht erst uns Späten vorbehalten. Ich meine nämlich, diesem ganzen Verhältnisse und allem dem was es entwickeln half, haben wir im Leben und in der Kunst unserer Lage so manches Herrliche zu danken, was eben die Zeiten, die so thätig dafür wirkten, nicht selbst kannten. So eine unübersehbare,

219) Gottfried im Tristan:

Diu werlt, diu wære unruhes vol  
 und lebete rehte als an 'ir dank,  
 wan, der vil liebe vogel sant,  
 der ermant vil disse den man,  
 der ie ze liebe muot gewan,

beide liebes unde gutes,  
 unde maniger hande mutes,  
 der edelen herzen sanfte mu.



ausgebreitete und merkwürdige Bedeutung der deutsche Minnegefang von dieser Seite betrachtet erhält, so unendlich hoch ihn diese Wirkungen über die Troubadours erheben, so kann ich gleichwohl in seiner unmittelbaren Erscheinung nicht das Große, namentlich nicht das poetisch Große erblicken. Wenn wir einen der ersten Minnesänger, wenn wir Walthern, der durchaus noch einen männlicheren Charakter trägt, betrachten, wenn wir ihn als Repräsentanten der Anfänge des Minnegefangs betrachten wollen, so werden wir auch hier das Osterwähnte wieder finden, das Aeltere und Erste ist hier immer besser, als das Folgende und Späte, weil Uebertreibung und mit ihr Ausartung jede Bestrebung in jenen Zeiten auf der Stelle auf Abwege leitet. Es sind eben, wie ich schon bemerkte, Revolutionszeiten, die auch in der Kunst sichtbar sind; das erste Hervortreten der neuen Bestrebungen ist vortrefflich, wie meist in jeder Umwälzung, wie in den Kreuzzügen, wie in der französischen Revolution; unmittelbar darauf artet Alles aufs entsetzlichste aus, in allen angeführten Fällen durch nichts als Uebertreibung. So brachte sich die Hast und der Eifer jedesmal um die Früchte, die jedoch der Nachkommenschaft unverloren blieben; überall, werden wir sehen, in den Umwälzungen des Staates und der Kunst, gehen die neuen Richtungen von verständigen Entschlüssen, von weiser Beurtheilung der Bedürfnisse und der Zeitlage, von nothwendigen Forderungen aus; aber in der Ungeduld läßt man sie plötzlich von der Phantasie ergreifen und jedesmal ins Utopische übertreiben, bis man endlich erschöpft zu besonnener Ruhe zurückkehrt, nachdem man das Schmerzlichste erfahren hat. In jeder politischen Umgestaltung der Dinge liegt dies am Tage; aus den Bestrebungen ganzer Welten entsteht nichts als Unordnung und ein wildes Gewirr; einzelne tüchtige Männer hatten ruhig den Ton angegeben, die Masse reißt ihnen den Zügel aus der Hand, und Anarchie folgt, bis ein kraftvoller Einzelner den Zaum wieder anzulegen versteht. Nicht anders ist's in Revolutionen der Kunst. Die ersten Troubadours und ein Wolbege und Walthar von der Vogelweide gaben den Minnegefang in vortrefflicher Weise an; nun bemächtigen sich Sicilier, Spanier, Provenzalen, Deutsche und Nordfranzosen dieser Dichtung, die Einen brauchen sie, um Wig und Scharfsinn zu üben und die Liebe mehr zum Gegenstande des Kopfes als des Herzens zu machen, die anderen ersticken

jedes andere Gefühl und jeden Gedanken und man zweifelt, ob sie von eignen Empfindungen singen und nicht von künstlich gemachten, oder ob die Laubeit und Armuth ihrer Ausdrücke von zu großem Feuer der wirklichen Empfindung herrührt, da, wie ein oft scharfsinniger ästhetischer Denker gesagt hat, die Hand die vom Fieber der Leidenschaft zittert, nicht über die Leidenschaft schreiben kann. Dies dauerte, bis Petrarca aufstand, ein Mann, der wie Dante, wie Walther, wie Rufias March mit dem männlichen Alter aus diesen dunkeln Empfindungen heraustrat, der die Gefeglosigkeit dieser Dichter aufhob, eine höhere edlere Liebe faßte, und sich aller der Vortheile auf einmal bemächtigte, welche die frühere Zeit ganz allein ihm selbst verschaffen, aber nicht selbst genießen konnte. Vollkommen so steht Dante auf der Höhe gewisser anderer fruchtlos verfolgter Richtungen; vollkommen so bemächtigt sich Ariost autokratisch alles dessen, was ohne ihn uns nur in ungenießbaren Werken daliegen würde, was ohne diese ungenießbaren Werke aber er selbst niemals hätte erschaffen können. So ist die ganze französisch-deutsche Dichtkunst des Mittelalters nur nicht in allen ihren Theilen eine bloße Vorschule für die großen Italiener, welche auf ihren Häuptern fast allein den Ruhm versammelt haben, der ganzen Jahrhunderten vor ihnen dem Stoffe nach zugesprochen werden muß, der aber ihnen was die Form angeht, die in der Kunst Alles ist, mit vollem Rechte gebührt. Jene Länder hatten zu frühe das glänzende poetische Leben, das sie unmittelbar in der poetischen Kunst abschildern wollten: allein so aus der Nähe kann man kein Gemälde aufnehmen, und die Zeit hatte auch nicht die Bildung, sich, wie die neuere deutsche Zeit that, sagen zu können, wie man es anfangen müsse, um sich in eine Ferne zu rücken, sie konnte nicht die Zustände jeder Zeit und jedes Raums, wie unsere Zeit, zum Gegenstande ihrer Dichtung machen, indem sie deren historische Kenntniß voraussetzte. In Italien aber fing dieser höchste Glanz des Lebens erst an, als nicht allein die ritterliche poetische Zeit wirklich schon in die Ferne gestellt, sondern auch durch alte Bildung und jederlei Aufklärung das künstlerische Verfahren gereifter war. Ein poetisches Leben müssen wir jenen Zeiten und jenen Sängerkreisen zuerkennen, aber dies macht noch keine poetische Kunst; ja es scheint ihr ganz eigentlich entgegen zu stehen, und dies haben die ersten Kunstdichter am lebhaftesten geführt, wie man

z. B. in der Poetik eines Juan del Enzina erfahren kann, wie man auf jenen von dem Leben unmittelbar erborgten Vortrag der Troubadours beim Erwachen des klassischen Studiums herabzusehen begann. Man kann sagen, daß Zeiten der lebendigen Volksdichtung eine Poesie besäßen, aber keine Dichter, und andere Zeiten der Kunsidichtung Poeten aber keine Dichtkunst; gewiß ist in aller Geschichte der Poesie das Factum; daß das Höchste in der Kunst nur durch die Berührung beider Extreme, bei der Scheide von dem einen zum anderen, bei der Uebernahme des ächt Volksmäßigen durch ächt kunsifinnige Dichter, geleistet worden ist.

Wir wollen also an Walther von der Vogelweide <sup>220)</sup> sehen, was dieser Minnegefang in seinen Anfängen versprach. Durchaus erscheint dieser Mann nur in einer allgemeinen Ähnlichkeit mit den übrigen Minnesingern, sonst steht er der Mannichfaltigkeit seiner Dichtungen, der verständigen Ansicht von allen Lebensverhältnissen, der Vielseitigkeit des Geistes nach den Troubadours näher, so sehr er sie übrigens an Tiefe des Gemüths und der Einsicht, an schlichter Natur, an Würde des Charakters übertrifft; so ein ächt deutscher Mann er ist. Es kann kaum eine Vergleichung statt haben zwischen der großen Mannichfaltigkeit des Stoffes in dem Büchlein seiner Lieder und der beschränkten Armuth in den endlos gedehnten Epen, oder welchen anderen Werken der Zeit. Wie wäre diese ganze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und des Weltlichen, des Großen und Kleinen, des Ernsten und Heiteren, aus Staat und Himmel, aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und der näheren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre, sage ich, ein Geist, der dies Alles umfaßt, zu vergleichen mit der Selbstgenügllichkeit der meisten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises; wie wäre dieser wackere und kernvolle Charakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimath keine Fessel erträgt, der von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von der Welt, aber eben so wenig der neuesten Zeit und ihrem Einfluß erliegt, zu betrachten neben der

220) Ich begnüge mich mit wenigem über diesen Mann, da die Urtheile von Uhland über ihn, die Ausgabe von Lachmann, und deren Uebersetzung durch Simrock und Wackernagel Alles an die Hand geben, was man über ihn sagen kann.

verschwimmenden körperlosen Natur der Anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Haß in nebliger, eintöniger Höhe schweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem dunklen Gegenstande haften lassen, oder ihre Helden aus dem Kreise der Wahrheit und der bestehenden Wirklichkeit wegrücken, in der sich Walther in seinem wahren Elemente findet. Es giebt keine wahrere Bezeichnung der Werke dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Besonderheit abgeht; bei Walther kann man es ungefähr umkehren. Selbst seine Liebeslieder werfen uns nicht ewig, wie die des Ulrich von Lichtenstein, von Freud zu Leid, von Klage zu Hoffnung, von Muth zu Unmuth, halten uns nicht, wie die Reimars des Alten, in einem anhaltenden Klagetone, durch den nur einmal eine Zeit der Lust durchzieht, die ihn wohlthätig unterbricht und unter den Schatten ein hebendes Licht wirft, haben auch nicht ihr Verdienst in der mehr künstlerischen Behandlung, mit der Heinrich von Morungen, feurig, edel, tief empfindend, von mehr ästhetischer Höhe, sein Leid als jene Bitterkeit mildernd malt, die der Süßigkeit heftiger Liebe stets beigemischt ist, sie sind auch nicht so selten und in so naher Beziehung mit der übersinnlichen Liebe zur Jungfrau wie bei dem zelotischeren Reimar von Zweter, ihre Besonderheit liegt auch nicht in Zufälligkeiten seines Lebens, wie z. B. die von Burkart von Hohenvels in jedem Wilde den Jäger verrathen, sondern wo sie Liebe und Liebesgefühle dichterisch schildern, leiten sie auf die Duelle derselben zurück; wo sie das Wesen der Liebe betrachten, weisen sie grundsätzlich auf ihren Werth zur Sittigung des Menschen, kennen ihre Macht und ihre Natur nicht in unklaren Bildern, sondern nach deutlichen und faßbaren Eigenschaften und Aeußerungen. Walther ist nirgends vom Gefühl hingerissen, sondern seine dichterische Schöpfungskraft waltet frei darüber; die Liebe beherrscht ihn nicht, er setzt die Tugend nicht in sie allein, überhaupt nicht, wie das Weib, in's Gefühl, sondern männlich in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Pflanze, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; wie er selbst überall mit offenem Sinn und freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und mißt, mag er als Muster einer kräftigen und doch innigen Mannesnatur gelten; seine Frauen

haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form, mit Sitte, Anstand und Schicklichkeit triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer, und dazu tritt dann froher Verkehr und Frauendienst erhöhend und verschönernd hinzu. Ich wüßte nicht, daß ein Weldegk, den die damaligen Dichter darum preisen, oder daß überhaupt irgend ein Anderer den Werth der Frauen so groß und herrlich gefaßt, so innig und warm gesungen hätte wie er. In diesem Manne ist das die große Seite, daß er das, was dem gemeinen Menschen widersprechend scheint, auf seiner Höhe umspannt und versöhnet. Mit seinem Ernste könnte es sonst streiten, wenn er, der sonst in der Natur sich Trost holt im Liebesgram oder in der selbigen Erinnerung, auch einmal zum unschuldigen Spiel der Kinder greift; es könnte streiten mit der großen Heiligkeit, mit der er von der Liebe spricht, mit der Blödigkeit und Scheu, die er vor der Angebeteten empfindet, wenn er ein andermal mit Glück nach Gabe und Gunst ringt, wenn der Genuß ihn freut, wenn er jene Lieder singt, die keiner mystischen Deutung und keiner moralischen Vertheidigung bedürfen. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor, und Unsitte eindrang, da zog er sich, der nie den schlimmen Frauen Lob gesungen hatte, aus dem Minnegesang zurück<sup>221</sup>). Daß die trüben Blicke Walthers auf die Vergangenheit launische Ausbrüche des hohen Alters sind, das auf das Treiben der jungen Welt mißfällig herabzusehen pflegt, könnte wohl sein; den Jüngling Walthers sieht man in seinen Gedichten Mann und Greis werden; man erkennt den Muthwillen der Jugend, den Ernst und die Reife des Mannes, den rechnenden Ueberblick auf den zurückgelegten Lauf durchs Leben, als er im Greisenalter angelangt war. Daß aber in der That das zarte Verhältniß dieser höfischen Dichter zu den Frauen, das im ersten Keim dieses Gesanges eine reizende Blüthe gehabt haben mochte, sehr bald ausarten mußte, wird wohl jedermann aus der Natur der Sache von selbst erklärt finden. Auch behagte ihm die düstere Ansicht der Welt nicht, und er wehrte sich lange gegen Anderer

221) p. 48.

Sie vor do man so rehte minneclichen wazp,  
do waren mine sprüche fröidentiche,  
sit daz diu minnecliche minne also verdarp,  
sit sanc ouch ich ein teil unminnecliche.  
iemer als ez danne stat,  
also sol man danne singen.

Klagen über die schwindende Zucht, allein er mußte zuletzt seiner eigenen Ueberzeugung weichen; auch klagte er nicht über die verfallene Liebe aus Unglück im Lieben, noch über die verfallene Dichtkunst aus der grämlichen Unzufriedenheit der Dichterlinge, von deren Nachwerken sich das Volk hinwegwendet mit Verachtung. Er ist überhaupt kein schwarzfichtiger Ascet; vielfach getäuscht von der Welt zieht er sich resignirend auf sein Inneres zurück und sagt der Trägerin Lebewohl, aber ohne Verachtung und Geringschätzung, ohne Bitterkeit und Härte; er lebt arm in Zufriedenheit, ohne des Wohlstands Vortheile zu mißachten, aber wohl wissend, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein reicher ins Himmelreich komme. Er hat der Welt Freuden genossen und wendet ihr mit Bewußtsein und Ueberzeugung, mit ruhiger Ueberlegenheit den Rücken zu; ihn hört man gerne Moral predigen, denn es predigt kein blutloser Pedant, denn das Märtyrertum ein Spiel ist, es lehrt kein scrupulöser Moralist, kein Tugendheld, kein Frömmeler; er läßt die Welt auf sich wirken, und tritt ihr entgegen, wie sie ihn anregt; gerichtet aufs Gute, giebt er sich doch nicht zum Spielzeug der Schurken hin; er hat bittere Erfahrung mit Freunden gemacht, dem treuen bleibt er „einsöthig und wohlgevieret,“ den treulosen ballt er sich in der Hand und rollt ihnen dahin. Ihn hört man gerne von Mäßigung und Bezähmung reden, der die Leidenschaft kennt; und wenn er seinen Blick auf die Gewalt der menschlichen Natur wirft und die Kraft der Erziehung erwägt, bewundern wir die Tiefe seiner Einsicht, die jetzt Convenienz und Anstand mit dem Stocke lehrt und dann sich unwillig wendet, wenn man Sitte und Ehre mit Schlägen hervorzurufen denkt, wo sie auf Worte nicht folgen. Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, mißbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Hermanns Hof, wie auch Wolfram mit ihm thut<sup>222</sup>); ein deutscher vaterländischer Mann, nicht weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntniß und Wahl

## 222) Parzival 297.

Bon Dürgen fürste hermann, etlich din ingesinde ich maz,  
 daz uzgesinde hieze baz. Die waere och eins Keien not,  
 sit wariu mitte dir gebot so manêwalten auchanc,  
 etswa smählich gedranc und etswa werdez dringen.  
 Des muoz her Walthar singen „guten Tag, bors und gut.“  
 swa man solhen sanc nu tuot, das sint die valschen gereit.

auf die biedere Nation zurückwies<sup>223</sup>), tritt er mit Festigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des Reichs; vertheidigt dessen Unabhängigkeit von der Kirche und trogt dem Banne mit Christus Lehre: Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Mit Kraft und Zorn tritt er gegen das Pfaffenwesen, die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geistlichen, gegen das Unwesen des römischen Hofes, sonst aber treu der Kirche, ein frommer und heiliger Mensch. Zufrieden lobt er an sich seine gutartige Natur, die ihn selbst, wenn er die Macht dazu hat, nicht der Rache gedenken läßt, und dann betet er mit erschütternder Innigkeit, daß ihm die Feindesliebe fehle und daß er Gott nicht preise, und blickt dabei mit eben solcher Schärfe in sein Herz, als er mit kindlicher Offenheit beichtet, ohne den kräftigen Ton der Männlichkeit zu verlieren. Seine Mystik ist voll Bestimmtheit und Schärfe; versenkt in die Gedanken über das Wesen der Gottheit verläßt er die Grübler, die da wissen wollen, was niemals gepredigt und gekündet ward. Herrliche Feierlichkeit und ein ungetrübter unerschütterlicher christlicher Glaube spricht aus seinem Lied, der das Büchlein eröffnet; doch ist er von keinem Dogma beschränkt, Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt, und er macht sie, und weigert selbst den Erzengeln seinen dichterischen Preis, wenn sie der Christenheit sich nicht annehmen wollen, die sie Macht dazu haben.

Dies ist der Geist der Dichtungen dieses Mannes, die in den Händen jedes guten Deutschen sein sollten; gewiß, das herrlichste hätte sich erwarten lassen, denn alle und jede Gesinnung, die einen Dante und jeden großen Charakter dieser Jahrhunderte auszeichnen, finden wir bei ihm in reinem poetischen Ausdrucke, dem nur noch oft eine gewisse Strenge, den übrigen Minnesingern gegenüber, anhängt. Und obgleich Gottfried von Strassburg im Tristan unter den lebenden „Nachtigallen“ die von der Vogelweide als Meisterin erkennt<sup>224</sup>), so setzt er doch noch einen bereits gestorbenen von

223) Das herrliche Lied auf p. 56 sq. das nach einer Anführung bei Ulrich von Lichtenstein schon damals in verdientem Ruhm gestanden zu haben scheint.

224) B. 4796.

Ich wâne, ich si wol vinde, diu die banlere füren sol:  
ir meisterinne kan ez wol, diu von der Vogelweide;  
hei, wie diu über heide mit hoher stimme schellet u. s. w.

Sagen au, über den wir nichts weiter wissen, über ihn, dessen Reichthum und wunderbare Mannichfaltigkeit an Tönen er hoch bewundert<sup>225</sup>). Dies läßt uns gewiß mit Recht schließen, daß die flache Allgemeinheit der späteren Dichter unter ihren ersten Führern so wenig geherrscht habe, wie im Lamprecht, wenn wir ihn mit den späteren Epikern vergleichen. Auch Nithart<sup>226</sup>), dem man jetzt eine richtigere Stelle als sonst angewiesen hat und der schon 1217 dem Wolfram bekannt war, gehört in die Reihe dieser Meister, die noch Spuren der älteren Zeit an sich tragen, und einer Rohheit, die gegen die Zartheit, die wir sonst überall herrschend finden, sehr absteht. Er scheut nicht in seinen Gedichten, die zwischen Herbheit, Bitterkeit, Satyre und schönem Frohgefühl, zwischen idyllischer Naturfreude und Grämlichkeit über die Zeit schwanken, neben schönen und zarten Mai-, Sommer- und Tanzliedern, neben Minnegefangen und klingenden, fließenden, in Form wohlgerathenen Klagliedern von edlerer Haltung Schmählieder gegen Nebenbuhler zu stellen und in den Ton der ländlich-häuslichen Unterhaltung blicken zu lassen, der freilich jenen zarten Frauenbildern und jenen weichen Sängern, die man hinter den gewöhnlichen Minneliedern sucht, unfein und gemein wie er ist, so wenig ansieht, wie der Ton der Unzucht und die Obscönitäten im Umgange zwischen Mann und Weib, die man hier wie im Herbort von Friglar findet, neben den ich schon oben diesen Dichter vergleichend stellte. Seine Derbheit und Volksmäßigkeit, das Ländliche, das Allegorische (in Namen, die man verkehrterweise auf der Landkarte gesucht hat!) empfahl ihn namentlich der späteren Zeit und machte ihn beliebt, wie etwa Bürgern in der neueren Zeit, dessen ungleiche Art der Dichtung etwas ähnliches hat.

Aber alle diese Dichter fühlten schon selbst die schnelle Aenderung der Zeiten, die in ihren Gesang das Mißbehagen an der Welt, das Rückziehen auf sich selbst, das ewige Klagen und Jam-

225) Ibid. B. 4780.

Diu aller döne houder list versiget in ir zungen truf  
 von der gedente ich vil und genuf, ich meine aber von ir dōnen,  
 den süzen unt den schönen, wa si der so vil nāme,  
 wannen ir daz wunder kāme, so maniger wandelunge;  
 ich wāne Orfeus zunge, diu alle dōne kunde,  
 diu dōnete uz ir munde.

226) In Benede's Beiträgen. Band 2.



mern hineinwarf. Die Flucht aus dem Besonderen ins Allgemeine, aus der äußeren Umgebung in das eigne Innere, aus dem plastischeren Gelegenheitslied, das sich jedes Gegenstandes bemächtigte in das erotische Klagegedicht, aus dem Verkehr mit Menschen zu dem mit sich selbst, mit dem eigenen Herzen oder mit der sympathetischen Natur, dies Alles würde ganz genau Schritt halten mit dem Uebergang des plastischen Volksepos zu dem lyrischen der Ritter, und wieder unter den ritterlichen Epen selbst mit dem Unterschied zwischen einem Lamprecht und Hartmann von der Aue, und später kehrt dann in einem Neimar von Zweter die Besonderheit wieder, wie das deutsche Volksepos wiederkehrt. Die Vagheit der Dichtungen würde sich entsprechen und ihre körperlose Gestalt, wie die Armuth, die sich nun ewig selbst wiederholt, und die nun fast kein Thema mehr zu besingen weiß, als die Freuden und Leiden der Liebe; und dies Vorherrschende dieses Einen Affects im Liede wie im Sänge gibt dann dieser Dichtkunst ein so äußerst jungfräuliches Ansehen. Denn wenn die Liebe das ganze Wesen eines Mannes im eigentlichen Sinne dauernd beherrscht, dann verleugnet er seine Mannesnatur und geräth in die Sphäre des Weibes, das von diesem Einen Gefühle sein ganzes Leben bestimmen läßt. Den allgemeinen Charakter des Weiblichen trägt aber die Cultur der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, die ja selbst einen weiblichen Gott anbetete, im Gegensatz zu der männlichen griechischen, ganz entschieden in allen ihren Theilen. Ich kann dies hier natürlich nur an unserem diesmaligen Gegenstande und auch da nur mit Wenigem erläutern, wünschte aber, daß ein in Physiologie und Geschichte Wohlbewandeter die höchst reizende Zusammenstellung aller einzelnen Züge in den verschiedenen Zweigen der Literatur und Kunst machte, die diesen Charakter bedingen, und man würde finden, daß im Großen wie im Kleinen das Analoge in die Augen springt. Ich führe statt aller Beispiele das Eine an. Die Physiologen vindiciren die sphärische Form (als das Indifferenteste) dem weiblichen Geschlechte als Bezeichnung seines allgemeinen Wesens, die Linie (als den Gegensatz) dem männlichen. Nun betrachte man nur in der griechischen Baukunst das Herrschen der Linie, die sich selbst in die Säule eindringt (Kanellirung), und die Neigung zum Sphärischen in der byzantinischen und deutschen, wo selbst in den eckigen Bündelsäulen das Gerundete dominirt. Die lyrische Dichtkunst

unſerer Minneſänger trägt nun eben ſo die Züge der Weiblichkeit, die ſich in Empfänglichkeit und Reizbarkeit, in der Richtung nach dem Allgemeinen, in der Freude an dem Ganzen der Natur, in ſelbſtgenügliſcher Beſchränktheit, im Gefühlsleben und in tauſend anderen Zügen (man dürfte in der Form den Keim, ein ganz weibliches Prinzip, hinzurechnen) kund giebt. Ganz anders die griechiſche Lyrik! Der Grieche, um im Wilde zu bleiben, war ganz Knabe; in ſeiner jungen Einbildungskraft wälzte ſich in Vorahnung ſchon das ganze Leben, in ſchaffender Thätigkeit ſuchte ſie den großen Stoff zu bewältigen, warf ſich mit ungemeiner Energie auf jede Erſcheinung, und zog Alles in den Kreis der Dichtung und Kunſt. Die Poeſie ſchuf die Göttergeſtalten und legte die erſte Hand wieder an ſie; ſie führte fremde religiöſe Vorſtellungen ein und warf ſie in einer Reformationsperiode wieder ab; nichts war dem künſtleriſchen Genius der Griechen zu hoch und heilig, er ordnete ſich Alles unter und webte über ihrem ganzen Treiben und Leben, denn ſeine Productivität übertraf die einer jeden andern Geiſteskraft unter ihnen. Hier rang ſich die Kunſt empor zu einer geſetzgebenden und ſittengeſtaltenden Macht, in Deutſchland und überall in der neuen Zeit kam ſie nie faſt aus der Dienſtbarkeit; Chriſtenthum, Ritterthum, Frauendienſt lenkten die Poeſie auf eine vorgezeichnete Bahn, während ſie in Griechenland je ſchrankenlos blieb. Den erobernden, männlichen Charakter hat die Lyrik der Griechen, wie ihre geſammte Kunſt, und jenes Element der Liebe, das bei ihnen nur nicht das Vorherrſchende, geſchweige das Einzige iſt, hat ihn eben ſo. Sie ſteht nicht in beſtimmter Beziehung mit dem geiſtigen Leben des Griechen, aber ſie ſteht in der engſten mit ſeinem Auge und ſeiner ſinnlichen Empfänglichkeit, was, wir mögen von welcher Seite wir wollen, auf den Grund der Verſchiedenheit alter und neuer Kunſt zurückgehen, immer das unterſcheidendſte Merkmal bleiben wird. Dieſe Lieblinge der Natur ſahen und hörten und empfanden ganz anders als wir; die glücklichſte Miſchung von Allgemeingefühl und individueller Selbſtändigkeit gab den Werken ihrer Kunſt und Literatur jene Grazie und Freiheit, jene Ruhe und Bewegung zugleich, nach denen wir Späteren nur ringen und ſtreben können, ohne je auf den ähnlichen Erfolg hoffen zu dürfen. Gegen dieſe ihre ſeine Sinnlichkeit haben die Deutſchen ihre Gemüthlichkeit zu ſetzen, und wenn wir ſtreng

scheiden wollen, so können wir sagen, jene fehlt den Germanen und diese den Hellenen. Wenden wir das auf die Liebe an, so finden wir, daß die sinnige des Deutschen mehr dem Weibe, die sinnliche des Griechen mehr dem Manne entspricht. Wir finden hier in dem Weibe eine Strenge, die ein Grieche nie hätte schildern können, die auch mehr ist als die natürliche Sprödigkeit und Passivität des Weibes, und an die karrikaturartige Uebertreibung dieses Zuges erinnert, der in dem hohen Norden noch in den Sitten der Völker heimisch ist; den liebenden Männern fehlt hier die Eroberungslust, sie sind immer die Besiegten, misstrauen sich selbst und verzweifeln am Gelingen, dies aber scheint mir ein verkehrtes Verhältniß, und das stolze Vertrauen und die Siegelust im Anacreon scheint der Natur näher und der Kunst günstiger. Dieser tändelt mit seiner Liebe, aber er heiligt seine Kunst; der Minnesinger heiligt seine Empfindung, aber er tändelt mit seinem Gedichte und spielt in Reimen und Worten und Tönen. Jene Selbstquälerei in der Liebe, wie sie hier in ewigem Klagen und Freuen bis zum Ueberdruß vorkommt, ist mehr Weiberart; der Mann quält sonst eher die Geliebte oder der Edlere fühlt sich über Mißtrauen und dergleichen erhaben, ist im Siegesbewußtsein eingebildet auf seinen Werth, und bricht stolz, wo er sich zurückgesetzt sieht. Das treue Anhängen an dem Einen Gegenstande der ersten Wahl, das hier durchgängig in allen Liedern vorausgesetzt wird, ist ein weiblicherer Zug, das unstete Flattern des Anacreon ist männlicher. Die Heiligkeit, die von der Jungfrau Maria auf das weibliche Geschlecht überging, trug dazu bei, jene Scheu wenigstens im äußeren Verkehr im Manne aufrecht zu halten, von der der Grieche seiner Stellung zu dem Weibe nach nichts wußte; daher ist fast nirgends bei den ritterlichen Sängern das Feuer glühender Leidenschaft. Es herrscht in ihrer Lyrik überall stille Blut; ihre hohen Lieder selbst sind Erinnerungen voll Sehnsucht und Wehmuth. Größere Sinnlichkeit und wahre ideelle Größe ist in der Liebe dieser Ritter selten; beides ist dem Manne eigen. Selten sind solche Erscheinungen, wie wenn bei Walthar das im Genuß der Liebe glückliche naive Mädchen freudig daran zurückdenkt, oder wenn der ernstere Mann seine Liebe höheren Prinzipien unterordnet. Das wahrhaft geschlechtliche Verhältniß, wo das Weib nicht streng, sondern pflegend zu dem Manne steht, nicht abstoßend, sondern

nur weichend, nicht finstern und streng, sondern heiter, nicht stolz, sondern eher eitel und kokett, ist hier nicht zu finden; bald ist das Weib hier abweisend und unbefleglich, bald dem Genuß rasch hingegeben. Die Ursache des Einen und den Weg zum Anderen, was beides eigentlich der wahre Vorwurf für die Dichtung wäre, erfährt man nirgends, als etwa im Tristan; diese Künstler wählen sich das Unvortheilhafteste, sie schildern Wirkungen ohne die wirkenden Kräfte, Erfolg ohne Anstrengung, so wie unzählige Lieder eine Klage erheben, ohne daß man ein Hinderniß sehe oder ein Leid. Die Weiber sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber. Im Epos werfen sich die Heldinnen ohne Weiteres gemein weg, oder sie stoßen wie Männlinge ab und kämpfen und balgen. Die griechische Kunst überließ mit unendlich feinem Geschmaack die Amazonen der Sculptur, wo neben den Hermaphroditischen Bildungen, neben Artemis und Dionysos diese Figuren treffliche Aufgaben waren, aber aus der Poesie blieb die Sage von ihnen verbannt. Wie wenig erfahren wir von diesen Dichtern, deren ganzes Leben dem Dienste der Frauen gewidmet war, über das Wesen der Liebe und ihre verborgeneren Eigenschaften, wie wenig über weibliche Natur und Sitte. In Griechenland, wo sich das Weib in so ungünstigen Verhältnissen sah, welchen Tiefblick können wir da in der Zeichnung jener Helena entdecken! wie fein sind die Züge schnell geschmeichelter Selbstgefälligkeit und Sittsamkeit bei überströmendem innerm Gefühle in jener Nausikaa angedeutet; in Penelope, wie zieht durch die andauernde Treue zu dem Gatten im fernsten, kaum mit unbewaffnetem Auge zu erkennenden Hintergrunde das kleine Wohlgefallen der Eitelkeit durch, sich von so vielen edlen Jünglingen so stürmisch begehrt zu sehen, ein Wohlgefallen, das sie selbst in ihrer eignen Seele nicht entfernt finden oder gar sich gestehen würde, die von Pflichtgefühl und Stolz auf den löwenherzigen Gemahl so voll ist.

Ich will mit dieser Gegeneinanderstellung nicht sagen, daß die Minnepoesie unserer Ritter ganz arm an Zügen sei, die der Natur mit Glück abgelauscht sind. Weil eben dies feine Gefühl herrscht und dauert, so ist es innig und weit; weil ihre weltliche Liebe so nahe Verwandtschaft mit der himmlischen zu der Gottesmutter hat, so ist sie heilig und hehr; weil die Dichter in ihrer größeren Empfänglichkeit keinen starken gröberen Reiz ertragen, halten sie sich

mit ihren Gesängen von dem wirklichen Leben fern, schwärmen ganz in ihrer unendlichen Empfindung, schweben nur im Allgemeinen, kennen im Walde nur Einen Baum, unter allen Vögeln nur die Nachtigall, unter allen Blumen nur die Rose, im Sommer den Mai, auf dem Ager den Klee, an der Geliebten den Mund, der ihren Grüßen und Küssen die rosige Farbe mittheilt. Sie halten sich in sinniger Versenkung, aus der ihr momentaner Jubel sich nur mäßig aufschwingt; sie schwelgen in der Erinnerung an schöne Stunden und Ein solcher Tag der Gunst ihrer Geliebten (den der von Nissen Leidvertreib nennen möchte) gibt ihrer stillen Nachempfindung Stoff auf lange Zeiten und zu hunderten von Liedern. Dies giebt ihrer Lyrik einen Zug von Stetem und Sanftem, und dadurch im strikten Gegensatze zu den lyrischen Epen einen Anstrich von Epischem; der sonst ganz persönliche Affect der Liebe ist hier gleichsam ein allgemein nationaler. Im Allgemeinen ist glücklich die verborgener und rückhaltendere Liebe des Weibes gegen die zudringliche des Mannes, aber jene nur zu grell, diese zu matt geschildert; man merkt die ideellere Natur des Weibes in dem Abweisen der sinnlichen Begierden des Mannes. Ist einmal des Mannes Neigung fixirt, so ist das Vernachlässigen anderer Frauen ihm eigen; das Weib sieht neben dem Manne ihres Herzens die Aufmerksamkeit der Anderen noch gerne; obgleich sie wärmer ihr ganzes Leben an das Gefühl der Liebe und den Gegenstand derselben knüpft, so behandelt sie es gleichwohl nicht mit dem heiligen Ernste und der feierlichen Innigkeit, die dem Mann, obwohl nur in neuerer christlicher Zeit, eigenthümlich ist: dies ist ein vortrefflicher Grund, auf den jene ewigen Klagen in den Minneliedern gebaut sind, nur Schade, daß man ihn hinzudenken muß, daß er nirgends aus Ungewandtheit, oder, was ich als das Wichtigere gleich näher bemerken will, aus der Einwirkung des Gefühls auf die Dichtung, in der ästhetischen Form ausgedrückt ist. Wo aber einmal gereizte Eitelkeit und Eifersucht deutlich ausgesprochen wird, da wird die Wirkung sogleich vollkommener; nur fallen sie dann leicht, bei ihrer sonst herrschenden Scheu vor dem Materiellen und Bestimmten, ins Gemeine, wovon uns Nithart ein Beispiel für alle ist. Ein gleichmäßiger Grundton in der Liebe der Frauen, dem leidenschaftlichen Affect des Mannes gegenüber, ist hier und da fein, aber eben selten angedeutet, und ein so übermüthiger,

fürmischer Dienſtman der Minne, wie Gottfried von Miſen, einer der beſſeren Minneſänger, der auch in ſeinen ländlichen Brunnenliebſchaften an Rithart erinnert, iſt ſchon ſelten. Das Unbegreifliche, Plöſſliche, Unerklärliche der Liebe ſprechen ſie naiv und wahr aus; ihre Herzen liegen offen, alles Außere iſt nur ein dünner Duft, der den inneren Zuſtand der Seele nirgends verdeckt, nirgends aber auch beſtimmt und klar vorhebt. Wollen wir uns endlich in die Natur der ſogenannten erſten Liebe verſetzen, ſo werden wir finden, daß gerade dieſe es iſt, welche jenes Geſchlecht durchdrang und beherrſchte; dieſe aber iſt eine vorübergehende; und irrt von dem allgemeinen Charakter der Liebe vielfältig ab. Daß dieſe Liebe damals das ganze Leben ausfüllte, die Thätigkeit des Mannes ganz durchdrang, der Mittelpunkt ſeines inneren Seyns, Mittel und Zweck für das moralische Leben zugleich war, dieſes hatte auf die Geſtaltung der Lyrik den ſchädlichſten Einfluß. Dieſe Dichter redeten meiſt in Gefühlen, von denen ſie ſelbſt voll waren; ſie malten eine Leidenschaft, in der ſie ſelbſt glühten. Daher rührt in ſo vielen Gedichten das Ringen eines wallenden Gefühles mit einer ſtockenden Sprache, denn das offenbare Vorwalten der im Gedichte erſcheinenden Empfindung in dem Dichtenden kann nie in einem wahrhaft dichterischen Genius ſtatt haben. Ein Catull ſteht überall über ſeine Liebe: an Gegenſtänden, an Begebenheiten knüpfen ſich ſeiner Freuden und Leiden, beſtimmt ſind ſeine Hoffnungen und Wünſche, ſein Schmerz iſt von Selbſtroſt und Aufrichtung, ſeine verſchmähte Liebe von Faſſung, von männlichem Stolz ſein Kummer über die Untreue ſeiner Lesbia begleitet, die freilich keine der ätheriſchen Figuren unſerer Sänger iſt. Spielt unklar die zwieſpältige Liebe mit ſeinem Herzen, und er ſchwankt zwiſchen Haß und Neigung, ſo ſpiegelt das nicht ſein Lied ſo ab, daß ſeine Empfindungen wider ſeinen Willen gleichſam ſichtbar werden, ſondern er kennt dieſen inneren Streit, er ſucht ſeine ſchwer erklärliche Natur zu ſchildern. Dieſe Klarheit der poetiſchen Geſtaltung macht hier alle Wirkung, die ſinnlichere, obgleich nicht gemeine Natur ſeiner Liebe könnte ſie nicht machen. Faſt alle poetiſche Wirkung aber, die dieſe deutſchen Gedichte machen, ſchreibt ſich von dem Antheil her, den jeder Fühlende oder Liebende an dem Fühlenden und Liebenden nimmt, jeder Traurige an dem Klagennden, jeder Freudige an dem Frohen; es iſt die in-

nige warme Empfindung, der reizende Stoff, der kindliche Ausdruck offener Herzen, der uns gefällt; allein in der Poesie soll nicht die Materie und die Empfindung wirken, sondern die Form und die Phantasie.

Aber noch haben diese Dichter, so weit man aus diesen Liedern schließen darf, keinen Begriff von Kunst: was sich selbst unter den Troubadours findet, Wettstreit im Gesang, Vergleichung, Kritik, davon sind hier so gut wie gar keine Spuren, außer ganz im Allgemeinen zwischen Volkslied und Minnepos, zwischen Altem und Neuem, und dann zwischen Wolfram und Gottfried. Wo aber ist jemals etwas Tüchtiges geworden, ohne eine solche Rivalität, die den Blick schärft, die die Kräfte reizt, die das Wahre und Vortreffliche enthüllt? Weit entfernt, aus Drang und Kunsttrieb zu dichten, was nur erst mit Gottfried kam um sogleich wieder zu verschwinden, sangen diese Dichter blos um die Gesellschaft zu ergözen, sie werden von conventionellen Gesetzen in dieser Gesellschaft gebunden und dies drückt sich selbst in allen ihren Gedichten ab, sie weichen nicht von den üblichen Stoffen, die arm und nicht glücklich gewählt waren; sie wankten nicht von der hergebrachten Manier, die noch minder fähig war, den mislichen Stoffen durch poetische Behandlung aufzuhelfen. Man hat diese Beobachtung, daß nur ein erkünsteltes Leben der Ceremonie und der Standessitte dem ganzen Treiben der Ritter zu Grunde liege, auch auf die Kunst ausgedehnt, hat bei dem völligen Mangel aller tieferen Gedanken, bei der steten Wiederholung derselben Motive, auf erkünstelte Empfindung in den Liedern geschlossen. Allerdings scheinen die französischen und italienischen, es scheinen auch eine Masse von deutschen Minneliedern ohne Theilnahme der Empfindung im Dichtenden gedichtet zu sein; dies wäre nun an und für sich nicht eben ein Vorwurf, wird aber dazu, weil diese Künstler zu einer poetischen Gestaltung noch gar so wenige Anlage zeigen, so daß, wie ich andeutete, in dem Deutschen das Gefühl, das ihnen die Hand führt ihr Verdienst zugleich und ihr Schade ist. Bei den Romanischen Dichtern, deren Liebesempfindungen man mit Recht mehr Angelegenheit des Kopfes als des Herzens genannt hat, ist es ungefähr, wie in allen Beziehungen umgekehrt. Man muß aber in Beidem nicht eben Unnatur suchen, sondern gerade dies merkwürdige Uebergehen von Empfindung zu

Gedanke, dies Schwelgen in Weiden<sup>227</sup>), das größere Vergnügen in dieser Ausschweifung als in der physischen und materiellen, dies eben ist das Räthselhafte und das Unerklärliche in jenen Regungen der ersten jugendlichen Liebe, der es eigen ist sich Gefühle gleichsam zu schaffen. So ist z. B. jener im Orient und Occident, in Geschichte und Gedichten wiederkehrende Zug, daß der Held zu einem nie gesehenen Weibe auf bloßes Hörensagen sehnfüchtige Liebe faßt, ein Zug der die Natur dieser Jugendempfindungen, die den steten Einwirkungen der ungestümmten Einbildungskraft ausgesetzt sind, so scharf charakterisirt, dieser Zug, sage ich, ist durchaus nicht eine schlechte Erfindung der Poeten, sondern beruht auf der wirklichen und ächten Natur. Die Alten hätten so etwas nie aufnehmen können, denn sie würden einer Leidenschaft ohne Gegenstand gelacht haben; sie kennen nicht das sehnfüchtige Wesen der neueren Welt, das sich so oft auf ein dunkles Etwas richtet, aus einer Unbefriedigtheit mit dem äußeren Leben, von der der Grieche keinen Begriff hatte. Bei den deutschen Minnesingern sind aber nun sehr leicht die früheren, die in eine bessere erregtere Zeit trafen, sehr leicht von den späteren zu unterscheiden, bei denen man das Herz allerdings meist theilnahmlos findet und deren Kunst oft bloße Nachahmerei ohne Seele ist. Es ist ganz etwas anders schon bei Ulrich von Lichtenstein, dies ewige Annähern und Abstoßen, diese Freuden und Leiden, diese Klagen und Hoffen zu hören, was quälend und peinigend für ein freies Gemüth ist, als nur bei Neimar dem Alten schon, oder bei Heinrich von Morungen, bei dem alles den feurigsten Schwung noch hat, Alles reicher an Gedanken und neuen Bildern, Alles überzeugender, wahrer, eindringender, durch eine selteneren Kühnheit anziehender ist, wie ich denn diesen Dichter überhaupt als denjenigen bezeichnen würde,

227) Gleich weiter unten führe ich eine Stelle von Gottfried von Strasburg an, die dies andeutet, mit mehr Verweilen auf der Empfindung. Ich setze eine andere von Robert de Blois entgegen (aus seinem Chastiment des Dames)

Par le desir vient au peüsser, lors est il pris sans echaper,  
 qar tant li est plesanz et douz li peüssers, et tant saverouz,  
 tant li agrée, tant li plect, que toutes autres choses lest;  
 boiré, mehgie, dormir, jouer, entrelesse por le peüsser.

Li peüssers lifet si graut aise, qu'il n'est chose qui tant li plaise;  
 com plus pense, plus lo debrise li peüssers, et plus lo combrise,  
 qu'en pensant souspire sovent.



der im Allgemeinen diese Sänger am würdigsten und wahrsten vertrate. Denn diesem Dichter sind wohl auch ihre Fehler eigen, man muß auch bei ihm in der Wüste nach grünen Dasen suchen, auch Er treibt uns in einem lustigen Gebiete herum, allein wo Er ein Gefühl der Wonne und des Glückes ausspricht, da reißt es hin, und seine Freude jauchzt wahrhaft, wie umgekehrt seine Schwermuth und sein Schmerz, weil sie öfter in einem falicheren Körper sichtbar auftreten, fesseln und rühren. Bei ihm und allen Besseren der ersten Zeit kann man die Junigkeit und Herzlichkeit nicht einen Augenblick verkennen, der diese Gedichten entsprossen sind; und wer für den reinsten unschuldigsten Ausdruck sanfter Gefühle einen Sinn, wer für die Feinheit und den lieblichen Reiz unserer alten Sprache Ohr und Verständniß hat, wer mit offener Seele sich seiner Jugendempfindungen erinnert und gerne nachempfindet, was er damals von Gram und Lust durchlebt hat, der wird einstimmen, daß dieser Minnegefang, voll der geheimsten Züge der Wahrheit, jenen schwer zu erfassenden, gegen jede Beziehung in Worten sich straubenden Zustand des ersten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe ausspricht, die nur kunsterisch von Petrarck übertroffen ist, bei dem dagegen die innige Unschuld und Harmlosigkeit unserer sanften Meister bereits verloren ging; der wird einstimmen mit Gottfried von Strasburg, „daß diese Nachtigallen ihres Amtes wohl pfelegten, und lobwurdig ihre süße Sommerweise mit lauter Stimme sangen, das Herz mit Wonne füllten, und der Welt hohen Muth gaben, die alles Reizes entblößt und sich selbst lästig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgesang dem Menschen, dem je nach Liebe sein Herz stand, die Freude und Wonne und die mancherlei Lust ins Gedächtniß rief, die edele Herzen beseeligt; daß es freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt, wenn der süße Gesang der Welt ihre Freuden zu sagen beginnt;“ der wird gerne einmal aus dem Anspruch an männliche Gedanken und Gesinnungen weichen und dem Klagen zarter Herzen lauschen und den Ausdruck zuchtiger, keuscher, empfindsamer, reiner Sinnesart; der wird, wo er nicht die Muse verehrt findet, den Altar der Minne um so reicher von Opfern gekranzt finden, der Göttin, von deren Allmacht und Gewalt diese Sänger so ehrfürchtig zu singen wuten, „die alle Enge und Weite umspannt, die auf Erden und im Himmel thront; die

überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig ist; und wenn auch nicht ein heiterer Cultus ihren Dienst feiert, so ist es doch ein inniger, ein heiliger und frommer. Es ist eine Verehrung des weiblichen Geschlechtes mehr, als einzelner Frauen, die wir hier finden; dies zeugt von der Tiefe, es eröffnet uns die Quelle, und deutet uns die ungemaine Bedeutsamkeit dieses Gesanges in der moralischen Geschichte unserer Nation an. Dies Eine Gefühl der Liebe, diese Bereitwilligkeit in einem rauhen Geschlechte von Männern, von dem edleren Geschlechte, dem Zucht und Sitte eigener sind; Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erste Freude in eine monotone Existenz und es ist eine herrliche Seite unseres deutschen Lebens und unserer Kunst, daß diese Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Lust allein mißbraucht, sondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward, wodurch das süße Leid, von dem diese Lieder ewig klagen, eine so schöne Bedeutung gewinnt; was Alles in der angeführten Stelle aus Gottfried, bei dem all das Dunkle des Lebens und der Kunst jener Zeit zum hellsten Anschauen kommt, auf das vortrefflichste ausgedrückt ist. Selbst die ungeheure Verbreitung, die allgemeine Theilnahme an dem Verfertigen solcher Lieder, die ganz offenbar der künstlerischen Ausbildung derselben das größte Hinderniß und an ihrer schnellen Ausartung die vornehmste Ursache war (weßhalb wir uns zur größten Pflicht wachen mußten, auszuscheiden, und weßhalb nach meinem Urtheil mit einer reinen Ausgabe der schönsten mit gesundem, kräftigem Geschmacke gewählten Lieder mehr Danks zu erndten wäre, als mit einer vollständigen Sammlung), selbst diese Verbreitung gewinnt von dieser Seite her betrachtet ganz ein anderes Licht. Der Ernst, die Würde, die Ehrbarkeit aller dieser Gesänge stellte für die langen Jahrhunderte des Meißnergesangs diese zierenden Eigenschaften als unverbrüchliches Gesetz auf, und so sehr nachher unter den schlesischen Dichtern Fremdes und Frivoles von Außen sich eindrangte, so hielt das Volkslied, welches meist in dem alten Charakter fortbauerte, ein Gegengewicht, und niemals verlor unsere Lyrik, auch wo sie in Uebermuth ausschweifte, die Zucht und die Würde der Kunst ganz aus den Augen. Wie sich in dieser Hinsicht die französische Lyrik zu dem Gesang der Troubadours verhält, so die unsere zu den Minnesängern; und auch

das wird sich hier vergleichen lassen, daß sich nie unsere Liederpoesie so in alle Lebensverhältnisse eingedrängt hat; wie die französische und wenn in dieser Beziehung im Mittelalter von uns zu wenig geschehen ist; so geschah dagegen in der neueren Zeit von den Franzosen darin zu viel. Die Kunst soll sich nicht auf ein vages Idealleben beschränken; wie damals in Deutschland geschah, sie soll sich aber auch nicht in den ganzen weiten gemeinen Lauf des gewöhnlichen Lebens eindrängen; wo sie sich niemals rein halten wird. Alles daher was damals auf die Sphäre der Liebe und den Minnesang Bezug hat, ist in den deutschen Dichtern um so viel zarter und schöner; als das was das äußere Leben berührt, bei den Troubadours reicher ist. Die Tenzonen und die Liebeshöfe kennt der Deutsche nicht; der nicht seine Herzensangelegenheiten der Reflexion und dem Scharfsinne unterwerfen will; die deutschen Frauen dichteten nicht selbst; sondern überließen das den Männern, von denen sie nur Lieder verlangten, die sie zu Liedern begeisterten, so daß diese „für ihren Habedank ihnen dann Rosen und Lilien aus ihren Wangen schirmen lassen.“ Was die provenzalischen Sänger in der Staatsgesellschaft thaten, thaten diese in der Frauengesellschaft: sie schreckten mit ihrem Tadel die, welche ihren Unwillen erregte und priesen, wer ihnen würdig erschien. Das eigenthümlichste Merkmal deutscher Natur tritt in dem Minnesang, wenn man ihn mit dem Troubadourgesang vergleicht; zum erstenmal in dichterischen Productionen im Extrem deutlich dem Charakter unserer Nachbarn entgegen. Das Rückziehen aufs Innere, die ausschließende Beschäftigung mit dem Innern, die sanfte und gleichmäßige Ruhe die dies mit sich führt; steht der Heftigkeit, der Zertheiltheit, der leidenschaftlichen Unruhe der Franzosen aufs entschiedenste hier gegenüber.

## 2. Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg.

Wir haben bis jetzt den Stamm heranwachsen und so ziemlich auch die einzelnen Zweige sich ausbreiten sehen, welche die Krone der epischen Dichtung tragen sollten, der wir nun unsere Aufmerksamkeit ungetheilt widmen dürfen. So lange noch in der epischen Erzählung nichts gesucht ward als Unterhaltung und Zeit-

vertreib, so hielt man es in der Wahl der Gegenstände gerade wie im vorigen Jahrhundert nur mit der Neuheit des Stoffes und obwohl die subjectiven Einflüsse der jedesmaligen Richtung der Zeiten auch früher die Aufnahme oder Verschmähung dieses oder jenes Zweigs der Dichtkunst bedingte, so war man doch noch weit entfernt von dem Punkte, wo die einzelnen Dichter aus einem Begriffe von der Würde oder Bedeutung ihrer Kunst, von einem eigentlichen Kunstprinzip aus, ihrer Dichtungen Materie gewählte und geformt hätten. Die Zeit ist aber nun gekommen, wo die Ahnung des Mangels eines solchen Prinzips dämmert und wo man diesem unverständenen Mangel oft unverständig abzuhelfen strebt. Es trat diese Zeit offenbar erst mit der ausgebreiteteren lyrischen Kunst ein, die, da sie die höfische Gesellschaft unmittelbar berührte, erst dem Sängere Ansehen und Würde zu geben anfing. Von dieser Zeit an, die gerade an das Ende des 12ten Jahrhunderts gelegt werden muß, sehen wir daher die geistlichen Dichter ganz verschwinden, die bisher noch ganz so wie in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts unter den Dichtern eine große Zahl ausmachten. Die größere Würde des Standes, der sich in Deutschland auch damals erst emporarbeiten mußte, wie neuerlich, der auch damals, wie Diez bemerkt hat, von unten herauf, von Bürgerlichen und vom niedrigen Adel ausging, während in Frankreich wie auch später die Fürsten den Ton angaben und daher auch dort ein Rangunterschied zwischen Troubadour und Jongleur allgemein wird, der in Deutschland nur in der Ferne sichtbar ist, diese größere Würde also, welche der Stand jetzt allmählig erhielt, lehrte die Sängere mehr auch auf die Würde der Kunst achten, so wie umgekehrt deren innige und edle Richtung auf das, was die Gemüther damals am heiligsten bewegte, ihnen zuerst den Zugang in die höhere Gesellschaft und die ehrenvollere Stellung eröffnete. Was nun zur höheren Reinigung der Dichtung geschah, war zuerst die Einführung einer angemessenen Sprache, einer neuen Vers- und Reimkunst, an die Stelle der Volkssprache im alten National-epos und seiner vierzeiligen Strophe. Wie schnell und entschieden beides verlassen und abgelegt werden mußte, indem man vom Epos zur Lyrik, vom strengen einfachen Styl der Erzählung ferner Begebenheiten zum weichen mannichfaltigen Ausdruck gegenwärtiger Empfindungen überging, ist von selbst klar; dennoch blieben nach

der Einführung der kürzeren Verse und Reimpaare im Epos auch nach Veldegi noch bedeutende Fortschritte zu machen. Was Veldegi für Reinheit des Reims und der Sprache und Lampert für Sagenkritik angefangen hatten, das setzten nun die folgenden Dichter schon auf einer höheren Stufe fort. Bei Hartmann und Wirnt sieht man jedoch noch ganz deutlich, wie wenig bis dahin innerer Beruf zum Dichten auch in diesen bedeutenderen Rängern war und möchten doch die diejenigen recht überdenken, die allzufreizehig die Ehrentitel der größten Dichter an diese und Aehnliche verschwenden. Kann man ein schönes Talent und eine ehrenwerthe Gesinnung nicht ehren, ohne daß man gleich in lauter Superlativen davon redet? hiesse das nicht selbst allem Interesse der Gepriesenen schaden, weil es der Wahrheit geschadet ist? In das Größte zu rühren war in allen Fächern, in jeder Entwicklung jeder Geistesrichtung, zu jeder Zeit nur das glückliche Geschick ganz Wenigen. Wie sollte aber ein Hartmann nach so hohen Ehren streben können, der, mag er noch so schöne Verdienste haben, doch in seinem Geschmacke etwas monotonen verräth und der selbst noch seine dichterische Beschäftigung für nichts anders als einen Zeitvertreib müßiger Stunden ansah, in denen er nichts Besseres zu thun wußte? Diese Dichter haben alle noch ganz die furchtsame Bescheidenheit, von einiger Selbsteigilligkeit oft begleitet, welche wir auch in den Anfängern unserer neueren Dichtkunst gewahren; und was jeder neueren Kunst, im Gegensatz zu der älteren, schade, es war nicht lebhaftes Aufmunterung genug da, die dem Sängerg zu einem freien Aufschwung die Flügel gelichen hätte. Bei Wirnt kann man es bemerken, wie er seine Unfähigkeit zur dichterischen Rede ähnlich empfindet, wie unsere Lyriker des achtzehnten Jahrhunderts, die mit vollem Vertrauen ihre Gedichte dem kritischen Kamler zur Feile zuschickten, wie er deshalb den Wolfram um seinen kühneren und kocken Flug beneidet, wie auch erfüllt von dem Gedanken, der jeden kräftigeren Dittersmann der damaligen Zeit, die so sehr der ritterlichen Thatkraft des 12ten Jahrhunderts zu ermangeln begann, bewegte, daß das thatenlose Verliegen und die Hingebung an Gemächlichkeit und Ruhe um

Ehre und Ruhm bringe<sup>229)</sup>; wie er, sage ich, von diesem Gedanken voll, die Dichtkunst als Illusion ansah und so natürlich zwischen dem Drang seines wirklichen Talentes und seinen ihm nicht genügenden Producten zwiſelnd ſchwankte; auf die ihn ſeine Reizung hinwies, die Standespflicht aber nur halbe Kräfte verwenden ließ, ein Zug, der ſich auch im wälſchen Gaſt in einem Geſpräch wiſchen dem Dichter und ſeiner Feder nur etwas anders geſaßt findet, und der abermals im vorigen Jahrhunderte namentlich unter unſeren theologiſchen Dichtern ſich wieder zeigte. So las Wirt einen Roman von Liſort Gawanides, der ihm zu ſonderbar, zu wunderlich und ſchwerig dünkte, als daß er ihn mit ſeinen Dichtergaben zu beſteuern hoffen konnte, der ihm eine Aufgabe für die ganze Entfaltung eines ausgezeichneten Talentes ſchien, zu der er ſich ſelbſt zu ſchwach fühlte; zu deren Quelle er lieber einem tüchtigen Manne die Nachweiſung geben will; und doch macht er es nur von der Aufnahme ſeines erſten Jugendgedichtes abhängig, ob er ſich nicht dennoch an das ſchwere Problem wagen werde<sup>230)</sup>. Wir werden es alſo begreifen, wenn man damals und in neuerer Zeit im Anfange ſich auf dem betretenen Pfade hielt und vorſichtig lieber das leichtere Gleichgültige als das ſchwerere Große wählte. Dabei liegen denn die Stoffe der beiden Männer, von denen wir hier reden, und von denen der zweite des Erſten Nachahmer; jedoch bei ſehr verſchiedener Perſonalität, iſt; nebeneinander und ſind faſt alle aus dem Kreiſe der britiſchen Dichtungen gewählt. Mir iſt leider Hartmanns Gregor von Steine nicht bekannt und von ſeinem Erel und Ehre nichts, als das Wenige, was davon von Primliſſer bekannt gemacht iſt<sup>231)</sup>; lägen uns dieſe im Drucke vor, und hätte vielleicht Wirt doch ſpäter jene wilde Mähre von Liſort Gawanides, dem Sohne des Wigalois, geſehen und wäre dieſe erhalten, ſo würden wir vielleicht von dem Lanzelot draſſrich von

Wigalois R. 2873.

Wande mir gemache, niemen mac grözze ere erwerben; und die  
 von rechte ſol er verderben, der dabeime ſich verliſt,  
 und ſich klizet zaller zit, daz ſinem lide ſanfte ſi; —  
 wande böere gemach iſt eren fri. Swer ſich an eren wil erholen  
 der muoz benamen kumber dozn und under wilen arbeit;  
 es wolt vil ſelten hiez erzie mit ſtätendem bunde.  
 trägez weiffe munde, geſchicht von ipiie ſelten gut.

230) Siehe den Schluß des Wigalois.

231) Wiener Jahrbücher. Band 16.

Zaziboren und Silharts Tristan an bis auf Parzival und Gottfrieds Tristan die allmählichste Entwicklung und Veränderung dieser Dichtungen beobachten können. Was Form und Vortrag angeht, so soll sich Hartmanns Gregor noch der herben Art jener früher besprochenen Gedichte aus dieser Reihe nähern, und auch so ist von diesen bis auf die zarte weiche aber immer noch treue Behandlung des Iwein und von da zu Wirnts und Wolframs Rannier ein einfacher Fortgang sichtbar. Dabei muß man namentlich beachten, wie noch Ulrich sein Auge ganz auf dem Buch hat, wie Hartmann leise und unmerklich, so weit man aus der Natur der französischen Romane im Allgemeinen und im Besonderen aus den bekanntgewordenen Auszügen aus dem Ivain des Chretien von Troyes, seiner Duells, schließen darf, Zusätze und Aenderungen macht, wie Wirnt bloß einer mündlichen Quelle in seinem Wigalois folgt<sup>232)</sup>, und wie frei dann Gottfried und ohne Zweifel auch Wolfram seinen Parzival behandelt, wie auch Letzterer seiner mangelhaften Kenntniß der französischen Sprache selbst zu lachen scheint. Lügen uns ferner alle Quellen dieser Dichtungsreihe vor, was so gut wie mit keiner einzigen der Fall ist, so würden wir auch übersehen können, wie sich der Geschmack in Frankreich und England, wenn nicht absolut reiner jedoch kühner bildete, und wie sich dazu der deutsche verhält. Endlich ist es von besonderem Interesse, zu sehen, wie die Persönlichkeit der Dichter im Ulrich ganz von weitem her eintritt, im Hartmann stärker, aber in einer äußerst glücklichen Art so versteckt, daß man bei einer Vergleichung mit seiner Quelle ohne Zweifel finden wird, wie er seine Seele der Dichtung eingehaucht hat, wie dagegen Wirnt recht auffällig sich und seine Ansicht neben sein Gedicht stellt und jeden Augenblick recht arg den deutschen Dichter neben der fremden Sage hören läßt, deren Gang er beständig unterbricht, wie endlich im Wolfram und Tristan die Lebensansicht sich mit dem Sagenstoffe verschmilzt, dieser in Folge von jener sichtbar gewählt und durch sie in allen Beziehungen frei gestaltet wird.

In den beiden Werken Hartmanns, die wir hier kurz betrach-

232) Vers 11686.

Ich wil daz märe volenden hie, als mich ein knappe wizen lie  
der mirz zu liden gunde. Niwan eines von sinem munde  
enpfe ich die aventure.

ten wollen, dem armen Heinrich<sup>233)</sup> und dem Iwein<sup>234)</sup>, können wir noch einmal die Abwendung des Geschmacks von dem Einheimischen auf das Fremde beobachten, auf die ich so oft aufmerksam machte, und das Schädliche, was diese Wendung mit sich brachte. Niemand wird leugnen, daß der arme Heinrich, der eine schwäbische Volkstegende behandelt und der seiner einfacheren Diction, wie dem Geist der Dichtung nach zu urtheilen früher als Iwein fällt, in jeder Hinsicht, als etwa in der Vollendung des Vortrags, dem Iwein voransteht: jede Zeile spricht es aus, daß dem Dichter sein Gegenstand dort näher ans Herz geht als hier, daß er mit dem Ideentreife dort vertrauter ist, als mit der Handlungsweise hier. Ich will mich nicht allzuweitläufig auf diese beiden Werke einlassen, indem durch vortreffliche Ausgaben und bei dem armen Heinrich auch durch Modernisirung für Verbreitung und Verständniß gesorgt ist, und da auch namentlich für das letztere Werkchen sich mehrere Stimmen so vortheilhaft ausgesprochen haben, daß man nur mit Scheu ein etwas mäßigeres Lob wird äußern dürfen. In der That, die Liebenswürdigkeit dieser Dichter hat jeden feinerfühlenden Leser der neueren Zeit so bezaubert, daß man eine so gelinde Beurtheilung an ihre Werke legte, wie sie die frauenhafte Zartheit der Sänger selbst von jedem galanten Kritiker zu verlangen schien. Auf Frömmigkeit und Güte ist das Gemüth dieser sinnigen Menschen gerichtet und auch den Hauch des Falschen und des Bösen verträgt ihre reizbare Sinnesart nicht. Ergreifen sie die Feder zum Dichten, so lehren sie den Lasterern und Tadelern den Rücken, sie wenden sich mit ihrer Erzählung blos zu den Guten, die Gutes und Gutgemeintes gut aufnehmen, und ein Gottfried von Strasburg deutet das Böseste aufs inniglichste Gute und will es allen Harmlosen und Wiederern als das Beste empfehlen. Sie wollen den guten Willen wie die gute That betrachtet wissen, sie wollen an jedem zweifelhaften Thun die beste Seite herausgestellt haben, sie wollen das Böse verschwiegen, das Gute laut gepriesen haben, sie wehren sich gegen jede harte Weltansicht, gegen jedes zwiffige Wesen, und wer dergleichen nur mit Klarheit

233) Ausgabe von Grimm; oder in Lachmanns Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13ten Jahrhunderts. Berlin 1820. Uebersetzt von Simmel und früher von Büsching.

234) Ausgabe von Beneke und Lachmann.



auffassen, ihn ins Auge sehen sollte, der mußte schon ein Wolfram von Eschenbach sein. Die Einleitung des Tristan darf man als den Schlusstein und als die bewußteste Ausführung alles dessen ansehen, was seit Ulrich von Zazsböven jeder dieser Dichter, nur der kräftige Wolfram nicht, bald minder bald mehr deutlich im Eingange seiner Werke sagte, jeder von den Dichtern, die eine leichtere Weltansicht liebten, denen der Friede der Gesellschaft und der ungestörte Fluß des gewöhnlichen Lebens lieber war, als große Collisionen und enorme Begebenheiten. Gedächte man ihrer nicht in Güte, sagt Gottfried, von denen der Welt Gutes geschieht, so wäre Alles was Gutes geschieht so gut wie nicht vorhanden. Wer was der Güte in guter Absicht der Welt zu Gute thut anders als in Güte aufnimmt, der thut Unrecht. Man tadelt wohl Vieles, was man doch gern mag, und bald ist einem das Wenige zu viel und bald will man was man nicht will; es ziemt aber das, dessen man doch bedürftig ist, zu loben und sich wohlgefallen zu lassen, was uns wohl gefallen soll. Theuer und werth ist der, der Gutes und Böses unterscheiden und jeden nach seinem Werthe beurtheilen kann. Ehre und Lob unterstützen die Kunst, die zu Lobe geschaffen ist, die, wo ihr Preis und Ermunterung zu Theil wird, mächtig sach aufblüht. Wenn Ehre und Lob nicht wird, das wird uns gleichgültig, lieb aber, was geehrt wird und seines Lobes nicht verlustig geht. Es sind aber deren so viele, die nun die Art oder die Unart haben, das Gute übel, das Uebeln gut zu denken. Wenn wir vorher Gelegenheit hätten, in den Dichtungen dieser Zeiten etwas früher den frommen Christlichen Glauben und religiösen Sinn zu bewundern, wenn wir dann die schönen und sanften Regungen in der Herzenswelt dieser Dichter beobachteten und lieb gewannen, so haben wir hier die weichsten und feinsten Gesinnungen in Bezug auf das gefellige Leben, auf den menschlichen, und, wenn man es sagen darf, auf den literarischen Verkehr. Nirgends sind diese Gesinnungen nach allen diesen Richtungen so innig, so warm und so unschuldig dargelegt, als in Hartmann's Werken, den ich überhaupt unter den epischen Kunstdichtern ebenso dem Morungen und den reinsten Minnesingern der besten Zeit vergleichen möchte, wie ich im Wirt eine gewisse Verwandtschaft mit Walthar erkenne. Hat nun dieser Dichter, mit dem kurzen Eingangsspruch seines Zwein zu reden, so sehr an rechte Güte sein

Gemüth gewendet, so wird ihm mit Zug das Glück zu Theil, daß er ehrende Anerkennung dafür findet. Und was eben seine Gesinnung angeht, wer würde sich da nicht angezogen fühlen von der außerordentlichen Sanftmuth, die über seinen Dichtungen liegt und der großen Innigkeit, die ihn auszeichnet? wer sollte sich nicht an der Tiefe erfreuen, mit der er im armen Heintich, die üppige Krone weltlicher Freuden ohne Bitterkeit herabsetzt gegen die Krone des Himmels? wer nicht an der Bächtigkeit, die ihn im Zwielicht selbst an muthwilligen und schlüfrigen Seenen still vorbeigeht, im Erst lockere Stellen des Originals, die vergleichmäßig noch unschuldig zu nennen sind, übergeben läßt? wer nicht an der Gutmüthigkeit, die ihn von aller Verbtheit der Ansichten auch völlig frei hält, wie er denn z. B. den Kankelmuth der Weiber aus der Quelle ihrer allzugroßen Güte herleitet, ohne den Anstoß zu machen, der bei ähnlichen Entschuldigungen anderer Dichter den Männern gewöhnlich die Sündenschuld für die Fehler der Frauen aufbürdet? wer sollte sich nicht an der Lauterkeit weiden, die in diesen Dichtern gleichsam aus der ganzen Zeit spricht, am eben einen schönen Befehlen der Verträglichkeit, der friedfertigen Duldung, der Bescheidenheit, und jeder gefälligen Tugend, die hier dicitur und beobachtet ist? und wer würde nicht fühlen, wie sich das ganze edle und schöne Naturreich dieses Mannes in der ganzen Form seiner Werke abspiegelt, in seinem netten und reinen Vortrage, seinem bewundernswürdigen Reichte in seiner gewandten, zierlichen, schlichten Sprache, was Alles der seine Gotfried so schön charakterisirt, wenn er die Klarheit der Hartmannischen Poesie und ihre unauflösbare und eindringende Wirkung auf natürliche Gemüther hervorhebt, als die Eigenschaften die ihm den Kranz sichern, eben Er, der schon gleichsam vom Baum der Erkenntniß gegessen hätte, als er noch die ungestörte Reinheit dieser unschuldigen Zeit und Kunst festzuhalten suchte.

233) Tristan, B. 4610.

Hartman der Duwaere, abi, wie der du wäre,  
 beide, igeu unde inhen, mit werben und mit inhen  
 durch hermes und durch zierce, wie er mit rede hietere  
 der aventure meine! wie liere und wie reine  
 siu kessellin in der celin, beide, sint und wiere mügen sinden  
 si koment den man mit sien an, si wunt sich nahe in dem man,  
 und nebel reylein mule.

Aber wenn man sich alles dies anzuerkennen mit Freuden bereit erklärt, würde nicht unser Hartmann selbst zufrieden und befriedigt sein? würde er seine Kunstwerke noch aus weiteren Gesichtspuncten angepriesen verlangen, aus Gesichtspuncten, die weder er selbst noch seine Zeit kannte oder berücksichtigte? oder sollen wir umgekehrt, nachdem wir aus dem Standpuncte jener Zeiten diesen Dichtungen ihr Recht wiederfahren ließen, sie nicht auch aus unsern — weiteren oder engeren — ansehen dürfen, da doch jene Zeit und jenes Geschlecht verschwunden, da doch jene Dichtungen nur eben noch für uns und für die nach uns existiren, die sie ihrerseits wieder nach ihren Ansichten beurtheilen werden? Und hier werden wir eben bedauern müssen, daß alle diese und ähnliche Kunstwerke allzusehr die Producte einer abgeschlossenen Menschenklasse und einer beschränkten Zeit sind, als daß sie allgemeinen Werth und Reiz auch bei späteren Geschlechtern hätten haben können. Den Griechen war es gegeben, in ihren Dichterwerken einen Götterhimmel zu öffnen, der sich in den christlich-orthodoxesten Zeiten in der Kunst behauptete; sie stellten eine Weltansicht auf und lehrten eine Moral, die sogar den tüchtigsten Männern dieser ritterlichsten Zeiten und den wackersten Charakteren der Reformation imponirte; in Zeiten also, wo man gewiß in jener verschiedene Weltansichten, in dieser eine verschiedene herkömmliche Moral hatte. Allein wenn es uns heute schon schwer hält, jenes ascetische Christenthum selbst von religiöser Seite her nur zu begreifen, sollen wir es denn moralisch gut heißen oder gar ästhetisch bewundern? Wenn wir uns heute bestreben, endlich und endlich den Menschen wieder von all der Innatur, die das Ceremoniel und Rang und Titel seit dem heidnischen und dem heiligen römischen Reiche in die Welt brachten, zu erlössen und das Leben von all der Lämmerlichkeit zu befreien, die daran lebt, sollen wir da das schönste Hofleben, das immer auf nichts als auf Ceremoniel ruht, preisen, wo es uns gilt, endlich wieder die Handlungen der Menschen frei aus dem reinen Quell der Natur fließen und von Grundsätzen geleitet zu sehen, aber nicht von Regeln, die, ob sie auch noch so richtig und vor jedem Richterstuhle gültig sind, doch nur eingelernte Verhaltensbefehle sind, denen im Inneren von zehn Menschen gegen Einen nichts entspricht! Jede Kunst, die bildende wie die redende, soll darauf ausgehen, den Menschen, oder was sie sich

sonst zum Vorwurfe wählt, von dem Zufälligen zu reinigen und ihn in seiner Urform darzustellen. Der Grieche litt schon nicht die natürliche Hülle der Individualität zu stark über seinen dichterischen Gefalten, was würde er aber sagen, wenn er hier die paradoxen Eigenheiten des orthodoxen christlichen Glaubens und seine wunderthätigen Einflüsse auf die menschliche Seele in der Dichtung fände, wenn er die obnehin so schwer zu ergründende Natur des Menschen hier mit der Decke der religiösen Schwärmerei oder des ritterlichen Hofgesetzes so verhängt fände, daß sie fast jeder Betrachtung ganz entzogen wird? Für unseren heutigen Verstand ist es (mit Ausnahme derjenigen, deren eigene innere Organisation sie mehr zu Menschen der vergangenen als der gegenwärtigen Zeiten macht) nichts als ein Wunder, wenn in dem armen Heinrich das kindliche Geschöpf, das mit seinem Blute seinen aussätzigen Herrn retten will, nicht sowohl aus Mitleid, oder aus einem natürlichem Gefühle oder Antheil, als vielmehr aus der Grille, daß dies Opfer zu seinem eigenen Seelenheile gereichen werde, sich zum Tode drängt, wenn es, nachdem es unter dem Schlachtmesser schon gewesen und wieder erhalten wird, über diese Rettung verzweifeln will, wenn es sich von den heiligsten Banden der Natur, von Vater und Mutter lossagt, deren Stütze es sein sollte, um des ewigen Lebens desto schneller theilhaftig zu werden, wenn es jede jugendliche Lebenslust auch nicht der Spur nach kennt, wenn es zum Tode wie zum Tanzsaale geht und indem es seine Eltern von der Nothwendigkeit des Schrittes überzeugt, eine Beredsamkeit entwickelt, die ihm nur der heilige Geist eingeben konnte; für uns, sag ich, ist dies Alles nicht allein wunderbar, sondern Wunder; Wunder aber duldet die Poesie, wie die Geschichte, nur da, wo sie selbst nicht weiß was Poesie und Geschichte ist, und selbst das Wunderbare ist schwer erträglich, wo es aus gefabelten und unbegreiflichen Kräften hergeleitet ist, die nicht gemeinsame Sympathien der Menschen anerkennen. Nicht, als ob ich die Legende so gar verwerflich fände; sie ist vielmehr eine so schöne Seite in der alten Volksage, und Hartmann hat für sie einen so offenen Sinn, und trifft gerade den Geist dieser Sage von Häuslichkeit und Treue und Hingebung so schön mit dem idyllischen Ton seiner Erzählung, daß, wenn man einmal diesen Stoff als gegeben und als unantastbar betrachten müßte, man die sinnvolle Behandlung bewundern würde. Allein

der Dichter soll den Stoff an und für sich erst gefaltet und wie man aus dem schlechtesten mit wahrer Kunst das Beste zu machen fähig ist, hat Gottfried in seinem Tristan bewiesen. Wie reine poetische Wirkung die Legende machen kann, haben so verständnisvolle Männer wie Görbe und Hans Sachs gezeigt, die aber gerade ihre Götterlobne und Wunderthaten dann in die gewöhnlichen Tagsgeschäfte und Begebenheiten verfesten. Die zu große Achtung vor dem Stoffe hat in dem Mittelalter aller Dichtung, und man möchte fast sagen bei uns der Kritik dieser Dichtungen geschadet. Und doch ist es eine ganz evidente Thatsache, daß je weiter unsere oben berührte Dichterreihe sich von ihrem Stoffe zu entfernen erlaubte, um so trefflicher ihre Werke wurden. Im armen Heinrich ist jedes Einzelne vortrefflich; mit einer Rückführung der wirkenden Motive auf menschliche Empfindungen, durch Vertauschung der miraculösen Entwicklung mit einer psychologischen, wäre vielleicht dem Gedichte als Ganzem aufzuhelfen gewesen, obgleich ich mich wohl erinnere, daß Görbe schon an dem eben Gegenstande des Weltlichstigen und gewiß nicht mit Unrecht Anstoß genommen, was dem Geschmace eines noch höhern Dichters gleich sieht, der diesem Lieblingsgegenstande damaliger Volkssage und Volkspoesie abgeneigt ist, der sich in so mancherlei Gestalt damals eindrangte, wie auch Reminiscenzen an Ausfälsche, die mit Kinderblüthe geheilt wurden, in vielen Erzählungen sind, die bei Grimm und Simrock angezeigt findet, wer von dieser Seite unser Gedicht zu betrachten liebt.

Von einer andern Seite drängen sich uns im Zweiten ähnliche Bemerkungen auf. Was seinen Inhalt angeht, so will ich, da das Werk, wie es überhaupt in alle Welt und bis nach England, Schweden und Dänemark Zugang gefunden, auch bei uns in verschiedenen Drucken und zahlreichen Handschriften verbreitet ist und da es durchweg den Charakter der bereits besprochenen britischen Dichtungen trägt, jede Analyse ersparen. Von epischer Anlage oder innerer Bedeutung ist darin nichts zu suchen, und wenn ich bei wiederholter Anerkennung der schönen Natur des Dichters und seines schönen Talentcs wiederholt den poetischen Werth dieses seines jüngsten Werkes gering anschlage, so glaube ich, daß beides sich einfach aus der Art dieser Dichtungen herleitet, die, wie ich schon bei dem Minnelied bemerkte, mehr durch das Gemüthvolle

der Dichter, als durch deren Kunstinn wirken; täuscht mich nicht das Gedächtniß, so hat auch Grimm in kurzen Zwischenräumen ein ungünstiges, und ein günstiges Urtheil über den Zwein gefällt, und nichts dünkt mir natürlicher, als dies bei den meisten Werken jener Dichter, zu denen man durchaus glücklich die rechte Stimmung mitbringen muß, da sie selbst nicht im Stande sind, in die bestimmte Stimmung zu versetzen, die sie verlangen. Dies liegt darin, daß, neben der durchaus schwachen und matten Form zugleich der ähnliche Inhalt uns abtödt, der jene hedingte. Alles Große in Thaten, alles Hohe und Kräftige in Worten, alles Erhabene in Gemüthungen muß man in dieser Dichtungsreihe vergessen, wie sollte der beste Dichter hier etwas Gutes leisten? Alle gewaltsamen Eingriffe des Schicksals, jede Furchtbarkeit des Unglücks, alle Gefahr des Glücks, Alles was große Situationen, was interessante Wendepuncte, was bedeutende Charaktere, was merkwürdige Collisionen in der Poesie wie im Leben schafft, Alles ist hier ganz verschwunden, und Nichts bietet nicht allein dies Eine, sondern auch die ganze Masse dieser britischen Epen, was ein kräftiges Herz locken oder begeistern könnte. Eine Liebesintrigue, so matt, so leicht wie sie nur eine dürstige Romanenphantasie erlennen kann, ist Alles; die Wunden der Liebe sind hier gefährlicher als die durch die Schwerter, und die Niederlage durch sie rühmlicher als der Sieg mit den Waffen. Und selbst hier ist wieder die beleidigende Gemeinheit in den weiblichen Charakteren dieser britischen Dichtungen abschreckend, die auch die Kunst des Chretien von Troyes, und was Hartmanns Eigenthum dabei ist, nicht ganz verdecken konnte; und schon Dichter jener Zeiten haben sich bei seiner Entschuldigung des Wankelmuths der Laudine, die so schnell den Mörder ihres Mannes heirathet, nicht beruhigt, obwohl man zugeben muß, daß diese Stelle bei Hartmann durch die schalkhaft-gutmüthige Behandlung vortheilhaft vorrückt. Im übrigen aber bewegt sich das Gedicht ganz in dem Geleise, in dem wir seine Vorgänger sehen. Es ist, als ob ein Ceremoniengeles auch hier jeden Schritt der Liebthener vorgeschrieben hätte; es darf nur eine Begebenheit anfangen, so weiß man auch schon das Ende; es darf nur ein Unglück hereinbrechen, so weiß man schon daß es sich in Glück auflösen, es darf eine Gefahr drohen, so weiß man, daß sie überwunden wird; man nimmt daher weder an Glück noch an Unglück.

Theil. Weder natürliche Leidenschaften im Menschen, noch natürliche Verwickelungen in den äußeren Verhältnissen sind hier die Triebfedern der Handlungen, sondern die Launen der Damen, die Grillen der Herrn, die Convenienz der Eitel. Man würde diese Eintönigkeit oder den Geschmack der Menschen an dieser Eintönigkeit nicht begreifen, wenn man nicht wüßte, daß es für Bielleseer einen ganz eigenen Reiz hat, eine Romanintrigue zu errathen, so wie umgekehrt solche verirende Compositionen, wie sie z. B. Premes in neuerer Zeit gemacht hat, wirklich so unselbstlich wie unnatürlich sind. Es paßte ganz zu dem Sinne jener friedlichen, mit wenigem vergnügten, stillen Menschen, daß sie an diesen gleichen und ruhigen Erzählungen ein mächtiges Gefallen lieber suchten, als sich von Fremdartigem (man sieht hier die Bedeutung von Fremder, wilder Nahrung) unangenehm berühren und leidenschaftlich aufregen zu lassen. Dieser von socialer Stille ausgehenden, auf ruhige gesellige Unterhaltung abzielenden Dichtungsart ist es daher ganz anpassend, daß ihr z. B. in der Zeichnung von Charakteren nichts gelingt, als der des Friedenshörers und des Feindes der Gesellschaft. Es ist nichts interessanter, als sich von Zeit zu Zeit vergleichend nach den Figuren umzusehen, die in sämtlichen mittelaltigen Poesien vorkommen: hier gewahrt man am deutlichsten ihr gegenseitiges Verhältniß. Im alten Volksepos sehen wir überall ein böses Prinzip eingreifen; bei Griechen und Deutschen ist es das Schicksal, was den Samen der Zwietracht ausstreut, in den Nibelungen ist es Hagen der seinen Arm leihen muß; die Verhältnisse, seine Neigung, menschliche Schwäche, Dienstreue, das Verschiedenste greift zusammen, seine Handlungen zu bestimmen und die ganze Gestalt ist bekanntlich eine der bedeutendsten und trefflichsten gehaltenen, die irgend eine Poesie aufzeigen kann. Wie gewaltig ist dieser Hagen noch gegen den Ganelon des französischen Epos! Und dennoch sahen wir, daß auch dieser noch in wahrer Heldennatur auftritt. Nun halte man aber die jämmerliche Figur des Rene dagegen: er hat weder die Tugend noch die Lasten von jenen, aber er ist ganz eigentlich das böse Prinzip der guten Gesellschaft. Nichts charakterisirt die abgeschwächte Natur dieser britischen Dichtungen so genau. Im deutschen Epos ist es offener Verrath und Mord, der Völker gegeneinander aufregt und die eigene Kraft des Verräthers adelt ihn gleichsam noch in seinem Verdre-



den; im Ganeron ist schon heimtückische Verrätherci an der Stelle, aber immer noch große Verhältnisse; dieser Reue aber ist ein Prahler, ein Reider, der nur mit der Zunge Schaden übt, der von Ginebra vortrefflich bezeichnet wird, als der sich mit seinem Haffe gegen jeden Guten am meisten selbst schadet, der dadurch, daß er den Bösesten zum Besten, den Besten zum Bösesten macht, es dahin gebracht hat, daß sein Lob ein Tadel und sein Tadel ein Lob ward. Dazu ist dann dieser Reue schon ein stehender Charakter, wie auch alle Begebenheiten hier stehend sind. Wie wunderbar ist die Zeichnung des Dagen in der verschiedenen Fluctuation seiner moralischen Würde unter den Verhältnissen; Ganeron's Verrath wird zwar seiner Natur zugeschrieben, aber wie vortrefflich motivirt das äußerlich Bestimmende, daß diese Anlage zur Verrätherci zur That wird; allein in Reue giebt's keine große That, für die eine bloße innere Anlage ohne äußere Triebfedern zu schwach wäre, sondern bloß der gemeine Fehler der Klatscherei, der freilich keine andere Anregung bedarf, als den Impuls des giftigen Herzens<sup>236)</sup>.

Ich gehe zum Wigalois<sup>237)</sup> des Wirnt von Gravenberg über. Es wird mir erlaubt sein, in Bezug auf das Wenige, was wir von den Lebensumständen des Dichters wissen, was wir auf die Zeit der Abfassung des Werkes (um 1212) schließen können, in Bezug auf seine Quellen, Verbreitung und spätere deutsche Bearbeitungen auf die Einleitung des vortrefflichen Herausgebers zu verweisen. Ueber das Verhältniß der Bearbeitung des Wirnt zu älteren Quellen bemerke ich, was schon oben berührt ward, daß unser deutscher Wigalois von einem englischen Gedichte das über diesen Gegenstand existirt durch Umfang und Zusätze verschieden ist und daß wir hier das erste Beispiel haben, wie sich eine britische Sage mit Eigenheiten fränkischer oder antiker Dichtungen schmückt

236) Zwein Vers 190.

Es ist umbirre also gewant, das iz das niemen merken sol,  
spræchet ir anders danne wol. Mir ist ein diuc wol kunt;

er enspæchet niemens mant wan als in sin herze leet.

Swan iuwer junge unnez, da ist das herze schulde an,

In der werde ist manec man valich und wandelbare,  
der ganc siberbe wære, wan daz in sin herze entat.

Smer iuch mit leze bestat, deiz ein verloren arbeit.

Ien sullt iuwer gewonheit durch nieman jeteuchen.

Der humberl der sol siechen; daz ist recht, das der wilt  
sinke swa der ist; der hornuz sol diegen u. s. w.

237) ed. Bened. Berlin 1819.



und wie das Kreuzwesen und die Sarazenenkriege in dem Schlusse, dem Kriege gegen König Lion zur Rache des Amire, Eingang finden. Eigen trifft dies mit der freieren und subjectiveren Behandlungsweise des Dichters zusammen, der nicht einmal einem Buche folgt, der sich von einem Knappen oder Pfaffen die Geschichte erzählen läßt, nach mündlicher Quelle, also frei arbeitet, der auch, wo er von seiner Absicht redet, den Roman vom Lifort Gawanides zu behandeln, äußert, er werde ihn mit seiner Zunge zerlegen und ganz neu herstellen, und der in Wigalois dem berühmten Grafen Hoyer von Mansfeld, einem deutschen in Liedern berühmten Helden aus dem Anfange des 12ten Jahrhunderts, ein Denkmal setzte, indem er ihm in diesem Romane eine Rolle zu spielen giebt. Dazu kommt dann seine Manier, die Erzählung seiner Quelle mit steten Bemerkungen, wie sie ihm Menschenkenntnis, Sagen- und Dichterkentnis und moralische Prinzipien eingeben, zu begleiten. Dieser Zug unterscheidet ihn von seinem Vorbilde Hartmann wesentlich, so wahr es ist, wenn ihn Beweide den treuesten Widerschein desselben nennt, wenn er, dieselbe reine und richtige Sprache, dieselbe Klarheit, Einfach und Anmuth, wie im Zwein auch hier findet, wenn er die Uebereinstimmung vieler einzelner Stellen und mehr noch im Ton des Ganzen hervorhebt, und sein Paar zu nennen weiß, unter wahren altheutschen Gedichten, das uns mit einer solchen Familienähnlichkeit überraschte, wie der Zwein und der Wigalois." So enthält gleich sein Eingang, wie ich schon andeutete, eine Variation von dem Thema sämtlicher Einleitungen in diese Gedichte, allein sogleich mit vielfachen Beziehungen auf dem Dichter selbst. Er wendet sich, wie seine Vorgänger, zu dem Guten und Reinen, und weg von dem Falschen. Sogleich aber geht er über auf seine Fähigkeiten und Bestrebungen. Es fehle ihm am Sinne; mit nicht großem Erfolge habe er von früh auf nach der Gunst und dem Beifalle der Weisen gesucht; sein großes Unheil und seine geringen Geistesgaben hätten das gemacht. Dankend müsse man sein gutes Bestreben aufnehmen, der Gedanke habe ihn geködert, daß mancher Reiche seinen Schatz verschleife, und daß wenn er, der Arme, etwas Gutes leiste, man es darum um so mehr anerkennen werde. Auch Er will nicht „sein Gold vor die Schweine“ werfen, er spricht zu denen, die gute Rede lieben; die ziehen daraus Gewinn für ihr

geistiges Heil; zu den Bösen will er nicht reden, die wohl die Ohren her- aber das Herz wegwenden, lieber will er seine Rede in den Wald schreien und sich am Echo ergözen. Da alle diese Männer an Besserung der Bösen verzagen, so ist die einzige Aufgabe ihrer Kunstwerke, den Guten gute Lehre zu geben, und den Trauernden süße Linderung zu schaffen. Nicht einmal die Franzosen haben den Zweck ihrer Poesien so eingeschränkt; im Gerard de Roussillon leiht man den Romanen eben so die Wirkung auf Besserung der Schlimmen; und dies ist auch der Zweck der Griechen, wie ihn Aristophanes dem Aeschylos in den Mund legt, der die Poeten als die Lehrer der Erwachsenen ansieht, der sie strafen und ermahnen und auf Besserung der Menschen ausgehen läßt, und jede gute und weise Einrichtung und jede edle und schöne Tugend von ihnen und ihren Lehren herleitet; man sieht, es ist das dulddende weibliche Prinzip in dieser Dichtkunst, was hier im Moralischen an jeder kräftigeren Wirkung verzweifelt und was die poetische Wirkung angeht, hier, wie bei Hartmann, aus dessen armen Heinrich jene letzten Worte des Wirnt entnommen sind, geradezu die Dichtung wie für eine trauernde, versenkte, sinnige, beschauliche Stimmung vorzüglich berechnet nimmt.

Die Erzählung — ich will nämlich einen bloß fragmentarischen Auszug geben, nur um zu zeigen, wie oft und vielseitig der Dichter seinen Stoff verläßt, um sich seinen Betrachtungen zu überlassen — Die Erzählung beginnt mit dem Erscheinen eines Ritters an Artus Hofe, der die Ritter auffordert, ihm einen kostbaren Gürtel abzusechten. Er wirft Alle, auch den Garwein, den er gefangen mit sich führt. Auf seiner Burg findet der Gefangene guten Empfang von der Königin und des Siegers Schwesterkind, Florie, deren Schönheit und reicher Schmuck mit so vielem Aufwande beschrieben wird, daß sich Wirnt veranlaßt findet, ähnlich wie Gottfried zuweilen, über dies Herkömliche in der poetischen Erzählung zu scherzen; man solle es ihm nicht übel deuten, daß er sie so schön kleide: es schade ja Niemanden, wenn er noch so viel Seide und Borden und Zierat auf sie häufe — mit Worten. Zwischen dieser Jungfrau und Garwein kommt, wie häufig schon da war, eine schnelle Heirath zu Stande, schnell aber auch wieder eine Trennung, denn einst reitet er weg ohne jenen Gürtel mitzunehmen, den ihm der Schwiegerohm geschenkt hatte und ohne den das wun-

derbare Land nicht zu finden ist, wo Florie wohnt. Diese erhält nachher einen Sohn, unsern Wigalois, den sie erzieht, und mit dem Gürtel ausendet. Er kommt an Artus Hof, empfiehlt sich gleich durch Bestehung einer Jugendprüfung und wird dem Garwein zu besonderer Pflege übergeben ohne daß ihn dieser kennt. Einmal erscheint eine Magd, die zu einem Abenteuer einen Ritter auffordert; Wigalois erbittet sich die Uebertragung, jene aber verschmäht ihn wegen seiner Jugend. Er reitet ihr aber nach, legt ihr erst in Bekämpfung eines Ritters; dann in Befreiung einer Jungfrau von zwei Riesen Beweise von seiner Tapferkeit ab. Schon bei dieser Gelegenheit legt Wirnt seine zarte Bewunderung der Frauen an den Tag, „von denen uns alle Freuden kommen.“ Ein Hündchen läuft vor ihnen her, und da dergleichen eine Passion der britischen Heldinnen ist, so fängt es Wigalois und giebt es der Jungfrau, und ersucht sogleich einen Mann, der es in Anspruch nimmt und ihn ausfordert, wobei doch Wigalois einige Worte erst fallen läßt, daß man sich doch nicht um eine solche Kleinigkeit das Leben nehmen solle, ein Zug, der ohne Zweifel vom Wirnt herrührt, der an seiner Sage gerne rückt und stellt, der einmal selbst sagt, daß er mit dem Pfaffen, dessen Erzählung er sie verdanke, gehadert habe, ob sich dies oder jenes wirklich so verhielt. Wirnt preist die Treue jener Zeiten, wo der Eine besiegte Riese die Jungfrau unversehrt an Artus Hof bringt; wo Jungfrauen allein und ungefährdet durch das Land reisen konnten, ohne daß es auch ihrem Rufe geschadet hätte und blickt dabei scheinlich auf die Gegenwart, in der bei jedem Schritte der unbescholtensten Frau gleich Spötter und Verläumder wach werden. Der Dichter führt den Helden jetzt in das Abenteuer mit dem Grafen Hoyer dem Rothem, bei dem er gleich eine schöne Anmerkung hat über den Volksglauben an ein falsches Herz im Rothhaarigen, die neben anderen Stellen ihn, wie Walthar, als einen Mann darstellen, der von Aberglauben frei ist. Von Hoyer ist auch die schon oben ausgehobene schöne Stelle über das Verliegen ausgesagt, an der er wie unzähligemal sonst eine sehr feine Menschenkenntniß verräth. Sieht man, wie überall da, wo diesen Dichtern Sätze aus eigener Lebenserfahrung aus der Feder fließen, die Darstellung frisch, der Ausdruck bezeichnend, der ganze Vortrag saftig und kräftig ist, so bedauert man stets neu, daß sie an so elende Stoffe gerathen

mußten. Nachdem endlich die Jungfrau dem Wigalois mittheilt, daß es sich darum handle, ihrer Herrin Samanie und deren Tochter Larie ihr verlorenes Land von einem Heiden Noaz wieder zu gewinnen und wo der Held diese Larie zu Gesicht bekommt, sieht man, wie erfolgreich der Dichter die erste Art verdeckt, mit der auch hier die beiden sich sogleich und ohne Weiteres im Original genähert haben werden, und die feinen Bemerkungen, die er dabei macht, die ganze Ausstattung der Scene, die Sicherheit und Wahrheit der Ausführung nähert ihn mehr dem Gottfried. Nun zieht Wigalois zum Abentheuer auf Burg Korentin gegen den jaurischen Heiden, erhält vom Priester den Segen, nimmt Lariens Herz mit sich und läßt das Seine bei ihr, eine kürzere und wirksamere Nachahmung einer Stelle in Hartmanns Iwein, wo sie in ein Gespräch zwischen der Minne und dem Dichter eingekleidet ist, eine Form, die hernach Wirnt in einer Erörterung (zwischen ihm und dem Sinne) über den Vorzug des Verstandes und des Reichthums anwendet. Hier berührt sich Wirnt wieder mit Walther, nur daß er nach einer anderen Stelle in Walthers strengere Ansicht nach jener biblischen Stelle (daß eher ein Tau durch ein Nadelöhr gehe u. s. w.) nicht ganz eingehen will. Eine klare und aufrichtige Seele leuchtet an Wirnt überall hervor und ein erleuchteter, heller Kopf, was beides ihn ungemein lebenswürdig macht. Es scheint, bei so vielen Reminiscenzen, bei seiner Bewunderung des Wolfram neben der Nachahmung des Hartmann, daß große Selbstständigkeit, vielleicht seiner Jugend wegen, noch nicht sein Eigenthum war, allein seine Unbefangtheit und seine noble Gesinnung entschädigen dafür in aller Weise. Es mag ihm an einer strengen Richtung, wie Wolframs oder Gottfrieds, fehlen (wie auch sein Gedicht nichts von der Strenghäufigkeit und Geschlossenheit des Iwein, von der Herrlichkeit und Tiefe des Parzival noch von der Vollendung des Tristan hat), er mag nicht die consequente Lebensphilosophie des Einen noch des Andern besitzen, allein er erkennt das herkömmliche, volkstümliche Sittengesetz seiner so schön auf das Sittliche gerichteten Nation, die damals einen Schatz von Lebensweisheit schon besaß, aus dem für das reichste Gemüth noch Bereicherung zu schöpfen war. Es ist eine Neigung zu lehrhafter Betrachtung in Wirnt, aber sie kleidet ihn sehr gut: denn das Sittenrichterliche, das auch dem Walther, um von Thomaſin zu

schweigen, eignet, ist damals das einzige, was in unserer Poesie neben dem Volksepos eigenthümlich ist und original, und bekanntlich zeichnet sich hier unsere Dichtkunst so sehr vorthellhaft aus. Wirnt hat daher auch schon Hartmanns Vergnüglichkeit nicht mehr, der noch keine Klage und keine finsternen Grillen kennt; mit dem Didaktischen tritt hier zugleich Mißmuth über die Gegenwart ein und der sehrende Rückblick in die alte Zeit. Noch ist es aber nicht eine so aufgebende und verzweifelnde Ansicht wie bei den späteren Dichtern, sondern das unter den Umständen angemessene Mißfallen an dem einreisenden Geiste des Interregnums. Noch theilt sich Walthar und Wirnt und Thomasin zwischen Strenge und Milde der Beurtheilung und der letztere wie der Winsbefe tadelt das Finsternsichtige und Herbe namentlich in der Verleumdung des geistlichen Standes und tadelt darum auch den Walthar. Diese Männer berühren sich daher in ihren Ansichten beständig, und wo Wirnt klagt, daß das höchste Leben der Erde, das Ritterthum, in Räuberei ausgeartet ist, daß der einfältige alte Minnedienst verschwindet, daß Beständigkeit nun zum Spotte wird, die Gottesliebe aufgegeben, die Gewalt gekrönt, die Treue schartig, die Habsucht eingerissen, das Recht verhöhnt, die Welt durch Reichthum und Ruhmsucht verändert ist, da erinnert sein Ton weit entschiedener an Walthar als an Hartmann; und wo er, den Gawein seinem Sohne gute Lehren erteilen läßt, redet er, wie auch in der schon angeführten Stelle über das Verliegen aus den Ansichten und sogar mit einzelnen Ausdrücken des Winsbefe. Ja eben das Ritterthum, das in diesem schönen Reste ritterlicher Moral gelehrt wird, scheint mir am meisten noch im Wigalois erkennbar. Es ist das Charakterlose der älteren britischen Romanhelden durch den deutschen Dichter oder irgend einen Vorgänger etwas vertilgt, es herrscht auf der anderen Seite weder die Frivolität und Weichlichkeit des Tristan, noch der mysteriöse Zug nach einem heiligen Ritterthume wie im Parzival. Der Winsbefe<sup>238)</sup> ist unstreitig einer der theuersten unter allen Resten unserer ritterlichen Poesie, weniger als poetisches Werk, denn als eine Reihe von Lebensregeln und Maximen, die dem schönsten, dem edelsten und allgemeinsten an die Seite gesetzt werden dürfen, was ja über Moralität

238) In Benedek's Beiträgen. Band 2.

und würdiges Leben gesagt ist. Vielfach kommt die Sammlung weiser Sprüche der Lebensphilosophie im Mittelalter in diese Form der Ermahnungen eines Vaters an seinen Sohn gekleidet vor, eine Form, die vielleicht durch die Disciplin des Petrus Alfonsi und die Distichen des Dionysius Cato, die auch in Deutschland mehrfach bearbeitet oder vielmehr ganz ins Unkenntliche entstellt sind, Verbreitung fand. Die Franzosen haben ihre eigenen und entlehnten Chastiments, die Nordländer das Sonnenlied, die Italiener kennen das ähnliche in prosaischer Form, die Deutschen haben, außer dem schwächeren Seitenstück der Winsbekin, den Segen des Tobias, die Lehren des Königs Tyrol und mehrere Nachahmungen dieser Art z. B. in Ulrichs Alexander am Ende, in einem Gedichte der Tugendspiegel u. s. w. Nirgends aber traf ich auf ein so sinnvolle Behandlung wie die im Winsbete, die sich so sehr zu wahrer Dichtung erhoben, die so tief den ganzen Menschen erfasst, die das Gleichgültige der äußeren Sitte und Convenienz so verlassen und den Blick auf das Ewige gerichtet hätte. Es liegt etwas ungemein Rührendes und Erhebendes zugleich in dem sanftfeierlichen Tone dieser Ermahnungen, mit dem der greise Vater den Sohn ins Leben schiebt; es redet der ehrwürdige Alte, der die Rechnung seines Lebens abgeschlossen hat, dessen ganze Freude und Hoffnung hinfort auf den Sohn gerichtet ist, der sein Leib, der sein Trost, dessen Leiden sein eigener Kummer ist, dem er, nachdem er selbst mit Ehren seines Hauses gewaltet, die Pflege desselben vertraut, mit herzlichster Innigkeit, mit edler Bescheidenheit ihm die Erfahrungen und das Beispiel seines eigenen Lebens vorhaltend, und ohne fürder eine andere Sorge zu haben, als daß es seinem Erben auf Erden und im Himmel nicht missgehe, ohne einen anderen Wunsch, als daß sein Name und seines Namens Ehre auch im Sohne erhalten werde. Jene höchste Religiosität spricht aus ihm, die der Welt Wandel gering achtet (die uns, wenn wir scheiden, nichts mitgiebt als ein lünnenes Tuch unsere Blöße zu decken), ohne darum aber die irdische Laufbahn grollend zu verachten; es ist jene schöne und seltene Frömmigkeit, die herzliche und innige Liebe und Vertrauen auf Gott festhält, auch nachdem sie den Lauf der Welt hat kennen gelernt und die geheimsten Falten des sündigen Menschenherzens durchspäht, diese schöne Verbindung von tiefer Menschenkenntniß mit der Richtung auf das Ewige

und Innere, die stets zu Geringschätzung des alltäglichen Treibens der gewöhnlichen Menschen, aber nie zu Verachtung der Menschheit und des Lebens führt, die das Besondere und die falsche Richtung des Theiles erkennen, aber nie das Ganze und seine Bedeutung verkennen kann, die nie erlaubt, das Leben mit frivolem Leichtsinne zu verändern noch ihm mit bitterer Verhöhnung den Rücken zu kehren, die stets jene wechselnden Eindrücke von Vergänglichkeit der weltlichen Dinge und der Existenz ewiger Zwecke nährt, die dem vollkommeneren Menschen gleichmäßig nicht fremd sein dürfen und die zusammen jenen Ernst des Lebens hervorrufen, der ein so edles und theures Eigenthum unseres Volkes ist. Am Gottesdienste, empfiehlt der weise Vater seinem Sohne, sollen ihn nicht die Werke der Priester irren; ihre Worte seien gut, auf die soll er achten und um ihre Thaten sich nicht kümmern. Im Frauen: dienste sollen ihn die Sitten der Vielen nicht stören, um des Geschlechtes willen soll er sie ehren, ihren Dienst ihnen weihen und nur Gutes von ihnen sprechen. Nirgends ist die Frauenliebe und die Verehrung dieses Geschlechtes schöner gefaßt, als hier: sie sind der Welt Zierde und Würde, die Gott mit seiner Gnade, als er sich dort Engel erschuf, uns hier zu Engeln gab, an denen alle unsere Seligkeit liegt, die mit der Krone geschmückt sind, in die viel edle Steine mit Tugenden gesenkt sind, deren Liebe unsere Herzen heilt, und reinigt und heiligt, vor der unser Gram und Kummer wie Thau vergeht. Dabei ist es hier klar ausgesprochen, was in allen achtdeutschen Gedichten liegt, was der kerndeutsche Lampert im Alexander eben so klar sagt, daß die sinnige und heilige deutsche Frauenliebe jener Zeit auf dem Stamme der Mutterliebe gewachsen ist<sup>239)</sup>, daß sie ihren Bezug auf das häusliche Glück nimmt, und nicht auf sinnliche oder gesellige Freude, wie bei Franzosen und allen Südländern. Hier ist auch einmal Ritterlichkeit und Waffenkampf und Verschmähen des guten Gemachs und des weichlichen Verliegens gepredigt, mit dem nicht Ruhm und Ehre zu gewinnen sei. Es sind nicht chimärische Tugenden, die der Vater dem Sohne

239) Sun wiltu zieren dinen lip  
so daz er sige unsige gram,  
so minne und ere gute wip,  
ke tugent uns ie von sorgen nam,

sü sint der wunnebernde stam  
do von wir alle sint geborn;  
es hat nit zucht noch rechter scham  
wer daz nüt erkennen an in,  
er mus der soren einer wicken,  
und hette er salomons sin.

empfehlte, sondern was das Leben fördert und Ehre des Hauses mit sich führt. Mit den Armen soll er sein Brot brechen, an Fremden und Reisenden gastliche Freigebigkeit üben, an Jedermann höfliche Sitte, Dienstfertigkeit an den Freunden, und im Feinde Großmuth. Dem Hochgeborenen ohne Tugend soll er geringer achten als den Niederen der nach Ehre strebt, denn die Tugend mache den Adel, und Hochgeburth ohne sie sei wie das Korn in den Fluß gesät. Hoffahrt und Habsucht soll er schwinden lassen; das Gut möge er lieben, aber sich nicht von ihm beherrschen lassen, denn Wahnsinn sei's, das Gut über Gott zu lieben und sich um beides zu bringen, ehe man das Eine aufgibt. Den Born soll er säumen, das Innere vom Gift der Untreue reinigen und in Mäßigkeit leben; ehe er sich der Lächerlichkeit und dem Spiele ergäbe, liege er besser im Grabe. Sein Wort soll er in Ehren halten, seine Rede sei Ja und Nein. Vorsicht der Welt gegenüber wird mit seinen Vorschriften empfohlen: Nie soll er thun wie der Vogel, der fliegen will ehe er kann, und was zu schwer ist solle er liegen lassen. Aber frühe solle er die Kräfte regen, denn früh brenne was eine Kessel werden will und dreißig Jahre ein Thor bleibe für immer ein Narr. Er soll gutem Rathe folgen, auf Verleumder nicht hochen, „zu rechte schweigen, zu statten reden,“ nicht zudringlich sein, den Niegel vor die Zunge schießen, und der Rede Ausgang bewachen und nichts anderes sprechen als was den Weisen behage, und das Geheimniß soll er wahren, denn leicht sei Dreien zu eng was Zweien gerecht sei.

Das Alles, diese praktische Weisheit, diese milde und zugleich kräftige Gesinnung, theilt — um doch endlich auf unsern Wirnt und sein Gedicht zurückzukommen, dieser Dichter als Person, allein wie ist es doch Jammer und Schade, daß von diesem tüchtigen Geiste in die Gedichte dieser letzten Dichter nichts übergegangen, daß von einer so durchempfundenen Gesinnung so wenig aus dem Leben in die Poesie überging, daß wir sie nur eben in Lampert hervorscheinen und sogleich verschwinden, daß wir sie im Wigalois nur gleichsam außerhalb des Gedichts hingestellt sehen, um ihren Mangel in dem Gedichte selbst desto schmerzlicher zu empfinden. Wenn ja Wirnt seinem Wigalois grundsätzlich diesen edlen Frauen dienlich sei, wo könnte er in diesen Stoffen Gelegenheit finden, ihn auch so zu charakterisiren, wie er ihn sich denken mochte? wenn



er ihm die fromme Ritterlichkeit leiht, die auch mit dem Gebete außer dem Schwerte Wunder verrichtet, wie sollte das nicht mitten in den Abgeschmacktheiten verloren gehen, in denen er die wunderlichen Abenteuer erzählt, die Wigalois auf Burg Korentin zu bestehen hat, bis er den Heiden Noaz erlegt und dessen Weib aus Herzensliebe oder Herzeleid über ihm gestorben ist? Wer würde je eine so totale Scheide zwischen dieser epischen und jener didactischen Kunst für möglich halten, wenn man nicht die Documente vor sich sähe? Wer würde selbst dann die Tatsache begreifen, wenn man nicht bedächte, daß die ganze Ritterwelt in ihren Thaten durch die Bücherwelt und das Reich der Phantasie gehemmt ward, daß von Stufe zu Stufe seit den alten Heroenzeiten die äußere Thätigkeit und Waffenmacht absank, daß mit dieser die ächtepische Poesie ihren Werth stets mehr verlor, daß man sich kaum in der Zeit der Hohenstaufen ein wenig wieder zusammenraffte, um sogleich die einen in Nothheit zu versinken, die anderen erschreckt sich auf sich selbst zurückzuziehen, daß man sich nun hinter Grundsätze flüchtete und diese desto reiner bei den Besseren ausgebildet erscheinen, je mehr sich Andere der Charakterlosigkeit, die herrschend war, frei überließen, daß dem entsprechend die Poesie nun keinerlei Bedeutung mehr in den Handlungen suchte, sondern bloß in der Denkungsart und Gesinnung, wie z. B. im Parzival man den Helden im Hintergrunde Thaten verrichten hört, aber nicht sieht —, oder auf der Gegenseite bloß in der Darstellung von Handlungen abgesehen geradezu von aller und jeder Gesinnung, sie sei gut oder schlecht, wie im Tristan der Held ein bloßer der Anrechnung unfähiger Spielball des Glückes wird. Diese Gegensätze scheinen sich damals in aller Welt ausgebildet zu haben, aber doch hat keine Nation zwei so merkwürdige Dichter aufzustellen, wie Wolfram und Gottfried, die jene so vollendete Opposition bildeten, wie sie in allen Zeiten einer hohen Bildung sichtbar wird, zwischen der strengeren Lebensansicht, die im Sparen der Bedürfnisse, und der leichteren und gefälligeren, die im Reichthum der Bedürfnisse und deren Befriedigung das Heil und Glück der Menschen sucht.

### 3. Wolfram von Eschenbach.

Je mehr nun der Sagenstoff in den Dichtungen unserer ritterlichen Sänger unter dem Hervortreten größerer Subjectivitäten

und einer strengern künstlerischen Behandlung unbedeutend wird, je freier man damit verfuhr und je mehr die dichterische Form über die Materie ihr Recht zu behaupten anfängt, desto schneller gehe ich über die Quellen der Sage des Parzival und Tristan, der zwei Hauptgegenstände die wir zunächst betrachten, so wie über die ausländischen Behandlungen hinweg. Daß ich auch auf das Biographische der Dichter wenig oder keine Rücksicht nehme, mag der Plan meiner Arbeit und das Mangelhafte der Notizen, die wir darüber besigen, entschuldigen; ich verweise auf einen Aufsatz von Büsching über Wolfram<sup>240)</sup>, wüßte aber in einer Arbeit, wie die meinige ist, nur dann von den Lebensgeschichten der Dichter einen Gebrauch zu machen, wenn sie einen deutlichen Einfluß auf die Werke derselben verräthen. Was die Quellen des Parzival angeht, den ich als das Hauptwerk Wolframs zum Mittelpuncte meiner Bemerkungen über diesen merkwürdigen Mann mache, so trifft es sich glücklich, daß die Ausgabe von Lachmann, der wir die eigentliche Wiederbelebung dieser Gedichte zu danken haben, die früher nur in völlig ungenießbaren Drucken existirten, zugleich in der Einleitung die nöthigen Ausweisungen darüber giebt. Es würde eine vergebliche Mühe sein, der Graalsage auf den Grund kommen zu wollen, denn nach meinem Urtheile hatte sie keinen anderen als die Phantasie eines wahrscheinlich südfranzösischen oder spanischen Poeten, der etwa eine kostbare Reliquie den ersten Anstoß gab. Wilken mochte vielleicht erwartet haben, daß er im Laufe seiner Untersuchungen über die Kreuzzüge Aufklärungen über diese Sage erhalten werde, weil er ein indirectes Versprechen gab, auf dieselbe zurückzukommen, was nicht geschehen ist und schwerlich geschehen konnte. Aller Bezug auf die Ritterorden und auf die smaragdene Schale von Casarea ist durchaus ins Mystische und Symbolische gezogen, und beruht auf nichts anderem, als auf der Einführung von neuen Zeiterschemungen in alte Gedichte, die den Franzosen so eigen ist, wie den Deutschen die Anknüpfung alter Helden an neue Namen. Nichts scheint klar, als daß das Gedicht einer früheren, gänzlich verlorenen Gestalt nach dem britischen Kreise und der britischen Manier angehört hat, wo der Parzival ganz eine solche Figur gespielt haben mag wie Lancelot oder

240) Im altsächsischen Museum: Band 1.

Wigamur. Diese Sage aber möchte, wenn man aus dem Mittelpuncte des Locals, aus dem sacro catino, aus der Verehrung des Tempelordens, aus der Verherrlichung des Hauses Anjou und dergleichen mehr schließen sollte, eine begeisterte Aufnahme in dem ganzen Strich der hochfranzösischen Dialecte gefunden haben, wo alle diese Dinge angeknüpft wurden, die uns jetzt der Mittelpunct der Sache scheinen, und die wohl zuverlässig früher so wenig der Sage angehörten, wie der Graal der Tafelrunde Arturs, mit der man ihn später verband. Gewiß ist aber, daß diese Sage durch unendlich viele Hände muß gegangen und vielleicht ähnliche Schicksale muß gehabt haben, wie die Rolandssage in ihrer Ausbildung bis zu Ariost, in der man ebenso von der ältesten Grundlage entfernt ist, wie wir uns im Parzival von der mutmaßlichen britischen Urquelle entfernt sehen würden, wenn uns diese erhalten wäre. Ein ungeheurer Wust von Geschichten und Sagen muß darin zusammengetragen gewesen sein, wenn wirklich, wie es mehr als wahrscheinlich ist, Alles was wir jetzt im Parzival und Titurel getrennt lesen und vielleicht noch Mehreres dazu, in dem Werke des Ryot, Wolframs Duella, beisammen lag, und mit Recht sagt Lachmann, daß schon unserem Dichter „das Ganze, wie uns, ein Gewirr unverständlicher schlecht verbundener Fabeln scheinen möchte“ so daß er daraus die ansprechendere Episode des Parzival sich zu abgetrennter Behandlung herausnahm, die auch Chretien von Troyes, dessen Perzeval erhalten ist, und bei vielfacher Uebereinstimmung der Abenteuer doch Alles das entbehrt was den Wolfram'schen auszeichnet, allein bearbeitete, dessen Behandlung übrigens von Ryot, wie es Wolfram bezeugt, angegriffen ward<sup>241</sup>). Was übrigens das Werk vor Ryot und Chretien für Schicksale gehabt, ist nicht auszumitteln; der Dichter weist uns hier auf Quellen, die man wohl nicht für etwas anders als eine Fiction halten wird, indem er die heidnische Schrift eines Flegetanis in Toledo, wie es scheint, als die Verkünderin des Geheimnisses des Graals und, wie der Titurel, lateinische Chroniken von Britannien, Frankreich und Irland nennt, die Ryot nach der Geschichte von

241) Parzival 827, 1.

Ob von Troys meister Cristjan  
dijem märe hat unrecht getan,

dag mac wol zürnen Ryot,  
der uns diu trojan märe enbot.

den Graalpflegern durchsucht hätte, die er in Anjou gefunden habe<sup>242</sup>). Indes wäre es immer möglich, daß irgend ein maurischer Astrolog eine solche Anregung gegeben haben könnte, und es ist schade, daß das Werk des Krot verloren ist, das hier vielleicht mehr Licht schaffte, als Wolfram thut. Wir kämen dann vielleicht auf mannichfaltige Spuren vielfacher Quellen, die es noch besser zeigen würden, daß man auch in diesem eneyclischen Gedichte, wie im Ariost, die Sagen aller Welt benutzte, so daß man nun den Ursprung desselben bald aus Spanien, bald aus Frankreich, bald aus Arabien und Griechenland holt. Bei dieser Lage der Sachen kann ich nichts thun, als sie auf sich beruhen lassen und den neugierigen Leser auf Büschings Auszug der Graalgeschichte aus unseren beiden deutschen Gedichten<sup>243</sup>), dem Parzival und Titirel, oder auf Görres Einleitung zum Lohengrin verweisen, mit welchen Aufsätzen, wie auch mit dem was Hammer und Andere geschrieben haben, ich für meine Zwecke gleichertweise nichts anzufangen weiß; wenn schon Wolfram selbst, so wenig wie sein Vorgänger, die geheime Bedeutung des Graals und den Zusammenhang der Sagen verstand, wie man annimmt, so mußte ihm ja für den Plan seines Gedichtes durchaus nichts darauf ankommen, und somit kommt mir für den Plan meiner Geschichte noch weniger darauf an.

Wenn ich in der Behauptung nicht irrte, daß vielfache Berührung verschiedenartiger Völker und ihrer Vorstellungen das Romantische nährten (wie auch in Persien zu sehen ist), so werden wir uns leicht erklären, warum gerade eine in diesen Gegenden gereifte Sage plötzlich einen ganz anderen Charakter, eine viel größere Pracht, einen viel bedeutenderen Aufwand, einen viel weiteren Umfang annimmt, als alle die britischen Romane, unter

242) Parzival 454, 17.

Hegetanis der heiden sach, davon er bluweelche sprach,  
im gestirn mit sinen eygen, verholtenbaeriu tougen.  
er sach, ez hiez ein dine der gral: des namen los er sunder wal  
inme gestirne, wie der hiez. „ein schar in uf der erden liez:  
din fuoz uf über die sterne hoch, op die ir unschult wider sach,  
si muoz sin pflege geroustin frucht mir also kinschtlicher juht:  
din menschel ist immer wert, der zuo dem grale wirt geget.“  
Sus schreip dervon hegetanis. Krot der meister wis  
diz maere begnabe sinuchen in latinischen buochen,  
wa gewisen warre ein volc da zuo gebaere,  
daz ez des grales pflege unt der kinsche sich bewarce u. i. re.

243) Im altdeutschen Museum I.

denen die erste Grundlage des Parzival eine Stelle eingenommen haben muß, oder denen er sehr getreu nachgebildet sein müßte. In diesen Ufern des mittelländischen Meeres hatten ja schon in Urzeiten jene Iberer gefessen, die schon in ihren phantastischen Märchen, die Strabo erwähnt, ganz orientalischen Charakter veratheten; hier drängten sich zu Land und See neben ihnen Kelten, Phönicier, Liguren, Phokäer, Tyrrhener, Karthager und Römer. Die Herrschaft der Gothen, der Mauren und Franken folgte einander und erhielt sich nebeneinander. Die Kriege mit den Sarazenen führten zu den engsten Verbindungen mit Mauren, mit Africa, Aegypten, Syrien und Griechenland; die Catalanier gehörten zu den frühesten See- und Kaufleuten, die alle Welt besuhren, die Kreuzkriege in Spanien führten zahllose Massen von Rittersleuten aus aller Welt unter die zahllosen kleinen Lehnleute und Fürsten von Südfrankreich und Nordspanien. Was Wunder, wenn die Provence, deren eigenthümliche Lyrik wir schon kennen gelernt haben, keine britische Dichtung von jener Einförmigkeit vertragen konnte, die wir hier überall antrafen und die ja selbst in der Normandie und in England von den Trouveres gleich erweitert und verändert wurden, wo wir einen ähnlichen, nur nicht einen gleich glänzenden Conflux von Stämmen gewahrten, wie hier. Ueberall hin, wo eine solche Mischung der Nationen nicht Statt hatte, drang der Geschmack an dieser romantischen Kunst weniger, oder erst nachdem sie anfing in klassischere Form gebunden zu werden; und so behielt man in Norddeutschland scheinlich die Volkssage lieber und pflegte das fremde Epos nur im Süden, wo eine Grundlage von gallischen Stämmen und römischer Bildung und die Wirkung des lebhafteren Verkehrs in der ganzen Entwicklung dieses Theiles von Deutschland sichtbar bleibt. Diese Dichtungen, auf solchem Boden entstanden, wo kein ungenüßter, altnationaler Stamm als Träger einer Sage da war, wo alle alte Sage eigentlich fehlte und nur neue Begebenheiten den Stoff hergaben, bilden daher den strengsten Gegensatz gegen alle eigentliche Volksepen, gegen Homer oder die Nibelungen. Was zuerst die Dichter angeht, die sich dieser Stoffe annahmen, so ist in ganz Europa damals ein einziger großer Rückgang von der Objectivität der alten Kunst zu der vollendetsten Subjectivität erkennbar. In den Nibelungen, oder noch mehr im Hildebrandsliede und im Walthar fährt

der Dichter, wie Homer, den Leser nur ein, dann läßt er ihn mitten unter seinen poetischen Gestalten allein, die sich von selbst vor ihm bewegen, deren Handlungen sich aus sich selbst entwickeln. Im französischen Epos gleitet die plastische Schilderung der sinnlichen Gestalten schon auf die der Charaktere über und der Dichter wird laut dabei. In den britischen Romanen ist weder das eine noch das andere, weder anschauliche, sinnliche Figuren noch psychologische Wahrheit der Charaktere. Wo also ein Geschlecht so sehr dem Leben entfremdeter, aller Wirklichkeit entfremdeter, nur in der Welt des Gemüths lebender und von da aus ihre dichterischen Schöpfungen gestaltender Poeten, wie unsere Minnesinger, war, wie froh mußten diese nach einem Stoffe greifen, wo ihnen Raum gegeben war für Alles was sie nur ändern, weglassen oder einschleichen wollten; wo keine Handlungen von solcher Größe waren, daß sie ihren tiefen Empfindungen imponirt hätten, wo keine festen Gestalten eines Nationalepos sie verschreckten, sondern wo sie bloße Nebelfiguren trafen, denen sie jede beliebige Seele einhauchen konnten! Wir sehen daher Franzosen und Deutsche gleich wohlgenuth in diesen Gebieten wirthschaften und im Parzival und Tristan ist es so weit gekommen, daß die deutschen Dichter ganz unverholen ihre eigne Weltansicht ihren Helden leihen, und im Dante hat dies Alles seine höchste Spitze, wo geradezu die Seelengeschichte des Dichters selbst den Stoff des Gedichts macht. Sein großes Werk bildet daher auch zu aller antiken Kunst den grellsten Gegensatz und wie sich die Extreme überall nahe liegen, so beginnt auch geradezu mit ihm selbst und mit Petrarca die Rückkehr zum Altclassischen in ähnlicher Stufenfolge, wie bis zu ihm die Entfernung davon zugenommen hatte.

So ist es mit den Dichtern; mit den Gegenständen ist es nicht anders. Wir rücken beständig aus der alten, historischen, wirklichen Welt in die neue, ideale Gemüthswelt; die alte Heldenzeit der Nibelungen, die alte Glaubenszeit des Kaiser Karl geht verloren; in den britischen Gedichten ist alle sinnliche Anschaulichkeit wie aller historische Boden verschwunden; im Tristan zieht durch Gottfrieds Kunst das getreueste Abbild des feinsten gegenwärtigen Lebens ein, in Wolfram das der größten gegenwärtigen Ideen; so wie Dante unverholener sich selbst zum Mittelpunct seines Gedichtes macht, als jene, so nahm er auch unverholener die Gegenwart auf und

schied aus einem epischen Gedichte das sinnliche Object, die Grundbedingung des epischen Gedichtes, geradezu aus oder behielt es nur in Episoden. Die Wahrheit in allen diesen Dichtungen ist hinfort nicht mehr jene gleichsam historische im Homer und wenn man will in unserm Nationalepos, die sich strenger an den Gang des gewöhnlichen, wirklichen Lebens hält und an dessen Gesetzen selbst im Gebrauch des Wunderbaren festhält, an jene Wahrheit, die gleich jedem gesunden Verstande verständlich und faßbar ist, sondern es tritt eine andere Wahrheit ein, die sich diese Männer, abgesehen von eben jener wirklichen Welt, vertieft in ihr Inneres, schufen, die erst historisch-psychologisch erforscht werden muß, durch Studium jener Zeit oder durch allgemeine Menschenkenntniß, die so ächt und groß sie sein mag, doch nie eine allgemeine, sondern nur getheilte Anerkennung finden kann, was diesen Gedichten, den Dante nicht ausgenommen, als Kunstwerken sowohl ihren Werth als ihre Verbreitung nothwendig schwälern mußte, so hoch das Interesse der Zeit und des historischen Forschers der Nachwelt immer daran war. Nur ein Geschlecht, das so allmählich und so gründlich von der äußeren Welt und jeder alten Erinnerung, die daran fesselte, sich entfernte bis zu seiner Umgebung und das sich selbst in dieser in Orden und Einigungen und Stände, und endlich jeder Einzelne in sich selbst verschloß, nur ein solches Geschlecht konnte zu solch einer totalen Entfernung von dem sinnlichen Elemente aller Kunst gelangen, und konnte wieder auf der anderen Seite seine neue Art von Kunst an den alten Stoffen unmöglich, sondern nur an jenen britischen Werken ausüben, die selbst ohne historische Wahrheit jede beliebige hineinzutragen gestatteten, die selbst von allen Ideen und Empfindungen wie entblößt jede beliebige aufnahmen, die als eine Reihe von zweck- und planlosen Begebenheiten die Veränderung derselben zu planmäßiger Handlung einer geübten Hand und einem glücklichen Kopfe möglich machten. Man kann nächst Lampert erst bei diesen zwei Dichtern Wolfram und Gottfried sagen, daß sie mit einem bestimmten Gedanken die Theile ihrer Gedichte zu einem Ganzen binden, und nur darum kann man ihren Gedichten den Namen eines Epos beilegen, den in den fremden Behandlungen weder Tristan noch Parzival erhalten können. Dort sind sie Novelle und Roman, und der Uebergang von Epopöe in Roman, wie von Roman in Epopöe ist überall klar. Vielleicht nur mit

Ausnahme der Roncevauschlacht tragen alle französischen und britischen Romane diesen Namen mit vollem Recht, sie sind auch eben darum alle in prosaischer Gestalt beliebter geworden, die dem Romane weit besser ansteht, als die poetische; die Trojaner- und Alexandersage war zum Roman geworden; Lampert aber gab ihr den Anspruch auf den Namen eines epischen Gedichtes, wenn auch eines unvollkommenen, wieder, und es ist das größte Zeichen von der genialen Tiefe unserer trefflichen Meister, daß sie der Sage von Tristan und Parzival eine solche Seite abzugewinnen wußten, von wo aus behandelt, sie als eine ganz eigenthümliche Gattung der Epopöe betrachtet werden müssen. Wie wenige Anlage dazu in den Quellen unserer Dichter lag, können wir, was den Tristan angeht, an Eilharts Bearbeitung sehen, und was den Parzival angeht, so liegt das in unseres Wolframs Werke selbst klar am Tage.

Denn in seinen meisten Theilen finden wir all das Planlose der britischen Gedichte, scheint es, wieder. Vieles was hier geschieht und vorkommt, scheint kein Ziel und kein Ende zu haben; Begebenheit reiht sich an Begebenheit ohne inneren Zusammenhang; wir sehen Menschen bald in diesem Zustande bald in jenem, sie benehmen sich in dieser Lage und in jener, ohne eine Tendenz, ohne bestimmte Motive. Eigentliche Charaktere giebt's hier nicht; die Menschen unterscheiden sich zwar durch Verhältnisse, Naturen und Ansichten, allein es fehlen die tausend Züge in Ausdruck, Meinung, Handlung, im Aeußeren und Inneren, die eine Individualität erst zeichnen; es fehlt zwischen dem inneren und äußeren Leben der Helden und Heldinnen jener geistige Verknüpfungspunct, der jene griechischen Heroen zu so herrlichen Figuren macht, der jenen schönen weiblichen Gestalten die schönen Seelen einhaucht. Alles Handeln ist daher hier charakterlos, alles Gefühl ohne Wahrheit, alles Thun fließt aus Launen, wie jede Begebenheit aus Zufall. Die Liebesempfindungen der Besungenen einsiehn und vergehen, man weiß nicht wie, jede einzelne ist eine Circe und Calypso, ohne als solche einem Zwecke des Dichters zu dienen. Alle Kraftäußerung der Männer, unmotivirt wie sie ist, ist darum weder geeignet, unsere Bewunderung als Tapferkeit, noch unserer Abscheu als Rohheit auf sich zu ziehen, so wenig wie ihre erhörte oder nicht erhörte Liebe eine Theilnahme erregt; es sind Automaten, deren Handlungen wir selten aus einem inneren Triebe vor unseren



Augen entstehen sehen. Wie der Dichter mit seiner Erzählung, so prahlt der Held mit seiner Tapferkeit, die uns ganz gleichgültig läßt, weil wir die Duelle nirgends sehen aus der sie fließt, während im Homer bald die Rache, bald die Ehrsucht, bald die Noth die lebensfrohen Helden zur Todesverachtung treibt. Alle Fehler ferner, die uns an den britischen Romanen und an dem Virgilen was das Mittelalter hervorgebracht hat, misfallen, stören uns auch hier. Ueberall treffen wir auf die stolze Beschränktheit des Standes, der diese Dichtungen pflegte. Die Staaten des Mittelalters waren überall auf Unterdrückung der Menge gegründet; diese Menge ward grausam verachtet, und so ward sie auch aus den Gedichten verdrängt. Die Griechen, die zwar auch die unteren Klassen drückten, aber in älterer Zeit das Sklavenwesen nicht so ausgebildet hatten wie später, lassen selbst den Sklaven und Knecht im Epos eine Rolle spielen und das Volk ist überall der Hintergrund im Gedichte. Wenn bei aller Ueberlegenheit an Poesie und Natur die Fabel der Ilias sich nur unter den Hauptfiguren herumdrehte, wenn wir alle Kämpfe der Heere, alle Heroen des zweiten und dritten Ranges, alle kleine Episoden, alle Stimmen der Völker, alle Klagen der Weiber wegdenken müßten, was würde uns übrig bleiben? Es würde mit dem Vortreten Einer ausschließlichen Rasse eine ähnliche kastenartige Dichtung verknüpft sein, die uns mißhagen müßte, denn die Dichtung sehen wir am wenigsten gerne sich in Einen und denselben, und gar in einem so beschränkten Kreise bewegen. Dazu kommt dann, daß auch hier überall der Glanz und die Pracht, der Adel der Sitte, die Convenienz hervorscheint, während im Homer der ganze Ansich des Lebens, das uns geschildert wird, auf Armuth, Naturzustand, kindliche Einfalt, große Unschuld und wenn man will selbst auf Rohheit hindeutet. Wenn wir im Homer durch die grade und einfache Natur der Helden hier und da die Stimme zarter Empfindung, durch ihre rohe Tapferkeit das Mitleid und die Schonung, durch ihre einfachen Waple ein kostbares Gefäß, durch ihre ledernen Wapfenstücke ein goldnes Müßzeug durchblicken sehen, so finden wir uns überrascht, aber auch befriedigt, denn die Natur der Menschen und die Verhältnisse ihres Lebens erklären das Eine wie das Andere; bei Homer ist Armuth des Lebens, aber Reichthum des Geistes; hier aber öffnet sich durch die Prachtmahl, die herrlichen Feste, Wapfen, Kleider, Edelsteine, die Aussicht auf

geistige Dürftigkeit; die äußere Erscheinung spannt stets die Erwartung, die immer getäuscht wird, während sie bei dem Griechen durch die industriellen, künstlerischen, intellectuellen Vollkommenheiten, die aus dem einfachen Naturstand hervortauschen, freudig überrascht wird. In diesem ärmlichen Stolze des Ranges und Standes, bei weniger Bildung, liegt ein Hauptgrund unseres Misfalens an diesen ritterlichen Erzählungen, und Cervantes konnte nicht meisterhafter den hohlen Dünkel dieser Klasse persifliren, als indem er die practische Realität recht derb daneben stellte. So günstig die Quellen dieser ritterlichen Dichter ihrer subjectiven Behandlungsart waren, so schroff hielt sie doch eben dies in einem Contraste mit ihrem Stoffe. In diesem herrscht die spärlichste Armuth, in ihnen selbst aber das Streben nach dem größten Glanz. Für sinnliche Erweiterung des Stoffes haben sie kein Geschick; für Einschränkung ihrer Prachtsucht, ihres lebhaften Antheils, ihrer hochtönenden Worte haben sie keinen Sinn; sie bleiben also mit ihren warmen Gefühlen, oft mit reicher Gedankenfülle und mit sprudelnder Redseligkeit dem trockenen und schalen Stoffe gegenüber stehen; sie wollen aufhelfen und können nicht; sie gehen immer mit einer Begeisterung dem Leser voran, die dieser nicht versteht, weil sie nicht in der Sache liegt, sondern blos in dem Dichter. Da diese nicht alte halbvergesne Zustände objectiv ausmalen, sondern neue allbekannte subjectiv andeuten, so fehlt die sinnliche Belebtheit und Vollständigkeit; wie in neueren Geschichtswerken wird stets etwas vorausgesetzt, und dies ist freilich in Werken der Phantasie noch viel weniger zu dulden, als in Werken des Verstandes. Der Dichter spricht zu Lesern, die halb errathen, was er ihnen nur immer zu sagen unternimmt: er leihet ihnen gleichsam nur Pinsel und Farbe und läßt sie selbst ausmalen. So liegt in Form und Fabel und Charakteren nichts als Zwiespalt und Widerspruch.

Dies träumerische Hinleben ohne Prinzip, dies dünnkelhafte Wesen ohne Grund, diese tapferen Thaten ohne Zweck, dies Gewirr der Abenteuer ohne Ende, dies innere Drängen ohne Ziel und Gegenstand, was Alles wir so stehend finden in diesen Romanen, ist also auch im Parzival zu treffen. Wie also sollte sich damit das Verdienst, das man dem Wolfram als Dichter einräumt, verbinden lassen? Sollte es nicht? Oder wäre nicht etwa auch, bei zwar größerer Bewegung, bei sinnlicherer Behandlung, dasselbe Ge-

wir planloser Abenteuer und das Treiben principloser Helden im Ariost, der doch heutzutage für einen großen Dichter unbestritten gelten wird! Wie, wenn unser Dichter sich in einer ähnlichen Art wie Ariost, dieses ganzen Chaos bedient hätte, recht eigentlich mit der Absicht, dies Chaos beizubehalten, um das ganze vage, wilde, ungezähmte Getriebe dieser ritterlichen Welt eben zum Gegenstande seiner Muse zu machen? Bewundern wir eigentlich im Ariost etwas anderes, als daß er uns jene Ritterwelt eben mit all den tausend sich durchkreuzenden Launen der Geschehnisse wie der Menschen so meisterhaft schildert? Er, der mit dem Einen Fuße noch in diesen Zuständen weilte, indeß der andere schon in die neue Zeit der erfundenen Buchdruckerkunst, der Feueergewehre, der klassischen Gelehrsamkeit, der veränderten Kriegs- und Staatskunst, der entdeckten neuen Welt überschritt, Er konnte es unternehmen, von seinem höheren Standpuncte in Italien aus, das diesen Zuständen des Ritterthums ohnehin am frühesten entwuchs, der neuen Generation diese Welt der Contraste mit den kühnsten Strichen und hellsten Farben zu schildern, mit all ihrem Freud und Leid, mit ihren schönen und dunklen Seiten, in ihrer Schuld und Unschuld. Indem er auf die Materie gewandt ist, greift er mit erstaunlicher Sicherheit aus dem ungeheuren Meere der Sagen den charakteristischsten Stoff und trifft mit gleicher Gewandtheit den rechten Ton für das Geschlecht, dem er sein Gedicht bietet und hinterläßt, dessen geheimste Empfindungen er mit meisterlicher Geschicklichkeit zugleich mit seiner Materie regiert und in Einem Zuge dahinreißt. Bestäubt er uns mit der Pracht seiner Feenreiche, mit der üppigsten Sinnenlust, mit der tollsten Welt der Wunder, so leitet er uns winkend an, dies allegorisch zu deuten, falls wir nicht im Stande sind, uns in diesen fremden Räumen einzubürgern, und diesen Gestalten Leben und Wirklichkeit zuzuschreiben; breitet er recht das grellste Gemälde von Uebertreibungen, von Monstrositäten und Riesenkämpfen vor uns aus, daß auch der glühendste Leser aus der Mancha den Kopf schütteln müßte: plötzlich kreuzt er die Erzählung mit einem scharf überraschenden Zug des Witzes und des komischen Effects, wir brechen in Lachen aus und verzeihen ihm jede Tollheit; leiht er am kühnsten den Menschen und der Natur übernatürliche Gestalten und Kräfte, so läßt er ihnen innerliche Wahrheit und veröhüt eins mit dem andern; schlingt er seine

Abentheuer am beschwerlichsten in einander, dann eben muß man sich nur in die Ferne stellen und achten, wie er damit Licht und Schatten in seine Gemälde bringt; regt er Empfindungen und Gedanken mit seiner Materie in uns an, so schenkt er uns selten die Befriedigung, daß wir sie deutlich werden lassen und aussprechen können: ehe wir so weit gelangen, erschreckt er uns durch die magische Geschicklichkeit, mit der er uns die Gedanken und Gefühle aus dem Gemüthe und die Worte von der Zunge nimmt; wenn eben es scheint, als ob er mit gewaltsamem Effect die Phantasie aufrege, dann bricht er gewandt ab und leitet uns auf eine andere Empfindung, ohne uns wehe zu thun. So überlegen und so sicher lenkt er die Einbildungskraft des Lesers nach seinem Willen und hinterläßt ihr dafür am Ziel den schönsten und wahrsten Ueberblick über eine Welt die scheinbar und wirklich nur nicht ganz voll planlosen Gewirrs ist, mitten im dunklen Drang die höchsten Ideen nährt, mitten im Zaumel der Sinne die schönsten und insignificantesten Empfindungen pflegt. So hoch über diese Welt konnte sich freilich ein deutscher Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts nicht stellen, der noch mitten darin befangen war; so sinnlich belebt und so mannigfaltig gestaltet, konnte er diese Welt nicht malen und bilden, die er wie den alltäglichen Lauf betrachtete und nicht aus so großen Zügen und langen leichtübersehbaren Erfahrungen, nicht aus so endlosen und schon zum Theil vortrefflichen Dichterwerken kannte wie Ariost. Allein er konnte sie, wenn er anders das Geschick dazu hatte, den Verhältnissen nach besser in seinem Gemüthe abge spiegelt zeigen, als Ariost, und damit freilich nicht einen so großen poetischen, aber doch immer historischen und psychologischen Werth erhalten, und es kam nun nur darauf an, ob dies Gemüth des Dichters reich genug und menschlich genug gestimmt war, um die ganze Fülle der Bestrebungen seiner Zeiten ihrem tiefsten Gehalte nach aufzunehmen. Es kam auch darauf an, ob er die wirkliche Welt treu aufzunehmen, sie mit seiner Kunst in das Reich der Ideale zu rücken verstand, und da sein Gemüth dabei einmal betheiliget sein sollte, ob er dazu eine Neigung in sich trug; oder ob er sich Ideale in sich gebildet hatte und diese in die wirkliche Welt tragen wollte, die ihm, wie sie war, mißfiel; ob er sich also mit der Wirklichkeit in Harmonie oder in Opposition setzen, oder sie aus einem heiteren oder ernsteren Ge-

sichtspuncte, mehr für die Phantasie oder für den Geist und das Herz anfassen und darstellen wollte. Man wird errathen, daß der Erstere der liebenswürdigere Dichter, der andere der achtungswerthere Mensch sein wird, daß Jener eine lockendere, Dieser eine strengere Weltansicht darlegen werde. Wir haben in Deutschland an Gottfried von Strasburg und Wolfram von Eschenbach die schönsten poetischen Vertreter dieser beiden Lebensansichten, wie in neuerer Zeit, unter sehr bedeutenden Modifikationen natürlich, an neueren Dichtern.

Gottfrieds Tristan schwimmt mit der Welt, aber Wolframs Parzival steuert ihr entgegen. Dies Eine erlaubte jenem Dichter, die höchsten Reize zu versammeln, die schönsten Genüsse zu bereiten, die heiterste Umgebung aufs lachendste zu gestalten, dies Eine nöthigte diesen, mit allen Kräften des Geistes zugleich zu spähen, Kopf und Herz fast mehr zu beschäftigen, als die Phantasie, und angestrongter auf ein bestimmtes Ziel loszugehen, da ihm bei seiner Fahrt nicht ein natürliches von selbst verstandenes gegeben ist. In dem Parzival liegt denn auch viel deutlicher ein bestimmter Gedanke zu Grunde, als im Tristan; dadurch daß die Handlungen des Parzival aus einer einzigen Quelle fließen, in einem einzigen Zusammenhange stehen, mit dem Schicksale im Kampf liegen, wird dieser ein vollkommen epischer Charakter, wenn man auch im strengsten Sinne das Gedicht selbst nicht eine Epopöe nennen wollte (was es doch wenigstens so gut verdient wie Miltons und Klopstocks Dichtungen); im Tristan auf der anderen Seite ist der Charakter des Helden und die Materie überhaupt dem Begriffe eines Epos strict entgegen, es ist eine ausgedehnte Novelle, der aber durch die ungemein kühne Behandlung ächt episches Interesse verliehen ward. Die künstlerische Behandlung und der ästhetische Werth zeichnet auch den Tristan vor Allem aus, den Parzival aber die Tiefe des Plans und die Größe der Ideen. Ehe ich aber hier weiter gehe, will ich versuchen, diesen Plan darzulegen.

Ist es erlaubt, des Menschen Natur und Leben in Völkern so gut wie im Einzelnen in ihren allgemeinen Zügen gleichmäßig zu suchen, so würde ich wiederholen, was bereits angedeutet ward, die Zeit der Minnesänger und ihr geistiges Treiben ist ein solches, das den Regungen entspricht, welche sich in dem

Individuum bei der ersten Entfaltung des Jünglingsalters einstellen. In das wilde Spiel der Frühjugend mischt sich plötzlich eine Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas, neue fremde Empfindungen drängen sich in die ungestüme Lust, in die rohe Uebung der physischen Kraft spielt geistiges Bedürfniß über, und sinnige Versenkung lähmt und spannt abwechselnd die frühere Thatkraft. Wer auf der Einen Seite das äußere thatenreiche Leben unserer ritterlichen Welt in jener Zeit und auf der anderen ihr Gemüthsleben zusammenhält, wer sich erst in ihren Sagen und in der wirklichen Geschichte umsieht und diese Männer bald egoistisch rauben, plündern und unterdrücken, bald in Selbstverleugnung für das allgemeinste Wohl der Christenheit Gut und Blut opfern sieht, wer sich dann vertieft in ihr geistiges Leben und Weben, wo sie bei erwachender Sinnlichkeit in aller Unschuld reiner Liebe bald freudig bald trauernd dahinträumen, der wird nicht verkennen, daß hier alle Kennzeichen und Symptome einer solchen Periode erscheinen. Gesezt nun, der Parzival strebe in der Form und dem Plane, wie er uns von Eschenbach gegeben ist, die allgemeinste Seite der zwiespältigen Natur einer solchen Periode zu schildern, jenen Kampf der individuellen Richtung mit der universellen, der in den Jugendjahren, wenn sich die weltumfassenden Träume strebender Jünglinge mit dem Egoismus der Knabenjahre und die Prosa des männlichen Alters mit den Idealen des Jünglings streiten, so gewöhnlich ist, gesezt dem Dichter gelänge es, einen Charakter zu zeichnen oder doch anzudeuten, der diesen Kampf darstelle, ihn vom Verhängniß so führen zu lassen, daß dieser Kampf zugleich groß und fesselnd würde, gesezt, wir erhielten auf diesem Wege, wenn auch mehr durch die Einkleidung und den Entwurf, als durch die Ausführung und Darstellung, mehr durch das Verdienst des handelnden Dichters als der behandelten Sage und wieder mehr durch die bloße Anlage der Dichtung als durch poetische Veranschaulichung ein treues Abbild der allgemeinen Natur jener Menschen und jener Zeiten, dies würde doch gewiß ein sehr großes Lob sein, das wir einem dichtenden Manne sprechen könnten, und wir würden uns vor dem Genius in einem solchen Werke ehrfürchtig neigen müssen. Der Parzival aber scheint mir diese Aufgabe zu lösen, und Jedermann wird Lachmann gerne beistimmen, wenn er den epischen Plan dem deutschen Bearbeiter, und nicht dem

provenzallischen Dichter vindicirt, unter dem schwerlich der bekannte Guiot de Provins zu verstehen ist, der seiner Bibel nach ein Mann von ganz anderem Sinne war, oder wenn ja beide Werke von ihm sein sollten, ein Mann von gewaltigen Eigenschaften sein müßte, wogegen freilich in jener Bibel nichts spricht. Der rohen Kraft der Ritterlichkeit nun, ihrer ziellosen Thätigkeit, dem Egoismus, der Gewalt und Ueberlegenheit wird im Parzival ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größeren untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewußtsein auf einen Zweck gerichtet, jener Egoismus einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches letztere in einer solchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie sie eben der Sache einzig gemäß ist; das Ahnungs- und Geheimnißvolle, das diesen inneren Bewegungen eigen ist, liegt über dem Gedichte eben so vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie charakterisirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapftrer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor dessen Sturm kein Herz und keine Rüstung besteht, und den die Unruhe jener Thatenlust von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er mag auf den Sohn vererbt haben, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem sie das Kind in der Einsamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo seine sinnigere Natur in der Sehnsucht durchblickt, mit der er dem Gesange der Vögel lauscht, eine heilige Freude, die er sich aber durch Ungestüm und Einfalt, eben wie sein späteres Lebensglück, hier und da verscherzt, indem er die Säger erschießt. Das Größte, was ihm in seiner Wüste den Geist beschäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm seine Mutter über Gott giebt, den sie ihm als den Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einst die ihm lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens streifend an ihm vorüber, als er die ersten Rittersleute an seinem Aufenthalte vorbeiziehen sah, die ihm strahlend schienen wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt. Nun hält ihn nichts mehr, sich in dies reizende Leben zu werfen, und seine bekümmerte Mutter denkt ihn

wieder zu sich zurückzuführen, wenn sie ihn recht lächerlich in die Welt schießt, die ihm so feierlich lockend schien; sie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greisen, und Bewerbung um Frauenfuß und Ring. In täppischer Unbeholfenheit wirft er sich nun in Abenteuer, voll des Thatentriebs frischer Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben; und was mit der Narrenjacke angedeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Situationen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erste Eintritt in die Welt wegen des Contrastes der Einbildung in dem Jüngling mit der Realität immer etwas Komisches und zugleich Rührendes an sich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintritt, nirgends den glänzenden Bildern seiner jugendlichen Phantasie entspricht, zieht er sich bei der ersten Täuschung, als ihn an dem ersehnten Hofe des Artus das Betragen des Keye abstoßt, in sich zurück und seine erste Unbefangenheit schwindet, da die Rathschläge des alten Gurnamanz auf vorbereiteten Boden stelen; zugleich regt dessen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramurs einen edleren Gegenstand finden, dessen sie sich, aber noch mit der ganzen Unschuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigen. So mit sich beschäftigt und in sich zurückgeschreckt verträumt er das Glück, das ihm auf der Graalburg bereitet war, und recht schnell wird ihm dies verlorne Heil von Sigunen verkündet. Je greller die Täuschung, je näher der junge Abenteuerer dem gewünschesten Ziele war, desto mehr warf er sich jetzt in Trog und Unzufriedenheit, in Laune und stille Selbstverfenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die mütterlichen Vorschriften, das Streben nach weltlicher Ritterschaft, der Heroup, das Erwerben einer Gattin und seine keusche Liebe den Gesegen nach des Graales bald würdig bald unwürdig machten, so wirft er jetzt die Liebe zu Gott, und das Vertrauen auf den Helfer ab, der sich ihm so wenig günstig zeigen wollte, bewahrt aber seine treue und reine Liebe, verschmäh't andere Schönheit, und als Cundrie am Hofe des Artus die Tafelrunder zum Zuge nach Castel Marveil auffordert und zugleich in Parzival das Andenken an den Graal erneut, treibt ihn seine sinnigere, gottesdienstliche Natur auf diesen ungebahnten Pfad, während Gawan nach Marveil auszieht. Der Dichter begleitet nun diesen, der mit irdischem



Sinn, mit Kraft und Willkühr ausgerüstet, dem Parzival entgegengesetzt wird, so daß die lange anscheinende Episode in der That ein unverfügbarer Hauptgegenstand des Gedichts ist. Ihn wirft der Zufall und die Verhältnisse auf die Fahrt nach dem Graal, den Parzival aber sein innerer Drang; vor jenem gehen die Thaten her und der Ruhm ist sein Geleitsmann und das Glück, dem Parzival folgen wir bald in die Einsamkeit zu Trevrizent und hören die Geschichte seiner geistigen Reinigung und Zerknirschung; vor jenem thut sich die Welt voll Wunder auf, und voll lockender Abenteuer, den Parzival umgiebt sie mit mehr Alltäglichkeit. Trevrizent wird Parzivals Lehrer und Erlöser; er klärt ihn über den Graal auf und über sein eigenes Innere; er heißt ihn den weltlichen Rittersinn ablegen, indem er ihn sein Wegziehen von seiner darum gestorbenen Mutter und den an Iher begangenen Mroup bereuen heißt, er nimmt seine Sünden über sich<sup>244)</sup>, wirksamer, als er es einst vermocht hatte, da er für seinen Bruder Amfortas der Welt entsagte. So wird er denn zum König des Graals bestimmt, und zum deutlicheren Zeichen, daß ihn nur der Trieb seiner edleren Natur und die Wahl von Gott des geheimnißvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawar, Gramoslanz und seinem Bruder Feirefiz gebracht, die sich ihm sämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunst gleich, ja überlegen beweisen, ohne darum jenen höheren Preis und Rang ihm ablaufen zu können.

Hier also sehen wir den Helden des Gedichts nicht, wie sonst im Volksepos, umgeben von einer Masse gleichstrebender Menschen mit ihnen gesammt im Kampfe mit dem Schicksale, sondern wir sehen ihn einzeln allen übrigen gegenüber und entgegen; nicht die Menschheit ist hier in ihrer allgemeinen Beziehung zur Welt gezeigt, sondern dieser einzelne Mensch zu dieser Welt, in der er gerade lebt. Dies macht ihn trotz der Subjectivität der Schilderung, die dies bedingt, so ganz episch, um dies zu wiederholen, falls auch das Ganze nicht streng episch scheinen sollte; er steht zwischen den steifen, bewegungslosen Figuren des Gedichtes mit einem seelenvollen Ausdruck, der so oft auch in altdeutschen Ge-

244) Parzival 502, 25.

Er sprach „gip mir die sünde her:  
vor gote ich din wandels wer.

und leist als ich dir han gesagt:  
delip des willen unverzagt.“

nälden für die hölzernen Gruppen entschädigen muß; und wie man diese über jenem vergiftet, so interessiren uns auch die Episoden im Parzival gegen seine Seelengeschichte fast gar nicht, und es ist nur Schade, daß diese zwar wahr aber nicht scharf und klar genug geschildert ist. Es ist hier zum erstenmal eine innere Charakterform geschildert, und sahen wir dazu zwar in allen jenen Helden britischer Romane eine Anlage, so fanden wir doch zugleich, daß weder die geringste Kunst in der Ausführung da war, noch auch daß die Charaktere irgend großartig so gefaßt waren, daß sie als Repräsentanten großer Bestrebungen in der Zeit gelten konnten. Von jetzt an sehen wir in den Epen und Romanen Gegensätze in den Charakteren häufiger werden, und wie die britischen immer nur Einen zum Mittelpuncte nehmen, so werden seit Garin le Lohereain bis zu den Amadis und Don Quixote nun häufig zwei Helden, oft Brüder, und meist in scharfen Contrasten nebeneinander gestellt, und man kann es in der französisch-italienischen Romanenliteratur sehr deutlich lernen, wie erst ganz allgemach die romantische Kunst des Ariost zu solch einer Mannichfaltigkeit der Individuen gelangen konnte. Wenn man neben alle diese Charakterschilderungen in den britischen, französischen und italienischen Gedichten unsern Parzival hält, so wird man erstaunen, wie überlegen dieser ist. Dieser Jüngling der Löpeljahre ist ein Thema oder eine Hauptfigur zahlloser Romane jener Zeit. Noch in Wolframs Willehalm ist jener Kennewart eine, aus einem anderen, aber nicht minder vor trefflichen Gesichtspuncte angelegte Gestalt dieser Art, und von den ersten Anfängen etwa im Havelok, der ein Vorbild des Kennewart abgeben kann, bis zu Ariosts Roland, der diese Reihe schließt, können wir in einer großen Masse für eine physiologische Schilderung der Menschheit diese kritische Periode ihres Jünglingsalters studiren. Ich behaupte geradezu, daß für diesen Zweck der Parzival bei weitem die bedeutendste und am tiefsten erfaßte Figur ist; nur kostet es Studium und Anstrengung, einer so eigenen und fremdartigen Zeit Productionen von solchen Seiten her kennen zu lernen. Man erräth, daß ich dem, der auf poetischen Genuß ausgeht, den Parzival nicht so sehr empfehlen will, als dem, dem es um Erkenntniß überhaupt zu thun ist; für einen solchen ist die tief sinnige Behandlung berechnet, nur ein solcher wird die Geduld haben, sich durch die vielen tausende von Versen und durch die

schwierige, aber jede neue Anstrengung neu belohnende Sprache hindurchzuarbeiten. Gerade dies mühevoll errungene Verständniß aber macht uns dann, weil es zugleich unsere moralische und intellectuelle Erkenntniß bereichert, Dichter wie diesen oder Dante so außerordentlich werth, und dies erklärt die ungemaine Wärme und Begeisterung der wenigen Kenner, neben der das grundlose Verschmähen der oberflächlichen Räscher nur ihre eigne Beschränktheit und Flachheit blossstellt, ohne daß ich damit den kunstfönnigeren Beurtheiler treffen wollte, der im Gedichte zuerst das Gedicht und erst dann Belehrung und Nahrung für den Geist sucht. Im Parzival geht auch jener nicht leer aus, doch ist dies sein kleinerer Vorzug. Es ist z. B. ganz überraschend, wie schön und wie entsprechend dem neueren Charakter der Dichtkunst, das Fatum im Parzival eingeföhrt ist. Der Held des Gedichtes trägt es in sich selbst mit sich; es liegt nicht außerhalb der Welt, in der er sich umtreibt. Dies ist der ganzen (damals so grellen) Ansicht der neueren Zeit höchst angemessen. Ganz vortrefflich ist dabei das scheinbar Zufällige in den äußeren Begebenheiten mit dem Nothwendigen in seiner inneren Entwicklung in Beziehung und Verknüpfung gesetzt, in der räthselhaften und geheimnißvollen Art, wie es dem Menschen so oft in der Wirklichkeit widerfährt.

Der Charakter, der dem Parzival geliehet ist, weist ihn von der wirklichen Welt mit einer eignen unbegreiflichen Sehnsucht, wie wir sehen, auf etwas außer dieser oder über dieser Gelegenes hin. Der Sitte und Gewohnheit nach gehört er noch ganz der Ritterwelt an, und bei den ersten Eröffnungen des Trevizent freut er sich, daß die Graalspflege den Kampf nicht ausschließt<sup>245)</sup>; dem Drang seines Inneren nach aber gehört er einer edleren höheren Richtung an: man möchte vergleichen, wie Wolfram selbst sein

---

245) 472, 1.

Mac ritterschaft des lises pris unt doch der sele pardis  
 bezagen mit schilt und ouch mit sper, so was ie ritterschaft min ger.  
 ich streit ie swa ich striten vant, so daz min werlichiu hant  
 sich nähert dem prise. ist got an strite wise,  
 der sol mich dar benennen, daz si mich da bekennen:  
 min hant da strites niht verbiet. Do sprach aber sin künseher wirt:  
 ir müesse alda vor hochwart mit senften willen sin bewart  
 iuch verleit siht iwer jugent, daz ir ber künsehe brähet tugent:  
 hochwart ie seie unde viel.

Schildesamt vor seinem Sängeramte preiß<sup>246)</sup>), ohne gewiß das größere Glück seines Lebens jenem zu danken, geschweige seinen Ruhm. Nicht allein liegt in dem Alter des Parzival die Erklärung zu diesem Wegwenden vom äußerlichen auf ein innerliches Bestreben, sondern auch in dem Zeitalter der Menschheit die Erklärung der Entstehung eines Gedichtes, wie dieses, das gleichsam das erste Beispiel des vollständigen Wegwendens von aller sinnlichen, physiologischen Dichtkunst der Alten zur geistigen, psychologischen der Neueren ist. Sobald die Dichter den inneren Menschen zu ihrem Gegenstande nahmen, mußten sie natürlich die äußeren Formen und die alte Plastizität verlassen. „Die Absonderung unseres Wesens und der Natur ist eine natürliche Folge der erhöhten Thätigkeit unseres Geistes, welche, die sinnlichen Formen verlassend, sich allein an den reinen Gedanken hält. Aber sie wird zugleich manchmal durch zufällige, nicht immer günstige Umstände veranlaßt. Eine minder helle, freundliche, glückliche Stimmung kann uns gleichsam gezwungen in uns selbst verschließen und diese beiden Gründe wirken nothwendig zusammen, sobald die Menschheit ihr erstes Jünglingsalter verläßt. Aus diesem Zustande nun entspringt die Empfindung und die Stimmung, die man im Gegensatze der naiven die sentimentale nennt, und hier ist es, wo der Charakter der Alten und Neueren von einander abweicht. Diese Trennung konnte nicht anders als auf die Kunst einen entschiedenen Einfluß ausüben; sie mußte einen modernen Charakter annehmen, wenn sie von modern gebildeten Individuen bearbeitet wurde<sup>247)</sup>.“ Wie sehr aber dies letzte gerade in jener Zeit und wie ausschließlich es der Fall war, haben wir seit dem Absinken der antiken Stoffe in ritterlich-moderne Behandlung deutlich gesehen. Hier nehme ich also wieder das Verhältniß des Parzival zum Alexander des Lampert auf. Hat dieser dem antiken Sinne und der antiken Form gleichsam noch das letzte Denkmal gestiftet, so stiftet der Parzival das erste dem modernen Geschmack. Wir hatten dort noch in dem Helden und in dem Dichter die ächt alte Genügnung. Allein so wie Dante den sterbenden Odysseus in der Hölle schmachten läßt,

246) 115, 11.

Schildes ambet ist min art, swa min essen si gelpart,  
swelchiu mich minnet umbe sanc, so dunket mich ic wige kanc.

247) Aesthetische Versuche von W. v. Humboldt, p. 159.

weil nicht die Liebe zum Sohne, zum Vater, zur Gattin, Alles was innere heilige Bande knüpft, ihn abhalten konnte, die äußersten Grenzen der Welt zu durchforschen und der Menschen Tugenden und Laster zu ergründen, so nannte auch Lampert den Alexander in seinem unersättlichen äußerlichen Bestreben dem Schlunde der Hölle gleich. Allein dieser erlesene Held ward, wie wir sahen, auf der Höhe seines sündhaften Begehrens einer besonderen Offenbarung werth gehalten, die ihn erlöste. Von nun an gibt er seinen weltlichen Sinn auf, er widmet sich dem inneren Wohl seines Volkes und dem Heil seiner Seele. Man sieht, wie dies nach einer Fortsetzung ringt. Wir fühlen, daß uns der Dichter einen tieferen Blick in die Natur dieser Veränderung, in ihre Quelle in dem Veränderten selbst hätte thun lassen sollen, er hätte uns zeigen müssen, wie sie vorgegangen sei, wie sie innerlichst in dem Menschen vorbereitet und nur durch jene Offenbarung vollendet war; denn in diesem so gezeichneten Helden wird uns der Uebergang vom Weltlichen zum Inneren allzuplötzlich und unerklärbar. Seit Lampert aber, sehen wir, änderte sich die Welt gewaltig; jenes innere Gähren nahm in der folgenden Generation so plöglich überhand, daß wir nun so schnell einen großen Schritt weiter thun können. Der Parzival stellt also einen Jüngling auf, voll von dem äußerlichen Thatentrieb, voll von der Weltstürmerei der Heroenzeit, aber von seiner der Außenwelt entfremdeten Erziehung an lag in ihm der Keim zu einer ganz neuen Welt und zu ganz neuen Tendenzen. Es bricht sich daher in ihm dies Wesen; er giebt das Weltliche auf und opfert es einem höheren Streben; allein Schade, daß uns in ihm selbst dies streitende Wesen nicht genug versinnlicht ist. Der Dichter läßt uns seinen Helden in seinem ritterlichen Thun und Treiben nicht genug sehen, er rückt einen großen Theil seiner Thaten ganz außer unsern Gesichtskreis; gab Lampert die geheiligte Zeit des Alexander nur an, so deutet auch Wolfram auf die sündige des Parzival mehr mangelhaft hin, aber er läßt uns seine innere Reinigung und purgatorische Entsündigung sehen, indem ihm an der Menschwerdung Gottes und der Entföhnung des Menschengeschlechts die Hülfe Gottes, an der er verzweifelte, erläutert und der innere Sinn geöffnet wird. Dies macht ihn dann des Lohnes der Graalherrschaft werth. Aber hier stehen wir wieder, wie am Ende des Alexander. Wir wollen

nun wissen, welches war das Heil, das hier verheißen, das Glück das hier erlangt war? Wohin endlich führte dies mühselige Ringen den sinnigen Dulder? was gab ihm sein neues Leben zur Entschädigung für die Opfer die er brachte? Allein auf diese Frage, auf die Frage nach der Seligkeit des inneren Lebens konnte doch auch jene Zeit nicht antworten, die nur kaum anfang, den Geist und das Herz mehr zu beschäftigen. Allein Dante schloß diesen Kreis und erledigte diese letzte Frage. Erst ihm gelingt's, einen reinen Gedanken poetisch zu gestalten, diese schwierigste aller Aufgaben, die der neueren Poesie gegeben ward; er gibt dabei alles Objective ganz auf, macht sich, macht seine eigne Seelengeschichte zum Gegenstand. Man ahnt, daß die Theile seiner Comödie dieser Trilogie entsprechen. Lampert wies seinen Alexander von den Pforten seines irdischen Paradieses ab; Wolfram führt seinen Parzival bis zu der Pforte seiner wunderbaren von himmlischen Heerschaaren bewachten Burg; Dante schließt seinen höchsten Freudenhimmel auf. Das Irdische und Weltliche ist das Thema der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele ist der Mittelpunkt des Parzival; das Paradies ist der Mittelpunkt des Dantischen Gedichts, nach dem alles Andere hinstrebt. Man ziehe auch den Eindruck auf die Leser zu Rathe: Man wird den Lampertischen Alexander wie die Hölle mit dem meisten Vergnügen lesen, weil beide noch, treuer den Forderungen der Kunst, mit sinnlichen Gegenständen, mit einer Darstellung und weniger mit Abstractionen und Ideen zu thun haben; man wird über dem Parzival wie über dem Purgatorium leicht ermüden, und in dem Himmel werden die Meisten die Spur des begeisterten Dichters verlieren, und nur die werden ihn begleiten, „die früh den Nacken nach dem Engelsbrode wandten, an dem man wohl auch hier sich laben, aber nicht sich sättigen kann.“ Diese Gedichte also bezeichnen den Uebergang von der alten plastischen Kunst zu der neuen geistigen, und von jetzt an war so ganz modernen Epopöen, wie dem Messias und dem verlorenen Paradies der Weg gebahnt, welche Gedichte wieder in einer ganz ähnlichen Beziehung unter sich liegen.

Aber sollte diese Zusammenstellung und Vergleichung vielleicht bloß ein scheinender Gedanke ohne alle Realität sein? sollte nicht bloßer Zufall diese Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten hervorgebracht haben? Wohl schwerlich. Denn der Gedanke, daß äußerlicher und

irdischer Wandel zu Sünde und Unthat führt, aber Reue und innere Weihe wieder versöhnt, ist ein Gedanke, den ja jede bedeutende Dichtung jedes Volkes irgend einmal erfasst und sich an seiner Behandlung versucht hat. In der Orestiade des Aeschylus liegt dieselbe Idee ihrem ganzen Umfange nach, nur poetischer, sinnlicher, plastischer gestaltet, während im Dante alles geistiger, verflüchtiger ist, weshalb in der Orestiade Alles nach dem der Kunst viel günstigeren Anfange, im Dante Alles nach dem Ende drängt; das Handeln ist dort das Herrschende, wie es in aller epischen und dramatischen Kunst sein sollte, aber hier herrscht der Gedanke. Im Agamemnon ist die nämliche Herrschsucht, das Ueberheben der menschlichen Natur, die alle ihre Grenzen und ihre zartesten Bande überspringt und zerreißt; den kindermörderischen Hagierigen trifft dafür die Rache. Auch der Sohn verlegt die Bande der Natur im Müttertermord, allein das Motiv gerechter Vergeltung und der Wiederbefreiung des Vaterlands, die ihn leiten, befähigt ihn zur Reinigung und er erhält Sühne und Lossprechung. Die alte Welt, die in ihrem ganzen Thun und Treiben und auch in ihrer Poesie von ruhiger Beobachtung ausging, kannte nichts von der Sehnsucht nach etwas Künftigem, sondern nur nach Erkenntniß des Jetztigen mittelst Erkenntniß des Vergangenen. Die Dichtung holte sich also aus der Vergangenheit ihre großen Ideen, fand sie dort begonnen und vollendet, und stellte sie vollendet dar. Allein gerade wie wir es im Volksepos fanden, wo sogar die Geschichte, die Fabel nach steter Erweiterung rang, so ist es auch hier noch viel erkennbarer mit der Idee in diesen Dichtungen. Wir verfolgen diese in ihrem Werden, von den Griechen besitzen wir nur das Fertige; dies stellt uns das Alterthum in ein so schönes Licht; die genauere Kenntniß der neueren Zeit, die uns Böses und Gutes aufdeckt, raubt dieser dagegen einen solchen Glanz; daher dort alles was mit der sinnlichen Erscheinung zusammenhängt so unendlich herrlich ist, und für den ästhetischen Genuß nur dort der ächteste und würdigste Stoff gefunden wird, während umgekehrt für alles Erkennen und Forschen die neuere Zeit viel wichtiger bleibt, wenn auch zum letzten Zusammenfassen des Erforschten und Erkannten die Alten gewiß wieder viel bessere Anleitung geben. Ich wiederhole es hier auf einem anderen Gebiete, die Menschen nährten allerhand große Gedanken auch in den neueren Zeiten,

allein sie sind ihnen häufig nicht gewachsen, bis der Glückliche zur rechten Zeit kommt, der sie bemeistert. Wer die neue Geschichte mit leichtem Blicke zu messen versteht, wird ihren Gehalt nur darum minder bedeutend finden, weil er nicht so concentrirt ist, wie in der alten Geschichte. Wer heute von Tag zu Tag lebt und sich in den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker ungestümen Wünschen preis giebt, die die Zeit nur langsam befriedigen kann, nicht weil sie träger schleicht als sonst, sondern weil sie größere Räume durchlaufen muß, der kann leicht an der Menschheit verzweifeln und dies mag eine Hauptquelle der neueren Unlust am Leben sein. Aber wenn wir den größeren Gang der Begebenheiten überblicken, trösten wir uns an dem riesenmäßigen Umschwung, dessen Bewegung wir uns selbst überlassen nicht empfinden: und dies macht uns uneigennütziger und läßt uns mehr im Ganzen der Menschheit leben. Bis etwas der Zeit nach bei uns erreicht wird, kann einen glühenden Menschen die Ungeduld hinrassen, aber wenn er besonnen überblicken könnte, wie viel dabei auch im Raume bewirkt wird, würde er sich gerne beruhigen. So ist mit der Dichtung jener Zeiten. Betrachten wir diese drei verglichenen Gedichte einzeln, so werden wir sie kaum begreifen; im Zusammenhange bilden sie den schönsten Körper. Dazu stehen sie in feinerlei unmittelbarer Anlehnung zu einander: wir sehen also erstaunt, wie durch Jahrhunderte diese großen Gedanken in Europa verbreitet waren und sich fortbildeten. Ja sollten wir in unseren Tagen nicht das ganz Ähnliche erl. haben? Oder wäre in Göthes Faust nicht derselbe Gedanke, nur von einer anderen Seite, aufgefaßt, und hätte der Dichter in seiner besten Zeit nicht, nachdem er den Helden seine höllische Laufbahn hatte durchgehen lassen, empfunden, daß die spätere reflectirende, in der er ihn aus dem Dunkel ans Licht führen wollte, keine Aufgabe für seine bildende, objective Kunst sei, und hat er nicht in seiner Fortsetzung bewiesen, daß diejenigen gar nicht so unverständlich waren, die behaupteten, die Sache sei nicht fortzusetzen, nur daß sie freilich nicht oft wissen mochten, was sie eigentlich sagten.

Ueber die beiden anderen Bruchstücke, die wir noch von Wolfram besitzen, will ich kurz sein. Was den Titrel angeht, so werde ich nicht wiederholen, was Lachmann in der Einleitung über das Verhältniß dieser kleinen Fragmente zu dem jüngeren Titrel



gesagt hat, und wie er Doen und Schlegel zurechtgewiesen. Es gehörte die Sprach- und Sachkenntniß und der Scharfblick dieses Mannes dazu, um das Einfache und Wahre hier zu treffen, wie denn das Einfache und Wahre, je näher es liegt, immer am schwersten zu treffen ist, besonders wo alte Vorurtheile es umstellt haben. Nachdem es ausgesprochen ist, ist es nun wohl keinem mehr schwer sich zu überzeugen, daß nur Wolfram der Verfasser von diesen Fragmenten sein kann, und wahrscheinlich nur diese Bruchstücke und nichts weiter in diesem Stoffe arbeitete. Wie man, wenn man mit dem Parzival vertraut war, unserem Dichter an dem jüngeren Titrel, diesem horriblen, lichtlosen Konstrum, auch nur irgend einen weitem Theil zuschreiben konnte, ist allerdings schwerer zu begreifen, als daß man anfänglich über Alter und Verhältniß jener Fragmente irrte. Wunderbar, was Autoritäten nicht thun! Man sollte meinen, weil dieser Albrechtische Titrel am Ende ausruft, daß nichts so Würdevolles und Bedeutendes in deutscher Sprache jemals gedichtet sei, müsse nun jeder Kritiker, noch dazu in heiliger Scheu vor dem Myste-riösen des Inhalts, sich gefürchtet haben, anders als im Tone der tiefsten Ehrfurcht davon zu reden, wie das auch mit dem Wartburgkriege der Fall ist. Erklärlich ist übrigens, wie ein Fragment, wie der Titrel des Wolfram jenes spätere Gedicht hervorrufen konnte, wie denn überhaupt seine dunklere Sprache, seine tief sinnigen Gedanken, seine ernstere Haltung die spätere Zeit häufiger anzog, wo die Dichtung mehr auf Gelehrsamkeit ausging, die schon seine Zeitgenossen an Wolfram rühmten und bewunderten<sup>248)</sup>. So erhielten eine Menge späterer Dichtwerke Wolframs Namen und der jüngere Titrel brüstet sich recht auffallend damit und weiß wohl auch recht gut nachzuahmen, wie wir später sehen werden. Das Wolfram'sche Bruchstück ist unstreitig einer der herrlichsten, vielleicht der ausgezeichnetste Rest altdeutscher Dichtung. Ob man dasselbe behaupten würde, wenn Wolfram den ganzen Titrel behandelt hätte, zweifle ich sehr, selbst diese wenigen Strophen verrathen, daß dies im Ganzen ein steriler Stoff bleiben mußte. Es

248)

— Her Wolfram, ein wise man von Eschenbach;  
 sin Herze ist ganzes sinnes tach,  
 leien munt nie baz gesprach.

Wlent, Vers 6343 und dazu Benecke's Anmerkung.

scheint mir höchst merkwürdig und für Eschenbachs Genius ein großes Zeugniß, daß der Mann in diesen Nesten die Auswüchse seiner früheren Manier beseitigte. Darf man aus Fragmenten überhaupt urtheilen, so möchte ich behaupten, daß dieser Gegenstand ihn aufrichtiger fesselte, daß er ihr lehrte, seine Person aus dem Gedichte zu entfernen, mit seiner Person zugleich seine ironische Behandlung und seine satyrische Bitterkeit, und selbst seine Bilder sind zwar noch so keck, aber nicht mehr so sonderbar, und wo noch sonderbar, möchte man meinen, dennoch schüchtern als sonst. Das Fragment entwickelt überall eine viel größere Objectivität, ja fast eine völlige Verleugnung des Dichters; seine Kunst zu charakterisiren ist unendlich vorgeschritten. Mit wenigen Worten, die wie Anfangestropfen dem alten Ektrel in den Mund legen, wech ein Bild gibt er uns nicht von dem greisen Helden! Seine Sigune ist auch schon im Parzival so schön in ihrem Schmerze und ihrer Liebe geschildert, aber wie unaussprechlich zart ihre kindliche Jugendliebe hier. Man vergleiche nur diese Scenen mit ähnlichen in Flos und Blankaes, um zu sehen, mit wie feinem Sinne der Dichter vom Lappischen und Kindischen entfernt bleibt, in das hier so leicht zu verfallen war. An Wahrheit, an Zurechtigkeit, an Empfindung, an wahrhaft dichterischem Ausdruck der Empfindung kann sich mit jenem Bekändniß der sehnüchigen Sigune an Herzelaude von ihrer Liebe zu Schionatulander nichts in unserer alten Literatur, auch nichts im Tristan vergleichen und nichts unter allen Minnesingern. Es ist hier ein Thema behandelt, das die Männelieder manchmal berühren: man hätte nur Alles dagegen was wir Wehliches sonst besitzen, wie Alles zerstanden wird vor dieser Kunst, die ahnende Angst und die liebevolle Theilnahme und aufopfernde Sorgfalt in der fragenden Herzelaude zu schildern, und in dem geständigen Kinde die wundervolle Anschuld, und den bitteren Schmerz, der ihr in die Augen tritt und das Antlig entstellt, das entgegenkommende Vertrauen gegen die mütterliche Pflgerin, das verwirrte Bekändniß und die quälende Unruhe, bei so voller überflömender Empfindung das Hervorblicken der Verständigkeit, und des Zustands, was so wahrhaft weiblich ist, diesen schwermüthigen Blick auf den Verlust ihrer kindischen Freude und Zartlosigkeit gegen die peinvolle Angst, die sie nun fieberhaft durchzühlt. Es war nur wenigen Dichtern gegeben, so zarte Seelenzustände

so lebendig zu malen, so geschickt zu belauschen, und für so feine Empfindungen den rechten Ton, das rechte Wort, und das rechte Zeitmaas der Periode zu treffen, was Alles wir in den alten, den menschlichen, den naturvollen Griechen so hoch bewundern. Wie schade, daß uns gerade dieses Fragment nur zeigt, wie nothwendig es war, das hergebrachte Maas der kurzen Verse zu sprengen, um dem genialen Schwung eines großen Dichters Raum zu schaffen; und daß man unter unseren Sängern gerade dann, wenn wir Gottfried hinzuziehen, größere und entscheidende Schritte, scheint es, in Vervollkommnung der poetischen Diction und Rückkehr zu objectiverer Behandlung machte, als die äußere Ermuthigung und Anregung bereits verschwand und vielleicht die beiden großen Sänger schon in hohen Jahren standen.

Im Wilhelm wählte Wolfram einen volkstümlichen französischen Stoff (denn bekanntlich ist der heilige Wilhelm von Mar-bonne schon früh der Gegenstand von Volksliedern gewesen); und obgleich er in seiner Manier hier noch derselbe ist wie im Parzival, abgerechnet, daß die Ausführung, wie auch Lachmann bemerkt, feiner und gebildeter ist, so ist doch der Ton im Allgemeinen ein anderer und erinnert unmittelbar, nur auf einer anderen Stufe, an den Pfaffen Konrad und den Ton der französischen Volkseromane überhaupt. Ich gehe auf den Willehalm um so mehr nicht näher ein, weil er unvollendet ist, indem nach dem was wir sahen, Plan und Anlage bei Wolfram die Hauptsache ist, die hier nicht übersehen werden kann. Zudem ist uns auch hier die unmittelbare Quelle, die Landgraf Hermann dem Dichter verschaffte<sup>249)</sup>, verloren und aus den deutschen Fortsetzungen läßt sich natürlich nicht auf des Dichters Auffassung der Sage zurückschließen. Eschenbach hat nämlich auch hier, scheint es, seinem gesunden Sinne folgend, bloß einen Theil der massenartigen Sage behandelt, so daß er deren Anfang mit Absicht ausschied<sup>250)</sup>, das Ende aber liegen ließ. Ein Ulrich

249) Willehalm 3, 8.

Landgraf von Dürngen Herman er ist en francoys genant  
 tet mic diz maer von im defant: luns Gwillams de Drangis.

250) Lachmann bemerkt Einleitung p. 40, daß Wolfram gewiß nicht wegen der Existenz eines älteren deutschen Gedichtes den Anfang des französischen Wilhelms übergangen habe, obgleich zwischen dem Pfaffen Konrad und ihm kärtingische Sagen in Deutschland bearbeitet wurden; so die Jugendgeschichte Karls, aus der ein Bruchstück erhalten ist, von dem Lachmann eine Probe mittheilt.

von dem Türkin hat nun zwischen 1252—1278 dem Willehalm den Dienst erzeugt, ihn von vorn zu ergänzen<sup>251)</sup>; ein so elendes, kaltes und mit Schweiß und Mühe ausgekochtes Ding, wie man nur denken kann; und Ulrich von Türheim hat um 1250 das Ende hinzugedichtet, zwei Arbeiten, auf die ich weiter keine Rücksicht nehme. Auch wenn wir sie ausscheiden, so bleibt doch der Willehalm in jener ungeheuren Breite uns beschwerlich, die den französischen Romanen eigen ist, und namentlich treffen wir hier auf jene Titurreichthümer, jenes Namen- und Völkergewirr, die immenssten Erweiterungen der Schlachtbeschreibung im Rolandsgedicht, zu dem sich dieser Willehalm und die *romans de geste* aus dieser Zeit des Anfangs des 13ten Jahrhunderts so verhalten, wie etwa der Nothar zu den Nibelungen, so wie wieder die späteren Malagis und Ogier, die wir auch in Deutschland kennen, zu dem Romane des Hugo de Villeneuve und ähnlichen sich verhalten, wie der Wolfdietrich zu dem Nothar. Unser Schlacht und Belagerung finden wir im Willehalm nichts, als das nicht sehr rühmliche, noch auch sehr fein gehaltene Verhältniß des Wilhelm zu Arabele, die Vater und Gatten und Kinder und Götter verlassen hatte, um dem Christenthum und dem Christlichen Gatten anzugehören, ein Verhältniß, das unter Modificationen eben so ein stehender Artikel in den französischen Romanen dieser Klasse ist, wie wir überall in den späteren Gedichten aller Stämme, an denen die Erdichtung Theil hatte, Wiederholungen dieser Art fanden; das hier erwähnte hat für mich etwas beleidigendes, da die Entschuldigung solcher Schritte mit dem Christenthume nothwendig zu so sittenlosen und frechen Dichtungen, wie z. B. die Heidin ist<sup>252)</sup>, führen mußte, obgleich sonst in dem Gedichte eine mildere Ansicht von dem Heidenthume herrscht, als in der Roncevalschlacht. In einem Fürstenrathe vor der Schlacht spricht Arabele zu den Rittern und ermahnt sie der Heiden zu schonen. Ein Heide sei der erste Mensch gewesen, und Elias und Enoch, Noah und Hiob, die Gott darum nicht verstoßen; von den drei Königen aus dem Morgenlande habe Gott an Mutterbrust seine ersten Gaben empfangen. Der allerbarmende Vater könne nicht seine Kinder zum ewigen Verderben

251) In Casparsons Ausgabe. Band 1.

252) Cod. Pal. Nr. 353.

bestimmt haben; die Menschen seien durch Gott erlöst worden, weil ihr Sündenfall durch bösen Rath veranlaßt ward, nicht wie der der Engel durch eignen Anschlag. Sie sollen den Heiden gedenken, daß auch Gott seinen Mördern vergab, der für die Sündigen sein heiliges Leben dem Tode dargeboten, der Allmächtige, um dessen willen sie ihre Götter verlassen habe, deren Anbetern, ihren Angehörigen selbst, sie Haß trage: den Christen aber darum, weil sie wädhren, sie habe diesen Schritt um menschlicher Liebe willen gethan; sie hätte auch dort Liebe gelassen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem sie keine Mithat gefunden; um Gottes Schuld trüge sie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis. Dies mag dem deutschen Dichter vielleicht mehr als dem französischen angehören; sonst finden wir alle Züge des alten Gedichtes von Roland wieder. Gepriesen wird, wer „um Gott sich in Noth läßt finden, denn ihm sind die himmlischen Sänge hold, deren Ton so hell erklingt.“ Dem Vivions erscheint ein Engel in seiner Todesstunde; Wilhelm trägt geweihtes Brod bei sich, von dem er dem Sterbenden mittheilt. Die Priester sind hier ganz verschwunden; wie im Parzival die Tempelritter gottberufene Ritter sind, so macht dort der Laie Trevrizent den Priester, hier streben die Ritter nach dem Himmel und verheißten ihn, sie und die Frauen legen die Bibel aus, und Gygurg disputirt mit ihrem Vater Terramer über den rechten Glauben. Was das Königthum angeht, so sind die Verhältnisse geändert; der Marquis erscheint hier wie die späteren übermüthigen Vasallen, greift der Königin in die Haare im Born und zerbricht ihre Krone. Die feste Charakterzeichnung ist noch die alte. Dieser schwache König Ludwig, die liebliche Alze, der stille, räthselhafte Kennewart sind mit Wenigem vortrefflich geschildert; auch die Wirkung, welche Urabel, diese christliche gerechtfertigte Helena auf die belagerten Helden mit ihrer bezaubernden Nähe ausübt, ist sehr fein beobachtet.

#### 4. Gottfried von Strassburg.

Berühmt ist jene Stelle im Tristan, in der Gottfried von Strassburg mit einer Hindeutung auf die dunkle Einleitung in den Parzival dem Wolfram von Eschenbach gegenübertritt, ihm gegen Hartmann den dichterischen Ehrenkranz weigert, und sich

scharf gegen den barocken Vortrag und das Trockne und Dunkle der Eschenbachischen Manier erklärt<sup>253</sup>). Wie in den Fröschchen des Aristophanes Euripides dem tief sinnigen Aeschylus die Gewalt seiner Sprache und die ihm unverständlichen Bilder und Anspielungen vorwirft, so auch Gottfried dem Wolfram, dessen glühende Phantasie nichts von dem steten Feuer des Gottfried kannte, aber immer gewaltige Bilder entwarf, fernliegende Dinge in Gleichnisse band und für neue und fremde Gedanken eine neue und schwierige Sprache erschuf, statt daß Gottfried an den ächten Dichter verlangt, daß er in schlichter und einfacher Rede spreche, an der ein Mann mit schlichten geraden Sinnen nicht strauchle. Keine Forderung ist gerechter als diese; kein Fehler aber natürlicher und verzeihlicher, als der geflügelte in einem Manne wie Eschenbach. Wenn wir uns den Dichter des Parzival ins Gedächtniß zurückrufen, dem der Widerspruch nicht entging, der zwischen der inneren träumerischen Welt des Gemüths und dem äußeren Leben ist, so werden wir sogleich begreifen, daß diese Einsicht sich irgendwie in seiner Darstellung nicht minder abspiegeln werde als in seinem Entwürfe. Je mehr sich die Zeiten über sich selbst aufklärten, je mehr man sich aus den alten Zuständen des reinen Ritterthums entfernte, desto klarer ward dieser Widerspruch und desto häufiger werden wir künftig auch von viel unbedeutenderen Dichtern Züge des Scherzes und der Contraste angewandt finden. Je heller die Späteren diese Welt überschauten, desto entschiedener wählten sie die ironische und launige Darstellung mit Absicht. So in verhältnißmäßigster Steigerung Ariost und Wieland. Bei Wieland ist die Absicht, lachen zu machen; Ariost will nur heiter halten; Wolfram, indem er, ohne irgend Einen dieser Zwecke zu haben oder auch

## 253) Tristan 4063.

Wilde are wilber mare, der mare wilden are,  
 die mit den feinen liegent unde stumpfe sinne triegent,  
 die gelten von swachen sachen den kinden künnen machen,  
 unde us der bühsen giezen stoubine mergetizen,  
 die berent uns mit dem stolke schate, nicht mit dem grünen linden blate,  
 mit zwiigen noch mit esten; ie schate der tut den gesien  
 vil selten in den ougen wol; op man der wahrheit jehen sol,  
 da ne gahet nicht gutes mutes van, dane ist nicht herze lufkes an;  
 ir rede ist alht also gewar, daz edel herze ist lache dar.  
 die selben wilden are, si muosen tiu are  
 mit ie mare lazen gan; wir muosen ir da nach nicht versian,  
 als man si höret unde siht: so en han wir ouch der muoze nicht,  
 daz wir die gibbe fuchen in den swarzen buchen.

nur haben zu können, klar und einfach die Natur seines Vorwurfs auffaßt, macht durch eben diese treue Schilderung denselben Effect, den eine ruhige Beobachtung des jungen Menschen in den Tölpeljahre auf uns macht, er hält zwischen Lächeln und Rührung; und das ist auch die Wirkung vieler Romane. Jean Pauls, der eben darum eine so seltsame Erscheinung ist, weil er frühzeitig reif mit einem wunderbaren Bewußtsein dieses freitende Wesen der ersten Jünglingsjahre ins Auge faßte, ja zergliederte, und durch alle seine Werke fast hindurchspielen ließ, was uns in unserer Zeit weniger zusagen konnte. Es ist schon, eben weil die komische Seite mit dem ganzen Geschlechte jener Zeit und seiner Denkungsart besonders für uns, die wir unsere Subjectivität mit einmischen, ganz eng verknüpft ist, in der gewöhnlichen Schreibart theils jene rührende Einfalt und Unschuld sichtbar, theils, wie bei Gottfried, jene Heiterkeit verbreitet, theils, wie fast in allen Gleichnissen und Bildern, durch das Zusammenhalten des Sinnlichen und Ueber-sinnlichen, die Elemente zum Wig gegeben, wie in ähnlichen in sich widerspruchsvollen Handlungen und Begebenheiten die zum Humor. Bilder und Vergleichen sinnlicher und unsinnlicher Gegenstände sind in diesen Poesien, und in anderer Art in Jean Paul, eben so gewöhnlich, wie sie bei den Griechen unerhört sind. Bei Wolfram aber ist viel Komisches eigenthümlich, wie er denn z. B. das Jean Paulsche „Ungleich“ launig anwendet: „Ist etwas lichter als der Tag, dem gleich nicht Belacane (die Mohrin).“ Anwendung eines Besonderen statt eines Allgemeinen, eines Namens für eine Gattung steigert den komischen Effect; dergleichen findet sich mehrfach, wie wenn er von einem seiner Helden sagt: „Wo der Gefecht zu finden dachte, da mußte man ihn binden, oder er war dabei; nirgends ist der Rhein so breit, sah er am andern Gestade kämpfen, er würde das Bad nicht scheuen.“ Seine Uebertreibungen zielen bei ihm auf komische Wirkung; Gynover bringt es bei Artus dahin, daß Segramors mit Parzival kämpfen darf, „es fehlte nichts, als daß er vor Liebe zu ihr gestorben wäre.“ Wenn beim Homer Uias mit einem Esel verglichen wird, denkt gewiß Niemand an Muthwillen des Dichters; aber ganz anders, wenn Wolfram Gesicht und Wuchs seiner Heldin mit Hasen und Ameisen vergleicht; oder die Urabel an Sanftheit mit einem jungen Gänselein, das „an dem Angriff linde“ ist. Wenn er den lächer-

lichen Contrast empfindet, der in der Aventure liegt, wo Parzivals physische Kraft in demselben Augenblick zu einer ungewöhnlichen Höhe steigt, als er über dem Anblick von drei Tropfen Gänseblut im Schnee seiner Kondwiramurs gedenkt und über minniglichen Gedanken brütet, und alle Seelenkraft dabei zu verlieren scheint, so hält er die Frau Minne an und fragt sie ernstlich, warum sie männlichen Sinn und herzhaften hohen Muth so „enschumpfere.“ Und endlich bekennt sich Wolfram selbst zu der Sünde des launigen Spottes, wo er von der ärmlichen Nahrung spricht, mit denen sich Trevrizent und Parzival im Walde begnügen mußten<sup>254</sup>).

Wenn nun so weit diese humoristische Manier, die von seinem sonstigen Ernste oft hart ablicht und einen unverföhlten Contrast bildet, was allerdings jede ruhige Wirkung zerstört, etwa entschuldigt werden möchte, so läßt sich das gewiß nicht auf andere Stellen ausdehnen, wo auf das allerunangenehmste und grellste oft das höchst Barte mit dem Allerekelsten, das Innigste und Ergreifendste mit dem stärksten Bombast und schlechtesten Geschmacke, das Entfernteste mit dem Entferntesten verknüpft wird. Wo er im Willehalm die Wlze so liebenswürdig einführt, unterbricht die zarte Stelle ein widerliches Bild, das man nicht einmal gut anführen kann<sup>255</sup>). In die Klage des Wilhelm über Vivians Leiche, die aufs vortrefflichste ausgedrückt ist, mischt sich unter die ächtesten Empfindungen ein Bild wie dieses: solche Süße lag an deinem Leibe, des breiten Meeres Salzgeschmack müßte ganz zuckermäßig sein, wenn einer deiner zehn darein würfe! Anderswo soll der Glanz des Meeres von Poydjus beschrieben werden, das unter seiner Pracht erliegen würde, wenn jeder all seinen Reichthum an-

254) Swaz da was spise für getragen,  
 desliden si da nach ungetwagen,  
 daz en schadet in an den ougen niht,  
 als man fis chegen handen gihet.

Ich wil für mich gebeizen,  
 man möhte mit mir belzen,  
 waer ich für vederspil erkant,  
 ich swunge al getude von der hant,  
 bi selben kröpfelinen  
 waere ich sligen schinen!

— Was spotte ich der geträwen diet?  
 min alt unfruge mir daz riet.

255) Man möht uf eine wunden in fische han gebunden,  
 da daz ungenande wäre di: belibe diu niht vor schaden vri,  
 si müese erkellen wunders..



gelegt hätte, das möchte der Dichter vergleichen mit dem Antvogel der an den Bodensee zu trinken komme „trünckern gar, das tarr im we.“

Wer nur wenige Seiten im Tristan zur Vergleichung mit dieser Wolfram'schen Manier gelesen hat, schon der wird begreifen, woher die feindselige Stimmung dieses klaren geschmackvollen Mannes rührt. Man darf nur sehen, wie weit er von der Unbeholfenheit in der Darstellung, die in allen Dichtern dieser Zeit nicht zu leugnen ist, entfernt steht, mit welcher beneidungwerthen Leichtigkeit er seine eintönigen Verse und Reime ineinanderschlingt und mit seinen künstlich und kühn zugleich gebauten Perioden und leichten Reimen das Beschwermliche dieser Versart fast vertilgt, welcher ungehemmte Fluß der Gedanken ihm mit welcher Fülle und doch Regelmäßigkeit entströmt, und wie wenig er von dem Zwang, der Nüchternheit, dem erkünstelten Schwung der übrigen hat, wie im Gegentheil die größte und leichteste Redseligkeit und Weichheit, die an und für sich gerade auch nicht zu loben ist, gleichsam durch seinen Plan und Gegenstand ebenso gerechtfertigt wird, wie die planlosen Abenteuer im Parzival. Allein sein Vortrag wäre offenbar das Geringste, wenn nicht hinzukäme, daß dieser Gottfried offenbar der ganzen herkömmlichen Poetenmanier geradezu entgegenträte und überall oft den pikantesten Spott gerade über die herrschendsten Eigenheiten jedes ritterlichen Romanes ausgöffe, die auch im Parzival noch so vielfältig begegnen. Bekanntlich ist die Art der beschreibenden Dichtkunst, die prächtige Gegenstände, oder glänzende Anzüge und Waffen, oder die schöne Körperbildung eines Menschen mit Aufzählung der einzelnen Theile derselben zu schildern sucht, eine Manier, die durchaus jede Wirkung verfehlt, und der ein Homer, wie Lessing im Laocoon so vortrefflich gezeigt hat, auf die poetischste Weise mit merkwürdiger Consequenz aus dem Wege geht. Diese Manier herrscht in allen ritterlichen Dichtern in der übertriebensten Weise. Gottfried ist der erste und letzte, der dies fühlte, ja einsah, obivohl die Uebertreibungen dieser Art auch schon Wolfram aufgefallen waren. Wo er seinen Tristan und Rual zur Schwertleite kleiden und festlich schmücken will, war die bequemste Gelegenheit, vergleichen anzubringen, allein er umgeht das Herkommen und setzt eine Allegorie an die Stelle, indem er den geistigen Schmuck und den Bierat der Seele seines

Selben zeichnet. Dabei läßt er mit der ihm eigenen Milde den Dichtern die Gerechtigkeit widerfahren, daß man überall von weltlicher Zierde so schön gesungen habe und von reichem Geräthe, daß er mit zwölffachem Talente nicht beikommen, mit zwölf Zungen nicht erreichen werde, was man Herrliches gesagt. Dies schwankt zwischen Spott und Anerkennung und kann beides zugleich sein sollen, weil in der That an solche Stellen oft der schönste Fleiß der besten Dichter verschwendet ist. Der Dichter bahnt sich daher einen ganz neuen Weg zur Verherrlichung seines Festes, indem er gleichsam die berühmtesten Dichter seiner Zeit in die Gesellschaft läßt; in jener berühmten auch von anderen nachgeahmten Stelle, der wir so manche schöne Notiz verdanken, die wir der außerordentlichen Feinheit und Bestimmtheit der Charakteristiken wegen so sehr bewundern, so daß wir z. B. aus seiner Schilderung von dem dastigen und harmnischen Gedichte des Blifker von Steinach (dem Umhang) mit Gewißheit schließen dürfen, unsere Literatur würde eine ganz neue Bereicherung erhalten, sollte dies je noch aufgefunden werden.<sup>2 5 9</sup>). Wenn er alsdann den geladenen Kreis durchläuft und uns mit den großen Sängern seiner Zeit bekannt gemacht hat, so nimmt er die Wendung, daß ihm in der Nähe so redereicher Männer das Wort im Munde gar erlösche und er nicht wisse wie er seinen Tristan zur Schwertleite bereiten solle. Er sendet dann sein Gebet zu dem Helicon, dem neunfältigen Thron, von dem der Quell rauscht, aus dem die Gabe der Worte und der Sinne fließen. Apoll und die Camönen würden ihm, da sie ihre Gaben so reichlich jetzt vertheilt, ihm doch einen Tropfen nicht versagen. Befragt aber, diese seine Bitte sei ihm gewährt

256) Vers 4696.

Er hat den Wunsch von Worten; sin sin den keinen, ich wäne, daz in seinen  
 ze wunder haben gespunnen, unde haben in in ir brunnen  
 geläret und gereinet; er ist binamen geseinet;  
 sin junge diu die harpfe treit, si hat zwo volle säteit,  
 daz siht diu wort, daz ist der sin; diu zwel diu haepfent under in  
 ir wære in fremdem vrise. der selbe wort wisse,  
 nemt war, wie der hier under an dem umbrange wunder  
 mit späher rede entwirfet, wie er diu mæger wirfet  
 mit behendelichen rimem; wie kan er rime sinem,  
 als op si da gewähen sint; ez ist noch der geloube min,  
 daz er buch und buchstabe für vedern angrunden habe;  
 wan, wellet ir sin nemen war,  
 siht wort diu swelment als der ar.

und reichlich befülle er die Gabe, alle Ohren zu entzücken, jedes Gemüth sanft zu stimmen, seine Rede von keinem Stäubchen hemmen und nur auf Alee und lichten Blumen einhergehen zu lassen; dennoch würde er sich nicht bestimmen lassen, sich an dem zu versuchen, woran sich so mancher versucht hat: denn gäbe er sich alle Mühe, wie so Mancher gethan, und erzähle wie Vulcan dem Tristan die Waffen und Cassandra den Kleiderschmuck bereitet, so hätte dies Alles doch keine andere Kraft, als die Gesellschaft die Er bereitet habe. Man wird finden, welch ein selbständiger Kunstsinne und welche seine Begriffe von den Wirkungen der Poesie hier durchblicken, die es erklären, wenn er bloß auf die Forderungen der Kunst gerichtet absieht von allem Moralischem und allem Hergebrachten, was man damals in den Werken der Dichtung zu finden und zu suchen gewohnt war. Ganz so wie an dieser Stelle die Festbeschreibung, so schiebt er sogleich auch die Beschreibung des Turniers bei Seite; wie viele Speere sie zerbrochen hätten, das sollen die Knappen sagen, die sie zusammentrugen. So will er sich auch nicht mit dem Preis von Morolts Stärke befassen, indem er, ohne es zu sagen, auf die gewöhnlichen Uebertreibungen der Körperkraft der Romanhelden, und im besondern auf die des Morolt, dem die alte Sage, der er opponirt, mehrfache Manneskraft beilegt, stichelt und ausdrücklich beifügt, daß er seine Kunst nicht an dergleichen vergeuden will. Daß der Dichter, wo die Gelegenheit es will, nicht vor der Schilderung großes Schmerzes und inniger Klage scheut, hat er in der ganz vortrefflichen Zeichnung von Blancheflours versteinern dem Schmerz über Niwalins Tod gezeigt, die ihres Gleichen nicht in der mittelalttrigen Poesie hat, allein darum verschmäht er doch, die hergebrachte Todtenklage in ewigen Wiederholungen wiederzubringen, und als Morolt fällt, lehnt er es ab, viele Worte über den Gram seiner Leute zu machen — was hülfte es? wer möchte Aller Leid beklagen? — Wenn er hernach von der Heilung Tristans redet, so wäre für einen Wolfram'schen Sinn die schönste Gelegenheit gewesen, mit Gelehrsamkeit und wunderlichen Worten über die Meisterschaft der Isold und die Zauberkraft ihrer Argeneien zu prunken, allein er will nie ein Wort reden, das den Ohren mißfalle, dem Herzen widerstehe, und will lieber kurz von solchen Dingen sprechen, ehe er die Erzählung widerlich mit unhöflicher Rede mache. Aus allen diesen

Stellen leuchtet die bewußteste Richtung auf Seelenschilderung vor, die auf alles Aeußerliche, was damit nicht in enger Beziehung steht, einzugehen verschmäht. Seine Kunst, innere Charakterformen zu zeichnen, ist, wie wir noch näher sehen wollen, im höchsten Grade ausgezeichnet, ja er streift an die Kunst der Griechen, an der äußeren Gestalt die innere erkennen zu lassen und es ist meisterhaft, wie er in allen Gebärden und in jedem Zuge den jungen Tristan, als er in Marke's Jagdgesellschaft und dann an dessen Hof kommt, vortrefflich charakterisirt. Man darf ihn aber auch nur von den Rufen und von Helena und Uehnlichem reden hören, um zu sehen, wie bekannt er wenigstens mit dem ächten Virgil war, wie viel Sinn er für die plastischen Figuren der Alten hat, wie lebendig diese vor seinen Augen stehen, wie richtig er ihre Grazie auffaßt, für was Alles keiner seiner Mitsänger vor und nach ihm ein Sinn zeigte.

Die Zierlichkeit und Lieblichkeit dieses Dichters, sein weicher aber reiner Geschmack, die reizvolle Form seines Werkes, die mit der Härte und der Strenge des Wolfram so gewaltig contrastiren, ruht auf der Lebensansicht des Dichters, die von der des Eschenbach eben so scharf absteht, und deren Verschiedenheit die Wahl des Stoffes ihrer beiden Hauptgedichte und ihre abweichende Darstellungsart bedingt. Je diametraler sich diese Weltansicht beider Dichter entgegensteht, je tiefer beide in der menschlichen Natur begründet sind, je totaler jede einzelne in jedem der beiden Dichter hervortritt und Alles durchdringt, je mehr uns Alles Ganze und von Halbheit Entfernte anzuziehen pflegt, desto erklärlicher wird das verschiedene Urtheil, das man über Beide fällen hört, denn der Zwiespalt über den Werth solcher Werke und solcher Dichter wird so lange dauern, als Menschen Menschen bleiben. So lange es Menschen geben wird, die das Leben mehr von der ernstern Seite, und Andere, die es mehr von der heiteren zu betrachten lieben, so lange das Ebenmaß zwischen moralischer und ästhetischer Bildung der Seele nur in so Wenigen bestehend gefunden wird, so lange werden sich die Urtheile über diese und ähnliche Dichter trennen, je nachdem der Beurtheiler Geist sucht oder Geschmack, Erhabenheit liebt oder Gefälligkeit, Tiefe vorzieht oder Reiz. Es giebt eine gewisse Trilogie künstlerischer Form, die darum sich in den Literaturgeschichten der Völker mehrfach wiederholt, weil sie

eine natürliche ist und den Menschen gemeinsam. Die Dichtkunst erscheint anfänglich, den großen Bestrebungen und Gedanken der Völker angemessen, in schwerem und tief sinnigem Ausdruck, und sucht mehr die Sache als die Darstellung; dieser erhabnere Charakter sinkt mit der Zeit zu seinem Gegentheil herab, die Form wird leicht und behaglich, der Sinn leidet; der bequeme dichterische Genuß steigt, die moralische Befriedigung und Erhebung fällt oft weg. Zwischen diesen beiden Extremen, dem Erhabenen und Gefälligen, dem Strengen und Weichen steht das eigentlich Schöne inne, erscheint aber wohl nie ohne eine Neigung nach einer der genannten Seiten. Doch scheint in Aeschylus, Sophokles und Euripides jene Dreitheil am vollkommensten ausgedrückt. Ähnlich würde ich Wolfram, Hartmann und Gottfried nebeneinander stellen, obgleich hier der Mittlere, was der häufigere Fall ist, mehr negativ die Extreme ausschließt als positiv in sich harmonisch verbindet. Es ist daher natürlich, wenn diese Mitte zwar von keiner Parthei je absolut verworfen, aber auch selten sehr leidenschaftlich bewundert wird; und wenn Aristophanes in seinen Froschen zwischen den lauten Vertretern der alten und neuen Dichtkunst den nicht erscheinenden Sophokles in stiller Entfernung emporhebt, so ist das etwas, was unser inneres Gefühl mit eben der überraschenden Wahrheit trifft, wie wenn Goethe erzählt, daß er sich häufig um den Vorzug Buonarroti's und Raphael's gestritten; man habe sich nie verständigen können; aber am Ende habe man sich zum Lobe Lionardo da Vinci's vereinigt. So ist auch bei Aristophanes unter jenen Griechen Aeschylus zum Anerkennen des Sophokles eben so bereit, wie Gottfried den Hartmann von der Aue rühmt, während Euripides unversöhnlich dem Aeschylus gegenüberbleibt, wie Gottfried dem Wolfram. Wollen wir ein Werk von seiner dichterischen Seite beurtheilen, so sehen wir von seiner mystischen und religiösen, moralischen oder wissenschaftlichen Weisheit und Werth ab und halten uns an Darstellung und Form. Wir begreifen dann, daß sich feinere Beurtheiler von Dante's furchtbarer Erhabenheit hier und da wegkehren, wir müssen einstimmen, wenn Gottfried sich gegen jene anläßt, die „mit dem Stocke Schatten bringen, nicht mit dem grünen Lindenblatte,“ und wenn er ein mühseliges Glossenstudium der Schriften der „Vindere wilder merz“ von sich weist. Suchen wir aber im Dichter den ganzen

Menschen; im Gedichte die ganze Bedeutung des Lebens; dann schlagen wir uns entschieden auf die Seite der Erstickern, und verfechten mit Aeschylus, daß der Dichter, der Lehrer der Erwachsenen, das Gute nur lehren und das Uedle verbergen, daß er nur würdigen und großen Stoff behandeln solle. Dann spricht uns die Zucht und Sittensirnge dieser Männer mehr zu, dann gerade erscheint ihr erster Kampf mit dem ernstestn Leben als der Ausdruck der ganzen Größe ihrer inneren Natur, und der ringende Ausdruck erhält eine tiefere Bedeutung, dann erregen wir uns die mangelnde Gluth und Bewegung in den einzelnen Theilen mit dem consistenten und stillen Feuer, welches das Ganze erwärmt, den mangelnden melodischen Fluß der Rede mit der Harmonie der Erfindung, den fehlenden Reiz der Darstellung mit der Tiefe der Gedanken.

Um aber auf Einen Blick die ungeheure Klust zu überschauen, die unsere beiden Dichter voneinander trennt, will ich so kurz als thunlich dem Tristan und seiner inneren Structur folgen, und der Leser möge meine Analyse dann nur mit der des Parzival vergleichen. Ich sehe hierbei noch mehr, als irgendwo sonst von den Duellen ab, weil in einem Gedichte wie dieses auf die Entlehnung des Stoffes gar nichts ankommt und weil dies geradezu als ein so originaldeutsches Product angesehen werden darf, als ob dem Dichter selbst der Stoff eigen sei. Die Geschichte der Sage kann in der Dichtungsgeschichte nur als Stoff der Poesie interessieren und daher nur ein untergeordnetes Interesse haben; sie wird um so wichtiger, je unbedeutender die eigentliche Kunst noch ist; sie wird stets unbrauchbarer, je bedeutender die dichterische Thätigkeit der Individuen wird. Mein Vorsatz ist in dem einen wie im andern dasjenige aushebend zu verfolgen, was sich aus dem Ganzen der Nationalgeschichte erläutern und herleiten läßt; die zufälligen Schicksale der Stoffe, wie die gleichgültigen Eigenthümlichkeiten der Dichter lasse ich bei Seite. Es ist ein näsiges Interesse, was ich an dem geschichtlichen Stoffe von Göthes Werther nehme; die Stimmung im Volke, die ihn hervorbrachte und ihm seine Wirkung schaffte, ist dem Geschichtschreiber die Hauptsache; so ist es auch mit den Werken eines Wolfram oder Gottfried. Ich begnüge mich mit der Bemerkung, daß der Dichter die höchste Bewunderung verdient, wenn man sieht, welch ein bedeutungsvolles Gedicht er

aus einer Materie bereitet, die noch in dem Tristan des Vilhart von Hobergen so wüß und ekel daliegt und in sich von aller Größe und Würde vollkommen entblößt ist, die nichts ist als eine bloße Novelle, ein britisches Fabliau, wie denn auch z. B. in den armoricanischen Lais im Ywonec die Elemente des Tristan, ein Ehebruch, ein treuer Tod der Ehebrecherin über dem Geliebten, und in einem andern auch ein einzelnes Abenteuer im Tristan vorkommt, indem Gottfried überhaupt mehrere allgemein verbreitete Lieblingsstücke der Art hat, die noch im Vilhart fehlen. Aus einer so niederen Sphäre, in der die Fabel des Tristan zu einem unterhaltenden leichtsinnigen Geschichtchen gemacht ist, rückt sie Gottfried in eine wunderbare Höhe, mit einer wahrhaft genialen Kunst. Wenn wir uns im Parzival in das Gedankenleben jener Zeit versetzt sehen, so versetzt uns Gottfried in die Mitte des Gemüthslebens der Ritter und Hofwelt. Wenn sich Parzival mit dem äußerlichen, planlosen und wirren Wesen der handelnden Welt in Opposition setzte und uns gleichsam die vorher fast unverständlichen, weil eben so planlosen, Romane eröffnete und erklärte, so setzt sich Tristan mit dem inneren Gefühlleben jener Zeit in Einklang und erklärt uns den Minnegefang und was Alles dabei uns fremd blieb; so lange wir mittelmäßige Gedichte mittelmäßiger Sänger unvollkommen davon singen und sagen hörten. Wir werden hier in die Erziehung und das Leben eines solchen höfischen Ritters eingeführt; der im Gegensatz zu dem einsam und menschlich emporgewachsenen Parzival mit seinen Manieren, mit liberalem Unterricht, mit weltmännischen Sitten aufgezogen wird; der Dichter will ihn uns von jener Einen Empfindung der Liebe beherrscht zeigen, von jenem so räthselhaften und für uns fremden Gefühle, das so manches unter sich Streitende versöhnt, so manches Heterogene verknüpft, das hier Treue und treulosen Verrath; Dienstpflicht und Verwandtenbetrug; Leichtsinm und Innigkeit in Einem und demselben Herzen vereint. Glücklich, daß dieser Dichter mit fast unbegreiflicher Ueberlegenheit einen so schwierigen Vorwurf zu bemeistern das Geschick hat, uns würde die ganze Zeit ohne sein Gedicht viel unbegreiflicher sein. Er zeigt uns einen Jüngling in der Gewalt seiner allmächtigen, wunderbaren, zauberisch wirkenden Regungen der ersten Liebe, er zeigt diese, mittelst des Zaubertranks, in ihrer unwiderstehlichen Stärke, er zeigt, wie sie den Todhaff

zweier Seelen veröhnt, und an seine Stelle Treue bis zum Tode setzt, wie sie auf der anderen Seite den schönen Wund zweier Verwandten trennt und zu schmähllichem Verrathe verleitet, wie sie den reinsten Charakter verdirbt, wie sie den thatenlustigen, ungeirrten Tristan, den Ritter seines Oheims, den Eroberer seines eigenen Landes, den Schlangentöbter, plötzlich der Welt entzieht, wie nun alle Thaten aufhören, alle Handlungen stille stehen, nur die kleinen Nachaktionen nicht, die ihm sein neues Bündniß mit Ifoht eingiebt. Die geheime Kraft der Heiligkeit der Empfindungen dieser Jahre pflegt mit der Nichtachtung aller geselligen Bande gepaart zu sein und veröhnt oft das Schmähligste mit dem Erhabensten und Edelsten. Dies ist ein Zug vollkommener Naturwahrheit, den die Geschichte jedes innerlichen Menschen bekätigt. Der Dichter führt das liebende Paar zuletzt aus aller Welt ganz zurück in die Einsamkeit, wo er mit aristösischer Laune sogar meint, sie hätten in ihrem Glück nicht einmal mehr der Nahrung bedurft. Wie aber auch auf dieser Spige des Glücks das an Täuschungen und Betrug gewöhnte Paar noch die Außenwelt zu täuschen sucht, bewirkt eben dies ihre Rückberufung in die Welt, zieht ihre Trennung nach sich, bewirkt die ärgere Entartung der Sitten, die Söfist der Liebe treibt den Helden sogar zur Untreue und jetzt trifft ihn die Söfist des Schicksals mit rächender Vergeltung. Das Ende des Gedichtes, wenn es erhalten wäre, hätte uns sagen können, ob der Dichter wirklich die Absicht gehabt hatte, seinen Helden als das Spielzeug von Glück und Leidenschaft, als die Frucht und als das Opfer des Schicksals und der Eigenheit jener Zeit zu zeichnen, die eine Leidenschaft an die Stelle eines Lebensgrundsatzes emporhob und darüber jede Würde, jede Kraft des Handelns vergaß. Sollte das Alles auch nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben, worauf gar nichts ankommt, so liegt es in seinem genialen Gedichte um so deutlicher, nur daß selbst die warnende moralische Wendung vermieden ist, die wir gern dabei unterschoben möchten.

Doch den Dichter macht nicht sowohl der Plan, als die Ausführung; wir wollen daher noch einen Schritt näher treten, um auch hier seine unvergleichliche Dichtergabe kennen zu lernen. Die heitere Weltbetrachtung des Dichters spricht sich gleich im Eingang mit der Localität aus, mit der sie das ganze Werk bis in die



kleinsten Theile aufs innigste durchbringt. Er spricht seit Lied zu den Liebenden, auch Er singt von Freud und Leid, aber er singt davon nicht in dem Tone Wolframs, „daß Jammer unser Beginnen sei und daß wir mit Jammer ins Grab kommen,“ sondern er kennt nur das Leid der Liebe als eine Süßigkeit und als eine Würze der Freude. Sein Held wird geboren von einem Verführer und von einem Verfährten, sein Vater fällt vor seiner Geburt, seine Mutter stirbt aus trauer Liebe zu dem Gatten bei seiner Geburt. Dies ist das Vorspiel zu seinem eigenen Schicksal und der Keim seiner Natur. Die erste Schule aber vollendet sogleich den Charakter. Ein treuer Diener des getödteten Rivalin erzucht den Tristan als seinen eigenen Sohn, und wendet alle Sorge für eine liberale Erziehung an ihn, die von aller verhätschelnder Zärtlichkeit eines treuen Dienstmannes begleitet ist. Er reist in fremde Lande, lernt fremde Sprachen und was Alles zu der Bildung eines höflichen Edlen oder im heutigen Ausdruck zu einem Gentleman oder Kontinier gehörte. Das war, sagt der Dichter, das erste Opfer seiner Freiheit und er trat in den Jugendjahren wo alle seine Freude und Wonne ersehen sollte, in peinliche Sorgen und sein bestes Leben war mit des Lebens Beginne hin, da er mit Freuden zu blühen begann, fiel ihn der Weis der Sorge an, der so mancher Jugend schadet und er verdorrte ihm die Blüthe seiner Freuden.“ Dies war die Folge der Bücherbeschäftigung, an die er gleichwohl Fleiß und Mühe lehrte. Welche richtige, tiefe Bemerkungen, die heute in unserer Welt der Prosa nicht scharf genug und oft genug gemacht und wiederholt werden können, die aber in dem Munde eines Mannes jener Zeit eigen lauten und mehr wie die leichtsinnige Klage unserer schwachen Väter und Mütter über die Strenge der Schule, auch wo keine Ursache zur Klage ist. So erscheint nun dieser Tristan mit jener Welttournee, mit jener glänzenden Außenseite, mit all den lebenswürdigen Schwächen, welche — wer kennt das nicht? — die Welt, wie sie nun ist, immer unbereitwilligsten tolerirt, die Jedermann und besonders die weibliche Gesellschaft einnehmen und gewinnen, wenn auch nicht innerlich fesseln, die Jeden der sie besitzt zum Liebling Aller, wenn auch nicht grade zum Gegenstand der Achtung machen. Die Zeichnung dieses Charakters sucht in aller Welt ihres Gleichen; die Art, wie er das redselige, gewandte, linke, in jeder Lage gleich gerechte Bütschchen

an Markes Hof einführt, ist ganz vortreflich. Der Zug des guten Benehmens, der geselligen Toleranz und Bescheidenheit ist überall ins Licht gestellt; es ist ein allgemeiner Satz, den auch die Strengsten der damaligen Dichter und Moralisten loben, daß den Mantel nach dem Winde hängen, aus dem Walde wiederrufen wie man hineinruft, recht ist, daß man mit dem Frohen froh, mit dem Traurigen traurig, dem Treuen treu, dem Falschen rund sein solle, eine Maxime, die nur ein Ascet und Einsiedler geradezu verdammen kann, die aber doch ihre sehr festen innerlichen Prinzipien verlangt, wo sie nicht zum Laifer werden soll. Allein Gottfried sieht das für ein Glück an, das Gott gegeben, daß sein Tristan mit Allen zu leben wußte, mit Allen zu tollern, zu singen, zu lachen, und mit den Wölfen zu heulen, und Alles mitzumachen was einer anhub, wie es die Jugend sollte. Jugend hat nicht Tugend, ist seine Predigt; auch das ist recht; es ist ein Satz, dem ein gesunkenes, schwächliches, für seine Kinder ängstlich besorgtes Geschlecht wie das unsere so gern seine Wahrheit nähme, allein auch dies ist eine Einsicht, die in einem Zeitalter der Unbildung und roherer Kraft, wie jenes, auf einer gefährlichen Höhe steht, obgleich sie bei Gottfried durchaus rein ist, da er nicht so weit geht, daß er auch der Bösen Lied singen lehre, vielmehr den Haß der Bösen als nothwendige Bürde des Guten, den Neid als das Kind der Würde darstellt. Die Heldenthaten des Tristan, die Wiedereroberung seines Landes, sein Sieg über Morolt und über den Drachen in Irland zeigen ihn noch als einen Jüngling, in dem noch keine innere Regung laut geworden. Er sieht jene Isolt zum erstenmal kalt, er rath selbst dem Marke um sie zu werden, er selbst übernimmt die gefährliche Werbung bei dem ihm tödlich befeindeten Weibe, er richtet sie treulich aus. Der Zaubertrank, der in der Sagemitspielte, überhob den Dichter freilich der Mühe, uns die allmählig erwachende Leidenschaft in dem feindlichen Paare auf der Meerfahrt zu schildern, allein er holt nach dem Tranke nach, was nicht vorherzugehen brauchte und versümmlicht das Plöbliche eines solchen Uebergangs von nothwendiger äußerer Versöhnung zu freiwilliger Hingebung und Liebe durch eben jenes Symbol vortreflich. Seine Kunst der Seelenmalerei beginnt hier. Der Ausbruch der Gefühle in Isolt ist ganz vortreflich; die Kenntniß der Natur der Geschlechter, die dabei entwickelt wird, ist zum Erstaunen. Das

Weib wallt zuerst über von ihrer Empfindung, sie hat volle Augen, sie läßt das Haupt auf Tristan sinken und sagt ihm ein Räthsel als halbes Bekenntniß, und der Mann, den gleiche Gefühle bestürmen, hat jetzt, seines Sieges sicher, noch die Kälte, die Ummarmung zurückzuhalten, sie mit absichtlicher falscher Auslegung ihrer Worte zu quälen, sie zum vollen Geständniß zu zwingen. Was von nun an folgt, ist nicht geeignet, etwas anderes als unseren Abscheu zu wecken, obgleich es in der menschlichen Natur nur zu begründet sein mag, daß, wenn nun einmal namentlich im Weibe nach einem solchen Kampfe Schaam und Zucht überwunden ist, dann keinerlei Hoffnung zur Heilung und Rückkehr übrig bleibt. Eine Reihe von Betrügen, Täuschungen und Bezationen des armen Ehemannes und Dheims Marke werden uns in ermüdender Menge und Ausführlichkeit vorgeführt, obwohl nicht zu leugnen ist, daß auch hier das ganze Talent des Dichters sich entfaltet. So ist die reine liebe gute kindliche Iphig denn gleich, nachdem sie den Trank der Schuld gekostet, dazu gereift, dem neuen Eheherrn zum trauten Empfang den schmäblichsten Betrug zu bereiten, und leicht hin wird der schauderhafte Satz ausgesprochen, daß sie begann Tadel und Spott mehr als Gott zu fürchten, was denn als Einleitung zu dem grausigen Anschlag dient, den sie gegen ihre treue Dienerin, die Helferin bei jenem Betruge, faßt. Sie fängt nun an, in den Künsten der Schlangenlist und des Betrugs die raschesten Fortschritte zu machen; bald macht sie eine Thorheit, die sie noch in alter Unbefangenheit bezing, mit zehn abgefeimten Streichen gut. Sie läßt die Kunst der Weiber spielen, wie der Dichter sagt, daß sie weinen können ohne Anlaß und Ernst, so oft sie es gut dünkt. Bald bedarf sie der Belehrung nicht mehr, den gelegten Fallen zu entgehen, schnell weiß sie mit eigener Kunst die Lauscher zu täuschen, (in Scenen die des Pinsels der Cervantes oder Boccaz, oder wer sonst hierin Meister ist, vollkommen würdig sind) und bereits überbietet die gelehrige Schülerin in Meisterschaft den Mann und die Freundin. Sie weiß mit Winken und Lächeln, mit Achselzucken und Seufzen den ängstlich schwankenden armen Ehemann in Zweifel und Pein zu erhalten, auf ihren Kummer anzuspielen und doch jeder Frage ausweichen. Sie könnte den Marke, als sie ihm bei ihrer Zusammenkunft mit Tristan im Garten das Lauschen auf dem Baume ablauschte, mit der

Wahrheit firren, ihm die Scene eröffnen, die sie da mit Tristan zu seiner Täuschung spielte: nein, sie nicht; sie sagt ihm nur die leichte Lüge, daß Tristan das, was er ihr vor Markes Ohren selbst gesagt, zu Brangäne gesagt hätte, und reservirt sich also ihm gegenüber das Recht der Heimlichkeit vor dem Gatten. Es geht so weit, daß selbst das Gottesgericht und der Eid auf eine frevelhafte Art verhöhnt wird, mit einer listigen Erfindung der Isolt, die ihr in Noth und Gebet und Fassen der gnädige Christ eingegeben hat! sie richtet die List zu, sie betet dann in „göttlicher Andacht“, sie schwört danu den Eid, sie hält das glühende Eisen: da ward es offenbar, „daß der heilige Christ windschaffen wie ein Aermel ist!“ Man sieht wohl, daß ein aufgeklärter Mann mit Heilthümern und Gottesgericht hier seinen Spott treibt und dies würde man am Ende heute so gut hingehen lassen, wie Friedrichs II. freigeistige Scherze über das gelobte Land<sup>257</sup>); aber wie ist doch auch die Ansicht von dem ganzen Verhältniß die sonst durchgeht! Wenn er von den untreuen Hausgenossen redet, die Honig im Munde und Haß im Herzen tragen, so sollte man Wunder meinen, welche treffliche Anwendung werde gemacht werden: am Ende sind die Hofleute gemeint, die es mit Marke gut und ehrlich meinen. Wenn man Gottfried von der Liebe reden hört, von der Kraft und hohen Wirkung die sie übt, von dem Verfall der ächten Liebe in der Zeit, und wie nur noch das zertriebene Wort, aber nicht die Sache übrig sei, so denkt man, die herrlichste Schilderung reiner und heiliger Gefühle solle das Alles bewahren, wo gleich hernach die schandbarsten Anschläge folgen, wo kurz vorher der Verrath an Marke begonnen war, und wo nun dies ganze Verhältniß als ein Ideal liebender Treue aufgestellt wird, weil auch freilich die Isolt an dem Gegenstande ihrer sündigen Liebe mit all der Hingebung treu hängt, die sich sogar jede andere Freude versagt, ja zerstört. Als der betrogene Gatte mit Meineid und Allem getäuscht war, täuscht ihn doch sein eigenes gesundes Auge nicht länger, der gute Mann kann es nicht weiter mit ansehen, läßt die beiden Liebenden von seinem

257) Da wart wol geoffenbäret unde al der werlt bewäret,  
 das der vil tugenthafte Krist wintschaffen als ein ermel ist:  
 er füget unde suchet an, do man'z an in gesuchen kan,  
 als gesüge und alse wol, als er von allem rehte sol.  
 er ist allen herzen bereit, ze duohnehte unt ze trugeheit!  
 ist ez erneht, ist ez spil, er ist ie, swie man wil.

Hose gehen und überläßt sie sich selbst. In der Schilderung ihres Zusammenlebens im Walde wandelt den Gottfried ariostische Laune und Uebermuth an und er überläßt sich dem höchsten Schwung seines Genius. Die sinnige allegorische Deutung von der Höhle der Liebenden, das launige Mitspielen des Dichters, die außerordentliche Leichtigkeit des Vortrags, der hier mit dem reizendsten Schmucke bekleidet ist, Alles befähigt diese Stelle mit dem Höchsten der romantischen Poesie zu wetteifern. Man reiße dies einsame Leben der Liebenden heraus, betrachte es für sich und nur von Seite der poetischen Kunst, ob dies an Naturleben, an Innigkeit, an bezauberndem Colorit hinter Medor und Angelica zurück — ja ob es nicht vielmehr voransteht; oder man nenne uns irgend ein Schäfergedicht oder eine idyllische Episode der Spanier und Italiener, in der ein so zarter Duft ungekünstelter Unschuld weht, über die so frische, gesunde Freude an dem Leben in der Natur und ein so reiner Hauch der Naivetät gebreitet ist. In diesem Leben der Wonne stört sie Marke wieder. Dieser arme Mann ist von dem Dichter vortrefflich gezeichnet; ein Gemälde menschlicher Schwachheit und Leidenschaft, das trostlos schön entworfen ist. Jetzt bereut er seine Großmuth; er fährt im Walde herum, und als das die Liebenden merken, wollen sie auch jetzt den Schein der Treue gegen ihn retten und legen zwischen sich ein nacktes Schwert als Symbol ihrer Unschuld. So ein kleiner Strahl von Hoffnung richtet den von Trauer und Einsamkeit gequälten Marke wieder auf und er nimmt sie wieder an den Hof; geblendet von Liebe wußte er zwar, wie es um sie stand, aber wollte es nicht wissen. Das braucht nun der Dichter zur Entschuldigung. Wem soll man, fragt er, die Schuld an dem ehrlosen Leben der Beiden geben, da Begierde und Lust den Marke so blendeten, daß er Alles vergessen wollte, was sie ihm thaten? er wirft ihm den Fehler vor, daß er ihnen nun wieder ihr Spiel verderben will und sie damit nur um so mehr reizt; er wirft ihm das Hüten des Weibes vor, was in jedem Falle verloren sei, da man die Böse nicht hüten könne, die Gute nicht dürfe; sie hüte sich selber; jeder andere Hüter sei ihr verhaßt; und wenn gute Gesinnung auf diese Weise zum Uebeln gebracht werde, so trage sie noch üblere Früchte, als die stets übel gewesen ist. Die Liebe erzwingen, sei ja nicht möglich, man lösche die Liebe mit dem Versuche; man müsse nichts verbieten, denn

manches geschähe durch Verbot, was außerdem nicht geschehen wäre: dies sei den Weibern angeboren, deren Urhufrau gebrochen was ihr Gott verbot, und es gewiß nicht gethan hätte, wäre es ihr nicht verboten gewesen. Mit bloßem Verboten könne man noch heute die Ehen zu hunderten machen, die sich selbst und Gott verloben. Das Weib, das aus dieser Art schlägt, und die gerne Lob und Ehre bewahrt, sei ein Mann an Gesinnung und nur mit Namen ein Weib; an ein Weib dieser Art verschwendet er nun sein größtes Lob; nun sollte man meinen, dem Gedankengange zufolge müsse zwischen diesem Ideale der Weiblichkeit und der Isolt geschieden werden, allein im Gegentheil, diese Isolt wird als ein solches Muster geradezu aufgestellt. Vor einer solchen Logik des Frauendienstes jener Zeit muß die unsere natürlich die Sichel streichen. Und man darf sich nur in dem welschen Gaste umsehen, um zu finden, daß diese Denkart damals die würdigsten Männer durchdrang. — Im Verfolge der Geschichte wird dann Tristan aufs neue überführt und macht sich nun vom Hofe fort. Er kommt zu der zweiten Isolt. Leichter in seiner Leidenschaft als das Weib, wird der Mann von der Schönheit dieser angeregt, daß er sogleich beginnt, mit seinem Herzen zu spielen, sich süßlich hinter den Namen zu verkriechen, um seine Treue ein wenig zu betäuben. Als er sieht, daß es in ihr Ernst wird, kommt er wieder zur Besinnung und nun hält er, ein eben so vortrefflicher dem Schwächling abgelauschter Zug, zurück; er sieht aber ihren Schmerz und ihre Liebe, und nun treibt ihn das Mitleid, sie mit Anderem, mit Gefang und allem Möglichen zu entschädigen. Dennoch bringt ihn ihre entschiedner werdende Liebe zum Wanken; dreimal zieht ihn seine Treue ab, aber dreimal zieht die Lust, die ihm alle Stunden lachend unter den Augen lag und Aug und Sinn blendete, sein Herzen wieder an. Ferner Liebe thut sich der Mann eher ab, sagt der Dichter, als er sich der nahen enthält. Mitleid und halbe Liebe kreuzt sich mit der Stimme der Treue in ihm bis zur völligen Unklarheit über das, was er thut. Er singt zweideutig seine Lieder einer Isolt. Durch das ewige Nahen und Entfernen von der neuen Isolt ward die alte starke Minne allmählig abgeleitet. Indem Tristan diese Entdeckung in sich macht, so macht er nun gleich seine Dual und Trauer um die frühere Isolt als Entschuldigung geltend, die, meint er, sich jetzt wohl nur mäßig nach ihm sehne,

obgleich er noch im vorigen Augenblicke von ihrer unwandelbaren Treue fest überzeugt war; er ruft sogar die Eifersucht gegen Marke in sich hervor; er klagt sie sogar an daß sie ihm keine Vorschalt von sich gesandt habe — aber da ertappt er sich wieder: denn er besinnt sich doch noch, daß sie ja nicht weiß wo er ist — und doch, er lauscht seiner neuen Leidenschaft nur noch ein wenig und wird sogleich mit dem Unsinn vertraut, ihr zuzumuthen, sie hätte in Gottes Namen die ganze Welt nach ihm sollen durchsuchen lassen.

Hier endet Gottfried, wo er uns gerade in dem Theil der Sage, welcher der allerschwierigste ist, mit neuer unerwarteter Feinheit der Beobachtung, mit einer Kunst des Menschen Inneres zu durchforschen, überrascht, die man nicht in jenen Zeiten suchen würde. Seine beiden Fortsetzer verstanden nicht im entferntesten ihm zu folgen und ich will nicht erst den Leser mit Belegen für diese Behauptung aufhalten, die keinen Widerspruch finden kann. Soll ich zum Schlusse ein Urtheil über Gottfrieds Tristan beifügen, so weiß ich kein anderes über dieses Gedicht, als Dante über solche Gefühle: man muß verdammen, aber bewundern und bedauern. Ob dies Gedicht bei den damaligen Ansichten von Moral und Gesellschaft wohl verwerflicher erschien, als Werther in unsern Zeiten? ob nicht die Stimme eines so strengen Sittenrichters wie Thomassin, der den Tristan als ein Muster gerade von Seite seiner weltmännischen Gewandtheit aufstellt, für die damalige Ansicht von außerordentlichem Gewicht ist? ob nicht die Ausnahme den Dichter rechtfertigte, die sprüchwörtlich Tristan und Isolde als Beispiele einer zarten Liebe nannte, wie der Orient Wamif und Nira oder Jusuf und Suleika, und wie die neuere Zeit den Werther, der so viele Anfechtung zu leiden hatte? und ob nicht der Dichter mit gleichem Rechte wie Göthe verlangt hätte, an ein Kunstwerk keine Forderungen der Moral zu stellen? Dies sind Fragen, die wohl immer von verschiedenen Menschen verschieden werden beantwortet werden.

Wir haben im Parzival und Tristan unsere damalige Kunst auf ihrer höchsten Höhe gesehen. Die Nation und ihre Dichtung ist aus dem Zustande des Gemeingefühls und der Unbewußtheit herausgetreten, dies setzte an die Stelle des Charakters des alten Volksepos einen geradezu entgegengesetzten. Statt daß früher die

Menschen ihre moralischen Gesinnungen wie ihre poetischen Productionen ohne Befragung des Verstandes nach dem bloßen Triebe der Natur hegten und pfl egten, so lernen sie sich jetzt erkennen und vergleichen und schaffen sich Grundsätze und Regeln. Allein bei dem ersten Verlassen der Natur und dem Uebergange zur Bildung, bei dem Verlust der früheren Stärke des Instincts und dem Aufsuchen von Prinzipien, geräth der Mensch immer auf Abwege, traut auf die Eingebungen des einseitigen, erst thätig werdenden Verstandes und verläßt die Einfachheit der natürlichen Empfindung, bis erst allmählig und spät sich die neu aufgehende Erkenntniß so ausbildet und erweitert, daß sie sich mit der ursprünglichen Natur und Einfalt wieder ausgleicht oder zu ihr zurückkehrt. Jene Uebergangszeit liegt in unseren beiden Gedächtnen aufs treueste und wahrste ausgeprägt; allein so wie wir diese Lebensperiode und den ihr eigenen Kampf auch im einzelnen Menschen nie ohne die Sorge betrachten, ob er sich auch zum Guten lösen werde, so hat auch diese ganze Zeit und ihre Literatur etwas Spannendes und Bes ängstigendes für uns, weil uns diese Uebergangsepoche in einer Art von Beharrungszustand hier vorliegt. Erst wir, die wir auf diese Zeiten zurückblicken, nachdem sich dieser Kampf der Menschheit nach furchtbaren Umwälzungen wirklich löste, können diese Dichtungen in ihrem rechten Werthe erkennen. Unser Gefallen daran und unsere Bewunderung dafür ist aber nur zum Theil die Frucht des poetischen Genusses und mehr die des historischen Studiums.

Wenn man sehen will auf welcher gefährlichen Spitze damals die poetische Kunst stand, so darf man nur den Roman von Flore und Blancheflar<sup>258)</sup> neben Tristan halten. Auf den ersten Blick erkennt man zwei einfache Novellenstoffe, eine Gattung, die wir jetzt neben den Legenden wiederkehren sehen werden, wie wir oben davon ausgingen, so wie sich überhaupt nun Alles anfängt zu wiederholen. Wie geschickt Gottfried seiner einfachen Erzählung ein großes Interesse zu geben wußte, haben wir so eben gesehen; dem Konrad Flecke, dem gemüthlichen Dichter oder Uebersetzer des genannten Romans gelang das nicht. Und doch ist sein Gedicht eine so liebliche Erscheinung, wie wir deren wenige haben, so freundlich erzählt, so mild gehalten, wie man nur immer einen

258) In der Sammlung von Müller.



solchen Gegenstand behandeln sehen möchte. Es macht den Deutschen (und dies muß man bei diesen aus der Fremde stammenden Dichtungen besonders hervorheben) außerordentlich viel Ehre und zeigt auf Einen Blick, von welcher Ueberlegenheit Sinn und Geschmäck bei uns war, wenn man Reinhart Fuchs, Alexander, Parzival, Tristan, und Alles wo es nur möglich ist, mit den fremden Bearbeitungen vergleicht, und findet, daß wir stets mit erstaunlichem Taecte das Beste griffen und das Einfachste feststellten oder herstellten, was meistens bei den Nationen selbst, aus denen wir schöpften, verloren ging. Den französischen Quellen unserer besten Gedichte konnte man nicht auf die Spur kommen. So hat dieser vielbehandelte Roman von Flore und Blancheflur, der den Boccac beschäftigt, der in alle Sprachen, sogar ins Neugriechische übersetzt ist, und in Deutschland in mehreren Dialecten und in neueren und neuesten Prosen und Versen existirt<sup>259)</sup>, nirgends eine schönere, einfachere, reinere Gestalt als bei unserem Flecke; der spanische und französische Roman, nach dem Tressan seine Bearbeitung machte, ist dagegen ein ganz schales Nachwerk, viel abentheuerlicher, wunderlicher und anspruchvoller, und eben dadurch weit hinter der schmucklosen Darstellung des Deutschen zurück, der übrigens auch einer französischen Quelle, Ruprecht von Orben, folgt. So vortreflich nun dieses Gedicht oder dieser gereimte Roman ist, so vortheilhaft die große Verbreitung für ihn spricht, die der Zeit nach vielleicht noch größer ist als wir wissen, indem es trotz den vielen Nachforschungen noch nicht gelungen ist, Zeit und Ort seines Ursprungs auszumitteln, so ist doch sein Werth ein weit eingeschränkterer, als der des Tristan, dessen Helden der Dichter zu einem Repräsentanten der Zeit, zu einem epischen Charakter zu bilden wußte. Allein Flore und Blancheflur ist eine jener Dichtungen, die, wer weiß wie lange und wie oft und in wie unzähligen Umarbeitungen die Lesewelt unterhalten, aber auch nichts weiter als unterhalten haben, und sie trägt daher auch schon eine Einkleidung, die diesem ganz angemessen ist. Stoffe wie diese, wie die Erzäh-

259) Siehe in Bruns Altplattdeutschen Gedichten; im Buch der Liebe; die Bearbeitung von Sophie von Knorring. Ueber die Verbreitung in fremden Sprachen. Altö. Museum II, 330. 349 sqq. Eschenburg Denkmäler. Ellis specimens 1. 3. p. 105 u. ff.

lungen von Geneviva und Melusine, werden in jeder blühenden Dichtungsperiode einmal wieder aufgegriffen und zubereitet werden; sie und ähnliche sind es, die auch bei uns in Tiecks Bearbeitungen das meiste Interesse unter allem erregten, was wir aus dem Mittelalter reproducirten: mit Recht; denn nichts hat das Mittelalter reizender gekleidet, als eben solche Novellen, die eine Art Gemeingut, die dem wirklichen Leben nicht so entfremdet waren, und eben daher wieder das größte und nur nicht eben das tiefste Publicum fanden. Sobald die damalige Gesellschaft durch die großen und vielfältigen poetischen Erzeugnisse aller Art, die nun herumliefen, mehr Geschmack am Lesen und größeres Bedürfniß nach poetischen Genüssen erhielt, so war das mehr eine Aufforderung zur Production von Vielem und Anmuthigem, als von Tiefsinnigem und Erhabenem. Ich habe es schon oben gesagt und muß es hier wiederholen, das poetische Leben, die allgemeine Theilnahme an den Dichtern und an den Dichtungen ist niemals dem Werthe der Producte günstig. Es mag ein schönes Leben in Weimar gewesen sein, als sich dort die ersten Männer Deutschlands versammelten; allein der Besten beste Zeit war damals schon vorbei und wir verdanken diesem Leben nichts so unmittelbar als die Thätigkeit Rogebues und Aehnlicher, deren Stücke für unser schaulustiges Publicum eben das waren, was diese kleineren und leichteren Erzählungen für das hör- und lese lustige der damaligen Zeit. Ich glaube nicht, daß eine Geschichte der Literatur auf solche Leistungen große Rücksicht nehmen kann; sie sind für den Augenblick geschrieben, regeneriren sich immer wieder, um unter der jedesmaligen Gestalt der jedesmaligen Gegenwart zu dienen, während sich an den Meisterwerken Niemand versucht, weil, wer im Stande wäre, die Nibelungen oder Gudrun oder den Meinelke Fuchs zu bearbeiten, schon ein Dichter von ungemeynen Anlagen sein müßte. In die Geschichte der Dichtung kann aber billig nur verlangt werden, bei solchen Werken die Veränderungen im Geschmack und in der Bildung anzugeben, unter denen sie entstanden; ein bleibenderes Denkmal kann sie ihnen schwerlich setzen. Ich gehe daher auf den Inhalt von Blume und Weißblume nicht weiter ein: es ist die einfache Geschichte von dem Jugendleben und der Jugendliebe zweier Kinder, die dann getrennt und nach einem gefahrvollen Abenteuer wieder verbunden werden, mit vielem Schmuckwerk griechischer

Romane, mit vielen tautologischen Begebenheiten, wie in allen diesen Romanen, mit vielen Schildereien und Beschreibungen, mit manchen Eigenthümlichkeiten spanisches Geschmacks, mit manchen Beziehungen auf den Verkehr von Christen und Heiden, so daß man sieht, die Provence oder Spanien muß die Pflegerin des Getichtes gewesen sein. Der Dichter steht ganz unter jenen sinnigen, wohlwollenden, harmlosen und edelgesinnten Männern, die achtlos auf der Welt Beifall und den Ruhm der Erde aufs Gute, auf Tugend und Herzenseinfalt gerichtet sind, allein der Geist seiner Dichtung trägt auch ganz das Gepräge jener Schwächlichkeit, die schon im Tristan mißfällt. Man vergleiche nur, wohin es schon mit aller kräftigeren Ansicht des Lebens gekommen war. In der Jugendgeschichte der beiden Kinder, die wahrscheinlich ein Eigenthum des Deutschen ist, die man immer als das Gelungenste im Buche ausgezeichnet und die der Weichlichste und Verwöhnteste stets am vortrefflichsten gefunden hat, ist die verhätschelnde, conventionelle Erziehungsart, die die Kinder zu Puppen statt zu Menschen macht, doch aufs allerweiteste getrieben. Die artigen Kinder gehen Hand in Hand miteinander in die Schule, verstehen sich — man denke — schon im fünften Jahre sehr wohl untereinander, Herzen sich und küssen sich, lesen der Minne Bücher zusammen, und lernen altflug der Liebe Art kennen, wie sie dem Menschen wechselnd nach Kummer Wonne giebt, nach Wisnuth Fröhlichkeit, Freude nach Trauer, wie der Liebende jetzt friert und dann flammt wie brennendes Stroh; aus der Schule gekommen, unterhalten sie sich im Baumgarten von der Liebe wie die Alten, dichteten und lasen zusammen, schrieben auf Täfelchen von Elfenbein mit Griffeln von Golde von den Blumen, wie sie aufgingen, von den Vögeln, wie sie sangen, von Minne viel und von Anderem nichts. Als sie nachher getrennt werden sollen, geräth der Knabe in Verzweiflung, fällt in Ohnmacht, und weiß nicht ob es Tag oder Nacht ist; das Mädchen gar will sich mit ihrem Griffel erstechen. Sind dies Scenen die im Leben nur einiges Vorbild hatten, wohin führte da so schnell dieser Frauendienst, der im Anfange so schöne Früchte getragen haben mochte. Man vergleiche nur damit die Liebe des Schionatulander und der Sigune, um zu sehen, wie schnell jene Einfalt und Unschuld in Kinderei und Weichlichkeit übergleiten konnte, und bald sieht Rudolf von Ems schon dem

Walther von der Vogelweide gerade entgegen, der noch sang daß Kindheit und Minne sich fremd einander wären. Was wir also bei den letztbesprochenen Gedichten und Dichtern von Werth fanden, ihre moralische Kraft, ihre ästhetische Höhe, ihre sinnliche Schärfe oder ihre intellectuelle Tiefe, vermessen wir hier und behalten nur die Kunst der leichten gewandten Darstellung übrig, die wir überhaupt in diesen Zeiten — und nichts ist natürlicher — eben so allgemeiner werden sehen, wie neuerlich nach Schiller und Göthe, ohne daß dadurch der Ruin der Kunst irgend wäre aufgehalten worden.

## VIII.

### Reproduction früherer Dichtungen. Erste Spuren des bürgerlichen Elements.

#### 1. Didactische Poesien.

Schon Lessing hatte zu der didactischen Poesie unserer Vorfahren eine so große Vorliebe, daß er dagegen ihre übrigen Dichtungen in Schatten stellte. Dies kam nun wohl schwerlich aus einem anderen Grunde, als weil er von diesen übrigen wenig oder nichts kannte. Indessen wenn wir überlegen, daß schon im Walther ein sehr lehrhaftes Element erschien, das sich bei einem so weltkundigen Mann nur mehr als Satyre darstellte, wenn wir uns erinnern, daß der erste Dichter, der in seiner Uebersetzung eines fremden Romans seine eigne Weisheit einmischte, eine starke Neigung zum Moralisiren verräth, wenn wir an die Trefflichkeit des Winsbecke zurückdenken, wenn wir im Wolfram den Uebergang von moralischer zu mehr intellectuellem Weisheit in Spuren fanden, so wird man schwerlich leugnen können, daß gerade die nationalsten und tüchtigsten Dichter schon damals allerdings einige Vorliebe für das lehrmäßige erkennen lassen. Jeder Tiefere mochte das Ungenügende in den schalen britischen Romanen empfinden und jeder älter werdende Mann mußte zu Ansichten, zu Bedürf-

nissen, zu Einsichten kommen, denen die Romanlectüre keine hinreichende Nahrung und Befriedigung gab. Sobald sich einmal die Poesie den inneren Menschen ausdrücklich zur Aufgabe nahm, psychologische Probleme gleichsam zu lösen anfing, lag der Uebergang zum Nachdenken über menschliche Natur, über Beruf und Pflichten des Menschen nur gar zu nahe. Sobald ferner neben allen Zweigen geistiger Thätigkeit auch die Philosophie jenseit der lateinischen Schulen und den Clerus, denen sie bisher ausschließlich gehörte, verließ und in die Hände der Laien kam, so war es ganz natürlich, daß sich mancher unter diesen, der sich vielleicht zum Lateinlesen aber nicht zum Lateinschreiben fähig fühlte, oder der es auf die Förderung der Bildung der Laien und Ungelehrten absah, entschloß die Muttersprache zur Hülfe zu nehmen, um seine Weisheit durch sie zu verbreiten, und da er hier keine Prosa, wohl aber die vollendetste Vers- und Reimkunst vorfand, so war es nicht minder natürlich, daß er dieser Weisheit ein poetisches Gewand gab. Von diesem Gesichtspuncte aus, also von einem ganz andern als von dem man andere didactische Poesien ansehen muß, betrachte ich den wälschen *Gast* <sup>260</sup>), eines der bedeutendsten Werke, die uns aus jenen besten Zeiten, den zwei ersten Jahrzehnten des 13ten Jahrhunderts (und dieses zwar in vielen und guten Handschriften), übrig geblieben sind, und das leider noch nicht gedruckt ist, während wir so manches andere Entbehrlichere erhielten. Dieses Gedicht überhebt uns der Mühe, zu manchem, was uns in dem Geiste unserer ritterlichen Dichtungen bisher noch dunkel und räthselhaft und höchstens zu errathen war, die Erklärung weither in anderen, namentlich philosophischen Fächern zu suchen; indem es uns in den verschiedensten Puncten ein überraschend helles Licht anzündet, giebt es uns zugleich wie kein anderes Document aus jenen Zeiten einen Aufschluß über die Beurtheilungsart der Ritterromane in jener Zeit ihrer schönsten Blüthe selbst, die, wenn sie nicht allgemeingültig ist, doch immer die Ansicht einer gewissen Klasse von Lesern ausspricht, die mir keineswegs eine verächtliche scheint. Der Dichter ist *Thomasin Tirker*, oder wie der Name sonst zu schreiben ist, aus *Triaul* gebürtig; er schrieb in wälscher Sprache ein Werk über höfische Sitte, was nicht, wie *Eschenburg* meinte, das nämliche

260) Cod. Pal. Nr. 389.

mit unserm deutschen Gedichte ist, sondern woraus nur einiges in dieses auch aufgenommen ward<sup>261)</sup> und dies spätre deutsche Werk, das er, noch nicht dreißig Jahre alt, im Laufe des Jahres 1216 (10 Bücher in 10 Monaten schrieb), benannte er seiner Geburt nach den welschen Gast und bittet auch um Nachsicht für seine Sprache<sup>262)</sup>. Eschenburg ist sehr irre<sup>263)</sup>, wenn er meinte, es seien keine Spuren zu finden, daß er der Sprache minder kundig wäre, als andre seiner dichtenden Zeitgenossen in Deutschland, und wenn er deshalb die ganze Wendung sich für einen Fremden auszugeben für erdichtet nimmt. Vielmehr ist aus seinen historischen und localen Kenntnissen ganz klar, daß er in der Lombardei wie zu Hause ist, und was die Sprache angeht, so würde es einem Kenner nicht schwer fallen, die Eigenthümlichkeiten des Fremden aufzufinden, ja, hätte Eschenburg das Ganze gelesen, so würde er geradezu gefunden haben, daß dem Dichter deutsche Worte und Benennungen für entlegnere Gegenstände fehlen. Der Dichter giebt gleich im Eingange das Verhältniß seines Werkes zu den Dichtungen seiner Zeit an: nachdem er lange den poetischen Preis edler und schöner Thaten gehört, so wolle er nun verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht sei. Die Märchen und Abenteuer der ritterlichen Poeten sind ihm wie Bilder und Beispiele, an denen man die junge Phantasie schulen mag, die aber dem gereifteren Alter unzulänglich sind. Von diesem Gesichtspuncte aus warnt er vor den Geschichten von Helena und jedem anderen bösen Vorbild, und empfiehlt stets das Beste zu lesen; die Jungfrauen möchten von Andromache hören und Enite, von Penelopen und Denoe von Gallien und Blancheflur, die Jungherren aber sollen an Gref und Iwain, an Gawan und Karl, an Alexander und Tristan Beispiel nehmen. Wenn man hier vernimmt, daß diese Dichtungen durchaus bloß vom moralischen Standpuncte aus aufgefaßt werden, so erinnert man sich sogleich, wie fast jeder einzelne Dichter, der sich über dergleichen ausließ, auch von keinem anderen gefaßt zu werden verlangte, wenn man Gottfried ausnimmt, der

261) Fol. 19. Also ich han vorgefait an meinem buch von der husschait.  
 daß ich welschischen han gemacht —.

262) Fol. 2. — wan ich vil gar ein walsch bin,  
 man wirt es an miner teusch in.

263) Denkmäler p. 121 sqq.

unstreitig über diesen engeren Beruf der Kunst hinaus war. Sobald man sich ferner erinnert, wie oft nur junge Leute auf gutes Glück hin sich im Dichten versuchten, wie leicht es mit diesem Berufe genommen ward, so wird man auch die weiteren Ansichten Thomasius ganz folgerecht finden und schwerlich als die Einzelmeinung eines trockenen Moralisten ansehen, die wenig versagen könne. Alles was von jenen Helden gesungen und gesagt ist, scheint ihm bloß für die Jugend gedichtet. Also wäre merkwürdigerweise die ganze Dichtung jener Zeit, wie sie dem Jünglingsalter der Menschheit entsprang, sich um das Jünglingsalter der Romanhelden fast ausschließlich dreht, von Jünglingen hauptsächlich gepflegt worden zu sein scheint, so auch nur für die Jugend zur Lectüre bestimmt gewesen! Wer zu Verstand gekommen ist, sagt Thomasius, der wird billig in anderer Weise belehrt, als die Kinder; er muß die unwahren Märchen, mit denen man diese erzog, verlassen. Er tadelt darum keinen Dichter von Abentheuern, denn sie seien zur Lenkung der jungen Seele wohlthätig: doch nicht auch für ein reiferes Geschlecht. Der Bauer, das Kind freue sich an den Bildern im Buche, wenn es nicht lesen könne; der Pfaffe aber sieht die Schrift an. So möge auch ein Mann thun, der tiefen Sinn nicht fassen könne; der solle die Abentheuer lesen und sich daran vergnügen, denn er fände auch hierin was ihn geistig bessere. Wer aber Schwieriges zu verstehen vermöge, der solle nicht seine Tage mit Märken verlieren; er soll sich der Bildung von Herz und Kopf widmen. Die Abentheuer seien mit Lügen geschmückt; darum schelte er sie nicht eben, denn sie hätten „Bezeichnung der Fict und Wahrheit;“ ein hölzernes Bild sei kein Mann, jeder aber wisse, daß es einen Mann bedeuten solle; so bezeichnen auch die Abentheuer was jeder thun solle. Dankbar also nimmt er die Uebersetzungen aus dem Welschen an, wollte aber doch noch dankbarer sein, wenn man gedichtet hätte, was ohne Lüge wäre, davon hätte man größere Ehre gehabt. Man sieht wohl, daß Thomasius den Bearbeitern der fremden Sage aus einem ganz anderen Gesichtspuncte gerade das vorwirft, was die lateinischen Geschichtschreiber dem deutschen Nationalepos; wir werden aber bald noch das viel Auffallendere finden, daß sogar in Dichtern, die sich in ihrer Jugend leidenschaftlich mit Dichtung

von Mähren abgaben, später dieselbe Ansicht erwacht von der Unwahrheit und Lügenhaftigkeit dieser Romane, daß sie wie eine mahnende Stimme des Gewissens zu ihnen spricht und sie auf ihr früheres Treiben wie auf ein Sündenleben zurückblicken läßt. Schärfere könnte man wohl nirgends den nothwendigen Fortgang der Geistesbildung damaliger Zeit angegeben finden: der verständig gereifte Thomasin begnügt sich nicht mehr mit den Phantasiabildern, die seinem Jugendalter und seinen kindischen Vorstellungen genügt hatten, er sucht das Wesen der Dinge und den Menschen zu ergründen; er trifft dabei auf die Hauptgebrechen der ganzen Zeit und greift sie in ihrem Kern an. Er sah, daß die ganze Zeit leidenschaftlich fortgestürmt würde von Einem zum Andern, und daß nirgends ein sittlicher Halt war. Hätten wir Nachrichten von den Lebensschicksalen unserer Dichter, wir würden wahrscheinlich auch aus ihnen lernen, was sich in der neueren Periode unserer Literatur so deutlich darstellt: religiöse, moralische, ästhetische, philosophische, politische Tendenzen durchkreuzten sich so arg, daß es die größten und tiefsten Charaktere am meisten irrt und oft erschütterte, und daß nur ein leichteres Talent, wie Wieland, über alle und durch alle die Veränderungen sorglos hinschwebte. Dazu kam, daß damals in Empfindungen und Affecten das Mittel zur Sittigung gesucht ward, und dies war eben, was das Uebel vermehrte. Denn die Liebe, sagt Thomasin, ist von Natur so beschaffen, daß sie den Weisen wohl weiser, aber den Thoren auch thörichter noch macht, und wie die Sporen das zaumlose Ross durch die Bäume treiben, so führt auch die Liebe den Mann über den Baum, der mit ihr zu spielen meint ohne sie mit dem Zaum der Vernunft zu zügeln. Dem also tritt dieser Mann entgegen, und indem er mit Wolfram zusammentrifft, an dessen Gedichte er auch große Freude zu haben scheint, sieht er in Zweifel und Schwanken die Klippe, an der die Sitte zu scheitern droht. Den Mittelpunct seines Werkes bildet daher die Lehre von der Stete, um die sich Alles andere herumlegt. Im Anfange, wo er Vieles aus seinem Werke über höfische Sitte entlehnt, sieht man, daß er noch dunkel befangen in der Vorstellung jeder aristokratischen Welt ist, wie im höfischen Manne der Vorzug des Standes mit dem Ubel der Seele Hand in Hand gehe, und daß, wie noch heute in England, die positive Regel des Anstands so viel Geltung habe als das ewige Sitten-



gefes, das in des Menschen Brust gepflanzt ist. Hier also sucht er noch mit einigen Sätzen über äußere Sitte zu wirken und dieser Art war ohne Zweifel der ganze Inhalt seines wältschen Buchs; in diesem deutschen aber legt er das Vorurtheil allgemach ab. Hier erklärt er geradehin, daß der thöricht wäre, der sich durch seinen Adel groß dünke; edel sei nur der, der sein Herz und Gemüth an das Gute wende. Ist ein Mann edel geboren, und giebt seiner Seele Adel Preis, der schändet seine Geburt. Waters halben ist jeder edel, wenn man's recht versteht: denn Gott ist unser Vater, und wer ihn verläßt, verwirkt seinen Adel, denn edel heißt nur wer recht thut; höfisch ist nur, wer in dieser Weise wahrhaft edel ist; Rechtthun ist Höflichkeit. Wie in einer ähnlichen Zeit Ulrich von Hutten die Vorurtheile des Adels ablegt, wie das vorige Jahrhundert dagegen ankämpfte unter gleichen Umständen, so auch jeder Tüchtige jener Zeit, und wenn Thomasin dem Herren vorschreibt, im Diener den Menschen zu ehren, weil er nicht wissen könne, ob der, den er hier mit dem Fuße tritt, nicht einst höher in unseres Herrn Hause sitzen werde, als er, so stimmt er da mit Walther zusammen, den der milde und ruhige Mann sonst wegen seines Eifers gegen die päpstliche Kirche tadelte; denn auch Walther sagte schon: „wir wachsen zu gleichem dinge; wer kan den herren von dem knechte scheiden, swa er ir gebeine bloze kände?“ Wenn Sokrates heute erschiene, sagt Thomasin, so würde er manchen Freien als Sklaven der Laster finden. Mit dem Altherthume, mit den großen Mustern der alten Geschichte, wenn nicht mit den Schriften, doch mit dem Leben der griechischen Philosophen bekannt, ist er wie Hans Sachs bei seinem ersten Bekanntwerden mit diesen reizenden Anekdoten, die auch für die moralische Bildung jedes Knaben ein viel untrüglicheres Mittel sind als die Sprüche des Katechismus, ist er wie der energische und kräftige Satyriker Guyot erregt von dem Geiste der sich hier kund thut, erstaunt über die Energie die er hier findet, betroffen von der grundsäglichen Tugend, die hier so einheimisch zu sein scheint, als er sie in seiner ritterlichen Umgebung mangelnd findet. Diese grundsägliche Tugend zu lehren, ist darum Thomasins eigentliche Aufgabe, mit ihr sucht er dem Wechsel der Welt gegenüber dem Menschen ein Ewiges und Dauerndes zu geben, mit dem er sich nicht mehr von Freud zu Leid, von Leid zu Freud wie ein Spielball soll werfen lassen,

sondern im Unglück Fassung und Mäßigung im Glücke bewahren. Seine Lehre von der Stete und Unstete, ist nichts anders als eine Lehre von sittlichem Grundsatz. Ich will ihr einen Augenblick folgen, sie führt auf dem geradesten Weg in den Kern seines Buches. In Stetigkeit, lehrt er, soll sich der Mensch vor Allem kehren, ohne sie sind alle Tugenden nichts. Zuerst will er von der Unstete sprechen, denn wer eine Brücke bauen will, der bricht erst die schlechte alte hinweg und dann erst baut er die neue. Was ist Unstete? Stetigkeit an bösen Dingen. An seine Definitionen wollen wir uns aber wenig kehren, obgleich später bei seiner Erklärung von der Stete klar wird, daß er damit nichts anders meint, als Tugend aus Grundsatz, indem er Stete die Erfüllung alles Guten in stets gleicher Gesinnung nennt, und die Tugend nicht in einzelnen guten Handlungen, sondern in dauernder Uebung findet<sup>264</sup>). Die Unstetigkeit, fährt er fort, ist nicht frei, sondern der Untugend Schav; jede Untugend pflegt sich auf Einen eigenbüßlichen Gegenstand zu richten, die Unstetigkeit allein ist stets mit Allem zugleich beschäftigt; was sie heute thut, dünkt sie morgen schlecht; sie baut jetzt was sie dann zerbricht; sie verkehrt schnell das Viereck in einen Kreis; sie ist wie der Wolf, dem man eine Schelle anbindet und der herumrennt und nicht weiß, was ihn verfolgt. Der Gelehrte, der im Besitze von Büchern ist, halte sich an Eines, alle zugleich kann er nicht lesen. Wer aus Büchern Weisheitsgewinn ziehen will, der halte sich fest, wo er des Sinnes Ast ergreift. Wer ein gutes Wort hört, der bleibe nicht auswendig an der Thüre stehen, sondern er trete ein, bis er den Grund der Rede finde. Mit dieser Unstete bezeichnet er ferner, was wir das stete Thema des Gesangs fanden: sie ist mindestens in vier getheilt; ein Theil Freude, ein anderes Leid, das dritte Ja, das vierte Nein; sie ist zerbrochen, und zerbricht; wer ihr folgt schilt den, den er dann loben muß und wer ihm heute lästig fällt, dem ehrt er wieder morgen. Ueberall streift der weite Begriff von Unstetigkeit in Untreue und Falschheit, Unverlässigkeit und Doppel-

264) Fol. 68.

Dehain man ist tugenthaff, ern habe an stete krafft,  
 Der ist ain tugenthaff man, der stete an gute wesen ehan.  
 Ob ein man zainem male rehte tut, er hat tugenthafften wut  
 nicht davon; ern sei stete, in hilfet ehsaln ain gut getäte,  
 ist aver er stete daran, er ist ein tugenthaff man.

Jungigkeit über, und indem nun auf der Gegenseite jede Tugend  
 gesucht wird, so liegt hier zugleich eine Erklärung, warum in den  
 verlorenen Nibelungen der Treue trotz Mord und Frevel und im  
 Tristan der Treue trotz Ehebruch und Schande der Himmel ver-  
 heißen wird. Aller Lafter Mutter ist die Unstete; vor Allen der  
 Lüge, die Zwiespelt in der einen Hand Sorge, in der anderen  
 Leid führt, mit der einen Hilfe, mit der anderen schlägt, zugleich  
 freichelt und raucht, herzt und schlägt, gut verspricht und übel lobt.  
 Die Unstete geht durch alles Thun und Treiben des Menschen; sie  
 ist der Fluch der seit Adams Fall auf uns ruht, während selbst die  
 Elemente, die Natur, die Thiere ihren angewiesenen Lauf in steter  
 Ausdauer vollenden. Vom Menschen auf bis zum Himmel sind  
 die Planeten stets ihrer Natur treu geblieben, vom Menschen herab  
 auf die Erde die Elemente eben so; nur der Mensch, voll er Wil-  
 len und Vernunft, Einsicht und Wahl des Guten und Bösen hat,  
 ändert und wechselt mit jedem Tage. Er zeigt es an der Unzu-  
 friedenheit der Stände (Vergleichen Stellen hat Hans Sachs gerne  
 aus dem wälschen Gaste entlehnt); er leidet das Sehnen der Men-  
 schen aus Einem Stande in den Andern aus Unzulänglichkeit her  
 und er predigt Zufriedenheit und bescheidene Bedürfnisse. Armuth  
 und Reichthum sei gleich zu ertragen. Das Gut sei ein Ding,  
 das mit Unrecht so heisse; weiß mache doch weiß, und schwarz  
 schwarz, aber das Gut mache nicht eben gut, und nur Tugend sei  
 das rechte Gute. Vorzüglich schildert er hier den Armen, der  
 schnell reich wird, wie wenig er in Glück übergegangen sei, wie er  
 sich nun verschänze, sein Gut bewähre, wie er Kämpfe des Nachts,  
 ohne Feinde, mit seinen Geigedanken, und unzufriedener lebe als  
 vorher. Armer und Reicher könne daher in seiner Sphäre glück-  
 lich sein, Unterthan und Gebieter; ja jener hat vor diesem harm-  
 losen Zufriedenheit voraus. So sei auch Herrschaft kein Gut von  
 Natur; sonst würde sie, wie das Feuer überall heiß macht, überall  
 zum Herren machen, was sie doch nicht thue. Hohe Thürme fallen  
 leicht, wenn sie nicht fest stehen; die Steine auf den Bergen rollen  
 herab, die auf der Erde liegen sanft und ungestört; die alten Bäume  
 bricht der Wind, nicht die jungen und schlanken. Er zeigt die  
 Vergänglichkeit der Freuden eines Mächtigen, das Leere eines äu-  
 ßeren Vergnügens, dagegen das stille Vergnügen eines Bedürfnis-  
 losen, den keine schwere Sorge mühet. Er zeigt an Alexander,

Cäsar, Hector, Troja und Hannibal, wie schnell die Herrlichkeit und Macht sich verkehrt, nirgends im Styl des moralischen Gemeinplatzes, sondern überall in dem eindringenden und überzeugenden Ton, der überall verräth, daß nicht halbverstandne Floskeln nachgeredet, sondern Erfahrungssätze aufgestellt werden, die eine tiefe und gesunde Beobachtung des eigenen Lebens wie der Zeitläufe, und das Studium der Geschichte eingegeben hat, und die auch durch die redliche Meinung und überführende Beredsamkeit, mit der sie vorgetragen werden, ihre Wahrheit und Trefflichkeit beglaubigen. Je öfter man diese anthropologische Weisheit, den Scharfblick in diesen Betrachtungen, die einfältige Natur und den schlichten Verstand in diesen Erfahrungen überdenkt, um so mehr muß man erstaunen, daß von allen diesen Gaben in den Gedichten jener Zeiten so wenig sichtbar wird und man kann nur sagen, daß der einreißende Geschmack am Fremden den Verlust dieser nationalen Richtung herbeiführte, denn das Volksgedicht, wenn es in die Hände kunstmäßiger Bearbeiter gekommen wäre, hätte überall diese Eigenschaften geweckt, genährt und in Anspruch genommen, während über dem britischen Roman aller Verstand stille stand, alle Natur unterging, alle Menschenkenntniß zum Spott ward. Man begreift daher leicht, wie recht man hat, das didactische Element in unserer altdeutschen Dichtung hervorzuheben, so wie sich auch auf dem Grunde dieser Beobachtung des inneren Menschen die ersten Gedichte von welthistorischer Wichtigkeit, eine göttliche Comödie, aufbaute, auf die unser Thomassin mit seinem Bestreben nach sittlicher Reinigung des Menschen, mit seiner Beurtheilung der Zeitereignisse, mit seinen Sinnbildereien und Allegorien noch näher fast als Wolfram mit der Idee seines Parsival hindeutet, wie er mit seiner Feinheit und Kenntniß des Italienischen und Deutschen, des Alten und Neuen selbst äußerlich gleichsam eine Brücke für diese Art Weisheit nach Italien baut.

Nachdem unser philosophischer Dichter oder dichtende Philosoph auch alle andere Laster, die aus der Unfertigkeit entspringen, die, wenn sie ihn nicht verwandt, doch verschwägert sind, durchgegangen, Habsücht, Uebermuth, Wollust, Spiel u. s. w., so wendet er sich zu ihrem Gegentheile, der Stete, der grundsätzlichen Tugend und er schildert sie sogleich mit sokratischer Würde und Dialectik, ja sogar mit vollkommen sokratischem Jact in ihren Wirkungen.

Dem bösen Manne, lehrt er, muß mißlingen was ihm geschieht, es geschehe ihm gleich wohl oder nicht; der Gute lebt selig, ihm geschehe lieb oder leid. Der Fromme hat im Glück und Unglück gleichen Muth, es ist eine Lüge, wenn man sagt, es gehe dem Bösen besser als dem Guten. Dem Bösen, dem es gut geht, ist nichts geschenkt; ehedem pfl egte Gott die Sünder auf der frischen That zu strafen, so hat er oft gelesen, allein jetzt züchtigt er uns häufig hier nicht, allein um so schlimmer wird es uns dort ergehen. Auch ist Uebel dem bösen Manne gut, Glück aber nicht gut; wüßte der Böse jedesmal, wie wohl ihm eine Züchtigung kommt die ihn jetzt trifft, so wäre es ihm eine fröhliche Stunde. So oft der Böse nur in seinem Herzen an seine Thaten gedenkt, so ist er ein unseliger Mann; ja, bleibt er dann mit dem Bewußtsein seiner Unglückseligkeit ohne Furcht, so folgt ihm so und so Unheil. Wie also soll man sagen, daß ein Böser glücklicher sei als ein Guter? Der Gute hat Lohn von seinem Glück, und sein Unglück verheißt ihm eine andere Krone. Wer Unrecht thut ist unseliger als wer Unrecht leidet; setze, du sollest beider Richter sein, wem würdest du Buße zu tragen geben? dem Thuernden oder dem Leidenden? der Thuernde läßt große Schuld auf sich und dies ist großes Unglück. Wenn auch der Gute vom Bösen leidet, es hilft diesem und schadet jenem nichts, denn Gott weiß zu vergelten. Was Gott verhängt ist Recht; was da geschieht, geschieht nach Recht und nach seinen Zeiten wohl. Nun sagt wohl einer, der mich nicht versteht: ist in der Welt Alles Recht, so ist auch mein Diebstahl, meine Gewaltthat u. s. w. recht? Dies ist unverständlich! Gott sieht auf die Absicht und nicht auf die That. Eines Mannes That sei gut, so kann sie doch nach seiner Absicht schlecht sein. Es wird etwa ein Mann erschlagen, der, wenn er nach Recht erschlagen wäre, kein Mitleid gefunden hätte, so aber hat ihn ein Räuber um sein Gut erschlagen: hier mag man sehen, wie die Absicht Recht zu Unrecht machen kann. Dem Getödteten ist Recht geschehen, aber der Tödtet hat nicht Recht gethan. So heißt Alles Recht was geschieht, und doch ergeht das Gericht über den, der nicht um des Guten willen thut, was er thut. Der Wille giebt dem Werke den Namen. Auch David geschah es Recht, daß Absalon gegen ihn aufstand, allein darum traf doch auch diesen gerechte Strafe. Des Teufels Gewalt ist gut, sagt der heilige

Gregor, aber nicht sein Wille. So mögen die Bösen auf der Welt Gewalt haben, sie mehren dem Guten das Gute, und es gibt manche Selige die es nicht wären, wenn es keine Bösen gegeben hätte. Ein Thörichter sagt vielleicht, es sollte dem Bösen übel, dem Guten gut ergehen. Allein beide sollen gleich stehen und gleiche Hoffnung und Furcht vor Gott haben. Dem Guten aber würde stetes Glück der Liebe Gottes sicher machen, so ließ er es leicht, an Gott zu halten; so aber ist keiner so weise, daß er wisse, wie ihm dort geschehen solle. Dem Guten, dem es hier übel geht, wird so seine kleine Sünde, die doch jeder hat, abgebläst, so hat er am Ende ungetrübtere Freude. So kann umgekehrt dem Bösen hier nicht so viel Glück geschehen, das ihm nicht gegen sein künftiges Weh wie nichts dünkte. Kein Böser ist auch so böse, daß er nicht einmal etwas Gutes thue, sein hiesiges Glück ist dafür seine kurze Belohnung. Also ist Glück und Unglück gleich gut dem Guten; denn was hilft ist gut. Unglück aber bessert den guten Mann, so ist's ihm gut; besserts ihn nicht, so geschieht es ihm recht, das Recht aber ist gut. Wir klagen nicht, wenn der Arzt schneidet, aber wir klagen über den, der die Seele heilen will. Er gibt Gut und Reichthum, wenn es heilsam ist; er heilt mit Leid und Freud, mit Glück und Unglück. Noch möchte einer einwerfen, daß Unglück den Guten vom Guten abbringen könne, aber dann wohnt seiner Tugend keine Stete bei; stete Tugend wich nie vor Lieb und Leid. Man nehme einem solchen sein Gut, so nimmt man ihm doch nicht seine tugendhafte Gesinnung; seinen Gewinn kann man ihm rauben aber nicht seinen Sinn, Tugend und Mannheit kann ihm Niemand als er selbst stah nehmen. Denn was innerlich ist, weicht niemals dem Neufieren. So mag den Guten nichts erschüttern, nichts kann ihn irren, Krankheit lehrt ihn Duldung, die Verbannung muß ihm lassen was ihm das Theuerste ist, und in seiner Tugend ist er stets zu Hause; kein enger Kerker bringt ihn um das schöne Haus das er in sich trägt, kein Dunkel des Gefängnisses löscht das Licht seiner Tugend. Er scheut auch den Tod nicht, welcherlei Art er auch sei, denn je schneller er kommt, je schneller erlöset er ihn aus der Noth. Du sprichst vielleicht, aber wenn man ihm die Ehre des Grabes nicht gönnt? Was ist's den ein Stein decken soll, den deckt der Himmel eben so wohl. Wer da stirbt, fährt zur

Helmat. Wie lange er lebe, achtet der Gute nicht, sondern wie er lebe; jeder weiß daß er einst dahin muß, in allen Landen ist der Weg zu Himmel und Hölle; darum bereite sich jeder wohl.

Im fünften Buche verfinlicht er mit einem Bilde den Weg zum Himmel. Es gibt zweierlei Gut, ein oberes, Gott, und ein zweites, Tugend, durch die man zu jenem kommt. So giebt es zweierlei Uebel, Teufel und Untugend. Dann giebt es ein gewisses fünftes, das weder gut noch übel ist, nämlich Adel, Macht, Lust, Namen, Reichthum und Herrschaft. Diese sechs Dinge, die dem Guten Mittel zum Bessern, dem Bösen Werkzeug zum Schlechten sind, nennt er die Bereitschaft und das Gezeug des Teufels, denn damit ziehe er die Bösen zu sich herab. Der Mensch hat nämlich die Wahl, auf der Leiter der Tugend zum Himmel oder auf der des Lasters zur Hölle zu steigen. Den Menschen beschweren seine Sünden und daher hat der Aufsteigende stets die beschwerlichere Aufgabe, denn das Schwere zieht nieder. Den Absteigenden reißt die schlüpfrige Sprosse der Hölleleiter und die Schwere seiner Sünden unaufhaltsam hinab. Jene sechs indifferenten Dinge nun braucht der Teufel als Haken, um die Aufsteigenden herabzureißen. Nur Tugenden bahnten dem Abraham, Moses und Jacob den Weg zum Himmel, Laster dem Nimrod und Cain zur Hölle. Niemand tröste auf seinen Reichthum und denke mit Ninosen Sünden gut zu machen; Gott bedarf seiner Gabe nicht, er ist kein Richter der um Gold Unrecht zu Recht macht. Von da folgt ein Blick auf die Zeit, was mehrfach der Fall ist. Warum sind heute nicht so viele Tugendhafte, als sonst? Die Schuld liegt an den Herren; sie geben böses Beispiel und wohin das Steuer lenkt dahin folgt das Schiff. Hier wird man den Ton des Dante erkennen. Es solle nur ein Arthur wieder erscheinen, so werde er seinen Zwein und Erel wieder finden; die Frommen müssen sich jetzt bergen und werden an den Höfen mißachtet und von den Bösen verfolgt. So stehts mit den Mittern, nicht besser mit den Pfaffen; sie folgen dem Beispiele ihres Herrn, der nur nach Untugend strebt, so lassen sie die Wissenschaft (Schwast) und werfen sie hinter sich. Wo ist nun Aristoteles und Zeno und Parmenides? Wo Plato und Pythagoras und Anaxagoras? Ja, wisset, mich dünkt, wenn heute Aristoteles lebte, er fände keinen Alexander der ihn ehrte. Denn heute sind die Weisen und Wiedereu ohne Preis; die Bösen sind im





teren gleichsam noch einmal zu recapituliren, was den ganzen Geist jener Blüthezeit der Dichtung charakterisirt, und dafür ist Thomasius so wichtig, wie Kant für die neuere Dichtungsgeschichte, wie Sokrates für die der griechischen Bühnenstücke, für Tragödie und Comödie. Denn wenn man Kleines zu Großem vergleichen will, so erscheint er gerade wie jener und dieser, da sie die Philosophie aus der Schule auf den Menschen zogen und dem Gemüthe wie dem natürlichen Menschenverstande sein Recht wiedergaben. Ueberall geht er auf Belehrung der Laien hinaus, obgleich es ihm einmal nicht Rechte scheint, daß der Pfaffe das Schwert des Laien und der Laie die Bücher des Pfaffen suche. Sonst aber ist er stets für allgemeine Verbreitung der Kenntnisse, aber nicht für schulmäßige, sondern lebendige Verbreitung. Dies spricht er nirgends naiver aus, als wenn er im 7ten Theile von den sieben freien Künsten spricht. Wer sich in diesen Gebieten nie umgesehen habe, sei, meint er, wie ein Bauer oder Gefangener, die nichts wissen von der Welt Länge und Breite; ihnen gleich ist der, der keine Kunst versteht, als Landrenten einnehmen; der weiß nicht der Weisheit Breite und Tiefe und Höhe, und wähnt doch wohl daß er vollkommen sei. Wer recht lebt wie er soll, der erkennt Grammatica wohl, ob er auch nicht gut reden kann; wer an guten Dingen schlicht ist und nicht lügt und trügt, der kann Dialectica recht; und wohl versteht die Rhetorik; wer mit einfältiger Farbe seine Rede färbt. Wer nicht mehr und nicht minder thut als er soll, der ist der Geometrie wohl kundig; wer Arithmetik lernen will, soll an Zahl des Guten viel thun nach seiner Macht; wer seine Worte mit den Werken einbellig schön macht, der versteht Musik, und Astronomie, wer sich ziert mit dem Sterne der Tugend. Ist der Grammatiker ein Mann; der recht redet, so ist der ein besserer, der recht thut; der Dialecticus erkennt das Falsche und Rechte, ein besserer ist der stets wahr redet; ist der ein Rhetoriker, der seine Rede schön färbt, so ist der ein geschickterer; der sie einfärbig läßt; der weisere Geometrer ist der, der ermisst was seinem Leben frommt; der bessere Arithmetiker, an dem man der Tugend den Schaar zählt; ein tieferer Musikus als der kläglich Töne singt; der, der seine Gesingung mit seiner That einbellig macht, ein größerer Astronom der, der Gott kennt, als der die Sterne. Zunächst wollte der Dichter dann auch noch von der Divinitas

und Physica reden, allein er fürchtet den Ungelehrten dunkel zu werden, und er hat sich fest das Ziel gesetzt, das der Lateiner erreichen kann. Wohl seien es nun Stunden für die Tage, daß die Laien gelehrt waren. Die Gelehrsamkeit ist nun unwerth geworden. Bei den Alten war es, daß jeglicher Sohn der Edlen las, da stand es anders um die Welt. Noch heute redet man von Alexander und Ptolemäus und Neeranebus, von Salomo, den drei Königen aus Morgenland und Julius. Dann hält er die Gegenwart dagegen; er zeigt wie Künste und Wissenschaften zur Tugend führen. Viele werfen das Beispiel der Pfaffen ein: allein nicht jeder der lesen kann ist gelehrt; vielen Pfaffen geht es mit den Büchern, wie dem Bauern in der Kirche, der die Bilder betrachtet und nicht weiß was sie bedeuten. Gesetzt aber, der Pfaffe sei gelehrt, wie oft aber verbietet ein weiser Arzt ungesunde Speise, zu der wir uns doch durch Leckerheit verführen lassen! Niemand soll sich entschuldigen, Gottes Gesetz nicht zu wissen, Niemand sich mit seiner Laienschaft entschuldigen! durch die Thore der fünf Sinne geht in den Menschen ein Alles was er weiß. Wer mit den Augen nicht sehen kann, der mag mit den Ohren hören; wer die Künste nicht selber fassen kann, der soll einfältig glauben.

Gerne würde ich auch noch aus den letzten Büchern einige Züge mittheilen, wo er über Maas und Ummaas spricht, über Wilde und Urghelt, wo wir finden würden, daß er bis ans Ende immer die Hauptgebrechen im Auge behält, welche die Sittlichkeit seiner Zeit verwüsten und immer die entgegengesetzten Tugenden mit besonderem Eifer empfiehlt, wo wir durchgehend die gleiche Wärme, die gleiche Gesundheit der Ansicht, die gelinde Milde und Toleranz bei aller Schärfe, Bestimmtheit und Rücksichtslosigkeit antreffen würden; allein ich glaube zur Würdigung des ganzen Werkes genug gesagt zu haben und wünschte nur irgend einem unserer altdeutschen Philologen anzuregen, so bald als möglich den Druck des trefflichen Gedichtes zu besorgen, den es mehr wie irgend ein ungedrucktes Manuscript unserer alten Literatur verdient. Auch in diesem Manne schon wie das freudige Ummähern ächt deutscher Gesinnung (doch als recht deutsch gefinnt zeigt sich der Dichter überall, vorzugsweise in seinem Preise des deutschen Adels) an das Alterthum, das sich damals, wenn nicht im Kunstprinzip (wie-



daß des Ursprüngliche und Eigentümliche unserer deutschen Spruchlehre, dem Wesen nach, in der verständigen Klugheitsregel liegt, die auf Menschenkenntniß vor Allem anderen hinarbeitet, während der Mittelpunkt der griechischen Gnomologie Selbsterkenntniß ist und Maß und Besonnenheit im Wandel, den Menschen und Göttern gegenüber<sup>267</sup>). Vergleichen wir die unter Salomons Namen gesammelten Proverbien der Hebräer, so haben wir einen anderen Gegensatz. Hier geht alles auf eine positive Moral mit einer dogmatischen Vergeltungslehre hinaus, wo in dem sprüchwörtlichen Theile des Freidank oder in den deutschen Sprüchwörtern überhaupt nur Beobachtungen des Weltlaufs und darauf gestützte Aussprüche sich findenz; es sind dort mehr Sprüche als Sprüchwörter, mehr Vorschriften als Erfahrungen. Der Lehrer spricht dort zum Unerzogenen; hier der Erfahrene zum Unerfahrenen; jener in bestimmten Lehrsätzen, dieser in Winken; jener mit Verweisung auf den Beifall Gottes, dieser mit warnender oder rathender Andeutung des bequemsten Wegs durch die Welt wie sie ist. Der Jude sieht auf die Menschen und auf eine bessere Menschheit gleichsam herab, sicher sie mit seinen Regeln zu bewältigen; die Aussicht ist genommen, mit Gott und sich in Frieden zu leben, der Deutsche aber steht mitten unter den Menschen und will sich bloß durchschlagen. Die Tugend wird dort mehr generell gepredigt, als einzelne Tugenden, mehr die Weisheit als einzelne Klugheiten. Der Mensch lehrt mehr als die Sache, und wäre auch in der Lehre selbst Uebereinstimmung, so ist der Vortrag ungesähr im deutschen und hebräischen Sprüchwort eben so verschieden, wie in der orientalischen Thierfabel und im deutschen Thiermärchen. So schwierig es aber war, diese eben genannten volksthümlichen Stoffe, ihrer heimatlichen oder fremden Entstehung nach, zu scheiden, eben so schwierig und noch schwieriger ist's, die Sprüchwörter das Volksthümlichste, was es überhaupt nächst der Sprache selbst geben kann, in ihren Bestandtheilen zu trennen. Denn im Deutschland wurden schon so außerordentlich früh alt- und neutestamentliche Sprüche und Gleichnisse, griechische und lateinische Sentenzen aufgenommen, sie fanden im Volke Aufnahme, wenn auch nur durch die Predigten, deren älteste bei uns gerade in nichts bestehen;

267) S. Herierschriften. Band 1. Ueber die Sprüchwörter der Griechen. 195

als in einer Zusammenreihung solcher einzelnen leichtfaßlichen Sätze, die so leicht ins Sprüchwörtliche überstreifen konnten. Daher mischte sich denn wohl so früh zwischen jene feinsten und schlauesten Beobachtungen und Lebensregeln, die ich, wie z. B. besonders die vielen eigenthümlichen Anwendungen der Eigenschaften von Pflanzen oder Thieren auf die Menschen, für national halte, eine Satzung von religiösen und moralischen Aussprüchen ein, die der Ausfluß einer ganz anderen Lebensbetrachtung sind, und deren strengere, düstere Farbe sich nun überall, wenn auch noch so innig, doch als ein Fremdes mit dem Alten und Einheimischen mischt, wie wir im Wilsbede und im Freidank sehr wohl bemerken können; und so war es mit Thierfabel und Märchen. Was aber die Form unserer deutschen Sprüchwörter angeht, so zeigt sich auch hier wieder ein entsprechender Unterschied mit dem Fremden. Das Individualisiren der neuen Welt spricht sich hier in den endlosen Variationen eines und desselben Gedankens aus, in dem ewig erneuten Versuche, sich dem Begriffe mit den mannichfaltigsten Bildern zu nähern. Die Griechen suchten lieber diesen Gedanken in der einfachsten Form so prägnant als möglich auszudrücken, hielten dann daran fest und wollten sie ihn ja versinnlichen, so griffen sie nach den ihnen ganz eigenthümlichen, und ungemein charakteristischen historischen Sprüchwörtern, die wir in Deutschland so gut wie gar nicht kennen. So wie der Süden von Europa sich noch heute an der conventionellen Redensart festklammert, so freut er sich auch der eigentlichen formell feststehenden Sprüchwörter, und Italien und Spanien ist daher so ungemein reich daran und fruchtbar in deren Anwendung. In Deutschland aber gilt bis jetzt noch die Phrase in der Unterhaltung nichts; wir lieben den Ausdruck zu ändern, wir kennen daher auch das Verstehen eines in unserer Sprache stantwählenden Fremden weniger, weil es uns nur um die Sache und nicht um die Form gilt; wir corrigiren den Fehlenden nicht um des Wobeworts, sondern nur um des zweideutig ausgedrückten Begriffes willen. Ganz genau so ist auch das Sprüchwort im Ganzen nicht bei uns zu einer festen Form gediehen; wir bevorzugen für den Ausdruck dieses oder jenes Gedankens nicht dies Eine Sprüchwort, sondern wir freuen uns der Veränderung und des Neuen; wir begnügen uns an der sprüchwörtlichen Redensart und am figurlichen Ausdruck, schaffen deren noch jeden

Tag neue, wie andere Nationen oder Städte ihre Modewize haben, und es ist vielleicht bezeichnend, daß wir jene Redensarten oft mit dem Sprüchwort selbst verwechseln. Sie mögen die noch ältere Quelle vieler ausgebildeten Sprüchwörter sein; und ziehen wir sie in Betrachtung, so hat wohl keine Nation der Welt einen solchen Schatz von bildlichen Ausdrücken, wie die Deutschen, von Sinnbildern und Tropen, tautologischen Formeln, paraphrastischen Redensarten und poetischen Figuren, und wie sich diese poetische Vorstellung- und Ausdrucksweise aller Zweige des Lebens bemächtigte, ist schon an einzelnen Fällen geistreich gezeigt worden<sup>268)</sup>. Was das Sprüchwort angeht, so darf man nur die bekannte Sammlung von Agricola<sup>269)</sup> aufschlagen, um mit einennmale zu übersehen, wie außerordentlich der Reichthum an solchen Varianten, wie productiv die Phantasie unseres Volkes in Erschaffung solcher Varianten war.

Eine rein practische Ansicht der Welt und der Menschen also wäre das älteste Element in unsern Sprüchwörtern, nach dieser Auseinandersetzung; eine rein religiöse mischte sich damit oder stand damit, je nach den Zeiten, in Opposition. Mir dünkt, in der Zeit wo der lateinische Kleinbart sich gegen die Kirche setzte, hätte auch der sprüchwörtliche Theil des Salomon und Morolf in lateinischer Bearbeitung besondere Aufnahme finden müssen und vielleicht schon im 12ten Jahrhundert mag diese ins Deutsche übergegangen sein, da sie Freidank schon kennt<sup>270)</sup>. Ich erwähne dieses Gedicht hier, obwohl weder das Lateinische noch das Deutsche<sup>271)</sup> in diese Zeit gehört, bei der wir eben stehen, weil auch hier volksmäßige Erweiterung wohl der Sache aber nur nicht der Chronologie nach gut nachzuweisen ist, und weil ich der Form nach darauf wenig Bedeutung legen kann. Von der günstigsten Seite ist dies Werk von Jacob Grimm beurtheilt<sup>272)</sup> und ich verweise daher auf seine Bemerkungen, die mit Recht den Gegensatz der volksmäßigen, derben, unanständigen, parodischen Spruchweisheit des

268) Siehe Grimms Aufsatz über Poesie im Recht.

269) Auslegung deutscher Sprüchwörter.

270) Vers 1281. Salomon Weisheit lerzte,  
Morolf das verkerre.

271) In der Sammlung von Büsching und van der Hagen.

272) In den Heidelb. Jahrb. 1809 über die Einleitung der Herausgeber.

Morolf gegen die des Salomo hervorheben. Ich würde darin eben jenen Unterschied des Besonderen und Allgemeinen, des Bildlichen und des Abstracten ins Auge fassen, der durch ein Neues, populäres Element dem alten hierarchischen gegenüber allerdings schon sehr früh in der Zeit griechischer Cultur in Athen entstehen konnte, wohin Grimm die Quella unsers Gedichts zurückführen zu müssen glaubt. Wenn uns die *Contradictio Salomonis*, die Pabst Gelastius schon im 5ten Jahrhunderte als apocryphisch verwarf, erhalten wäre, so würden wir, vorausgesetzt, daß sie mit unserem Werke Gemeinschaft hat, über die nationale Ausbildung bei uns besser urtheilen können, die von der italienischen im Bertoldo so sehr verschieden ist und offenbar Zusätze erhalten hat, die der Sache ursprünglich ganz fremd sind, wie auch der französische Salomon und Marcoult nichts als Rede und Gegerede der Sprecher enthält. Ich würde dann vielleicht mit mehr Gewisheit aussprechen dürfen, was mir jetzt nur der Spur nach so scheint, daß in der ganzen Gestalt unserer Gedichte von Salomon und Morolf vieles deutsche liegt und daß hier noch unverföhnt jene Weisheit von oben und diese practische Klugheit des Volks sich gegenüber stehen, die schon Freidank, der darum auch ein Gegner dieser Parodie ist, zu vereinen weiß.

Beherrschung der Welt mittelst Welt- und Menschenkenntniß; neben Verachtung der Welt vermögte Sehnsucht nach einem künftigen Leben; sahen wir denn demnach aus einer ursprünglich größesten Opposition sich mehr und mehr miteinander versöhnen und in einer andern Region begegnen wir also den früheren Gegensätzen der Vergnüglichkeit und der Trauer in den ritterlichen Dichtern wieder. Nicht allein der mehr splichwörtliche Theil des Freidank zeigt diese Eigenthümlichkeit, die wir auch schon im Wunsbecke trafen, sondern auch der Theil, den der Dichter selbst mehr von seinem Eigenen hinzuthat, zeigt ganz dasselbe nur auf einer andern Stufe, eben wie auch Thomassin. Er mischt biblische Sprüche unter die Regeln der ritterlichen Sitte, religiöse Mystik unter die Klugheitslehre des gewöhnlichen Lebens, unter heitere Bilder aus dem wirren Verkehr der Menschen, die schwärzeste Ansicht der Welt und die Erwartung der Zeit des Fluches und der jüngsten Vergeltung, die auch Thomassin hereindrohen sieht, unter volksmäßige, allgemein gültige Weisheit die dogmatischen Sätze, die Vorstellungen aus der dantall-

gen Glaubenslehre. Er beginnt also mit der Lehre, daß Gott dienen aller Weisheit Anfang sei; daß wer um dieses kurze Leben die ewige Freude gibt, sich selbst betrügt und auf den Regenbogen baut; daß wer die Seele bewahren wolle, sich selbst müsse fahren lassen. Vertrauen in Gottes Allweisheit und Allwissenheit; Glauben an seine Vorsicht; Entfernung aller Gräuel über unlösbare Fragen schreibt er dem Menschen vor, der, wie der Topf gegen den Meister, nicht gegen Gott sprechen soll und seine Gebote, der nicht verwegen an Gottes Wundern zweifeln soll, oder, an der Unsterblichkeit der Seele, denn jeder Keger der dies leugne, sähe doch täglich größere Wunder, sähe aus Asche Glas werden und begriffe es eben so wenig; und mehr Wunder sei, daß Gott Menschen schüle, als daß er sie auferstehen mache. Dem Geheimniß der Dreieinigkeit sucht er mit populären Bildern und Gleichnissen beizukommen und beruhigt sich auch hier mit dem Glauben. Ueber den Sündenfall der Menschen trägt er die verbreiteten Vorstellungen vor, die auch im Thomasin vorkommen; die im Dante anklingen: daß alle Geschöpfe der Natur sich selbst treu geblieben, daß nur der Mensch seine Natur vermöge seiner freien Wahl verlassen habe, daß er wie das Feuer, das seinen Zug aufwärts zum Himmel hat, wenn es sich im Gewitter als Blitz abwärts wendet, seine ursprüngliche Bahn verloren habe. Nur drei reine Menschen seien gewesen; Adam, Eva und Christ. Der Eine wie der Andere sei unbesiegt geboren, Adam aus der jungfräulichen Erde, Christ aus der jungfräulichen Maria, und dieser sei für die ganze Menschheit wieder rein geworden. Der Glaube an diese Erlösung des Menschen ist zur Besserung des Menschen nothwendig; daher fand diese Lehre Eingang in den Parzival, an jener Stelle, wo durch Trepotz die Reinigung des sündigen Menschen erfolgt, und solcherlei Vorstellungen, Deutungen, Symbole und Allegorien finden jetzt häufiger Eingang in die weltlichen Mährchen, wie sie schon früher in die Naturgeschichte der Thiere, Pflanzen und Steine eingegangen waren. Wenn die Menschen sich gewöhnen könnten, im Hellen Licht zu suchen für das Dunkle, das sie aufklären wollen, so würden die Verfasser des mythischen Ursprungs der Sagen hier mit Leichtigkeit sich eines Besseren belehren können. Mehrmals wird einer so wenig hierüber, als über die Religionsgeschichte des Orients und der Griechen eine Stimme haben,



der nicht am Christenthum und seiner Geschichte die Gesetze der Entwicklung religiöser und mystischer Vorstellungen gelernt hat. Sie entwickeln sich wie die Sage und Geschichtserzählung für sich und beide verknüpfen sich nur zu Zeiten, und je nach der Neigung der Völker, loser oder enger; jeder Theil ist gleich ursprünglich und meist wird selbst wieder das Philosophem oder das Symbol, wie hier in der vorgetragenen Ansicht von der Menschengelösung, auf Geschichte ruhen. Der Dichter des Parzival hätte nur weniger Deutsch, weniger verständlich und einfach sein dürfen, so hätte er mit größter Bequemlichkeit seine Erzählung, indem er jene Vorstellungen ausdehnte und den Mittelpunkt, den sie bilden, erweiterte, zur völligen Mythe machen können, in der die tiefsinnigen Deuter nichts als die Verkörperung einer uralten religiösen Vorstellung gefunden hätten. Der Freidank also nimmt diese Ansicht in seinen Lebensregeln auf, wie Andre Anders der Art, wie Wirnt manche dieser Lebensregeln selbst, in die Romane und Epen. Er geht vor da auf die Besserung des sündhaften Menschen über, und empfiehlt Reue in Zeiten, und verheißt dafür Gnade in Ewigkeit, denn Gott verlasse den theuer erkauften Menschen ungern. Der Dichter empfiehlt die Kreuzfahrt und hat sie selbst gemacht, wie so viele andere Minnesinger, die jetzt erst die mehr fromme Begeisterung für diese Tüde erhalten, als schon die mehr kriegerische der Troubadours erlosch und als eben der Kreuzzug, der so viele unserer Sängere in seinen Seeren sah, an den Tag brachte, wie wenig mehr in der Wirklichkeit diesem frommen Eifer entsprach. Doch hier tritt der schlechte Verstand des Deutschen wieder herein. Reue ohne Werke ist nicht Buße, wie Gebet des Mundes ohne des Herzens Vorgesanken nichtig ist. Er eifert gegen Ablass; nur Gott kann Sünde vergeben; kann der Pabst von Sünden lösen, ohne Reue und Buße, so sollte man ihn steinigen, wenn er nur einen einzigen Menschen zur Hölle fahren ließ. Dies Alles, und den Grimm gegen Rom, bei Achtung vor dem Haupt der Christenheit, den Grimm gegen die schlechte Geistlichkeit, bei Anerkennung des Standes und der Würde <sup>273)</sup>, den Zorn gegen die Hoffahrt des Adels, die Ansicht, daß nur der Jugend-

273) B. 117.

Die sunne schreit den tufel an, und schidet sie doch rein von dan:  
 Als ist was der priester begat, die reine messe bestat,  
 die kan neman geschwachen noch besser gemachen.

haste edelgeboren ist, theilt er mit Thomasin. Er eifert wie dieser gegen die Fürsten, und ihre schlechten Rathgeber. Er nennt sie Menschen wie sich, die sich des Ungezieters so wenig erwehren können, wie er; er geht wie Thomasin, auf die Verhältnisse des Lebens über und in den Ton der Satyre; das deutsche Land ist voll Raub, Gerichten, Wögten, Münzen und Zöllen, die ehemals zum Guten erdacht, jetzt zum Raube gebraucht werden. Wer die Wahrheit laut sagte würde getödtet werden. Nicht drei Fürsten wisse er, die nach Gottes Willen lebten; sollte Jeder nach seiner Tugend Gut besitzen, so wäre mancher Herr Knecht. Keiner befließige sich des Guten, da man doch von Tugend auf von einer Tugend zur andern steigen solle, so wie der Nagel das Eisen hält, das Eisen das Ross, das Ross den Mann, der Mann die Burg, die Burg das Land. Aus diesen Zügen sieht man, daß in der Gesinnung des Dichters wie in seinem Stoffe ein bürgerliches Element laut wird, so wie das Hervortreten eigentlicher Volksdichtungen allemal in dem genauesten Verhältniß mit dem Hervortreten der mittleren Klassen steht. Daber sahen wir im Allgemeinen bis hierhin das Volksepos in stetem Absinken. Die ersten Spuren der epischen Zusammenfassung und Aufschreibung jener Thiersage, die das Volk mit besonderer Vorliebe mag gepflegt und gehegt haben, die wir in so engem Bezuge mit dem freien Bürgersinne sahen, fanden wir in den Niederlanden, ganz entsprechend der politischen Geschichte dieser Gegenden, wo unter der Sorgfalt der Grafen von Flandern und Artois die Städte früher als anderswo emporkamen und die Entstehung der Communalrechte schon im 10ten Jahrhundert zu suchen ist. Zugleich war dies die Zeit, wo die fränkischen Kaiser in Deutschland zum erstenmale eine entferntere Verbindung mit den Städten zu suchen angingen, die hernach die Hohenstaufen ihrer eigenthümlichen Stellung zu Italien zufolge wieder aufgaben. Dennoch bildeten sich in Deutschland im Laufe des 12ten und 13ten Jahrhunderts, besonders unter der Fürsorge der Herzoge von Böhmen und unter den welfischen Kämpfen, immer mehr Gemeindeverfassungen, trotz der feindseligen Maasregeln der hohenstaufischen Kaiser und des Edicts Friedrichs II., das alle Communalräthe, Bürgermeister und Zünfte aufhob. Jetzt aber zur nämlichen Zeit, wo das Beispiel der italischen Städte im Großen in den Städtebünden, noch bei Lebzeiten des letzten Hohenstaufen,

anfang nachgeahmt zu werden, wo der bürgerliche Geist reißend anfang überhand zu nehmen, wo im 13ten Jahrhundert noch fast in jeder größeren Stadt in Deutschland die ersten revolutionären Bewegungen der Handwerker beginnen, obwohl zur Zeit noch ohne dauernden Erfolg, jetzt sehen wir auch diese didactische Poesie hervortreten, die immer ein Eigenthum und ein Lieblingsgegenstand der größeren Masse war, die in der Dichtung keine andere als moralische Belehrung kennt und sucht. Wie sich das Thiereros mit dem republicanischen Element fortentwickelte und daher auch jetzt in dieser Periode in Deutschland eine neue Bearbeitung, in Frankreich die größte Verbreitung, in den Niederlanden die größte Völkung erhielt, so entwickelt sich auch diese didactische Poesie fortgehend und bekanntlich hat der Freidank mit dem steigenden Bürgerthum stets steigendere Geltung und Ansehn erhalten, ward übersetzt und bearbeitet, und hat selbst den Sebastian Brandt beschäftigt<sup>274</sup>), und die ersten sichtbaren Anstöße und Anlässe zu den satyrischen Gedichten des 14ten und 15ten Jahrhunderts und den moralischen Gedichten des Hans Sachs liegen hier und im Thomasin.

Um aber auf unser Thema zurückzukommen, so bemerken wir hier schon spurweise, was in der Zeit der Reformation deutlich werden sollte, daß es nicht das geplagte Volk, sondern die habgierigen Priester und die Gewalthaber sind, die jene Ablässe, und jene Lehren von der göttlichen Gnade und der Macht der Reue und des Gebets in Schwung brachten. Es sind bürgerlich gesinnte Männer die sich hier zuerst entgegensetzen mit Maximen, die sie zum Theile dem Volke und dessen gesundem Verstande entlehnt haben; allein zur Zeit setzen sie sich noch ohne Erfolg entgegen. Die Ideen von der Gewalt der Reue, von den Verdiensten der Heiligen und Märtyrer, von der Fürsprache der Jungfrau Gottesmutter wurzelten in diesem Jahrhundert fester als je, fügten mit der Sittenverderbnis und Sündenangst und schufen in der Poesie eine Klasse von Dichtungen oder riesen sie vielmehr wieder lebhafter hervor, die nicht mehr als Erzeugnisse eines lebendigen Dichtertriebs, sondern vielmehr als solche fromme Hand-

274) Um die Veränderungen des Freidank zu überblicken greift der Leser am kürzesten zu Jördens Lexicon, Artikel Freidank.

lungen büßfertiger Sängers zu betrachten sind, mit denen sie keinen weltlichen Ruhm, sondern ewiges Heil zu erwerben hofften. Ehe wir aber auf diese Legenden und Heiligengeschichten eingehen, wollen wir hier noch von einem mehr didactischen Dichter reden, dem Stricker, der um die Zeit der Abfassung des Freidank (1230) oder wenig später gedichtet haben muß, und der einen vortrefflichen Uebergang zu jenen geistlichen Dichtungen macht, wo wir dann den Conrad von Würzburg und Rudolf von Ems mit jenem als die drei Hauptpoeten ausheben, an denen wir die völlige Umwandlung oder Entartung des ästhetischen Geschmacks, der moralischen Gesinnung und der Kunstproducte werden anschaulich machen können.

Ich rede von Strickers Umarbeitung des Rolandsliedes vom Pfaffen Conrad <sup>275)</sup>, die durchaus werthlos neben dem Original ist, nicht weiter, als daß ich darauf aufmerksam mache, wie der Zeitgeschmack, der die Legenden und Martyrologien des 12ten Jahrhunderts wieder aufnahm, nicht anders konnte, als diese epische Hauptlegende und ritterliche Märtyrergeschichte erneut wünschen, da ihre alte strengere Form und Sprache eben wie auch Lamperts Alexander dem verweichlichten Geschlechte gerade so zu mißhagen anfing, wie unserem in dem seichten Getändel der Romantiker und Novellisten verwöhnten Publicum die Schärfe eines Lessing, die Gedrungenheit eines Klopstock, die Gewalt eines Bosc widersteht. Die Zeit fängt jetzt an, wie ich schon andeutete, Alles zu reproduciren, was die gute Periode, die nun unterging, hervorgebracht hatte; sie nahm erfolglos, wie auch in der politischen Geschichte zu sehen ist, die großen Pläne der Vergangenheit auf und copirte ohne eignes Vermögen. Wo diese Reproduction wie im Rolandslied, im trojanischen Kriege, in Alexander oder gar in der Uebersetzung der Nibelungen nichts ist, als bloße Erneuerung alter Stoffe, denke ich mich nicht weiter dabei aufzuhalten; wo sie wie im Daniel von Blumenthal von Stricker, oder im Wigarnur <sup>276)</sup>, der wohl in diese Zeit gehört, (indem eine Geläufigkeit der Sprache und poetische Rowine darin wahrzunehmen ist, die an der Scheide des 13ten und 14ten Jahrhunderts schon seltener wird), Ausnahme

275) In Schillers Thesaurus.

276) In der Sammlung von Büsching und v. d. Hagen.

ähnlicher Poesien ist, werde ich allerdings eher darauf eingehen und würde dies auch mit den beiden genannten Werken an dieser Stelle thun, wenn mir von dem Daniel mehr bekannt wäre, als was Myerup davon drucken ließ<sup>277)</sup> und wenn Wigamur nur in irgend etwas von dem Charakter jener britischen Romane abweiche, über die ich oben weitläufig genug gewesen zu sein glaube. Ich darf mich also blos an die Arbeiten von Stricker halten, welche mich meine Bemerkungen über die didactischen Poesien dieser Zeit fortsetzen lassen. Ich finde es nun sehr charakteristisch, daß dieser Dichter, der sich der ritterlichen Poesie noch fest anschließt, der in seinen Fabeln selbst oft sehr naiv den Minnesinger verräth, und den Ritterorden noch hoch preist, sich auf eine eigene Weise eine milde Ansicht vom Leben bei aller Unbefriedigtheit zu erhalten sucht. Es wird jetzt Styl unter diesen Dichtern, vom Verfall der Kunst und der Sitte heftig zu klagen. Die alten Schützer der Kunst gingen aus; ehemals, sagt unser Dichter, hätten seine Herren, die Fürsten von Oestreich so um Ehre geworben, daß man alle Kunst nach Oestreich zu tragen begann, daß dort Alle kunstreichen Männer zusammenströmten<sup>278)</sup>. Er entwirft ein ähnliches Bild von ihnen, wie Andre von Hermanns Hof in Eisenach; jetzt aber sei Alles dahin; unreine, ungezogene Unterhaltung sei geschätzter als die gute; Ritter und Frauen mögen es klagen, daß Singen, Sagen und Saitenspiel zerging; man sieht an den Höfen Niemanden mehr, als die da sein müssen, und wer sich die alte

277) Symbol. ad lit. teut. antiq.

278) Cod. Pal. 321, der mehr als ähnliche Sammlungen im Kloster Molt und sonst vom Stricker enthält: Fol. 333.

— Die herren zu oestriche,  
die wunten hiewor umbe ere, der geluste si so fere,  
daz si des bouchte durch ir guft, ob mer, erde unde luft  
ir lop niht mochte getragen, sine wolten ir dennoch me belagen;  
des gewunnen si so groze gunft, daz man in alle die kunst  
dar ze oestriche brachte, der ie dehein man gedachte;  
die gulsten si ane maze. Do geschah in als dem vrazze,  
der az unz in der hunger lie, und im mitalle ze gie.  
Swer ir genaden enchte, der vant da swaz er suchte,  
daz triben si unz an die stunde, daz ir so vil begunde  
nach gute ze oestriche streben, durch daz unmezliche geben,  
daz si sich heten an genommen, dez begonde ir dar so vil kommen,  
heten si alle der kriehen gut, sine mochten alle der geruden mut  
mit gabe nit erfullet han; daz si unmaze muzzen lan,  
des wart verkeret ir leben, so daz in vreude und geben  
so ungesuge widerstunt, daz si des da nu minner tunt,  
denne man in andern landen tu.

Zugend der Milde und Freigebigkeit bewahrte, der hat mehr Lob als zwölf in den Jahren, da sie alle mild waren, da Milde eine Landsitte war. Wenn er Ritterschaft und Ritterleben nach der alten Weise erhebt, so sieht man doch in einem ungedruckten Gespräche von ihm zwischen zwei Knechten, wie etwas gepriesen wird, was sich durch Ausartung jedes Preises unwerth gemacht hat, wie gleichsam die alte Herrlichkeit ausgeläutet wird. Dasselbe ist der Fall in seinem Gedichte *Frauenehre* <sup>279)</sup>. Der Dichter fühlt, daß er dem Gegenstande nicht gewachsen ist, er verräth überhaupt denselben Mißmuth über alles Dichten überhaupt, den jede solche abwärts gehende Zeit den halben Talenten mittheilt, die sie nur noch hervorbringt. Er streitet im Eingange mit seinem Herzen: er wolle das Dichten ganz lassen; die Würdigen seien hin, die je nach großer Freude gerungen, und hätten alle Freude mit sich genommen; nun hätte er nicht ein so begabtes Talent, daß er denen Freude geben könne; die freudenlos leben wollten. Er klagt, daß keiner mehr eine Mähre zwei oder dreimal hören wolle. Sein Herz antwortet ihm, er solle das tragen; keinem anderen Dichter sei es anders gegangen; daß man das Neue und stets das Neue begehre, solle ihn vielmehr beruhigen, so entgehe er der Vergleichung mit den trefflichen Alten. Er solle denn wie die anderen neue Mähren für den Tag hin dichten. Er läßt sich zureden: dennoch will er versuchen, etwas zu entwerfen, was für die Dauer sein möchte. Dabei aber fühlt er, daß das Thema der *Frauenehre* ihm nicht zukäme; wäre er weise, so würde er die Frauen gar nicht nennen; sein Leben und Frauenpreis hätten nie miteinander zu schaffen gehabt; ein Pferd, ein altes Gewand stünde besser in seinem Lobe. Mehrmals kommt er im Gedichte selbst darauf zurück, daß er der Aufgabe nicht beikomme; auch erhebt er sich nirgends über die Gewöhnlichkeiten, die man über diesen Gegenstand sagte; und selbst zu diesen zwingt er sich ordentlich. Desto mehr geht ihm sein Gedicht, die *Klage* <sup>280)</sup>, von Herzen; es ist ein Blick auf die geänderten Sitten der Zeit voll eindringender Schärfe. Alles, was einst die schöne Zeit des Gesangs, des Frauen- und Hofdienstes auszeichnete, sieht er zu Grabe getragen. Die Freude nennt er

279) Cod. Pal. Nr. 341. Fol. 283.

280) Ibid. Fol. 225.

den belebenden Mittelpunkt jener Zeit, die nun verloren ist, an deren Statt die Lustfreude gekrönt ward, da nun die Großen alle in Waffen stehen und hinfort für das alte Hofleben keinen Sinn behalten. Das will der Dichter ewig beklagen. Er will klagen, daß Gott und seine Gebete vergessen werden, daß Pfaffen und Laien einander Haß tragen, daß man den Frauen nie so üblen Dienst bot, daß die Herren nach Gewalt streben, den Kaiser machtlos machen um vor ihm sicher zu sein, daß vom Hofe die Stühle der Weisen, der Alten und Armen verdrängt sind und nur die Reichen noch Zugang behalten, daß Richter und Rathgeber ihre Pflichten versäumen, daß die Herren frech liegen; und an Jagd und Beize, an Saitenspiel und Gesang, an Frauenliebe, Turnier und Tanz, an Kronen und Kränzen, an Gut und Land, an Adel, Name und Gewalt ihre Freude verloren haben, daß sie der Wald und das Feld, und Blumen und Gras nicht ferner ergötzt, die ehedem der Welt Lust waren mit langen lichten Tagen, mit Sommer und Vogelgesang. Wie er alsdann auf den zeitigen Frauendienst zu reden kommt und das Laster eingerissen schildert, um das einst Sodom und Gomorra zerstört wurden, sieht man freilich, wohin es mit der höfischen Gesellschaft gekommen war und findet bestätigt, was man auch ohne Zeugnisse von dem üppigen Zusammenleben der höheren Cirkel bald erwarten mußte. Bei dieser Einsicht nun in die Verdorbenheit der Welt predigt der Stricker gleichwohl noch im Sinne der alten Ritterschaft, die Welt nicht mit schwarzen Augen anzusehen; bedauert aber, daß, wenn man einmal die irdische Freude aufgeben wolte, man nicht wenigstens die himmlische dafür einzutauschen suche. Er tröstet sich aber mit dem Christenthume; Buße, Reue, Beichte sind das Thema einer Menge seiner kleinen moralischen Gedichte, am deutlichsten in dem von drei rathgebenden Freunden, in denen jene Dinge allegorisiert sind; er hat die festeste Zuversicht und Aussicht auf Rettung und Heil; da ja jener Schwächer am Kreuze für die kürzeste Reue der ewigen Gnade theilhaftig ward, wie sollte Gott nicht diese Gnade auch an anderen üben! wenn auch die menschliche Besserung fehlt, die christliche Barmherzigkeit wird schon durchhelfen; „wem das Herz auch trocken ist und wer eignes Wasser der Reue nicht kennt, dem kann diesen Mangel das Gedächtniß an jenes Wasser ersetzen, das Christus in seinem Schweiße und Blute oder in seinen Thränen

vergoß!" Man sieht, diese Denkart bildet den schönsten Uebergang zu der unmäßigen Heiligenverehrung, die in diesem Jahrhunderte zu einem neuen Schwung kam, und neben jener berühmten goldenen Legende auch die zahllosen deutschen Heiligenleben und Märtyrergeschichten in der Poesie aufbrachte, die wir zunächst auf einen Augenblick betrachten müssen. Der Stricker übrigens kennt von Heiligen und von der Gottesmutter und deren Fürsprache für uns noch nichts oder wenig, sein Vertrauen steht noch direct auf Gott. Die Gedichte, die er in ein Sammelwerk, die Welt, vereinigt hat und in denen er diese und ähnliche Weisheit niedergelegt, bilden einen großen Kreis von Beispielen (denn ich weiß keinen bezeichnenderen Namen, als diesen in der alten Sprache selbst gerechtfertigten), unter denen aber das Unähnlichste begriffen wird. „Eine kurze Erzählung, ein einfaches Bild oder Beispiel gibt den Stoff oder die Veranlassung zu einer umständlichen Ausführung über irgend einen Gegenstand der allgemeinen, durch die Lehren des Christianismus modificirten Ansicht der sittlichen Natur; eine höchst einfache Form, man möchte sagen, ein kurzer Sermon in Versen<sup>281)</sup>." Dies trifft aber nur einen kleinen Theil dieser Gedichte; viele erinnern an die Gleichnisse des neuen Testaments, und diese stehen solchen Sermonen am nächsten; viele sind bloße Allegorien und diese tragen dann ganz das Gepräge, daß sie die Fabel nachahmen sollen; oft ist eine bloße Anekdote, eine Erzählung, der eine Moral abgewonnen wird; mehrmals sind es Stücke, welche Stände und Klassen charakterisiren und diese leiten dann die späteren Satyren im Renner und Narrenschiffe ein; die Ehe, das Haus, die kletteren, niederen Verhältnisse sind der Mittelpunkt mancher schwankartigen Erzählung (die aber immer eine moralische Lehre trägt, denn eigentliche Schwänke, wie den Pfaffen Umis<sup>282)</sup>), scheint er sonst nur sehr wenige kleinere gemacht zu haben); endlich sind es Märchen zu Fabeln, oder Fabeln zu Märchen geworden. Alle diese Gattungen bindet nur die moralische Anwendung zusammen, die nirgends fehlt; und einmal sagt er selbst, man ließe die Erzählung der Mährchen besser ganz, wenn man nicht das Gleichniß dazu sagte. Die Stücke sind von dem ungleichsten Werthe.

281) Doen Misc. II, 209.

282) In Benedens Beiträgen Band II.



Alles was feierlicher, christlicher, ernster sein soll, wird matt und eintönig, und nicht leicht hat das Mittelalter in dieser Zeit dann etwas so farb- und glanzloses als diese Lehrgedichte. Aber wo er sich seinem Humor freier überläßt, wie im Pfaffen Amis, mehr aber noch in seinen Fabeln, wie auch Lachmann urtheilte, zeigt sich sein Talent am schönsten. Nicht in allen, muß man bemerken; Grimm hat in den mitgetheilten eine sehr gute Wahl getroffen<sup>283)</sup> und es dürfte unnöthig sein, mehrere zu drucken. Wie sich hier das einheimische Märchen mit der fremden Fabel kreuzt, ist höchst merkwürdig und trägt nicht wenig zur richtigen Ansicht von dem Unterschiede zwischen beiden bei, ja es ist vielleicht das Merkwürdigste, um dessen willen die Geschichte der Dichtung den Stricker nennen muß. Entweder er entlehnt Fabel und Moral, dann ist er, je nach seiner Laune, bald ganz kurz äsopisch, bald dehnt er seinen Stoff in einen weiten Vortrag aus; er entlehnt die Fabel und macht eine neue Anwendung, dann paßt sie nicht, ist bald zu eng oder zu weit, oder wenigstens steckt sie voll Naivetäten, wie denn bei ihm die Anwendungen auf die Minne so charakteristisch sind, wie bei Lessing die auf die Kritik; er nimmt auch oft irgendwo eine Moral her und will dazu eine Fabel erfinden, dann verschwimmt ihm die Erzählung in eine Allegorie oder sie paßt nur halb auf die Moral. Am originellsten sind hier, wie auch Grimm bemerkte, die Märchen oder märchenartigen Fabeln, wie das vom Turfen oder von dem Könige mit dem Kagenauge, die es zeigen, wie selten hier mit Moral beizukommen war, oder wie überhaupt eine Erzählung, die schon ganz in sich selbst ihren Werth und in sich selbst ihre ganze Bedeutung hat, nur schwer eine weitere Beziehung duldet.

## 2. Legenden.

In den Ansichten des Thomasin, des Freidank und des Stricker ist also ein steter Fort- oder Rückgang von dem Derben, Gefunden, Menschlichen der Volksmoral und der ähnlichen des Alterthums zu der christlichen und frommen, von der handelnden Tugend zur leidenden, vom Vertrauen auf eigne Kräfte zur Hoffnung

283) In den altdcutschen Wäldern. Band 3.

auf überirdische Mächte. Dem Wolfram schon dankte für die Bekehrung seines Helden die göttliche Gnade nöthig; das würde der Winsbede und Thomasin vielleicht noch nicht zugegeben haben. Dieser Glaube, diese moralische Unselbständigkeit, die ihm zu Grunde liegt, verbunden mit der Heiligenverehrung, war schon seit Jahrhunderten im Gange, hatte aber innerhalb der Geislichkeit selbst allerhand Schicksale gehabt und war seither während der Blüthe des Rittergesangs unter Waffen und freierer Lebensansicht eigentlich nur auf geraume Zeit und nur in diesem Stande in den Hintergrund getreten. Sobald das eigenthümliche Sittengesetz dieser Klasse seine Gültigkeit und sein Ansehen verlor, der Waffendienst vom Gotteskampfe zu Raub und Mord, der Frauendienst von sinniger Verehrung der Sitten nach dem Beispiele des sittigeren Geschlechtes zu Ehebruch und jeder Gemeinheit, der Hofdienst von geistigem Verkehr und Kunstseifer zu unschicklicher Unterhaltung ausgeartet war, so war es natürlich, daß auch der Gottesdienst mit dieser allgemeinen Verderbniß verderbt ward; und daß alsdann die Poesien, die sich auf diesen bezogen, die Lieder die dem Frauendienste gewidmet waren, die Romane, welche das ritterliche Treiben abspiegelten, in ähnlichem Verhältnisse sanken, ist nicht anders zu erwarten. Was nun diesen Gottesdienst zunächst angeht, so schien es, als ob die Zeit, die jetzt anfing, die mächtigen, gewaltigen Regenten auf den weltlichen Thronen nicht mehr dulden zu wollen, und die sich nach unmächtigen Häuptern umsah, mit denen eher auszukommen war, auch im Himmel die furchtbare Majestät Gottes zu brechen gesucht hätte. Jenes zwölfte Jahrhundert, das sich noch an dem autokratischen Gotteshelden Karl freute, das seine Gewalt im Friedrich Barbarossa mit seiner Herrlichkeit wiederkehren sah, und beider Reich mit dem der altjüdischen Könige verglich, jenes Jahrhundert sah auch noch seinen Gott in der Erhabenheit des strengen Jehova und überall spielen die alttestamentlichen Vorstellungen in die Gedichte jener Zeit herüber. Allmählig tritt in der dreieinigen Gottheit alsdann der Sohn in den Vordergrund, und dies war seiner zwischen Gott und Menschheit vermittelnden Eigenschaft ganz gemäß. Geistreich hat man ferner bemerkt<sup>284)</sup>,

284) In einem Aufsatz „Sur Geschichte der Verehrung der heiligen Jungfrau“ im deutschen Mercur 1796, 2. und 1797, 1.

daß, sobald die Vorstellung von der Identität Gottes des Sohns und des Vaters allgemeiner ward, eine neue Vermittlung zwischen der gerechten Gottheit und dem sündhaften Menschengeschlechte, oder zwischen dem unbegreiflichen Wesen des Lenkers der Dinge und dem schwachen Verstande der Sterblichen nöthig ward. Dieser unserer Sündhaftigkeit und Begriffeschwäche griffen dann die Heiligen unter die Arme und die Märtyrer mit ihren unergündlichen Verdiensten. Wir sehen also in dieser Zeit, indem wir ganz in dieselbe Periode gleichsam zurückversetzt werden, in der wir die Kaiserchronik entstehen sahen, die poetischen Bearbeitungen der Legenden nicht allein häufiger, wenigstens kunstmäßiger und feierlicher betrieben werden, als je, sondern auch der ganze Anstrich des äußeren Lebens erhielt eine heilige Färbung. Wir stehen in den Zeiten, wo die Canonisationen anfangen viel häufiger zu werden, wo Castilien, Frankreich, England heilige oder fromme Könige auf ihren Thronen sahen und wollen wir in Deutschland an einem Beispiele sehen, wie sich das Leben mit der Poesie, die Poesie mit dem Leben ändert, so wüßte ich kein auffallenderes anzuführen, als den Hof von Thüringen. Ich will dazu die Züge aus dem Leben der Elisabeth wählen<sup>285</sup>), einem Gedichte, das zwar etwas später fällt, das ich aber als Kunstwerk keiner weiteren Beachtung werth halte, als historisches Document dagegen hier ganz brauchbar finde. Wir werden dort an den alten Hofhalt des Landgrafen Hermann erinnert, an das große Ingesinde das sich an seinem Hofe drängte, wo die Herren und Ritter, die aus aller Welt, aus Ungarn, Rußland, Preußen, Polen, Dänemark sich zur Kurzweile hier sammelten, und Ritterspiel oder Saitenspiel, Turnier oder Gesang suchten. Und von diesem Bilde und der Erinnerung an die Zeit, wo die sechs ruhmvollen Sängere auf Wartburg in Kriegswaise wetteiferten mit Gesang, wo diese mit altgermanischer Wagniß und Geringschätzung des Lebens den Kopf an den Preis ihrer Fürsten setzten, von diesem Gemälde einer tollen Wirthschaft an einem zu liberalen Hofe, von einem schlagfertigen ritterlichen Regenten werden wir dann herübergeführt zu seinem Nachfolger, dem frommen Ludwig dem Heiligen und bald zu seinem bigotten Bruder, dem Pfaffenkönig Heinrich Raspe, von der Beschützerin

285) Manuscript in Varnstadt; auszüglich in der Divitsea, I.

des Ofterdingen zu ihrer Schwiegertochter; der frommen Elisabeth der Heiligen, von den lüderlichen Gästen an Hermanns Hofe zu dem ascetischen Pfaffen und Regerverfolger Konrad von Marburg, und der Dichter führt selbst an, wie das selbstquälende und beschauliche Leben des jungen heiligen Paares und ihres Reichthigers von dem alten Hofe verläßt ward. Und bis zu welchem Ekel geht nicht dies Heiligenleben, dies Armenspeisen und Tränken und Waschen, dies Krankenpflegen, Almosengeben, Rasteien und Fasten, diese sophistische Frömmigkeit oder fromme Schlaubeit, diese Küchenwunder und was Alles diese Chronik oder Legende, oder das Leben der armen Frau ausfüllt, die denn auch ganz bald nach ihrem Tode in die Zahl der Heiligen eintritt. Eine solche Zeit, die aufs neue solche Heilige kannte, die die letzte Begeisterung für die Kreuzzüge krampfhaft empfand, mußte nothwendig die alten Geschichten der alten Märtyrer und Asceten hervorsuchen; wo also ein Fürst oder Protector noch einen Heimbote zum Dichten auffordert, gibt er ihm eine Legende in die Hand; wo ein Legendendichter, wie Hugo von Langenstein, sein Talent bezweifelt, giebt ihm die Heiligkeit des Gegenstandes und das Verdienstliche der Sache den fehlenden Muth, denn schon das Lesen solcher christlicher Gedichte gab Seelenheil und Frieden, wie verdienstlich mußte nicht erst das Dichten sein. Obgleich nun aber damals durch so außerordentliche Verdienste solcher moderner Heiligen der Schatz der Versöhnungsmittel zwischen Gott und dem sündigen Menschen angehäuft war, so schien das leider immer nicht genug, um die noch mehr angehäuften Sünden aufzuwiegen. Denn die damalige Zeit hat dicht neben solchen frommen Menschen zugleich viele neue Greuel, Gewaltthaten, Landfriedensbruch und Selbsthülfe eigen, wie wir selbst schon aus den Andeutungen des Stricker vernahmen und aus der Geschichte sonst wissen. Ein weiterer Vermittler ward nöthig und diesen suchte man jetzt mehr als je in der Jungfrau Maria, von der im 13ten Jahrhundert eine Erzählung ging, daß sie gut und mächtig genug war, im Jahre 1216 als Christus die Absicht hatte die Weltkugel ihrer sündigen Bewohner halben in Stücke zu zerschmettern (wovon Thomasin etwas gespürt haben muß, der in eben diesem Jahre den Untergang der Welt voraussagte), dem gewaltigen Arm des Rächers Einhalt zu thun. Man brauchte einen milderen, mitleidigeren Fürsprecher in dem himmlischen Hofe

und auf wen sollte die Zeit eher verfallen! Wenn doch damals die innere Reinigung im Menschen durch irdische Frauen geleitet ward, wie sollte nicht die himmlische für die Läuterung zum Himmel behülflich sein? Die galante Zeit fühlte sich der Göttin näher, als Gott, und bevorzugte sie in ihren Liedern und Gebeten, und setzte sie in Bildern zur Rechten Gottes und selbst ein wenig erhaben über ihn. Sah man die reine Jungfrau in ihrem Verhältniß zum Vater und Bräutigam zugleich, so sah man Beide in einem minniglichen Verhältniß<sup>286)</sup>, und was war dann billiger, als daß der Liebende ihr die Verehrung zollte, die jeder Liebende der Geliebten! Sah man sie in ihrem Verhältniß zum Sohne, was war dann billiger, als daß der Erzeugte die Wünsche der Mutter erfüllte, und man hatte sehr lustige Geschichten davon; wie sie ihn mit mütterlichen Vorwürfen auf seine Lehren in der Bibel verwies, daß man Vater und Mutter ehren solle, als er einmal Niene machte, ihren häufigen Fürbitten Einhalt thun zu wollen, mit denen sie die Hölle entvölkerte und dem Teufel (ein deutscher Dichter fügt sehr naiv hinzu: leider) vielen Schaden that. Das elendeste, matteste und weichlichste Geschlecht macht sich nun gerne — wem muß man selbst heute noch diese Erfahrung erst zeigen, als etwa denen, an welchen sie gemacht wird? — macht sich am liebsten so vortheilhafte Vorstellungen zu Nutze und fällt so leicht in eine Andächtelei, mit der man die Gottheit bestechen will. Wenn man sich nun damals hinter die gutmüthige Himmelsdame steckte, die sich noch mit einer krankhaften Andächtelei, mit Worten ohne Sinn, mit Lippengebet und Lugendrehen firren ließ, die Mutter Gottes, die mit dem Sohne so gut umzuspringen, ihn so gut ihres Sinnes zu machen wußte, war das nicht sehr klug ausgedacht, da man doch weiß, wie auch der mürrischste Hausherr und Vater vor solchen vereinigten Waffen weichen muß? Bald geschah durch sie, „was auf Erden und im Himmel möglich und unmöglich ist;“ ihr Erbarmen hatte durchaus keine Grenze; Räuber und Mörder durften sich ihr nur empfehlen, um der Vergebung des

286) Cod. Pal. 341. Fol. 8.

Durch minne wart der alte iunc, der ic was alt an ende;  
 von himel tet ez einen sprunc, herab an dig ellende,  
 ein got unde dri genende enphinc von einer meide iugent:  
 da; geschach durch minne.

Himmels sicher zu sein; das Gedicht vom Theophilus, was in diesen und spätern Zeiten in deutsche Reime gebracht ist<sup>287)</sup>, beweist es, daß man ohne Gefahr für die Seele Gott entsagen und dem Teufel sich verschreiben kann, wenn man nur die Jungfrau nicht verleugnet hatte; sie rettete Diebe vom Galgen, sie tilgt für ein *avo Maria* alle Jugendsünden aus, sie gestattet jedem Hauptverbrecher gerne eine Galgenfrist zur Besserung, sie unterstützt eine Wette lüderlicher Buben, wer das beste Kleinod von seiner Geliebten vorweisen könne, indem sie Einem ihrer Anbeter der sich in der Gesellschaft findet und mitreißen läßt, ein solches gewährt; und ein Staar, der *avo Maria* sprechen gelernt hat, reißt sich damit aus den Klauen eines Habichts, wie sich die sündige Menschenseele damit aus den Krallen des Teufels erlöst. Dies Alles, beim Himmel geht doch — ich weiß nicht soll ich sagen über den Scherz oder über den Ernst! Dies Alles aber sind Züge, die meist aus deutschen Poesien entlehnt sind. Hier sieht man deutlich wie Legende, Novelle, Schwank auf Einer Linie liegt; und man muß nur das anerkennen, daß diese Verührung der Extreme doch in Deutschland noch unendlich weit weniger Statt hatte, als in Frankreich, wo eine Masse von solchen legendenartigen Anekdoten und schwankartigen Heiligengeschichtchen (*contes devots*) existiren, in welchen die frivolsten Späße und die unflätigsten Zoten eine Stelle finden. Zu diesen Erzählungen nun bilden die ernstern, größeren in frommer Begeisterung, in andächtiger Beklemmung, in Sündenangst und christlicher Demuth geschriebenen oder — wenn es den Heiligen gefällt — gedichteten Legenden einen solchen Gegensatz, wie die neckischen und leichten weltlichen Schwänke zu den feierlichen und pomphaften Ritterepen.

Es kann unmöglich meine Absicht sein, bei diesen Dingen mich lange aufzuhalten oder irgend vollständig zu sein; ich hebe an dieser Stelle das Bedeutendste aus dieser Gattung hervor, weil von der Mitte des 13ten Jahrhunderts bis zu dessen Ende die meisten und vorzüglichsten Legenden gedichtet wurden, die dann im Laufe des 14ten Jahrhunderts wiederholt, ins Niederdeutsche umgesetzt, mit neuen vermehrt wurden, worauf ich dann kaum mehr zurückzukom-

287) Im Cod. Pal. 341 hochdeutsch; in Bruns altplattdeutschen Gedichten niederdeutsch.

man denke, da diese Gattung nur in dieser Zeit eine geschichtliche Bedeutung und einen wenigstens relativen poetischen Werth hat. Wir treffen hier sogleich auf zwei der namhaftesten Dichter, die ich oben aushob; Konrad von Würzburg dichtete, außer dem Alexius, den heiligen Sylvester, der dem Stoffe nach schon in der Kaiserchronik vorkommt und wie die heilige Crescentia<sup>288)</sup> jetzt eine neue Behandlung erhält. Er enthält aber, so viel ich aus dem daraus bekannt gewordenen<sup>289)</sup> urtheilen kann, nichts, was ihm hier eine weitere Erörterung verdienen könnte. Rudolf von Ems hat einen St. Eustachius gedichtet, der aber, wie sein guter Gerhart, nicht bekannt ist. Dagegen besitzen wir von ihm den Barlaam und Josaphat<sup>290)</sup>, ein Gedicht, das in Deutschland Bewunderer gefunden hat, die davon in großer Emphase behaupteten, ein Jeder müsse sich hingerissen fühlen durch die Schönheit und lebendige Darstellung des Ganzen, und dergleichen mehr. Ich fühle mich nicht berufen, in diese und weitere Urtheile einzustimmen, vielmehr vermissen ich selbst in diesem Barlaam, was den heiligen Georg oder die Martina auszeichnet, eine gewisse religiöse Begeisterung. Rudolf schrieb zwar seine Legende schon in der Zeit, als er sehr verächtlich auf die Welt und ihren Wechsel herab sah<sup>291)</sup> und als er seine weltlichen Dichtungen schon als Lug und Betrug ansah, den zu büßen er denn diese heilige Geschichte schreibt, bei deren Lectüre der Leser sich des armen dichtenden Sünders erinnern

288) Im Colocz. Codex altb. Gedichte.

289) In der Diutisca. Band 2.

290) ed. Köpke. Königsberg 1818.

291) 115, 24.

Du wêr solde gehazzet sin,  
des wêre si binamen wert, wan si ze stete nihtes gert;  
daz nu ist, daz ist niht zehant, nu sa, nu niht, des ir bekant;  
hute wesen, morne entwesen, nu stören, nu zesamene lesen,  
den drucken, diesen usen, dort swenden hort, hie hufen,  
nu siir, nu leit, nu leben, nu tot, nu groz gemach nu leides not,  
hute vrende unde richig gut, morgen leit unde ermut;  
si ist frunde vrient; morgen lute schrient,  
die hute lere lachent, in leide morgen erwachent,  
die hinah! slafen gengen, mit vrende ir slaf enphingen.  
Swer sich uf si slafen leit, den wecket si mir arbeit;  
swer ir getruwez herze hat, mit untruwen si in lat.  
Si kan die rumben reizen mit valschen gebrizen,  
hiz daz ir rumbes herzen mut ir lere, ir willen gerne tut.  
Swer si sus an sich bringet unde der zir helfen dinget,  
den lat si liegen in der not; ir endes lon ist, er ist zoe.

solle<sup>292</sup>), der hier nichts aufgenommen habe, als was Apostel und Propheten verbürgen, so daß sein Gedicht als in Opposition mit der weltlichen Kunst angesehen werden muß<sup>293</sup>); allein, wenn hieran recht sichtbar wird, wie aller poetische Trieb nun selbst in den Männern ausstirbt, welche sich früher mit Freude in der Dichtung von Aventiären gefielen; so kann man doch auf der anderen Seite von diesem Rudolf nicht einmal sagen, daß ein ächter frommer Trieb in ihm den poetischen hier erzeuge; ja selbst was die Dichter dieser Zeit sonst auszeichnet, Gewandtheit der Diction und eine gewisse poetische Uebung, selbst dies findet sich bei ihm nur in mäßigem Grade, und eigentlich ist er eine recht prosaische Natur, die Docen dem in den Höfen schweben den Konrad von Würzburg in einer interessanten Parallele hätte gegenüberstellen können, um zu zeigen, wie verschiedene Wirkungen das Aussterben der poetischen Stimmung in der Nation auf die verschiedenen Spätlinge dieser Dichterzeit ausübte, statt daß er jetzt diesen ganz werthlosen Poeten dicht neben Gottfried von Strassburg zu rücken nicht üble Lust zeigt<sup>294</sup>). Den Barlaam zeichnet vor dem Gewöhnlichsten dieser Art nichts aus, als die größere Breite und ein künstliches gezwungenes Bestreben alles Dagewesene zu überbieten, womit gerade alle Wirkung verloren geht. Wer sollte an solchen Stoffen Gefallen finden, wenn Barlaam hier den jungen Josaphat im Christenthum unterrichtet, ihm dabei einen Auszug aus dem alten und neuen Testamente erzählt, ein Misch von trockener Geschichte, von erzwungener Begeisterung, von knapper Erzählung und dürren Namen, von Allegorien, Weissagungen, Erfüllungen und Wundern, durch die es dem schwankenden Jüngling vollkommen hätte schwindlen müssen! Oder an einem anderen Haupttheile des Gedichts, der Disputation zwischen den heidnischen Lehrern und dem Pseudobarlaam Nachor, die nichts von der Einfalt des Schulichen in der

292) 5, 8. Ich han daher in minen tagen leider dike gelogen,  
unde di lute betrogen mit irugelichen mären.  
He trost uns sundären wil ich diz märe sibien  
durch Got in tutich berichten, und bitte swer diz märe lese,  
daz er sich bezzerende wese, mit stete an dem gelouben sin,  
unde durch Got gedenke min vil armes sundäres.

293) 400, 21.

Diz märe ist niht von ritterschaft, noch von minne din mit kraft  
an zwein gelieben geschibt; ez ist von aventiuren rihet,  
noch von der sichten sumerzit; ez ist der werlte widerstret u. s. w.

294) Altdeutsches Museum. Band 1. Gallerie altdeutscher Dichter.



Kaiserchronik, noch von dem Schwunge im St. Georg hat. Ober an der Bekehrungsgeschichte des Josaphat, die wohl ein Drittel des Ganzen einnimmt; wo uns erzählt wird, wie die wunderbarsten Geschichten, die ihm vorgetragen werden, die Sonderbarkeit seiner Lehrer, ihre halbklaaren Gleichnisse und Beispiele; eine Menge von unbegreiflichen Versicherungen und Glaubensartikel eine Veränderung in seinem Herzen hervorbringen, von der wir am Ende weder ihr Entstehen begreifen, noch ihre Art einsehen. Was haben wir gelesen und gelernt? Ist der Christ besser geworden als der Heide? er war schon vorher gut; ist er weiser geworden? er hat nichts gehört als Subtilitäten und elende Materie fürs Gedächtniß. Die Veränderung besteht in einer neuen Hülle, die seinem suchenden Geiste übergeworfen wird; sie beruht auf willkürlichem Vorgeben und Einbildungen; ein Interesse an der Sache könnte bloß der Dünkel der bekehrenden Parthei eingeben.

Mehr Berücksichtigung scheint mir dagegen der heilige Georg von Reinbot von Dorn<sup>295)</sup> zu verdienen, der auf Aufforderung Dittos des Erläuchten von Baiern (regierte von 1231—53) von dem Dichter vielleicht nach einem französischen Originale bearbeitet ward. Wenn Konrad und Rudolf in ihren Ansichten Bewunderung für Gottfried aussprechen und seinem Vorgange folgen selbst in ihren heiligen Gedichten, so schließt sich dagegen Reinbot eng an Wolfram von Eschenbach an, und nicht in bloß äußerlichem Nachahmen von einzelnen Stellen<sup>296)</sup>, sondern in wirklicher Fortbildung der ganzen Manier, so daß er eine interessante Mitte bildet zwischen Parzival und Liturel, auf dessen Ton man im St. Georg vortrefflich vorbereitet wird. Ich will hinsichtlich der Duelle der Legende auf die Einleitung der Herausgeber verweisen, so wie für den Barlaam etwa auf Dunlop<sup>297)</sup>, und halte es dagegen für der Mühe werth, dem Gedichte etwas genauer zu folgen, um doch wenigstens an Einem Beispiele den Charakter dieser Dichtungsart etwas näher darzulegen. Der Dichter versichert die ächte

295) In der Sammlung von Büsching und van der Hagen. Band 1.

296) Zur Vergleichung eine Stelle, zu der die ähnliche aus dem Parzival in diesem Werke citirt ist. Er spottet ärmlich lebender Leute; dann:  
 We, was spote ich ihummer man, als der affe tut des statig;  
 ich han doch soliches raris dazime nibt in mime wesen,  
 man mochte ouch vor mime spotte genesen u. s. w.

297) history of Fiction. Tom. 3.

Legende mittheilen zu wollen, ohne das Buch mit Lügen zu schmücken; er wolle der Wahrheit folgen, damit sein Werk über alles deutsche Land von Tyrol bis Bremen, von Preßburg bis Nieß bekannt werden möge. Er ruft den Heiligen selbst um seinen Beistand an, wie die Ritter selbst, deren Schutzpatron er ist, im Kampfe thun, denn kein Christenmann hand je den Helm und Eisenhut auf, ohne mit Herz und Mund an ihn den ersten Ruf ergehen zu lassen. Ein Markgraf Georius von Palästina läßt drei Söhne zurück, Theodor, Demetrius und Georg, die sich früh in den Kämpfen mit den Sarazenen auszeichnen, besonders aber der jüngste, Georg, dessen Preis so strahlend ist, daß sich seine beiden Brüder neidlos vereinigen, ihr Land ihm zu überlassen, an dem sich die Welt und alle ihre Geschöpfe, die Engel und Gott und seine Mutter freut. Sie gehen nach Spanien in den Kampf gegen die Heiden, Georg aber streitet ruhmvoll in Cappadocien. Die Kaiser Diocletian und Maximian rüsten gegen ihn und verfolgen alle Christen; auf das Gerücht davon eilen beide Brüder aus Spanien zurück. Das Wiedersehen, die Mittheilung Georgs an seine Brüder, daß er entschlossen sei an den kaiserlichen Hof zu gehen (in der Absicht, die Märtyrerkrone zu verdienen), wird mit einem gewaltigen Schwulst beschrieben. Demetrius empfindet darüber einen Jammer, der nicht zergehen werde, „ehe einer einen Blitz oder den Phönix fange, oder einen Thurm bis zum Himmel aufbaue, oder die Sterne und den Sand zählend durch die Hand laufen lasse“ und dergleichen mehr. Die besorgten Brüder kokettiren mit dem jüngern, hässeln ihn wie eine Puppe, nennen ihn stets Buhlen, versichern ihn, daß sie sich umbringen würden, wenn ihm ein Leid geschähe, daß sie sich wundern, daß nur ihr Herz noch diesen Kummer aushielte: denn wäre es so groß wie mons Olivet und dazu von Stahl, es müßte davon zerbrechen; läde man diesen Jammer auf tausend Schiffe, er werde sie alle in den Grund drücken; ihr Herz solle ein Leid tragen, dem keinerlei Ding gewachsen sei, nicht Fels, Wasser, Berg und Thal, vor dem sich das Grüne in Haide verwandle und die Vögel ihren Sang verlören; das Kind im Mutterleibe beweine seinen Entschluß zu dieser Fahrt. Man bemerkt wohl die Reminiscenzen an Wolframs Art, und sieht wohin der Mißbrauch poetischer Lizenz bald führen mußte. Nun mahlt ihnen tröstend ihr Bruder die Seligkeit, die Freude und

Sonne des Himmels, nach dem der Weise strebt, des Sieges aller  
 Luft, des Sieges der hehren Frau und Magd, der Tochter, Mutter  
 und Braut zugleich, die mit Christ, dem Degen, wahrer Minne  
 pflegt, von deren Liebe die Engel in hohem Brautliede singen,  
 das zu hören, wie jene zu sehen der Heilige sich sehnt; hier erkennen  
 wir uns ganz in der Zeit und in den Vorstellungen, von denen  
 wir zunächst reden. Des heiligen Geistes Kraft, der aus ihm  
 spricht, verwandelt die Brüder; sie sehen ein, daß hier auf Erden  
 nichts zu holen ist, als heute Freud und morgen Klagen, und daß  
 Kampf und Gesang, Tanz und Frauen doch nichtiges Vergnügen  
 sind; dabei tritt schon dicht neben eine fließende schöne Gabe  
 der Schilderung eine Geschmacklosigkeit in einzelnen Zügen<sup>298</sup>),  
 die bereits jetzt einleitet, was wir nachher fast einzig charaktēri-  
 stisch werden sehen, und der apocalyptische Ton des Titarel oder des  
 Wartburgkriegs (dessen Räthsel auch in ähnlichem Geschmack schon  
 im Barlaam vorkommen) klingt hier an neben der freundlichsten  
 Erzählung in schmeichelnder Leichtigkeit, oder neben so flammender  
 Beredsamkeit, mit der z. B. Georg seinen Brüdern seine Eroberung  
 von Cappodocien schildert, über deren Lebhaftigkeit und Ge-  
 wicht man selbst die Uebertreibung vergißt und die es bedauern  
 läßt, daß nicht frühere ächtere Poeten der Sprache in ähnlicher  
 Weise mächtig waren, oder dieser und seine Zeitgenossen in eine  
 bessere Epoche fallen konnten. Der Heilige geht nun nach Con-  
 stantinopel und dort beginnen nun seine Leiden und seine Wunder.  
 Auf den Ruf davon macht ihm der Kaiser Dacian Versprechungen,  
 allein er hat sich dem ergeben, der auf dem Esel ritt und ein hoch  
 hispanisch Roß verschmähte und sich zur Demuth hielt. Die Kai-  
 serin leihet dem Wundermanne ihr Ohr; er hat mit ihr ein Ge-  
 spräch über Gott; er sucht ihr zu erklären wie der Allmächtige, das  
 A und das D, Altissimus Vater und Kind, die drei Naturen,  
 Kraft, Weisheit und Güte in sich verëinigt, wie er geboren ist  
 von der Magd, die er selbst geschaffen; und wir begegnen wieder  
 jener Vorstellung, die dies Wunder der Geburt Gottes mit der

298)

Es spricht der wise Salomon einen jemerlichen spruch,  
 der ist geheissen Ach und Uch, darzu me We und Dich,  
 das nieman ist uf erden doch, das he si vor tode fri.  
 Die funf vocales sint hiedi, und ouch mit jamer vorbracht,  
 dem wisen herzen das ist vordacht.

Jungfrau Erde vergleicht, die Samen trug, als noch kein Pflug sie durchschnitt und den Adam gebar, dessen Weib, aus seiner Rippe gemacht, zugleich seine Tochter und seine Gattin war; jener Vorstellung, die wir, wenn wir nicht Sonnen- und Mondgötter in Christ und Maria finden können, als den Mittelpunkt ansehen, um die sich alle poetischen Lobpreisungen der Jungfrau herumdrehen. Das Gebet, das der Dichter den Heiligen an die Jungfrau richten läßt um Befehung der Kaiserin, ist vollkommen in dem Geschmack aller dieser Lobpreisungen, die wir gleich nachher mit wenigem werden kennen lernen. Wirklich gelingt die Rettung der Fürstin, der heilige Geist läßt sich auf sie nieder und sie begehrt von Georg die Taufe. Sage, ruft sich der Dichter an, lieber Reinhold, wer ward da Gevatter, als Alexandrina die Taufe empfing? wer segnete das Wasser? das that, der der Sonne ihren Weg, ihren Gang und Kreislauf zeigt. Wer sagte ihr den Glauben? das that, der die Taube aus der Arche sandte, der Moses Gebet vernahm, da er doch nicht sprach; der starke Löwe vom Himmel, das sanfte Lamm von Nazaret war ihr Pathe. Bei dem nächsten Wunder erklärt sich die Kaiserin öffentlich. Der Heilige wird aufs Rad geflochten, allein noch war seine Stunde nicht gekommen; Engel hüten ihn da und er schläft sanft und er steht wieder, erklärend, dies seien die Zeichen des, der sich nicht in Kalbsgestalt anbeten lasse, der von Vater her des Himmels Sippe, Mutterhalb von der Erde sei, der das Wort zu der Jungfrau sandte, von dem sie den Sohn empfing, der Aller Dinge mächtig ist, die vier Elemente und ihre vier Urgeschöpfe (den Hering, Salamander, Maulwurf und Kamäleon die ausschließlich in und von Wasser, Feuer, Erde und Luft leben) bewahrt und sie speiset, der den Lauf der Gestirne vorschreibt, des Himmels Tiefe und Höhe, Länge und Breite gemessen, und den Mittelpunkt der Erde geschaffen, an dem das Erdreich festhängt wie das Eisen am Magnet, und der den Erdball, wie tief er mit seiner Schwere niederstrebt, aufwärts hebt zum Firmament. Groß ist die Gewalt dieses Gottes: wäre aller Sand gezählt, der bei den Wassern liegt und wäre das Alles Pergament und jeder Stern ein Schreiber, sie möchten seine Kraft nicht vollschreiben. Er wohnt im Lichte im Himmel, wo man Ave singt; zwischen ihm und der finsternen Hölle, in der das Dweh tönt, schwebt die Erde mit ihrem Wechsel

von Tag und Nacht, von Freude und Trauer. Solche Stellen, die mit innerem Feuer geschrieben sind, kennt der Barlaam, kennen die meisten Legenden durchaus nicht. Schade, daß sie nicht in anderem Verbands stehen. Ich kann unmöglich in die Erzählung der Martern und Wunder des Heiligen eingehen, die mit einer peinlichen Wirkung jede Erinnerung an das Schönere des Gedichts rein vertilgen. Wer wird gerne auch in der Malerei jene Greuel der Christenschlächtereie abgebildet sehen, die, um so wahrer sie sind, je mehr anwidern. Wenn man hier hören muß, wie die Kaiserin an den Brüsten aufgehängt, wie Georg bald gerädert, bald zersägt und in Pfützen geworfen wird, wie ihm die Nägel abgehauen und die Wunden vergiftet werden, wer wendet sich da nicht mit Abscheu und Ekel von einer Kunst, ja von einem Religionsglauben weg, die an Erzählung und Schilderung solcher Schrecklichkeiten sich erfreuen oder erbauen konnten. Und was namentlich den Gebrauch von Wundern angeht, so sprach ich schon oben darüber meine Ansicht aus; hier gar wiederholen sie sich unzähligemal, und hören dadurch sogar auf, der Neubeit zu entbehren, die ihnen das einzige Interesse giebt und sie eigentlich nur zu Wundern macht.

Anders wieder muß man die heilige Martina von Hugo von Langenstein<sup>299)</sup> betrachten, die, wie die bisherigen in der bloßen Erzählung und dem heiligen Stoffe ihr Verdienst suchen, mit Allegorie und moralischer Lehre zu wirken sucht und daher einen Zusammenhang dieser Gattung mit der didactischen Poesie öffnet. Diese Wendung ist durchaus eigenthümlich und ein Gedanke, der ganz glücklich zu nennen ist, wenn mich nicht etwa zu diesem Ausspruche die vortreffliche Ausführung durch den Dichter verführt der ein wahres Talent hat, so bescheiden er auch von sich spricht, der in noch reinerer Begeisterung flammt als Reinbot, der sich nicht in eine Wärme für seine Materie zwingen, noch auf eine Höhe in seiner Darstellung schrauben muß, sondern den der Enthusiasmus voll und reich an Gedanken und Bildern macht, dem er eine sprudelnde Beredsamkeit mittheilt, die sich nur, wie bei Gottfried, durch ihre Ueberlegenheit hier und da, wie in seiner Schilderung von dem Gaukelspiele der Welt und dem irdischen Treiben der Menschen, zu Spielereien verleiten läßt. Sein Vor-

299) Auszüglich in Diutisca, Band 2.

tragt, obgleich das Gedicht erst in das Jahr 1293 fällt, der blühendsten Periode einer Dichtung werth, er ist ganz und gar nach Gottfried gebildet, er hält sich dabei in einer solchen Reinheit, Natürlichkeit und doch schmuckvollen Breite und Gewandtheit, daß dagegen weder die Weichheit und der Schwulst des Konrad von Würzburg, noch die matte Rede des Rudolf aufkommen könnte, obgleich Hugo auch den Barlaam des Letzteren wenigstens in sofern als Muster vor sich gehabt hat, daß er ihm die Ansicht von dem Werth der weltlichen und geistlichen Dichtung fast wörtlich abnimmt (2<sup>o</sup>). Wie ich von dem Eindrucke des Ganzen urtheilen würde, wenn Graff statt des Auszugs Alles, auch die Martern, den nochwendigerweise langweiligeren Theil des Gedichtes, hätte drucken lassen, weiß ich freilich nicht; allein das Mitgetheilte ist durchweg voll Reiz und Vortreflichkeit. Die Redseligkeit, die in diesen Auszügen gefällt, möchte in dem Ganzen vielleicht lästiger fallen, doch hört man den Fluß seiner Rede mit Wohlgefallen. Es scheint, dieser Dichter bildet sich nicht ein, mit Erzählung von Leidensgeschichten fesseln zu können, er sucht zu interessiren mit Lehre, mit Schilderung, mit episodischen Einschaltungen von allerhand Art; sein Wilderrechtthum ist groß, seine Gelehrsamkeit in Blumen, Stein- und Thierkenntniß trägt er zu Tage (und dies wird jetzt sehr häufig und beweist neben den Reimchroniken, daß die Thätigkeit der Phantasie bereits der Forschung des Verstandes im Reiche der Natur und Geschichte weichen muß); Neuheit verrieth der Dichter selbst in so abgedroschenen Themen wie der Schilderung der Sommer- und Winterzeit; seine Allegorien, die in Graffs Mittheilungen mit Recht den Mittelpunct bilden, sind ganz Bestimmtheit und Schärfe. Er kleidet (wie es scheint, gab hierin auch Gottfried das Vorbild) seine heilige Christusbraut in die Gewänder der Tugenden und preist dabei eben jene Idealtugenden der Zeit, wie die Theologie und Scholastik die christlichen theologalen Tugenden anpreisen; die Dante zu ähnlichem Schmucke gebraucht: sie trägt den Mantel der Geduld mit dem Futter der Scham, dem

300) Diutisca 2. p. 163.

Es (das buch) ist nicht von zitterschaft, noch fleischerlicher minne craft, du der tumben welle sint an gottes dienste machet blint, und in bez himmelsches stec abwirft und der selben wer, noch von der welle aventiure, du mit sünlicher sture den luten kurzweile git; es ist der welle widerstet ic.

Urtel der Stetigkeit und dem Kranze, der aus den sechs Blumen der Demuth, Treue, Mäßigkeit, Barmherzigkeit, Gehorsam und Weisheit gestochten ist. So sinnreich und feurig ist dies Alles ausgeführt, daß man wohl einsieht, wie selbst auch ein widerstrebender Gegenstand einem großen Talente sich fügen und neue Seiten der Behandlung darbieten kann.

Etwas kürzer will ich mich über die Gedichte zur Ehre der heiligen Jungfrau fassen. Sie sind von zweierlei Gattung, entweder lyrisch und psalmenartig oder episch und hymnenartig. Diese letzteren sind die älteren und flossen ihrer Quelle nach aus den Kirchenvätern. Die Jungfrau war bekanntlich schon so frühe in großer Verehrung, daß Justinian ihr schon Tempel baute, daß schon damals ihre Wunder begonnen hatten, und Bonifaz IV. im 7ten Jahrhundert ihr das Pantheon weihte, wo sie schon ganz allgemein als die Fürsprecherin der Menschen galt und als solche den Sterblichen näher stand als Gott, so wie auch die jungfräuliche Pallas den Griechen die nähere Helferin war, während sich Zeus nie zu unmittelbarer Hülfsleistung herabließ und selbst die Theilnahme der Göttin (mehr als Rathgeberin für die Müßigen und Thätigen) von der der Jungfrau Maria (als Trösterin gläubiger und schwacher Sünder) so eigen verschieden ist, wie die alte Religion und Moral von der mittelalttrigen. Sehr früh nun schrieb man auf dem Grunde der wenigen Notizen der Bibel profaische und poetische Lebensbeschreibungen der Maria, gerade so wie jene poetischen Urgeschichten, die auf die Trümmer alter Traditionen gebaut sind, und eben so stiegen diese in stets größerer Ausdehnung. Das Leben der Maria vom Pfaffen Bernher ist nach dem Lateinischen des Hieronymus, und es existirten davon im 12ten Jahrhundert schon zwei verschiedene Bearbeitungen, deren jüngere ganz, die mutmaßlich ältere nur in einem Fragmente erhalten ist<sup>301)</sup>. Es bauten sich nachher die vielfachen späteren poetischen Biographien auf diese Grundlage so auf, und die beiden, die mir bekannt sind (nämlich die dem Bruder Philipp zugeschriebene<sup>302)</sup> und eine noch weitläufigere spätere<sup>303)</sup>, die dem Latein des Dionysius folgt und

301) Jene herausgegeben von Netter. Nürnberg und Altdorf 1802, dieses Fragment in Docens Miscell. II. p. 104 sqq.

302) Cod. Pal. Nr. 394. Auszüglich in Docens Miscell. II. p. 66 sqq.

303) Cod. Pal. Nr. 372.

die Notizen aller Heiligen und Kirchenväter benützt) verhalten sich dazu etwa ganz so, wie Rudolfs und Eschenbachs Alexander zu Lampert; ganz so ist der Stoff ausgedehnt, und die alte Quelle verlassen und eine weitere oder schlechtere an die Stelle gesetzt; dem Philipp war der Text des Wernher bekannt, wie dem Rudolf der Lampert, es ist aber merkwürdig, wie Alles Schöne und Treffliche verwischt oder entstellt ist. Die Frömmigkeit, die aus dem Philipp spricht, sieht gegen die Heiligkeit des Wernherschen Gedichts eben so zurück, wie etwa Rudolfs Barlaam gegen die Kaiserchronik, und wieder sogar vor dem späteren Leben der Maria, wie Rudolf gegen manche Gedichte späterer Jahrzehnte. Alles was die priesterlichen Dichter des 12ten Jahrhunderts überhaupt auszeichnet, Wissen, Sprachkenntniß, Bildung in Ton und Sprache, schlichte Einfachheit, in der Gesinnung patriarchalischer Geist, in der poetischen Ausführung Fülle, Behaglichkeit, ausgemalte Bilder; wie sie die späteren Dichter nicht kennen; in der gesammten Auffassung und Behandlung jene Würde und Wärme, jene Gemüthlichkeit und Kraft, jener herrliche Ton bei gesunder Bescheidenheit, der aus dem Herzen quillt und nicht dem Buche nachspricht, empfiehlt den Wernher, wie alle Dichter der Zeit, da noch die deutsche Natur nicht von französischer schaler, trockener und tändelnder Lectüre verdorben war, wäre nur mehr Maas gehalten, und nicht durch Länge und Langweiligkeit der Eindruck geschwächt, so würde sich dies Gedicht vortheilhaft auszeichnen und einen lesbaren christlichen Hymnus darbieten, den weder die Sonderbarkeiten der späteren Vorstellungen entstellen, noch die Fehler der lyrischen Form, die gerade Lobpreisung und Anrufung, die ein Mann wie Manso nicht in den griechischen Hymnus hätte hineinwünschen, am wenigsten aber den Wunsch einem Griechen in den Mund legen sollen. Noch bleibt in diesem Wernherschen Gedichte jene Vorstellung von Marias Verhältniß zur jungfräulichen Erde und der Menschenerlösung in einem solchen Hintergrunde; wie es in einem epischen Liede billig ist<sup>304)</sup>, die Ansicht von ihrer Fürsprache im Himmel

304) p. 19, *ni no ...*

Michel gnade diu was da,  
wand von in (Joachim und Anna) der wucher bequam,  
der frouen evn schulde benam, und sie die niaget scoltien gebren  
die got selbe nien mag entwern derheiner beise, die sie an in getut.  
Nu bingen ir gnaden, doz ist uns guot.



trägt noch nichts so Mißbräuchliches in sich, wie später; die lyrischen Erhebungen stehen am rechten Orte; die Gleichnisse sind weder so wunderlich noch so überladen, wie in den meisten anderen Gedichten, und nicht selten eigentümlich und nicht einmal in Wiederholungen der späteren Zeit zu finden. Das Gedicht des Philipp steht dagegen durch prosaischen Ton und trockenen Gang der Erzählung ab; in dem noch späteren Gedichte liegen zwei Seiten nebeneinander, welche die meisten Werke des äußersten 13ten und des 14ten Jahrhunderts zeigen, daß nämlich ein gewisser Schwang der Rede nicht selten mit einigem Erfolge gesucht wird<sup>305)</sup>, während das Ganze im Styl der Chronik ermüdend hinschleicht; daß eine Heiligkeit und Größe des Gegenstandes empfunden, damit aber eine Herabwürdigung in der Darstellung verbunden wird, die nichts scheut und allen Anstand mit Füßen tritt. Dies werden wir finden, ist in allen jenen Ritterromanen dieser Zeiten sichtbar, und hier ist es ganz original, mit welcher Rohheit und Naivetät man hier mit allen Menschlichkeiten des Weibes, mit mütterlichen Hoffnungen und der Pflüßigkeit des Kindes in den Windeln bekannt wird, Unschicklichkeiten die Werbher noch verabscheut haben würde. Aber freilich seitdem der Streit der Stercorauisten geführt war, seit Ratbert und Ratram über die Entbindung der Maria gestritten, seit Albert der Große mit unerhörter Eindringlichkeit alle Fragen des Alets der Empfängniß besprochen hatte und der Kampf über die rechte Empfängniß der Maria gefochten war, wie sollten nach diesen Vorgängen dieser heiligen christlichen Physiologie nicht alle Physiologica auch im Gedichte erörtert werden können! Die gemeinsten, oft ganz zuchlosen Vergleichen der Eigenschaften Gottes oder der Jungfrau drängten sich auch in die Oden oder lyrischen Preisgedichte an die Jungfrau ein: da ja das Erhabenste selbst noch Gottes unwürdig ist, so ist in sofern zwischen dem Erhabensten und Unwürdigsten kein Unterschied und damit entschuldigt Guibert von Nogent diese unanständigen Gleichnisse, die schon in den Psalmen und Propheten vorkommen. In jenen lyrischen

305) Hier klingt manchmal das lateinische Kirchenlied an, in solchen Stellen wie diese:

Moyse und Abraham mit Davide singen: 100. 117.  
und ie süßes seitenpil wunnelich erklingen, 100. 117.  
da die edeln cherubin tanzen unde springen: 100. 117.  
mit gefang in jubilo ir flügel erschwingen. 100. 117.

Gedichten sehen wir die ähnliche Ausartung, die ich in den epischen bezeichnete; in drei Stücken dreier ausgezeichneter Dichter; ich meine den Reich des Walthers von der Vogelweide, das Loblied Gottfrieds von Strasburg<sup>306)</sup> und die goldene Schmiede des Konrad von Würzburg<sup>307)</sup>. Der Preis der Jungfrau steigert sich hier in Umfang, in Glut und Ueberladung. Im Walthers Reich wird sich jeder, wer auch nicht Freude an dergleichen hat, von der wahrhaften Religiosität und von der feurigen Innigkeit des Dichters ergriffen fühlen und selbst dem künstlerischen Beurtheiler wird der Wechsel des Tons, die stete Frische der Gedanken und Bilder, und das rechte Maas genugsam, das hier bewahrt ist. In Gottfrieds Lied ist schon die peinigendste Häufung von Benennungen und Vergleichen, in deren Fülle, Seltsamkeit und Neuheit der Werth des Gedichtes gesetzt wird; die Künstelei im Vortrage zeigt, daß das Herz hier nichts mehr zu thun hat, und die Wortspielereien, die man sich im Lrisian etwa gefallen läßt, widern hier an. Selbst dieser Mann scheut sich schon nicht mehr, die vulgarsten Benennungen für Gott zu brauchen; an seine Allmacht die spielendsten Gleichnisse zu legen, mit ihm zu tändeln, wie mit der Jungfrau zu liebeln. Alles dies nun ist in der goldenen Schmiede zum Extrem getrieben, die ausdrücklich von dem Gottfriedischen Gedichte eingegeben oder angeregt scheint<sup>308)</sup> und die es nun bestätigt, daß diese Dichter dieser Zeit in nichts so sehr ihren Ruhm suchen, als am Ueberladen und Ueberbieten der früheren. Jeder ernstere Mann muß sich hier abwenden, wenn er ewig nichts hört, als endlose Variationen weniger Gedanken und Bilder, mit denen man den geheimnißvollen und wunderbaren Eigenschaften und Berrichtungen der Jungfrau sich zu nähern sucht. Dies dauernde Umdrehen und Umdwenden in einerlei Vorstellungen, dies süßliche Versüßen süßer

306) In der Ausgabe seiner Werke von van der Hagen.

307) In den altdeutschen Wäldern. Band 2. Ich übergehe das ältere Loblied auf Maria in Brague Band VI. Die Legende vom heiligen Ulrich von Albertus, noch aus dem 12ten Jahrhundert kenne ich nicht, und das noch ältere Bruchstück von St. Georg schob ich schon oben bei Seite. Auf andere Legenden, die dieser Zeit nahe liegen, komme ich aus anderen Gesichtspuncten anderswo noch zurück.

308) Ibid. Vers 94.

Ich sihe nicht uf grünem fle von süzer rede touves-naz,  
do mirdeclichen uf saz von Straßburg meister Gotesrit,  
der als ein weher houpt-smit guldin getichte worhie;  
der hat an alle vorchte dich, vil reines tugent-vaz  
gerümet und gepriset baz, denn ich künne dich getun.

und schwächender Anrufungen, dies „Schaaren von einem Lob zum Andern,“ dies ewige Hegen eines Namens mit dem anderen könnte etwa einem Muselmanne gefallen, der die Hundert Kugeln seines Rosenkranzes abbetet; auch hier kann nur Jemand Geschmack finden, der gedankenlose Lectüre und klingende Reime liebt; denn wenn man gelesen hat, so hat kein Bild gehaftet, kein Gedanke beschäftigt, keine Empfindung angeklungen, und nicht einmal war der zuckerfüße Vers oder die Worte voll Honigsaim im Stande in eine ernste oder feierliche Stimmung zu bringen, welche die centnerschweren Worte und das bombastische Geräch der Oden eines Cramer schon eher bewirkt, das man übrigens mit nicht minderm Rechte eben so verwerflich gefunden hat. „Ein Bild, sagt Grimm, drängt sich auf das andere, in der Hoffnung, deutlicher zu sein und mehr auszusagen, und da jedes seiner Natur nach für sich besteht und von vorne anhebt, so kann unter ihnen weiter kein äußerlicher Zusammenhang sein.“ Es sei also nichts als eine Sammlung solcher Gleichnisse, ein Versammeln der süßlichen Bilder in ein Schagkästlein, ein Aneinanderreihen dieser Edelsteine zu einem goldenen Geschmeide; ganz recht; ein Rosenkranz, den man nun abrollen und absingen kann. In einem Gedichte von Maria's Grüßen<sup>309)</sup> wird dies recht sonnenklar, daß die Gedichte zu ihren Ehren gleichsam in einer Beziehung zu dem ihr geweihten Rosenkranze stehen. Da sind fünfzig Grüsse hinter einander eingefädelt, von denen man zum Ueberflusse belehrt wird, daß man sie mit 50 Venien sprechen solle, damit die himmlische Frau uns nach unserem Tode im Himmelreich wieder begrüße; dann 50 Freuden, die man eben so her sagt, damit uns die Jungfrau wieder erfreue, und dann 50 Hüßen, bei deren zehnter man jedesmal in Kreuzgestalt auf die Erde fallen soll. Was man verbroffen ist in der Kirchenhistorie lesen zu müssen, den Unsinn der Cyrillischen Gebete, muß man hier als Poesien empfangen. Ich will zum Schlusse die Aussprüche milderer Beurtheiler hersetzen. „Das Gedicht, sagt Doen<sup>310)</sup>, jagt den Leser unaufhörlich durch tausend mit einander in keiner Verbindung stehende biblische Allegorien und Bezeichnungen, wofür man sich in unseren Zeiten zu wenig

309) Cod. Pal. 341. Fol. 16.

310) Altdeutsches Museum. I. p. 43.

interessirt, wenn gleich einige sich den Anschein geben, als ob sie von dergleichen typischen Mysterien ganz durchdrungen wären.“ Auch Grimm sagt, daß es jetzt allgemeinem Eindrucke fremd sei. „Daß es aber zu seiner Zeit Eindruck gemacht und als vorzüglich betrachtet wurde, läßt sich schon aus der Nachahmung des Hermann von Sachsenheim im goldenen Tempel schließen, so wie aus der späteren Bearbeitung. Das Sylbermaaf schadet vielleicht durch Eintönigkeit und in einer von den vielen überreichen danials üblichen Formen würde es wohl prächtiger gelautet haben, aber der Dichter zeigt auch hier seine Gewandtheit und Sprachfülle, womit er vor andern begabt war. Schwerfällig, trocken und gar nicht zu vergleichen ist das Gedicht des Zeichners von der Empfängniß der Jungfrau<sup>311)</sup>.“

### 3. Reinhart Fuchs.

Oben haben wir gehört, daß in der Mitte des 12ten Jahrhunderts, eben als die Kaiserchronik mit ihrem geistlichen Stoffe entstand, auch der lateinische Reinardus, der gegen das Heiligenswesen, gegen Kreuzzüge und Mönchthum so heftig eiferte und einen so eigenen Gegensatz bildete, in den Niederlanden mehrfache Pflege erfährt. Ist es nun nicht zufällig, daß jetzt, wo man von der Poesie in die Prosa wieder herabfällt, sich Alles das wiederholt, was jene Zeit des Uebergangs von Prosa zur Poesie hervorbrachte, so muß sich neben den geistlichen Schwänken und Legenden, die wir auf einer höheren Stufe, kunstmäßiger in diesem 13ten Jahrhundert sich reproduciren sehen, ihr natürlicher Gegensatz, der weltliche Schwank und die Thiersage auf einer eben solchen gesteigerten Höhe regenerirt haben, und dies geschah in der That; nur daß sich das Thierepos jetzt zugleich dem heroischen Romane des Ritterstandes entgegensetzt, der sich indes zu einer eben solchen Höhe hinaufgeschraubt hätte, auf der man früher die Geislichkeit noch allein sah. Schon im 12ten Jahrhundert war eine hochdeutsche Bearbeitung von Heinrich dem Glieheser bekannt, die wir aber nur (wie so vieles) in einer Bearbeitung des 13ten Jahrhunderts ken-

311) Alideutsche Wälder. II. p. 194.

nen, welche aus dem Koloçjaer Coder <sup>312)</sup> schon früher erschienen war und nun von Grimm nach einer Vergleichung der Heidelberger Handschrift wieder herausgegeben ist, der es versuchte, bei allgemeiner Festhaltung des Tons der Umarbeitung Einzelheiten des alten Verfassers herzustellen. Dieser ältere Dichter, den Grimm <sup>313)</sup> für einen Schwaben hält, hatte wieder eine französische Quelle vor sich und in Frankreich waren Erzählungen von Fuchs und Wolf <sup>314)</sup> schon im Anfange des 12ten Jahrhunderts so verbreitet, daß man einem wildaussehenden Menschen spöttisch den Namen Isegrim beilegen und Jedermann im Wolfe die Anspielung fassen konnte. Der deutsche Reinhart Fuchs enthält auch außer dem Abenteuer von der Ursache der Krankheit des Löwen und von seiner Vergiftung nichts, was nicht in dem französischen Renart irgendwo wieder erschiene, und wenn es uns nicht darauf ankommt, die einzelnen Verschiedenheiten in dem Ton und Geist des Renart und Reinhart ausdrücklich hervorzuheben, so dürfen wir sagen, daß das hochdeutsche Gedicht bei scheint größerer Zucht, Reifeität und Anspruchslosigkeit und bei größerer Kürze im Allgemeinen den Styl der französischen Branche hält und mit dem Renart in Eine Linie gesetzt werden kann.

Wie die kleinen Legenden oder Contes devots, so berühren sich wieder dieser deutsche Reinhart und die französischen Branche des Renart mit dem Fabliau und Schwank, die gleichsam wieder auf die Wankelfänger zurückführen und ihre niedrigeren Stoffe, von deren Verachtung der ritterliche Roman ausgegangen war. Ich werde nicht anders als mit den allgemeinsten Winken auf diese Gattung eingehen, die erst in den bürgerlicheren Zeiten der Reformation ihre rechte Verbreitung und Pflege fand, wo wir im Hans Sachs vielfältig an Strecker und an Alles was diese ersten Zeiten der bürgerlichen Kunst producirten, werden erinnert werden. In diesem 13ten Jahrhundert scheint dergleichen zuerst häufiger geschrieben worden zu sein; mancherlei (obwohl gegen den Reichthum der Franzosen nur wenig) existirt davon in Handschriften; und in dem Koloçjaer Coder, in der Müllerschen Sammlung, in Laßbergs

312) Koloçjaer Coder altd. Gedicht. Pesth 1817.

313) Reinhart Fuchs. p. CX.

314) Siehe Raynouard im Journ. des Savans 1826. p. 339. und Grimm cap. 10.

Niederfaal, in den altdeutschen Wäldern, in Bragur und sonst ist hinreichender Stoff dieser Art gedruckt worden; der Aunis des Stricker ist eine der am häufigsten gelesenen Erzählungen der schnurrigen Art. Diese kleinen Stücke sind von dem verschiedensten Inhalte: es sind Lenzonen, Allegorien, Novellen- oder Romanstoffe ins Kurze gezogen, kitzliche Rechtsfälle, sophistische Probleme, Streiche der Einfalt, der Schlaubheit, der Schalkheit und des Betrugs, Märchen, Lieblingsanecdoten, oft moralisch gewendet in Regeln und Satyren; in nichts sind sie muthwilliger, als wenn es über die Ehe hergeht; in nichts schelmischer, als wenn es den Mönchen und Nonnen gilt; in nichts erfunderischer, als in Obscönitäten, und in der Kunst diese recht behaglich auszumalen, haben selbst die hierin reichen Franzosen auch in Deutschland an Johann von Briberg, Dietrich von der Glezze und in manchen anonymen Stücken Nebenbuhler. Gerne heben sie die Rehrseite der Welt heraus, und was am meisten an dieser Stelle ihre Erwähnung nothwendig macht, sie stellen das niedere, bürgerliche Leben häufiger dar, als die höheren Regionen; die Ritterwelt tritt seltener mehr auf; man fängt an aus den Weltenden in die Heimat, in Stadt und Dorf, in Kloster und Haus, unter Menschen unseres Fleisches und Blutes versetzt zu werden; alle engeren Verhältnisse, alle Häuslichkeiten werden uns geöffnet. Aus der Ummatur der Ritterromane treffen wir wieder auf gesunde Beobachter der wirklichen Welt. Das Verdienst heiterer Erzählung und lebendigerer Darstellung theilen daher diese kleineren Gedichte mit dem Reinhart des Glichefer und den französischen Fabliaux vom Renart.

Grimm scheint von dem französischen Renart vortheilhafter zu denken, als mir billig dünkt. Seine Verbreitung in Frankreich, die Ausdehnung, welche die Thiersage hier erhielt, ist allerdings bedeutender, als irgendwo sonst; die deutschen und niederländischen Bearbeitungen lassen auf französische Quellen schließen, die nicht einmal mehr existiren und außer den beinahe 42,000 Versen, welche der von Meon herausgegebene Roman du Renart enthält, hat der obscene Renart contrefait aus dem 14ten Jahrhundert, der nicht darin ausgenommen ist, aber noch in zwei Handschriften existirt, einen ähnlichen Umfang. Eine solche Masse hat freilich Niemand entgegenzusetzen, obgleich es, schon was die Masse angeht, billig scheint, die bloßen Nachahmungen der späteren Jahrhunderten nicht

mitzuzählen. Doch, wollen wir Alles zusammenfassen, was in Frankreich und in deutschen Landen aus der Verbreitung der Sage auf ihre Wirkung und auf die Freude des Volks an ihr geschlossen werden darf, so müssen wir in Anschlag bringen, daß in Frankreich alle alten Dichtungen unstreitig viel besser zusammengehalten und weit nicht so viel davon verloren wurde wie in Deutschland, wo die Dichtung eine größere und fühlbarere Unterbrechung erlitt als irgendwo sonst; daß ferner die Franzosen den Renart später ganz fallen ließen, während in Deutschland der blos in einem Dialecte erschienene Reineke eine Verbreitung erhielt, die es beweist, daß Deutschlands größeres Interesse nur später kam als Frankreichs, und daß es sich, wie es dem Charakter der gründlichen Nation ganz angemessen ist, auf Eine einzige aber vortreffliche Bearbeitung, die überhaupt den ganzen Cyclus abschloß, beschränkte, während die Franzosen oberflächlich und flüchtig ewig nach neuem trachteten, von einem zum andern flatterten, schale Wiederholungen und platte Varianten schufen, außer der leichtesten Unterhaltung nichts vermiften, und so zu einem festen Epos und zu einer ästhetischen Vollendung dieses Romanes nicht gelangten. So charakteristisch ist diese Ansicht der Franzosen, daß sie auch für die Ausgabe von Reon ein ganz entsprechendes Verfahren an die Hand gab, das unsere deutschen Kritiker entsetzen würde: aus zwölf Handschriften hat er seine 32 Branchen zusammengetragen und ihnen eine willkürliche Ordnung gegeben, so daß ein einziger Faden die verschiedenen Zweige verbände, die aus ganz verschiedenen Zeiten, in sehr abweichendem Geschmacke und von dem ungleichsten Werthe sind. Wenn ja nur die Lectüre bequem gemacht war, was lag weiter an kritischer Behandlung und an historischer Folge! Indes hat auch dies Alles in der That nicht so viel auf sich, denn nirgends hat sich der Renart zu einem episch geschlossenen Ganzen gebildet, wie selbst der deutsche Reinhart (so unvollkommen er sein mag), außer etwa in Br. 20 bei Reon, wo ein Fortsetzer des Pierres de St. Clopt, den man für den ältesten und Hauptbearbeiter des Renart hält, den ungefähren Inhalt des Reinaert jedoch mit allerhand schlechten Abweichungen erzählt.<sup>315</sup>) Auch dieser Dichter

315) Er beginnt mit Recht mit den Worten Vers 9649.

Parroz, qui son engia et a'art  
mist en vers, fere de Renart  
et d'laengria son ebier oopere,  
lessa le miez de sa maters

quant il entr' oblia les plex  
et le jugement qui fu fer  
en la cort Noble le Lion.

hat wieder eine ältere Quelle vor sich, die, wenn sie erhalten wäre, vielleicht näher auf Wilhelms führen würde.<sup>316</sup>) Doch, wie gesagt, auch diese etwas geschlossene Branche trägt den Charakter des Fabliau, und das thun alle Branchen der drei ersten Bände bei Meon. Wenn Grimm<sup>317</sup>) meint, die nordfranzösischen Gedichte seien der Thiersage ergiebigste Ader, so mag das in einem gewissen Sinne zugegeben werden; nennt er sie aber ihre lauterste Quelle, so fürchte ich, geht er zu weit. Die lauterste Quelle würde ich immer den Reingaert nennen, dort ist Alles Rechte und erweislich Nationale ungetrübt, diese Reinheit mag sich auch nach der Verpflanzung der fränkischen Sage auf gallischen Boden lange erhalten haben, einzelne, gewiß ächte deutsche Thiermärchen finden sich auch offenbar in den noch erhaltenen Branchen; allein im Ganzen sind sie nicht allein mit dem Stoffe äsopischer oder apianischer Fabeln überladen und nehmen oft eine lehrhafte Wendung, sondern nochmehr haben sie von der Manier der Fabliau und Contes gelitten. Sie konnten sich in Ton und Farbe den Schwänken ihrem inneren Wesen nach ungefährdet anschließen. Ich bemerkte oben, daß ein offenerer Gegensatz gegen die Idealität und Bornehmheit des Ritterlebens und überhaupt der höheren Stände sich von selbst in diesem volksmäßigen Thierepos. herausstellen mußte, und es dürfte in Deutschland wohl daher rühren, daß man es in keinem der höfischen Dichter erwähnt findet; aber so gleich in Thomasin, der sich aus den höfischen Aventiuren so viel nicht macht. Diesem Leben, dieser preciosen Abgeschlossenheit steht nun auch, sehen wir, das Fabliau überall gegenüber, so wie der ganze ungeheure Schatz der kleineren Erzählungen und Novellen im Mittelalter überall. Hier ist gar nichts von einer Bewußtheit, weil der Gegensatz hier fast lediglich ein ästhetischer war. Was nämlich gewandte Sprache und Darstellung, Effect und lebendige Auffassung angeht, so steht überall das was in die genannte Klasse fällt so weit über dem höfischen Epos, als die Gegenstände, welche sich dieser Zweig der niederen Kunst wählte, und die Manier in der man sie schilderte, der Natur und der Wirklichkeit näher stand.

316) Vers 9659. Ce dist l'estoire es premiers vers, que ja estoit passez yvers, et l'aube-espine florissoit etc.

317) p. CXVI.



Und diesen Vorzug theilt der Renart, wenigstens in einzelnen, wahrscheinlich den aus älteren Zeiten herstammenden Branchen (beim überarbeitet und aus dem 13ten Jahrhundert sind auch die ältesten die wir haben), mit den Fabliaux; denn hier und dort haben die Franzosen ein anerkanntes Talent der heiteren, leichten, freien, oft frivolen Erzählung bewährt; gegen das der Renart und Meineke, wenn sie daneben bestehen wollen, andere Verdienste geltend machen müssen. Dennoch kann man behaupten, auch in diesen Gedichten herrsche, verglichen zu den deutschen Nitterepen, eine ähnliche Kunst, und jener ästhetische Gegensatz bleibt auch hier als eine Eigenthümlichkeit des Thiererepos sichtbar. Durchaus finden wir in jedem Zweig dieser Dichtung, in welcher Sprache er auch behandelt sei, gegen den großen Styl der Kunst in dem Nittererepos die kleine, minutöse, detaillirte Manier der Niederländer; gegen die allgemeinste, weiteste und unbestimmteste Bühne dort, wo man bestimmte Sige erwarten sollte, sieht hier, wo man jede Unbestimmtheit gelten lassen würde, oft die festeste Localität und der engste Schauplatz; gegen bedeutungsvolle Namen hier dort ganz individuelle; gegen die schale Flachheit der Charaktere jener Helden diese scharfgezeichneten Thierindividuen (da ja, wie das Mittelalter in zahllosen Sprüchwörtern und in häufigen Reflexionen aussprach, das Thier wie die gesammte Natur, im Gegensatz zu dem schwankenden Menschen, seinem ursprünglich ihm angewiesenen Wege treu bleibt); dem pomphaften Wesen jener Ritterwelt und der Höhe ihrer Bestrebungen gegenüber diese alltägliche Gemeinheit; statt dem hohen Rothurn der niedrige Soccus; statt der träumerischen Sehnsucht dort das vergnüglichste Behagen hier; wo dort Alles Wunder und Ueberraschung ist, fließt hier Alles in der plausibelsten Gewöhnlichkeit; je mehr Edelmuth und Selbstruhm dort, desto mehr Schlechtigkeit und Selbstruhm hier; je höher dort die Idee der Kreuzzüge gesteigert ward, desto unverschämter und abscheulicher verspottet man sie hier<sup>318)</sup>; dort kennt man das gemeine Bedürfnis nicht, hier dreht sich Alles um dies Eine; dort ist die Liebe ätherisch und subtil, hier ist viehische Unzucht; und als ob sich Alles vereinigen wolle, gegen jenes so oft mühselige Stammeln der guten ritterlichen Poeten, hier diese gelöste Zunge, diese Kraft der Dar-

318) Br. 20. Vers 11259 sqq.

stellung, diese reizende Leichtigkeit, diese stets dauernde Energie, wo dort oft über der langen und langweiligen Materie die Frische ausgeht, die Sprache stockt und der Reim lahmt und Lücken füllt; und in Deutschland, wo der Gegensatz sich am vollkommensten herausstellen sollte, mußte sich als Schlüsselstein des ganzen Gebäudes eine Uebersetzung oder Bearbeitung in einem Dialecte geltend machen, der wie eine weitere Besonderheit gegen das Allgemeine der höheren Dichtkunst erscheint, ein Dialect, der, so wenig er sich sonst hervorgethan hatte, so ganz für diese Art der Dichtung geschaffen schien, daß man die späteren Umarbeitungen, selbst die von Göthe, damit vergleichend, nichts wahreres sagen kann als was Lauremberg vor Zeiten schon gesagt hat <sup>319</sup>).

Der französische Renart nun excellirt, wie die französischen Fabeln überhaupt, in dieser Kunst der heiteren Darstellung gegen die trockenen ritterlichen Epen der Trouveres gehalten noch mehr, als das Aehnliche gegen das Aehnliche gehalten in Deutschland; sie übertreffen das größere Epos wie die Gellert'schen und ähnliche Erzählungen und Fabeln den Schönaich; sie verhalten sich aber zu der reinen Thiersage wie Lafontaine und seine Nachahmer zu der reinen äsopischen oder der sich ihr wieder nähernden Lessing'schen. Ob nun dies dem Charakter dieser Dichtungen angemessen ist, ergiebt sich sehr leicht von selbst: tausend Züge finden sich in dem französischen Renart, die wenn man an den Renart oder Reineke gewöhnt ist, so lästig fallen, wie Lafontaine, wenn man die äsopische Fabel kennt. Ich will nur Einiges anführen. In der äsopischen Fabel, wo die Erzählung, wie Lessing vortrefflich gezeigt hat, so wenig Zweck ist, daß sie jede erzählte Begebenheit, sobald die Moral deutlich ist, fallen läßt, ohne ihr Ende herbeizuführen, konnte Alles dienen, wenn nur der Zweck erreicht ward; Thiere, Töpfe, Pflanzen, Menschen, Götter, Alles konnte in der schönsten Gleichheit mit einander conversiren, auch menschliche Einsicht durfte der Dichter den Thieren leihen, so weit er mochte. Das Thier-

319)

Man hefft sich zwar thomartext dat boec tho bringen  
in hochdütsche Sprach, men ydt wil ganz nicht klingen,  
Ihr klappet yegen dat Original tho reden,  
als wenn man pfecht ein Stücke vul hölt tho brecken,  
edder schmitt einen olden Post gigen de Wand;  
dat maket, dewyl yur ys unbekand  
de natürlickste Eigenschop dersülven Rede  
welcke de angebahene Bietlickheit bringt mede ic.

epos, das in seinem Stoffe schon materiell dem Dichter eine ganze von unserer wirklichen verschiedene Welt an die Hand gab, machte es nöthig, daß der Dichter dieses fremde Geschlecht in seinen Handlungen und seinem geistigen und moralischen Treiben der wirklichen, menschlichen Welt nahe stellte, und je näher er darin die gemeine Wahrheit traf, desto besser war es: kein Dichter, der eine solche auf bloßen Imaginationen ruhende Welt verkörpern will, kann anders; wenn er vom Olymp, vom christlichen Himmel, von Petrus oder Mephistopheles singt, so muß er recht unverholen die Menschheit in jene Zustände oder Charaktere übertragen; dies wird immer durch den Contrast etwas komisches hervorbringen, aber es scheint, dies Komische macht Homers Olymp und Göthes Mephistopheles, so verschieden es in beiden auch ist, allein erträglich. Auch hier zeigt sich wieder der natürliche Gegensatz, in dem diese Thierdichtung mit jeder andern steht: der Dichter geht sonst gewöhnlich dem Stoffe nach von der Wirklichkeit aus, und sucht seine poetische Welt zu schaffen, indem er die Handlungen und das moralische Treiben seiner Charaktere aus der Gewöhnlichkeit unseres Lebens entfernt: umgekehrt war es hier, wie wir sahen. Hier also würde ich die beiden nöthwendigen Bedingungen der Thiersage suchen, daß sie auf der einen Seite die Thierwelt in allen ihren äußeren Beziehungen der Wahrheit gemäß schildert, und ihr nur menschliche Fähigkeiten (ich wähle noch den unbestimmten Ausdruck mit Fleiß) beilegt, um uns ihr inneres Getriebe zu erklären, und nur wo dieser letzte Zweck hier und da ein Herausgehen aus jenen wirklichen äußeren Zuständen verlangt, nur da darf man zugeben, daß es geschieht, zumal da dadurch, wenn es mit Vorsicht geschieht, eine Steigerung des komischen Effects hervorgebracht wird, die hier zwar nicht absichtlich gesucht werden darf, aber darum nicht kleinlich geflohen zu werden braucht, weil die ganze Grundfarbe des Thierepos ironisch ist. Die ironische Schilderung hat es eigen, daß sie eine gleichmäßige Heiterkeit hervorbringt, die aber immer an Ernst grenzen und lieber in satyrischen Eifer oder in tiefe Gedanken überstreifen wird, als in frivolen Leichtsinne und in oberflächliche und thörichte Späße. Zudem ersteren wird sie zum Theil im Renardus, zum Theil im Renekt gezwungen, zu dem letzteren im Renart auf Weg und Steg, der Renart im ersten Theile steht mitten inne. Wenn gleich im Eingange zu

dem französischen Romane der Unglauben rege gemacht, und auf die Thorheit der Annahme einer vernünftigen Thierwelt gleich mit Fingern gedeutet wird, indem man sich auf Bileams Esel, indem man sich spasshaft auf die Autorität der Bücher beruft, wenn gleich den Thiercharakteren ihre moralischen Bedeutungen gegeben, im Wolf und Fuchs Gierigkeit und Untreue personificirt vorgeführt werden, so ist sogleich aller Eindruck weg und die bestimmteste Sündedeutung auf moralische Lehre am Schluß des Reineke ist gegen dies so wenig störend, daß im Gegentheile Manche darin erst eine Beruhigung finden werden. Hier stellt sich der Dichter sogleich über seinen Gegenstand, theilt uns seine Weisheit mit und unser episches Interesse ist auf der Stelle aus; er sucht uns wie der Lateiner mit seiner sophistischen Redekunst, so er mit seiner feinen Erzählung zu interessiren, mit Ausmalung obscöner Situationen, mit Erfindung und Anlegung von Intriguen, und es ist schon seltner, wo die oft reizende, anschauliche, lebendige Erzählung den gleichmäßigen Grundton der Schelmerei festhält, der hier meist durchgeht, ganz verschieden von dem niederländischen und sächsischen Gedicht. Wenn die Thiere hier auch mit Menschen conversiren, Menschen betrügen so gut wie ihres Gleichen, Menschen mishandeln, so finden wir darin einen Mißbrauch und eine Verletzung der allerersten Bedingung, die durchaus ein ganzes Mißverständnis der Sage verräth, die auch nur aus dem Hang floß, Neues und Niegehörtes zu sagen. Das Haschen nach kleiner Ausführlichkeit in der Erzählung ist hier so unleidlich, wie im lateinischen Gedichte die Wigeleien; gleich sind auch die endlosen Reden, welche die raschesten Handlungen unterbrechen, hinhalten und stören und diese üble Eigenschaft wird auch ausdrücklich bemerkt.<sup>320</sup>). Es muß ferner jene Grundbedingungen nothwendig verletzen, wenn hier auf der einen Seite ganz ohne alle Veranlassung die Thiere mit Prügeln, in menschlicher Kleidung, mit menschlichen Waffen, mit Schwert, mit Pferd, mit Sporen eingeführt werden, meist scheint es ohne daß man anders als figurlich davon redet, und auf der anderen wieder in allen ihren feinsten thierischen Eigenthümlichkeiten er-

320) Vers 5468. Voir dist li vilain ce me semble, Qui dist qu'entre bouche et cuillier Avient sovent grant encombrer: Or en sui bien certains et fiz. Sages fu Catons et recuiz, qui esseigna son filz petit, Q'à son mengier parlast petit, Mès ne i'ai pns bien retenu, Bien voi que mal m'est avenü, de trop parler a ceste foitz.

scheinen, der Hahn singend mit Einem geschlossenem Auge, mit gespreiztem Flügel den er mit den Füßen tritt, die Krage mit ihrem Schwanz spielend und um sich selbst im Kreise drehend, und dergl. Es ist schwer und geht mich hier nicht an, Gesetze zu geben und Grenzen zu ziehen zwischen dem Lächerlichen und Abgeschmackten, zwischen dem Gemeinen was die Thiersage schildert und dem nutzlos Lächerlichen, wozu sie hier übergleitet, aber doch frage ich, ist die Branche 7, wo die Krage zwei Priester, welche sie fangen wollen, heimischt, nicht so läppisch, wie man nur was haben kann? Ist in Br. 9 das Auffressen der Hostien durch den Fuchs und der Kirchenraub, sammt anderen begleitenden Umständen nicht so nutzlos frivol als möglich? Ist die Br. 14, deren Titel man heutzutage nicht einmal altfranzösisch hersezen kann, wie so manche franz. Fabliaux in ihrer nackten Unsfätigkeit werth, daß so viel Gabe der Darstellung daran verschwendet ist, eben wie auch in Br. 21. und 27.? Ist in Br. 20. die Profanirung der Wallfahrtsinsignien grade nothwendig, um den Mißbrauch der Wallfahrten mit Spott zu strafen? Gibt es irgend ein Beispiel, wo das übertriebene Uebertragen menschlich-äusserer Verhältnisse auf die Thierwelt so in seiner ganzen Lächerlichkeit erscheint, als in eben dieser Branche in der Belagerung von Maupepuis? Ist die Häufung kindischer Erfindungen, Neuerungen und Erweiterungen irgendwo deutlicher und ekler als am Ende eben dieser Branche, oder in der Neigung, die hier sehr allgemein ist, den Fuchs von allerhand Thieren überlisten und betrügen zu lassen? Kurz, überall fast sieht man diese Dichtungen der Franzosen nichts als die flachste Unterhaltung bezweckend und im Allgemeinen verhalten sie sich auch ihrem Werthe nach nicht anders zu dem niederländischen und niederländischen Epos, als eine Reihe von Fabliaux von schöner Oberfläche zu einem epischen Gedichte, das in sich geschlossen und innerlich von Einem Geiste belebt, den reinsten und tiefsten dauernden Eindruck zu machen im Stande ist, weil es nur Einen totalen Eindruck zu machen sucht, wie jedes ächte Gedicht thun soll, das nicht bloß auf Zerstreuung und flüchtige Vergnügung berechnet ist. Kein Wunder dann, daß auf diesem Grunde sich nachher im 13ten und 14ten Jahrhundert nichts aufbauen konnte, als (um von dem nicht werthlosen *couronnement* Renart von Marie de France zu schweigen) ein *Renart le nouvel* von Jaquemars

Sielee (oa. 1290), der schon Thierkriege behandelt und in ein Feld überstreift, das wieder an eine ganz andere Art von Thiererzählung gränzt, und dann ein *renart li contrefet* (um die Mitte des 14. Jahrhunderts vollendet), der noch elender seyn muß, als das elendeste, was gedruckt ist, wenn man nach den Auszügen bei *Le-grand d'Aussy* urtheilen soll. Wie ganz anders dagegen der niederländische *Reinaert*! Auf diesem mehr deutschen Boden, wo gleich unter den Händen der lateinischen Dichter diese Thiersage eine feste epische Abrundung erhielt, kam scheint's keine andere Form auf; und diese Arbeit von *Willam die Matot*, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, der übrigens auch nach einer französischen Quelle gearbeitet zu haben versichert, hängt in sich so fest zusammen, gibt eine so vollkommene Befriedigung, hat einen so entschiedenen, bei jeder wiederholten Lectüre stets deutlicher hervortretenden Werth, erschöpft so sehr den Grundgedanken dieser sämtlichen Thierdichtungen, daß nur Ein doch nicht ganz geistloser Nachahmer vielleicht hundert Jahre später auf den Gedanken kam, dies ursprüngliche Gedicht *Willams* in einer Fortsetzung mehr zu wiederholen als weiter zu führen. Von da an ward dieses vereinte Werk, das man nach *Grimms* Bemerkung bald als aus Einer Feder geflossen ansah, erst in eine Prosa umgewandelt, „die großen Beifall erlangte und ihre Quelle, die älteren Gedichte, in Kurzem ganz vergessen machte; — die sich sehr getreu an die Worte der Dichter hält und allenthalben eine Menge Reime aus ihnen hat stehen lassen.“ Eben so genau hielt sich wieder an diese Prosa eine englische Uebersetzung, die schon zwei Jahre, nach dem jene 1479 in *Gouda* bei *Gheraert Leu* zum erstemal gedruckt worden war, erschien. Nur die aus beiden geflossenen holländischen und englischen Volksbücher haben verkürzt und entstellt. Sonst scheint sich jede Bearbeitung treu und redlich an ihr Vorbild angeschlossen zu haben; was war auch hier zu ändern oder zu bessern, oder welcher Ruhm mit Aenderung oder Besserung einzuerndten? So entstand aus dem flandrischen *Reinaert* der niedersächsische *Reineke*, dies Buch, dessen räthselhafte Entstehung so viele Federn früher in Bewegung gesetzt hatte, und auch jetzt noch eine Aufnahme der Untersuchungen durch *Grimm* im 8ten Capitel veranlaßt hat, auf welche der neue Herausgeber des *Reineke* verwies und auch mir zu verweisen erlaubt sein wird. Dieß Gedicht ist unmittelbar

aus den niederländischen Gedichten geflossen, nicht aus der Prosa, schon weil sehr oft die gleichen Reime beibehalten sind; die Zusätze, Auslassungen oder sonstigen Verschiedenheiten sind, was den Stoff angeht, kaum anzuschlagen. Diese niedersächsische Uebersetzung ist, wie schon gesagt, der Schlüsselstein des Ganzen geblieben; in Deutschland erlebte sie bis auf den heutigen Tag eine Menge von Auflagen, seit den letzten zehn Jahren ist die oben angeführte von Hoffmann von Fallersleben die Dritte; hochdeutsche Uebersetzungen, und wieder aus ihnen geflossene lateinische Uebersetzungen wetteiferten, so sehr das Gedicht darin verlor; wo sich noch Jemand erlaubte, sich bedeutender von dem typisch gewordenen Texte zu entfernen, rächte sich das Unterfangen von selbst; aus dem niederdeutschen ging es ins dänische, aus dem dänischen ins schwedische, aus schwedischen Versen in Prosa über, und es soll in isländischer Uebersetzung existiren. Ins Unendliche vervielfachte sich dieses Eine von Willam ausgegangene Gedicht! der kühnste poetische Schöpfer der neuen Zeit hat es seiner Muse nicht unwerth geachtet, ihm neuhochdeutsche Sprache und klassische Form zu geben und er wagte es nicht, sich nur auf Schritte zu entfernen! An diesem alle Jahrhunderte und allem Zeit- und Nationalgeschmacke überdauernden inneren Werth zergeht der Renart ganz eigentlich, der nicht einmal im Geschmack seiner Landsleute die späteren matten Nachäffungen verdrängen konnte; neben der eindringenden und umfassenden Verbreitung dieses Werkes in zahllosen Drucken, neben seiner jeder Veränderung trogenden Kraft können die hunderttausend Verse der Franzosen in keinen Betracht kommen.

Aber welch ein Werk ist auch dieser Reinaert gegen den Renart! Hier ist wirklich jene Thierwelt eine poetisch abgeschlossene Welt, in welche vor Allem keine Thiersabeln sich einmischen. Ueberall wo dies in den französischen Branchen, in der Fortsetzung des Willam und wo sonst geschehen ist, da ist der innere Gang gestört, denn diese Dinge sind alle zu vereinzelt und haben in sich zu wenig epische Anlage, als daß sie sich je ohne Zwang hätten einfügen lassen; dazu trugen sie überall in den Dichter, der sie aufnahm, einen Hang zum Moralisiren oder Allegorisiren über. Nichts der Art ist hier. Es ist das ächte Thiermärchen, und nur das Thiermärchen, das in seiner rhapsodischen Gestalt in sich nach Ergänzung und Erweiterung rang. Indem der Dichter streng

den Kreis der äußeren Zustände der Thiere festhält, bringt er keine Menschen ins Spiel, als wo sie, wie in der Wirklichkeit, ihre Feinde, die Raubthiere, verfolgen: sie spielen im Gegentheil wie halb räthselhafte Wesen nur in der Ferne mit, und es ist nicht daran zu denken, daß sie mit in den Vordergrund träten oder mit den Bestien sich unterhielten, Handel mit ihnen abschließen und dergleichen, wie im Renart geschieht, und wie selbst in dem lateinischen Gedichte nur dann vorkommt, wenn die offenste Satyre auf die Mönche bezweckt wird. Der Tact des Dichters hat, nicht in Bezug auf die Verbannung der Fabel, aber hinsichtlich dieses letzteren Punctes sogar seinen Nachfolger und Fortsetzer entschieden bestimmt. Noch scheint mir diese Reinigung des Terrains bei weitem nicht die tiefste Seite des Gedichtes oder das größte Verdienst des Dichters (womit ich geradezu den Willam meine, denn nie glaube ich, daß ein Franzose etwas der Art machen könne). In der Fabel und Parabel bemerkten wir, daß auf Wahrscheinlichkeit, daß selbst auf einen Grad der Wahrscheinlichkeit nicht geachtet zu werden braucht, wenn man den Thieren Tugenden und Einsichten beilegt. Die höchsten Sprüche der Weisheit, die gezogene Moral mag dort dem Thiere selbst in den Mund gelegt werden; das Schaf mag sich voll christlicher Selbsterleugnung zum Opfer darbiehen. Das konnte in einer handelnden Welt nicht geschehen, hier trennen sich die Gesetze einer epischen, zusammenhängenden Erzählung und eines fragmentarischen didactischen Gedichtes. Hier ward auch überall, was das Handeln selbst angeht, das rechte Maas beobachtet, wie wir sahen. Die Thiere aus einem niederen Kreise von Bestrebungen heraustreten zu lassen, fiel keinem Dichter ein, selbst die französischen und lateinischen haben keinem ihrer Geschöpfe edlere Handlungen geliehen und höhere Motive untergelegt. Nicht so, was das Intellectuelle angeht. Wie sollte man es auch einem Conterre und Fabelauerzähler zumuthen, daß, wo er einmal einen theuren Witz hatte, er ihn nicht ausbieten solle; wie konnte man also billigerweise verlangen, daß er seine Thiere nicht jederlei Gedanken solle aussprechen lassen, die sein eigenes Hirn erzeugte; oder wie sollte gar ein mönchischer zierlicher Latinist dem Geist der Thiersage zu Gefallen seine schönsten Wortspiele zurückhalten; um deren Anbringung es ihm vielleicht einzig zu thun war! Allein



nun liegen auch ihre Producte da, und wurden früh vergessen, denn dazu lag die Aufforderung in den Producten selbst, die kein besseres Schicksal verdienten. Es ist überhaupt eine sehr bequeme Sache, verlorene Schätze der Literatur zu beklagen, und die Vernachlässigung Anderer zu bedauern: allein den Verlust und die Vernachlässigung zu erklären, ist wohl sehr häufig eine mögliche, und nur nicht oft versuchte Sache. Dieser Willam hat es über sich vermocht, sich nach dem Eingange zu dem Gedichte aus der Erzählung zu entfernen; nirgends tritt er im Geringsten hervor und indem er allein mit dem Gange seiner Begebenheiten und dem Treiben seiner Helden die Phantasie fesselt, verschmäh't er mit sinnbildernder, moralischer oder gelehrter Weisheit seinen Leser zu behelligen, und mit dieser verleugnenden Natur begabt, konnte er reiner das Wesen der Thiersage in sich aufnehmen und mit dem trefflichsten Genius die rechte Form mit dem rechten Geiste beleben. Er leiht seinen Thieren all die menschliche Einsicht, die zu eben jenem alltäglichen Leben gehört, welches die Sphäre der Thierdichtung überall bilden sollte; eine Einsicht, welche Routine, Gewohnheit, angeborener Instinct von selbst an die Hand geben. Er hütet sich, seinen Thieren zu ihren Handlungen bestimmte Motive zu geben: gab er ihnen die viehischen, welche der Verfasser des Reinardus ihnen beilegte, so fiel er ins abschreckend-Gemeine; gab er ihnen zufällige, äußere, so fiel er in das Willkürliche, Launenhafte und Schwankartige der Franzosen; gab er ihnen grundsätzlich-bewusste Schlechtigkeit, so war die milde Ironie kaum festzuhalten. Er ließ ihnen daher die thierischen, angeborenen Triebe, die auch in dem gewöhnlichen Menschen die Quelle des Schlechten und Guten sind; der Fuchs geht hier nicht aus Feindschaft gegen den Wolf auf dessen Unglück, sondern ohne andere Ursache als den Drang seiner schadenfrohen Natur auf den Schaden Aller aus; unter Umständen ist er ein beichtender Sünder, unter Umständen ein sündiger Beichtender; er scheint jetzt ein zärtlicher Gatte und Vater, und dann ist er ein leichtsinniger Gatte und Sohn, der unter Umständen sein Weib vergiftet (obwohl jene bekannte Scene hier nicht einmal vorkommt, wohl aber erwähnt wird) und die Gebeine seines Vaters lästert; er nimmt einen Vortheil mit wo er kann, aber er übt seine lösen Streiche nicht nur des Vortheils willen, sondern aus Leichtsinn, selbst wo sie seine Gefahr vermehren.

Ich weiß nicht, ob man mirs übel nehmen wird, aber dies scheint mir das wahre Bild des gemeinen Menschen, der keine inneren Prinzipien kennt, und nicht einmal des gemeinen schlechten Menschen, sondern des Menschen wie er gemeinhin sein würde, wenn man ihm, was Verborgtheit und der Firniß der Welt und was die Schule oder Predigt von schönen Worten an ihm hängen ließ, abstreifen könnte. Der Fuchs erscheint dabei mit der Ueberlegenheit seines sanguinischen Temperaments und seiner Gewandtheit mehr nach dem Schlechten geneigt, und ist das active Prinzip in diesem Kreise, der Wolf und die Andern erscheinen dann mit ihrer Beschränktheit und Passivität im nothwendigen Nachtheil. Dies Alles ist in der Welt der Menschen leider nicht anders, und wenn das meine Leser auf den ersten Augenblick nicht zugeben wollen, indem sie der Eingebung ihrer Gefühle Gehör gaben, so wünschte ich, daß sie beachten, ob sie sich nicht von Folgendem irre leiten lassen. In der wirklichen Welt erscheint einmal alle Verderbtheit in einem viel milderen Lichte, weil namentlich das Christenthum die Kunst allzugut verstehen machte, die Blößen zu bedecken, und weil überhaupt das neuere getheilte Leben und die große Bevölkerung eine Deffentlichkeit des Privatlebens nicht in der Art möglich machte wie im Alterthume; und dann indignirt alles Schlechte, das wir von Menschen an Menschen verübt sehen, uns als Mensch wieder, selbst wenn wir gerne fähig wären unter Umständen das Nämliche zu thun, und in unserer Leidenschaft dünken wir uns dann besser als wir sind; nicht ganz mit Unrecht: denn das Mitleid ist in der That eine reiche Quelle unserer schöneren Handlungen. Allein hier in dieser poetischen Thierwelt wird, wie Lessing in Bezug auf die Fabel sehr schön gesagt hat, unsere Leidenschaft gar nicht oder wenig erregt, unser Mitleid kommt nicht ins Spiel, unser Abscheu auch nicht, denn Jeder wird sich ertappen, daß er für den Bösewicht Reinhart Parthei nimmt. Ja in der Geschichte geht es uns leicht so, daß wir für überlegene kräftige Charaktere uns interessieren, die wir in der Gegenwart, wenn uns ihre Grausamkeit näher treffen könnte, verabscheuen würden; unser Gefallen an kühnen Räubern und dergleichen fließt aus dieser Quelle der Bewunderung des Starken, Ueberlegenen und Klugen, wenn es auch oft das Schlechte ist. Wir treffen also in unserem Inneren den Grund, auf den dieses ganze Gemälde gezogen ist; wir nehmen den Ein-

druck, den es macht oder zu machen fähig ist, darum ganz auf; wir nehmen ihn ganz ungeirrt auf, weil keine vereinzelte Empfindung gewaltsam rege gemacht wird, weil die Schicksale der Handelnden unser Gemüth nicht so berühren, als wenn wir handelnde Menschen in diesen Zuständen sähen; und hier tritt wieder von einer anderen Seite die Thorheit heraus, die in dem Einführen von Menschen als mitagirenden Personen in die Thiersage liegt. Indem nun der Dichter überall mit einer Mäßigung und einem Tacte, der ganz unvergleichlich ist, diese Geschöpfe ohne Prinzipien immer nur so handeln läßt, wie sie nach ihren Trieben handeln können, indem er sie nur in solche Situationen bringt, die dem angemessen sind, so mußte er nothwendig auch ihre Intelligenz limitiren und dem Ausdrücke und der Sprache einen passenden Charakter geben. Natürlich also fiel alles Raisonnieren, all das subtile, sophistische Geschwäg bei Lateinern und Franzosen ganz weg; alles planmäßige Entwerfen, aller größere Ueberblick, alle Grundfäßlichkeit und dergleichen konnte nicht dienen; nicht einmal den Wig durfte er ihnen in dem Maasse wie die früheren Bearbeiter leihen. Es ist daher ganz vortrefflich, daß die Thiere hier stets bloß im treuesten Tone der täglichen Unterhaltung reden, aber stets dabei jene Wichtigkeit auf das Trivialste legen, welche auch der spießbürgerliche Wirthshausgänger nie ablegt; wo sie sich über Hunger und Durst erheben, da sind es Gemeinplätze, die sie reden; und die Bedeutung derselben hat man immer gefühlt, wenn auch nicht verstanden, denn man hat sie ausgezogen, mit gesperrten Lettern gedruckt, man hat in ihnen den Werth des Buches gesucht. Während jene Thiere der französischen Gedichte häufig in ihrer Thierheit tölpelhaft sich anstellen, mehr als es die ihnen verliehene Weisheit in Worten und auch oft in Werken gestattet, so reden sie hier — und ist das nicht wieder bei neun Zehnteln der gewöhnlichen Menschen der Fall? — immer viel geschiedter, als sie sind und wissen. Es liegt über dem Nichtigsten und Wahresten, was sie sagen (mit einer bewundernswerthen Kunst ist dies erreicht) ein — ich weiß nicht was von dummtreuer Philisterei, die nicht feiner geschildert werden kann. Die Grenzen, die der Dichter der Intellectualität seiner Geschöpfe ziehen mußte, waren gefährlich, leicht konnte die unerträglichste Langweiligkeit daraus folgen, allein er wußte sich vortrefflich zu helfen, indem er ihnen

eben jene Altflugheit lieb und jenen Mutterwitz, der sich so gut mit diesen Grenzen vertrug. Hier haben es die Späteren versehen. Der Dichter des Reinaert würde seinem Helden nie die Weichte in den Mund gegeben haben, welche der zweite Theil im Reineke enthält, so vortrefflich sie an und für sich ist, weil sie viel zu sehr auf völlige Bewußtheit im Handeln und Denken deutet; obwohl man sonst bekennen muß, daß der Reineke schon darum ein vortreffliches Stück ist, weil er den Geist des Reinaert so treu festzuhalten verstand. Göthe hat es darin versehen, daß er diesen Fehler im Reineke noch weiter treibt: eben in jener Weichte redet zuweilen aus seinem Fuchs eine vornehme, achselzuckende Weisheit, die immer noch auf etwas tieferes und geheimgehaltenes schließen läßt. Auch hier aber muß man zugeben, daß der ursprüngliche Ton im Allgemeinen auch von Göthe bewahrt ward, was in seiner Zeit und in seiner Sprache gewiß sehr schwer war. Denn das dürfen wir nicht vergessen, daß namentlich für den ans Hochdeutsche Gewöhnten diese niederländische und niedersächsische Sprache viel dazu beiträgt, jenen Charakter der Conversation hervorzubringen, so wie es, objectiv betrachtet, unmöglich als Zufall angesehen werden darf, daß sich der niederdeutsche, sonst in aller Dichtkunst ganz obscure Dialect, dieses Gegenstandes gerade mit so vieler Ueberlegenheit bemächtigte. Durch diese Auffassung und Behandlung der Sage nun tritt hier wieder von einer anderen Seite hervor, wie durchaus diese Dichtung den übrigen Dichtungen jener Zeiten und dem ganzen Treiben der oberen Regionen in der damaligen menschlichen Gesellschaft entgegengesetzt ist. In allen ritterlichen Epen in Deutschland und Frankreich finden wir, ganz entsprechend jenen Zeiten um das 13te Jahrhundert und ihrer Geschichte überhaupt jenen Grund der völligen Prinziplosigkeit im Handeln. Wo dies in den Poesien vorherrscht, da bedingt es die völlige Werthlosigkeit derselben. Allein in den besten epischen Gedichten ringt der Dichter oder sein Held meist nach Grundsätzen und kann sich dabei meist nicht zurechtfinden; daher jener ewige Zug des Jammers in allen Werken der Hofdichter, der nur wegfällt, wenn ein Gottfried, indem er zu einem Prinzip der Kunst kommt, einsieht, daß er dem Charakter jener Stoffe nach seinem Helden geradezu alles Prinzip am kürzesten wegnimmt und ihn als Spielball von Geschick, Zufall und Leidenschaft schildert und

auf diese Weise mit ihm zu interessiren sucht. Jene Gedichte zeigen also ein mühsames, schweres, meist fruchtloses Ringen aus dem Gemeinen ins Hohe und Ideale, nach höheren leitenden Grundsätzen, dieses Thierepos aber vergräbt sich recht in den Mangel derselben und weiß und ahnt deren keine; dort ist ewiger Wechsel von Lieb und Leid, und in das schönste Glück, das man da kennt, ist Bitterkeit von der Natur schon niedergelegt, aber hier geht Alles aufs lustigste her, und das Unglück, das man hier leidet, wird nicht so ernst empfunden; man trifft dort auf die Plagen und inneren Leiden, welche das größere höhere Streben im Menschen immer mit sich führt, hier nur auf die ungestörte Lust, welche die niederen Stände trotz ihrer äußeren Geplagtheit immer besitzen. Indem dort der Dichter das Schwanken seines Helden natürlich selbst theilt, schwächt dies den Eindruck, den sein Gedicht macht: hier ist die unverwundliche Festigkeit eines Volksgedichtes, das von dem für Natur und Einfachheit empfänglichen Dichter unverletzt dargestellt und wahrscheinlich vielmehr zur alten ursprünglichen Einfachheit hergestellt ward, und das in seiner Wirkung auf das Gemüth des Lesers durchaus total und vollkommen ist. Von jenen Ritterepen weg gehen wir aus Zweifel in Zweifel, hier fühlen wir uns innerlichst erquickt, wir fühlen uns in unserer edleren Menschlichkeit, die feine Ironie der Dichtung, die wir hingerissen von dem epischen Interesse der Erzählung während des Lesens oder Hörens nur ganz im Hintergrunde zu vernehmen im Stande waren, die uns also im Genuße des Einzelnen nirgends störte, tritt, so wie wir das Buch schließen, aufs lebhafteste hervor; sobald wir das Detail des Gemäldes in der Nähe uns verständlich gemacht haben, treten wir zurück um Alles auf einmal zu übersehen und sogleich lehrt uns jener Farbenton, in welchem Lichte wir das Ganze zu betrachten haben. Wir gehen edler und gehobener von dem Gedichte weg und dies ist die größte Wirkung und die ächteste, die je ein Kunstwerk machen kann. Der Reinhart Fuchs dieses Willam steht gegen die ritterlichen Epen und Romane in demselben absoluten Gegensatze, wie Aristophanes gegen die griechischen Tragiker. Wie dieser dem ernsten Drama und seinen heroischen Sitten des Alterthums die Gegenwart mit all ihrer Gefunkenheit im schneidendsten Contraste entgegenstellt, so dieses Gedicht ein gemein menschliches Treiben dem sublimen der epischen

Heroen. Die Erhabenheit des alten Dramas zwang Alles, was sich ihr entgegensetzen wollte, ins Komische; anders war es hier, wo in den Romanen keinerlei Erhabenheit zu finden ist, weil immer die Gegenwart selbst ihr Boden ist, die sie nur in einen übermenschlichen Glanz stellen. Das Thiereros entzog daher dieser nämlichen Gegenwart selbst noch das Menschliche, um sie eben so eine große Stufe herabzusetzen, wie sie jene hinaufgerückt hatten. Ein mit so außerordentlichem Glück gewonnenes Terrain, ein darauf so fest und sicher gegründetes Gebäude mußte sich von gleicher Dauer und Gediegenheit ausweisen, wie die unsterblichen Werke des athensischen Komikers.

#### 4. Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems.

Während wir bisher so Vielerlei betrachteten, was der Blüthezeit des Rittergesangs fremder war, was jetzt ansing den Geschmack zu beherrschen und die ritterlichen Romane und lyrischen Lieder wenn nicht ganz zu stürzen doch umgestalten zu wollen schien, so müssen wir jetzt noch mit kurzen Worten dasjenige betrachten, was sich unter diesem Eindrange neuer Tendenzen noch möglichst auf dem alten Wege zu halten suchte. Hier werden wir am entschiedensten sehen, daß die letzte Stunde der guten Zeit geschlagen hatte. Was zuerst den lyrischen Gesang angeht, so ist dies bekanntlich ein Theil der Dichtkunst, der in jeden Zeiten einmal von einem schönen Talente im Feuer der Jugend leidlich versucht werden kann, an dem am wenigsten schnell sich die Ausartung einer Poesie kund thut. So hat die neuere Zeit nach Schiller noch manches schöne lyrische Poem entstehen sehen, ohne daß ich darum behaupten wölte, daß dem schärferen Blicke nicht auch hier die Verschlimmerung, und vielleicht in feineren Symptomen als bei anderen Zweigen, einleuchte. Auch in der damaligen Zeit und noch bis ins 14te Jahrhundert blühte der Minnegesang unter der Pflege mancher wackeren Männer fort; hier aber, zunächst für diese Uebergangszeit, will ich nur zwei Repräsentanten ausheben, welche auch in der Lyrik ausweisen sollen, was wir in anderen Gattungen bereits fanden oder noch finden werden. Der Eine ist Reimar von Zweter, gebürtig vom Rhein, aber in Oestreich erwachsen und in Böhmen wohnhaft<sup>321</sup>). Bei ihm ist vor Allem die Verehrung

321) Maness. Samml. II, 122—155.

der Jungfrau auffallend, und so hervorstechend, daß ich ihn ebenso füglich oben, als ich von den Liedern zu ihrer Ehre sprach, hätte erwähnen können. Auch andere gleichzeitige und spätere Meister, wie Eberhard von Saz, der von Suonenburg, Rumsland, Boppo und Andere beschäftigen sich vielfach und gerne mit ihrem Preise; ich begnüge mich aber, dies bloß bemerkt zu haben. In Reinmars Liedern überwiegt der „unmüthliche“ Stoff vor dem Liebesgesang, wie bei Walther, den er überhaupt zum Vorbild hat, in vielen Einzelheiten copirt und im Ganzen gleichsam wiederholt. Auch hat er zwar von der sittlichen Gewalt der Liebe und der Hoheit und Würde der Frauen große Begriffe, er weiß seine Ansichten auch schön auszusprechen, aber weniger in Liedern, als in Sprüchen und im Lehrtone; er erinnert dabei an den Zwang in Strickers Frauenehre, und wie bei diesem fängt die Ehe an gepriesen zu werden. Er wendet seine Liebe mehr nach der himmlischen Frau; und dem der nach Liebesfreuden sich sehne, will er ein freudenreiches Lager angeben: der lege sich auf seine Knie und rufe die Jungfrau an, die könne ihn beseeligen, ihre Güte würde ihm Matraze und Decke sein. Er grübelt über die Bedeutung des Namens Maria; das Geheimniß der Menschwerdung beschäftigt ihn vielfach. Die Mehrzahl seiner Lieder zeigt uns in anderer Form die ähnliche Richtung wie die des Stricker und der Moralisten; häufiger streift er in Bitterkeit und Satyre. Er rüstet sich gegen alles Falsche und Böse; er schleift seiner Zunge Dorn, der Wuth im Herzen ist ihm geschwollen und da dem nicht mit Salben abzuhelfen ist, so muß er seine Brust räumen durch den Mund. Bald ist er es selbst, den er in Neue und Zerknirschung anklagt; bald ruft er sein Psui der Verachtung über die Welt, nicht selten mit jenem Mangel an feinem Sinne für anständigen Ausdruck, der jetzt überall in die Gedichte der höfischen Poeten von ferne hereinspielt, um bald sich weiter auszudehnen. Er hat die uns schon bekannte Ansicht, daß nicht das Geschlecht, sondern die Tugend den Adel mache; er zieht über die Ritterschaft los und das Turnierwesen, das ehemals ritterlich gewesen, jetzt aber rinderlich sei. Verbunden damit ist die größere, dem Walther abgelernte Heftigkeit und oft Bitterkeit gegen den Pabst und Rom, und dessen Töchter, Köln und Mainz, gegen die Heiligkeit der Kirche und des Reichs, das den Fürsten Preis gegeben wird, die den

Kaiser nicht als des Reiches Herrn, sondern als dessen Vogt betrachten und absetzen sollen, wenn er schuldhaft sei; und über die Halbheit der Welt klagt er, über Hofmönche und Klostersitter, die nicht Fisch und Fleisch sind. Auch im häufigen Gebrauche der Snonen, der Beispiele, der Allegorien und der Räthsel, deren er einige sehr schöne hat, schließt er sich an die didactischen Poeten an.

Wie ich nun den Walthar den übrigen Minnesängern, einem Nifen, Morungen, Reimar dem Alten entgegengesetzte, so will ich hier vorerst nur den Ulrich von Lichtenstein neben den von Zweter stellen, um an ihm zu sehen, nicht wie sich die Lyrik vom Minnesingen entfernt, sondern wie der Minnegesang seine alte Bedeutung verloren hat, wie Sinn und Gefühl daraus schwinden und aller Geschmack mit diesen. Er hat nach 1246 aus seinem Ritterleben und Minnedienst eine Art Roman unter dem Titel Frauendienst geschrieben, und hat darin alle seine Lieder<sup>322)</sup> verwebt, als ob sich die Minneposie zuletzt eben so zur epischen Form umbilden wollte, wie der Roman immer mehr lyrische Elemente in sich aufnahm. Wie in dieser Zeit schon Alles anfängt, herzlose Nachbeterei zu werden, so ist das auch schon hier der Fall; wenige seiner Lieder haben in sich einen Werth, Viele zeichnen sich durch Gewandtheit und Uebung aus, Keines durch wahrhaftes Gefühl, das die Kälte der Künstelei überböte. Die Gewöhnlichkeit und Armuth in diesem Buche sind über die Maasse; in seiner Prosa übersetzt er die Verse, in seinen Versen reimt er seine Prosa; die Langeweile in der Beschreibung seiner Ritterschaft und seiner Tiofte wetteifert mit der in der Geschichte seiner Liebe; und dazu kommt die eingebildete Freude über seine Poesien, die ihm manchmal in Wort und Weise unverbesserlich dünken, während wir zugleich ein Beispiel finden, wie kleine Dinge, wenn sie nur neu sind, in diesen Liedern angenehm berührten<sup>323)</sup>. Wie hart zugleich die alte Weichheit und Zartheit, die in der Form des Ganzen gewahrt sind, jetzt mit den rohen, indelicaten Zügen des neuen Geschmacks hier zusammenstoßen, zeigt ein Blick in den Gang der Geschichten, die uns der Dichter erzählt. Ein Mann, dem Gemach und Gut, reine Weiber, gutes Essen und Trinken und

322) Ibid II, 24—46. Von der prosaischen Erzählung liegt mir nur die Bearbeitung von Lief. vor. Stuttgart 1825.

323) Frauendienst ed. Lief. p. 219.



schöne Waffen, Kleider und Zierat zum Leben unentbehrlich scheinen, macht uns bekannt mit seiner Herzensgeschichte, oder daß ich wahrer sage, mit der Art, wie ein Mann jener Zeit der ritterlichen Sitte und Regel nachzukommen strebt. Früh als schwachtender Knabe schon hat er der Alten Rede von Frauendienst und seiner Beglückung mit gespannter Aufmerksamkeit gehört und also das Gift der rücksichtslosen Unterhaltung der Erwachsenen eingesogen, das auch an unserer Jugend von früh auf die schönsten inneren Blüten anfriszt. Früh nimmt er sich denn nach dem Beispiele Aller eine Herrin, der er seinen Dienst widmet, weil es so Mode war. Er bezieht hinfort Alles was er thut auf sie, er sieht sie als seinen Trost in jedem Unfall und als die Quelle alles seines Glückes an, er bildet sich auf seine Ausdauer mehr ein als auf Heldenthaten, er trägt von ihr Alles was ihr einfällt mit Geduld, er wird zum Kopfhänger und Mundfüllen, er trinkt ihr Waschwasser, er läßt sich ihr zu gefallen eine Ueberlippe operiren, er schlägt sich ihr zu Liebe einen krumm gewordenen Finger ab und schickt ihn ihr und sie bewahrt ihn gerührt auf und betrachtet ihn alle Tage. Dann macht er verkleidet als Venus eine stumme Landfahrt ihr zu Ehren und tiostirt als solche mit allen Rittern durch 29 Tage; man sieht, daß die Freude am Allegorischen jetzt sogar in die Handlungen eingeht, und die Liebesquälerei eben so. Noch aber prüft ihn seine Frau und zweifelt an seiner Treue, worüber ihm Thränen und Blut ausbricht. Dann erhält er endlich Erlaubniß, sie zu besuchen; er erscheint erst als Ausfägiger verkleidet, mit einer Wurzel im Mund, die bleich und geschwollen macht. Als er am Ziel seiner Werbung zu sein meint, nimmt die ganze bisher bitter ernsthafteste Erzählung eine gemein komische Wendung, ein possenhafter Fall bringt den Ritter um die Frucht seiner Dienste, er will sich ertränken, allein ein Rissen das ihm ein Knappe von seiner Frau bringt, heilt ihn noch ein wenig von seiner Tollheit. Von da an verläßt er sie jedoch und widmet sich einer Anderen. Ein solches Gedicht oder ein solcher Roman (oder wie soll man das Zwitterding nennen) konnte bei uns Lobpreisungen erndten! ein Liebespaar, wo auf der Seite des Weibes nichts ist als eine höhnische Laune und ärgerliches Spiel mit dem Gimpel, der sie zu seiner Gebieterin schwur, und auf der Seite des Mannes nichts als Unzucht und unsittliche Werbung einer sinnlich begehrliehen

Natur und Streben nach nichts als rohem Genuß. Dazu kommen dann die ekelhaften Opfer in diesem sauberen Dienste und die Wunderlichkeiten des ascetischen Minneceremoniels der Zeit, was dies Kunstwerk vollends aufs häßlichste entstellt. Ein solches Herzensleben ist nur dann anzuhören, wenn es auf Herzensreinigung hinausgeht, wie in Dantes neuem Leben, wenn nicht die Abenteuer eines routinirten Weiberjägers, sonder die sinnigen Träume eines unschuldigen Knaben der Gegenstand der Erzählung sind; und selbst dann, wenn alle jene heiligen Gefühle und träumerischen Regungen, alle Feierlichkeit mit denen man sie pflegt, alle Selbsttäuschung mit der man sich quält, alles Bedeutungsvolle, was man in jeden seiner Schritte und jeden seiner Gedanken legt, geschildert werden soll, muß „Vernunft bei der Liebe schon in solcher Jugend, und sie muß Meisterin der Leidenschaft“<sup>324)</sup> sein.

Dicht hier neben stelle ich den Wilhelm von Orleans des Rudolf von Ems.<sup>325)</sup>, der nicht allein seinem Inhalte nach hierher gehört, sondern auch das ähnliche Glück der Ueberschätzung gehabt hat, indem man ihn wohl über den Willehalm des Eschenbach gesetzt oder gefunden hat, daß er sich „unter allen übrigen Abenteuer am nächsten dem Tristan anschliese,“ daß man ihn eines der schönsten Denkmäler der altdeutschen Poesie und was weiß ich Alles genannt hat. Es ist vielleicht das früheste Werk des Dichters und kündigt sich auch in Allem als eine ganz unreife Arbeit an. Wir dürfen wieder, obwohl hier nur stellenweise, diezierliche Diction rühmen, die dem Gottfried nachgeahmt, und dessen Ton oft selbst in Nachbildung seiner lähnen verschlungenen Perioden wohl getroffen ist; was aber die Mähre selbst angeht, die zwar nach einem durch die Vermittelung eines Johannes von Ravensburg erhaltenen französischen Gedichte übersetzt ward, das unstreitig vöblige Erfindung eines matten Poeten ist, so hat der Deutsche doch darin so viel plump und ungeschickt von Gottfried Entlehntes, daß man aus diesem seinem Eigenthume die Hülflosigkeit seines dichterischen Genius wohl kann erkennen lernen. Zuerst ist (um von jener Einladung der alten Poeten und Aehnlichem zu schweigen) der Tod der Blancheur in dem der Ilse copirt. Sie hört von

324) Vita nuova. Pesaro 1829. p. 4.

325) Cod. Pal. Nr. 323.

dem Tode ihres Mannes mit großer Gefäßtheit, Sie geht ohne Weinen und Schmerz zu verathen; im Gegentheil fröhlich zu seiner Leiche, erhebt eine Klage und stirbt. Das verfeinerte Herz der Blanchefleur bleibt hier unglücklicheweise bis zum Tode berebt und geschwägig; oder der Tod der Getreuen fließt unbegreiflicherweise aus Hoffnung und Standhaftigkeit. Wir wollen ein anderes Beispiel nehmen. Der junge Wilhelm von Orleans kommt an den englischen Hof und wird mit der jungen Amelye erzogen. Sie erzählen sich gegenseitig von Puppen und Jagdspiel, und die Weichlichkeit des Tristan und Flore begegnet uns wieder. Als das Mädchen noch kindlich und harmlos blieb, wollte ihr der Knabe seine Liebe entdecken. Sie fragt ihn einst um die Ursache seiner Traurigkeit und begreift, als er ihr nun seine Eröffnungen macht, seine Sehnsucht und die Art seiner Liebe nicht; einer jener beliebten närrischen Szenen wird eingeleitet: er spricht von Wunden, die sie ihm schlage, aber, sagt sie, sie habe ja keine Waffen; sie liege ihm an seinem Herzen, beschwört er; aber sie säße ja da und er dort, wirft sie ihm ein. Allein der naive Ton des Beldegk ist weg; und diese Scene verhält sich zu dem Gespräche der Lavinia und ihrer Mutter, wie der Tod der Ute zu Blanchefleurs. Der Dichter zehrt, wie alle Dichter dieser Zeit, vom Dagewesenen, ohne im Stande zu sein, es zu erreichen; es schreibt ein Poet, der einigen offenen Sinn, große Vorbilder, kleines productives Talent hat. Jene Scene des Beldegk erregt ein innerliches Wohlgefühl und man zweifelt, soll man den Dichter oder seine Geschöpfe liebenswürdiger finden, aber hier fehlt dem Dichter die Empfindung, und mit der Empfindung der Ausdruck und man sieht ihm das Nachdenken auf der Stirne, wo man im Beldegk das lachende Herz erkennt. Bei diesem quält sich die alte wohlthätige Mutter vergebens ab, der unbefangenen Tochter einen Begriff von der Minne beizubringen und bis zum Almuth empfindet sie die Schwierigkeit, solch ein luftiges Wesen in ein Bild zu bringen, allein hier ist die Zeit schon merklich fortgerückt, dem vierzehnjährigen Knaben gelingt das schon besser, und wie Amelye gar nicht verstehen will, wie sie ihn lieben soll, so erklärt ers ihr aufs practischste: sie solle ihn zum Manne nehmen! Man sieht wohl, wie leise hier die Poesie in Prosa hinabgleitet und dies ist dann wie im Ulrich von Lichtenstein weiter in den Sonderbarkeiten der Fall, in den Turniersfahr-

ten, die der Liebende zu Ehren der Geliebten macht, in dem Gelübde sich mit Hunger ums Leben zu bringen, als Amelhe ihn nicht erheben will, und dergleichen mehr. Zeigt sich nun das profaische Gemüth des Dichters schon in solchen Zügen, so zeigt es sich in der Wahl des ganzen Gegenstandes noch mehr. Dieser Roman fängt eine neue Klasse an: er dreht sich um ganz moderne Personen, um ganz neu ritterliche Sitte, um die persönlichen, häuslichen Verhältnisse; um das Mein und Dein, um Lehnsttte, Erbfolge, Vermögensverwaltung und Verzinsung; und wenn der Held reist, so zieht er nicht mehr als Irrender, sondern mit einer Fodienerschaft; er nimmt Geld mit und gute Lehren, mit diesem Gelde hübsch sparsam zu sein; Alles geht natürlich und einfach und ziemlich ordinar zu. Dies hängt mit der Quelle dieses Gedichtes zusammen, die offenbar in Flandern oder Brabant zu suchen ist und wo der ritterlichen Poesie stets eben so gut das Spiessbürgerliche anhaften blieb, wie den mythologischen Gemälden der Rabens das Caricaturartige der niederländischen Kunst. Genau so verhält es sich mit Konrads Schwannritter<sup>326</sup>). Auch da herrscht neben der Abenteuerlichkeit des Stoffes, über dessen Quelle ich auf Görres Einleitung zum Lohengrin verweise, der Ton des gemeinen Lebens und die trivialen Verhältnisse der Gegenwart, und im Lohengrin selbst ist dies ganz der gleiche Fall. Statt daß sonst die wirkliche Welt in das Reich der Wunder hinübergerückt war, so treten hier nur noch einzelne Wunderlichkeiten in die wirkliche Welt herein.

Daß es auch allen Dichtern dieser Periode nur noch halber Ernst ums Dichten war, bezeugt außer dem Stricker, dessen Zweifel wir schon kennen gelernt, auch dieser Rudolf mit ausdrücklichen Worten. Auch ihm sind häufig die Gedanken gekommen, ob er nicht lieber das Dichten aufgäbe<sup>327</sup>). Oben sahen wir schon, daß

326) In den altdeutschen Wäldern. Band 3.

327) Wilhelm von Orleans Cod. 323. Fol. 183: Er dachte oft:

ia varen die getichte, man hat es zu nichte;

ich; mir dis gedende, ze hant ich wider wende

und dende in dem sinne min: nu, wer sol dir lieber sin,

denne du dir selber bist? Was, ob ze tegetlicher frist

die ein dank noch widerwert, davon dir leichte wirt bescheret

ete, selde, würdikeit? so liebet mir die erbeit

und nichte aber fürbas. Wf den gebingen tun ich das,

das ich in deste merder si, den seliche fuge wonet bi,

das ich in durch minen sin, lichte deste werder bin u. s. w.

er im Barlaam bereuend auf seinen Wilhelm von Orleans zurückblickte. Dasselbe geschieht in seiner Weltchronik nach Gottfried von Biterbo. Wenn irgend ein Buch die Rückkehr zu allen jenen Eigenthümlichkeiten der Zeit, in welcher die Kaiserchronik entstand, darlegt, so ist es dieses. In einem größeren Maßstabe treffen wir die Züge, welche jenes poetische Geschichtswerk charakterisiren, in diesem wieder. Ich bemerke gleich hier, daß es jetzt stets sichtbar wird, wie man von den Werken der Phantasie zu denen des beobachtenden Verstandes, zu Naturkunde und Geschichte übergeht. Alle eigentlich poetischen Werke fangen nun an, Gelehrsamkeit in diesen Fächern auszukramen; während auf der andern Seite Werke in diesen Fächern, namentlich die Chroniken, poetische Form annehmen. Diese letztere Gattung glaube ich nur bezeichnen, aber nicht weiter erörtern zu dürfen: wo, wie gleich von den in diesen und den nächsten Zeiten entstandenen Werken der Enikel, Hornet, Hagen und Andern das historische Element Zweck und Hauptsache ist, gehören diese Werke natürlich der Geschichte der Historiographie an, indem sie offenbar die poetische Form bloß tragen, weil noch keine Prosa gebildet war, obwohl sie auf der andern Seite nicht minder ein Beweis davon sind, daß man jetzt die Würde und das Wesen der Poesie ganz aus den Augen verlor. Wenn aber dies am Uebergange gezeigt ist, so hat der Geschichtsschreiber der Dichtung seine Pflicht gethan. So wenig ich nun auf eine etwaige historische Quelle der Kaiserchronik nähere Rücksicht würde genommen haben, so wenig auf die Reimchroniken, die nach Rudolfs Weltchronik folgten; beide diese Zwitterwerke selbst aber durfte ich nicht übergehen. Unser dichterischer Historiker legte nämlich mit seinem ungeheuren Werke den Grund zu den bekanntlich höchst zahlreichen Reimchroniken späterer Zeit; sein Opus selbst ist vielfach fortgesetzt und variiert und interpolirt worden, und wer in irgend einem Handbuche der Literatur<sup>328)</sup> der Zahl und der Beschaffenheit der Handschriften, die uns erhalten sind, nachspäht, der wird leicht finden, welcher ein beliebter Gegenstand diese historischen Verse damals gewesen sein müssen, wie wohl Rudolf die Zeit verstand und wie richtig er den Geschmack derselben traf. Es wird uns dann nicht wundern, ihn ganz in

328) Grundriß von Büchling. p. 225 sqq.

dem übermüthigen, weisedünkligen Ton der Kaiserchronik von seinem Werke sprechen zu hören; wie er die beste Rede beginne, die je ein deutscher Mann gedichtet habe<sup>329)</sup>, und wie er vollkommen so wie jene seinen Stoff den lügenhaften Mährn entgegensezt, die er früher im lieben Wahn auf Ehre und Ruhm gedichtet habe mit sündhaftem Munde; so daß er nun mit diesem Gedichte die alte Schuld zu tilgen hoffe<sup>330)</sup>. Sobald man aus solchen Gesichtspuncten solche Gegenstände behandelte, so war es kein Wunder, daß man von der lustigsten Höhe der früheren Poeten auf das Materiellste herabsank; am Ende bildeten sich die Dichter schon auf die Masse und den Umfang ihrer schon durch die Mühe verdienstlichen Poesien mehr ein als auf irgend eine andere Eigenschaft. Kein Wunder ferner, daß auf diesem Wege eine solche Fruchtbarkeit möglich ward. Dieser Rudolf hat außer den zahllosen Versen seiner Chronik und dem übrigen bereits Angeführten, theils Erhaltenen, theils Unbekannten, auch noch einen Alexander<sup>331)</sup> nach Walther von Castiglione gedichtet, der eben so dem Umfange nach den Lambert übertrifft, wie seit jenen Zeiten der Umfang aller und jeder Gedichte in regelmäßigen Steigen war, und außerdem auch noch einen trojanischen Krieg, der wohl auch nicht von kleinem Maße gewesen sein mag<sup>332)</sup>. Ueber allen diesen Dingen will ich mich so wenig aufhalten, als über dem trojanischen Kriege des Conrad von Würzburg<sup>333)</sup>, der als ein solches kolos-

329) Weltchronik. Cod. Pal. 146. Fol. 1c.

Ich wil — der besten rede beginnen,  
 der sich vor mir ic tutscher man getichtent solt genemen an;  
 der besten? ia, daz sprich ich vol,  
 daz ich wol also sprechen sol; an starken sinnen gewarn  
 an mären und unwardelbarn ist si diu beste, bez gih ich.

330) Fol. 3d.

Hett ich des gedingen niht zu got und solche zuversicht,  
 daz mir die genade sin mit weiser lere würde schin,  
 und daz mir diu geisthe niht ander schulden sihte,  
 die mit sunllicher mizgetat min münt ofte gedienet hat  
 an tuglichen mären gen got wandelbaren,  
 der ich leih etliches han getichtet uf den vil lieben wan,  
 daz ich durch diu märe vil dære werden wære  
 den leuten die si hören lesen, und sol es dabi also wesen,  
 daz mir miner arbeit von dem niht würd dancz gesait,  
 süßwiltlichen und also; daz ich es mit eten würde fro,  
 durch den ich diu pncz sihten wil; so wær der arbeit alzevil u. s. w.

331) Hf. in München.

332) Lachmanns Auswahl. p. IV.

333) Ein Theil gedruckt in der Sammlung von Müller, Band. 3.

saless Niesenwerk neben alle diese Erscheinungen gehört, wie es der Dichter selbst mit einem Flusse vergleicht, in dem wohl ein Berg versänke, oder mit einem bodenlosen Meere von Sagen, in das sich viele Mähren ergießen, wie die Ströme in den Decan. Alle diese Werke, wie sie mit ihrem äußeren Umfang alles Vorige überflügeln wollen, haben kein anderes Charakterische, als daß sie auch der Schilderung nach copiren, wie dem Stoffe nach, und auch dort wie hier zu überbieten suchen. Wir fanden das schon oben in anderen Werken; man darf nur den trojanischen Krieg aufschlagen, um an der Beschreibung des Kampfes zwischen Hector und Pelens, oder der Liebesintrigen zwischen Jason und Medea, zwischen Achill und Deidamia zu sehen, wie alles ähnliche, was der Art früher gedichtet ward, übertroffen werden soll und eben dadurch weit dahinter zurückbleibt. Hat es Konrad, wie er überhaupt von viel poetischerer Natur ist, auf diese Ueberlegenheit in der Darstellung abgesehen, so galt es dem Rudolf um die Materie; und wie die Kaiserchronik in den Rahmen der Kaisergeschichte ihren frommen Stoff einfügt, so dient auch dem Rudolf sein Gottfried von Witerbo zu nichts, als um alles mögliche einzuschalten, was ihm allerhand Gelehrsamkeit an die Hand giebt. Sein Reimwerk verhält sich zu Gottfried, wie die wälischen Trojanersagen zu Dictys und Dares. Statt des theologischen Raisonnements des Presbyters setzt er die Facten der Bibel, wie jene die ächten Sagen irgendwo auftrieben und in die schwülstigen Verse des Dares hineinrugen. Durchweg tritt an die Stelle von Gottfrieds Gelehrsamkeit eine ganz andere, und wie in der Kaiserchronik durch die Wunder, so wird hier die wahrhaftige Geschichte entstellt durch geographische und naturhistorische Fabeln, durch Mythologie und Sagenhistorie, ja durch die Aufnahme eigentlicher poetischer Stoffe. Das Verhältniß der Bearbeitung zur Quelle ist daher eigentlich ein blos scheinbares; man erkennt die letztere aus der ersteren kaum wieder. Wenn in dem Original ein Priester, ein Gelehrter, ein Philosoph, der nicht weiß wo er seine confuse und disparate Gelehrsamkeit, seine subtilen Gedanken und seine Zeit hinbringen soll, in Einem Zuge seine Belesenheit in der Bibel wohlgefällig auskramt, wenn er seine Verse mit der Prosa wechseln läßt, in der Hoffnung, damit die Langeweile seiner Leser zu tödten, wenn er in seinen Versen allen scholastischen Witz und alle poetische Reim-

und Wortspielerei springen läßt; freudig über die Leichtigkeit mit der er sich in seiner Dialectik und seine Dialectik sich in seinen Versen bewegt; wenn er mit seinen Geschichten aus dem neuen und alten Testamente, aus lateinischen und barbarischen, aus christlichen und heidnischen Historikern, mit dem Abwechselung in platonischer und hebräischer Philosophie zu unterhalten sucht, wenn er mit wirklicher Gelehrsamkeit bald polemisiert; bald referirt; bald selbst statuiert und dabei überall die innere Befriedigung eines selbstgefälligen Pedanten an den Tag legt, so ist das Alles trostlos genug; aber man begreift doch am Ende, aus welchen Quellen all das fließt, und kann wenigstens die Leser nachweisen, für die das berechnet war. Allein sich einen geduldrigen Deutschen und seine Langeweile vorzustellen, die er mit diesem langweiligen Geschichtspoem vertreiben will, zusammt der Langeweile, die es dem Dichter dictirte, ist wohl nur möglich, wenn man einmal selbst eine Langeweile erfahren hat; in dem einen das Schlechteste zur Unterhaltung gut genug gewesen wäre. Hier wird dem Latiner seine Belesenheit abgeborgt; allein für Alles was ihm Hauptsache sein würde, hat der gute Rudolf keine Worte; die Einbildung des lateinischen Verfassers fließt mit in den demüthigen Deutschen über der seine Unfähigkeit selbst kennt; die subtilsten Sätze im abstrüthigsten Latein werden ersetzt durch ein trocknes unbestimmtes Geschwäg; die poetische Prosa des Gottfried wird zur prosaischen Poesie; an die Stelle des Redewechsels, der scharfsinnigen Gegensätze und der Mannichfaltigkeit, die das lateinische Werk anstrebt, tritt ein ewiges endloses Unisono in Form und Vortrag; an die Stelle des Behagens und des Gelehrtendünkels nichts als Lamentationen über die Kunstlosigkeit des Dichters; wo dort hochtrabender Wig und Grübeleien der Scholastik stehen, finden sich hier zuweilen die Ländeleien der Minnesinger; für eine philosophische Erörterung ein Gebet; statt einer theologischen Paraphrase der biblischen Geschichte die Erzählung der Geschichte selbst. Wir müssen uns begnügen, die fromme Entäußerung anzuerkennen, die dies Werk erschuf; wir müssen dies Extrem der Prosa neben dem hochfliegenden poetischen Dünkel des Konrad ansehen, wie die sonderbare Vereinigung von Rasteiung und Selbstquälerei mit der möglichsten Schwäche und der frömmelnden Passivität in der Religion; und beides berührt sich auch viel natürlicher, als man glauben sollte.



Denn man gehe nur einmal dem gerühmten Künstlergenius des Konrad von Würzburg auf den Grund, um zu finden, wie auch Er mit dem Einen Fuße schon in all der prosaischen Platteheit steht, die jetzt neben dem hochpoetischsten Schwulst allgemein wird, wie ja auch immer die ärgste Prosa im Geschmacke einer Zeit nur das Ueberladenste für Poesie hält. Die Einleitung in den trojanischen Krieg ist in einer ähnlichen Art als das Werk eines ächt dichterischen Geistes bewundert worden, wie man z. B. die des Diodor als eine Musteransicht von Geschichte gepriesen hat. Beides konnte nur die Oberflächlichkeit aussprechen und sie konnte damit nur die Oberflächlichkeit irre leiten. Der Dichter beginnt mit der Klage über die schwindende Kunst, wie er auch ein eignes Gedicht über diesen Gegenstand verfertigt hat<sup>334</sup>), über die wenige Pflege die sie noch findet, über die Seltenheit ächter Meister. Er klagt über die Theilnahmlosigkeit, mit der sich nun Alles von Rede und Gesang abwende; doch wolle er darum nicht sein Singen lassen und seiner Zunge ihr Amt verbieten, sondern nur in sich selbst die Befriedigung suchen, die die Welt der Kunst jetzt versage<sup>335</sup>). Eine solche Bescheidenheit und Genügsamkeit möchte vielleicht den Philosophen und überhaupt jeden Mann zieren, der sich vor Allen über sich und die Welt aufklären will, wer aber irgend wie mit den Kräften seines Geistes wuchern, wer producierend wirken, wer dichtend auftreten will, der drängt sich doch besser, wie jener, „dem die Muse das machtvollste Geschloß gewaltig pflögte“ in den Kreis der siegreichen Könige und sucht seine Weisheit in der Welt leuchten zu lassen. Daher reimte denn unser Konrad vor sich hin und bedachte nicht, daß sich mit solchen Ansichten der blühende Ton des Anfangs und die erste Begeisterung

334) Nltd. deutsches Museum. Band I.

335) Vers 140.

Dur was verbere ich die vernunft, die dike und ote fröwer mich?  
 ob niemant septe mer; denne ich, doch seite ich und sunges,  
 dur das mir selben clunge min rede und miner stimme schal;  
 ich tere alkam die nachtegal, du mit te sanges döne  
 ir selben dike schöne die lange stunden kurzer;  
 swenne über si gesturzet wirt ein gezelt von loube,  
 so wirt von ir das loube gefilde lute crischellet,  
 te don ir wol gefellet dur das er truren sidret,  
 ob si da niemant horet, das ist ir als mere  
 als ob leman da wäre, der si vernemen künde vol,  
 seht also wil ich und sol dur das nichte lassen minen list,  
 das ir so rehte wenic ist, die min genhte wol vernemen u. s. w.

nicht bis auf die zehnte Seite werde fortführen lassen. Und wenn auch jene weitere Ansicht unseres Dichters, daß die Dichtkunst unter allen Künsten die einzige ist, die nicht gelehrt und gelernt werden kann<sup>336)</sup>, von einem höhern Begriffe der Kunst in ihm zeugt, so wie er auch sonst den angeborenen Genius von dem gemeinen Talente sehr schön zu unterscheiden weiß, den von Natur Weisen vom Gelehrten<sup>337)</sup>, so ist dies nur ein Beweis von einem offenen Kopfe, von einem passiven Vermögen des Geistes, das man mit Recht auch an unserer neueren romantischen Schule als bezeichnend gefunden hat, mit der diese letzten Dichter überhaupt außer vielen Ähnlichkeiten besonders die schlagenden haben, daß sie sich der Dichtung oder der mangelnden Liebe für die Dichtung überdrüssig, davon abwenden und auf ernstere Fächer und Beschäftigung des Verstandes übergleiten, wie wir an manchen unserer jüngsten Dichter erleben. Von einem poetischen Sinne aber zu einem Poeten ist noch ein sehr weiter Schritt. Und wenn man von irgend einer Dichtkunst sagen kann, sie ist gelehrt und gelernt, so ist es ganz gewiß die des Konrad. Von der unlernbaren Kunst der Menschenkenntniß, der Seelenbeobachtung, der lebendigen und wahren Darstellung hat er seinem Gottfried von Strasburg nichts abgesehen, aber wo es aufs Ausschmücken, aufs Verschwenden großer Kräfte an kleine Dinge ankommt, da hat er den Meister zu erreichen gesucht, und hat diese Künste sogar in allerhand Beschreibungen und Malereien angewandt, die Gottfried verschmähte, er hat also nicht einmal überall mit Geist und dichterischem Sinne abgelernt. Daß auch trotz aller Anstrengung, sich auf der idealen Höhe der alten Sänger zu halten, Konrad in das Platte und Profaische überstieße, in dem sich Rudolf schon breit niederließ, sehen wir oben schon an seinem Schwanritter und man sehe nur einmal im trojanischen Kriege die Stelle an, die sich mit den alten Göttern beschäftigt, welsch eine trockne Ansicht das Ganze darstellt, und

336) Vers 74. — sin (des Dichters) fröge und sin kunst,  
nach vollenlichen eren mag neman in geleren,  
wan gottes kunst alleine. Kein mensch lebt so reine  
dem got der selben gunde, das er gelerenen kunde  
wort und wise richten.

337) Vers 6453.

Ere und meisterschaft sint guot, swer aber sinneichen muot  
von angebörner tugent hat, des wise get vür allen rat,  
der von meisterschaft kumet.

mit welchem Ungeschmack er im Rathe der Unsterblichen den Apoll mit seiner Apotheke und Latwergblüthe auftreten läßt. Auch seine kleinen Erzählungen, wie Engelhart und Engeltrut<sup>338)</sup>, das Herz<sup>339)</sup> und Andere, die vielleicht noch das empfehlendste sind, was er hinterlassen hat, stehen mit seinem größeren Werke in einem eigenen Organsatze; sein Otto mit dem Warte<sup>340)</sup> dazu, der besonders schön erzählt ist, hat schon etwas von der Vasallenrobbheit, welche die anarchische Zeit darstellt, die den späteren Dichtungen bald herrschende Züge zu liefern anfängt.

Noch hätte ich einige Dichter aus dieser Zeit der Mitte des 13ten Jahrhunderts anzuführen, allein ich glaube, es ist genug geschehen, um dieselbe zu charakterisiren. Mit den poetischen und idealen Bestrebungen der hohenstaufischen Kaiser sank auch die Poesie herab; sie sucht bald, eben wie die Kaiser an der Scheide des 13ten und 14ten Jahrhunderts noch einmal zu den alten Plänen der Hohenstaufen zurückkehren, noch einmal mit der alten Kunst zu wetteifern, allein in beiden Fällen bleibt es beim erfolglosen Nachahmen. Mit der materielleren politischen Richtung der Kaiser seit Rudolf steht die ähnliche poetische der gleichen Zeit in genauer Parallele. Man hatte früher in Kunst wie im Staate das Nahe versäumt über dem Entfernten und jetzt fängt man das Umgekehrte an. Ehe wir diese letzte neue Richtung verfolgen konnten, mußte ich die Dichter besonders betrachten, in denen sich der Zwiespalt zu erkennen gab, der auf diese Erscheinung vorbereitete. Dies ist zuletzt geschehen. Ich hätte, wie ich bemerkte, noch die vielen Fortsetzer, namentlich Turlin, Türheim, Briberg und Andere hier nennen sollen, deren Beschäftigungen selbst am besten ausweisen, wie diese noch versuchten, auf dem alten Wege fortzugehen. Allein ich finde sie alle zu werthlos, als daß ich mich weiter dabei aufhalten möchte; es scheint mir, als ob die Leser vorbereitet genug wären, die nächsten Erscheinungen, zu denen wir nun übergehen, sich vollkommen zu erklären.

338) Ein Auszug davon in Eschenburgs Denkmälern.

339) Cod. Pal. 341. Fol. 346.

340) Ibid. Fol. 241.

## I n h a l t.

---

|   | Seite. |
|---|--------|
| Einleitung . . . . .  | 1      |
| I. Spuren der ältesten Dichtung in Deutschland . . . . .                        | 18     |
| II. Wirkungen der Völkerverwanderung auf den historischen Volksgefang . . . . . | 37     |
| III. Geistliche Dichtungen im 9ten Jahrhundert . . . . .                        | 59     |
| IV. Volksdichtung in den Händen der Geistlichen . . . . .                       | 76     |
| V. Uebergang zur ritterlichen Poesie der hochensaußischen Zeit.                 |        |
| 1. Fränkische Zeit . . . . .  | 95     |
| 2. Reinhart Fuchs . . . . .   | 102    |
| 3. Kreuzzüge . . . . .  | 123    |
| 4. Französische Volkssepos . . . . .  | 137    |
| 5. Legenden und Novellen. Veränderter Geschmack der Zeit . . . . .              | 152    |
| 6. Ausartung der Volkspoesie . . . . .  | 171    |
| 7. Einführung britischer Dichtungen . . . . .                                   | 195    |
| 8. Antike Dichtungen in neuer Gestalt . . . . .                                 | 215    |
| VI. Regeneration des deutschen Volkssepos . . . . .                             | 251    |
| VII. Blüthe der ritterlichen Lyrik und Epopöe.                                  |        |
| 1. Minnegefang . . . . .  | 284    |
| 2. Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg . . . . .                      | 322    |
| 3. Wolfram von Eschenbach . . . . .   | 344    |
| 4. Gottfried von Straßburg . . . . .  | 372    |

VIII. Reproduction früherer Dichtungen. Erste Spuren des bürgerlichen Elements.

|   |     |
|---|-----|
| 1. Didactische Poesien . . . . .                    | 395 |
| 2. Legenden . . . . .                               | 424 |
| 3. Reinhart Fuchs. . . . .                          | 443 |
| 4. Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems . . . . . | 461 |























